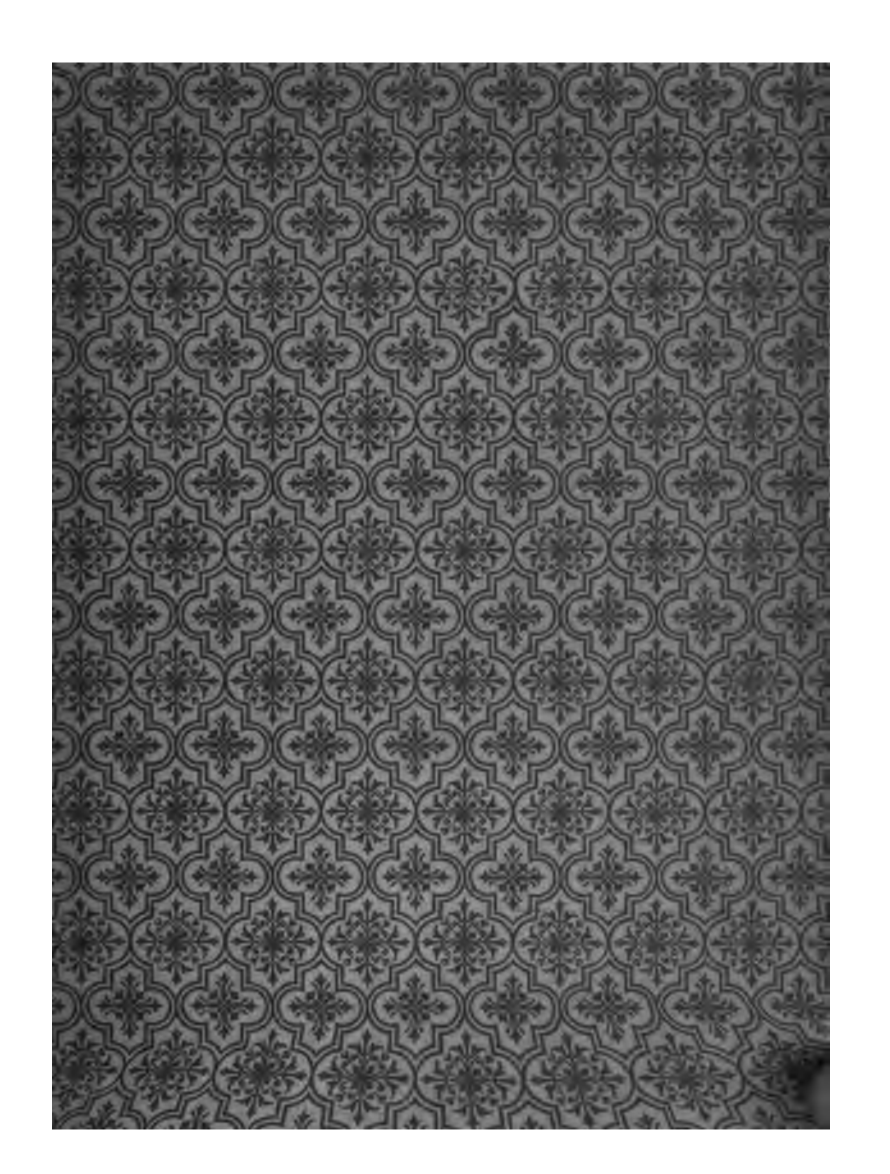



Stanford University Libraries
3 6105 117 029 087





Goethe - Lyrische Gedichte

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

XVII—XIX. Lyrische Gedichte 1—3.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Goethes
lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Goethes
lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Erster Band.

Goethe als lyrischer Dichter.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1875.

Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstvoll seine Macht.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Seit dem Jahre 1858, in welchem die erste Auflage dieser Erläuterungen erschien, hat die Kenntniß Goethes, und zunächst seiner Lyrik, durch Eröffnung neuer Quellen, Mittheilung unbekannter Gedichte oder früherer Fassungen derselben, Entdeckung zu Grunde liegender Darstellungen, kritische, sachliche und ästhetische Betrachtung wesentlich gewonnen. Diese bei der vorliegenden völlig umgearbeiteten Auflage möglichst zu verwerthen bin ich eifrig bestrebt gewesen. Besonders gefördert wurde ich durch die so einsichtige wie wohlwollende Anzeige meines Ver-

suches von Gustav von Löper in Herrigs „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" XXVI, 93—102. Demselben feinen und kenntnißreichen Goethekenner verdanke ich ein umfangreiches handschriftliches Heft eingehender, das Buch von Anfang bis zu Ende begleitender Bemerkungen, und auch die von ihm der bei G. Hempel in Berlin erscheinenden Ausgabe Goethes gewidmete Thätigkeit gereichte mir zu entschiedenem Vortheil. Neben Löper verdanke ich manches der kleinen Schrift von Woldemar Freiherrn von Biedermann „Zu Goethes Gedichten". Gosches von Schnorr von Carolsfeld fortgesetztes „Archiv für Literaturgeschichte" bot in den Beiträgen Boxbergers, Burkhardts, Gosches, von Löpers u. a. manches Neue. Durchgesehn habe ich, aber nichts mir Unbekanntes, das Berücksichtigung verdient hätte, gefunden in der „zweiten, gänzlich umgearbeiteten" Auflage der Erläuterung der goetheschen Gedichte von Heinrich Viehoff. Ich würde des Buches hier gar nicht gedacht haben, sähe ich nicht die Lage der Dinge vollständig entstellt durch folgende

Aeußerung der Vorrede: „Sollten Kritiker sich veranlaßt finden, meine Schrift in der jetzigen Gestalt mit einem inzwischen von anderer Seite veröffentlichten ähnlich (?) angelegten Kommentar über Goethes Gedichte zu vergleichen, so darf ich wohl von ihrer Gerechtigkeit erwarten, daß sie, bei etwaiger Wahrnehmung von Uebereinstimmendem, gewissenhaft auf den Inhalt der ersten Auflage meines Werks, und insbesondere auch auf die Nachträge im dritten Theile desselben zurückgehen, ehe sie ein Urtheil über Priorität oder Nachschreiben fällen." Das deutet doch wohl deutlich genug darauf hin, daß der Verfasser mir nichts verdanke, wozu es denn bestens stimmt, daß er meiner gar nicht gedenkt, obgleich er nicht allein zahlreiche urkundliche Angaben über die Entstehungszeit einzelner Lieder, die ich zuerst zu geben in Stand gesetzt war, bis auf die Druckfehler wortgetreu abgeschrieben, sondern auch einzelne kleine Entdeckungen von mir, wie z. B. über die Quelle der Ballade der Gott und die Bajadere, des Paria, des Gedichtes Eigenthum, sowie manche

zur Erklärung dienende Nachweisungen harmlos sich angeeignet hat. Auch war ihm der Stoff fast vollständig zur Hand, so weit meine Erläuterungen reichen, d. h. bis zum Jahre 1858, dagegen hat er von den spätern Erscheinungen so wenig ausreichende Kenntniß, daß er, um nur dies eine zu nennen, sogar den Briefwechsel Goethes mit Karl August, der z. B. für die römischen Elegien so bedeutend ist, unbenutzt gelassen hat. Viehoff hatte Gelegenheit genug, sehr vieles, was von 1858 bis 1870 zur Förderung des Verständnisses der lyrischen Gedichte geschehen war, dem von mir gebrachten Stoffe nachzutragen, er hat sich aber dieser mühevollen Arbeit lieber entzogen und sich mit dem, was ihm gerade zuflog, begnügt, dafür aber den Leser mit der Versicherung beruhigt, der Reichthum der Goetheliteratur des letzten Dezenniums sei für die neue Bearbeitung nicht unbenutzt geblieben, und klug zu verstehn gegeben, daß er von mir nichts genommen habe. Freilich wird auch dem sorgfältigsten Forscher bei einer solchen Arbeit immer eines und das andere entgehn, und so wähne ich keineswegs,

daß nicht eines und das andere von mir übersehen worden, aber wenigstens die entschiedene Absicht, sich des gesammten Stoffes zu bemächtigen, muß ein Erklärer zu seiner Arbeit mitbringen. Das ist eben bei Viehoffs zweiter Ausgabe nicht geschehen, die ich durchaus nicht als mit der Zeit fortgeschritten betrachten kann. Mir wird die Vergleichung meiner beiden Auflagen mit den beiden der viehoffschen Arbeit nur sehr erwünscht sein. Diese Erklärung war ich der Sache und mir selbst schuldig.

Die Einleitung, welche in unserer ersten Auflage kaum zwei Bogen einnahm, ist hier zu der umfänglichen Abhandlung „Goethe als lyrischer Dichter" erweitert, die ein Gegenstück zu der ähnlichen meiner Erläuterung von Schillers Gedichten vorgesetzten bildet. Es galt hier die Entwicklung und Ausbildung der lyrischen Dichtung Goethes genau nachzuweisen und von den einzelnen Gedichten, so weit es möglich war, die Entstehungszeit aufzufinden, was bei manchen nur durch die genaueste im Zusammenhang gegebene Forschung möglich war. Auch schien es zweckmäßig hier gelegentlich

die bis jetzt nicht in die gangbaren Taschenausgaben übergegangenen Gedichte mitzutheilen und nöthigenfalls mit Erklärungen zu versehn. Die Erläuterungen selbst sind gleichmäßig neu durchgearbeitet und alles, was neuerdings zum Verständnisse oder zur Entstehung der einzelnen Gedichte beigebracht worden, selbständig benutzt worden. Hoffentlich wird man auch hier eine wesentliche Verbesserung und manches Neue finden. Nach einem mir geäußerten Wunsche bin ich näher auf das einzelne eingegangen. Den Divan habe ich diesmal von den lyrischen Gedichten ausgeschlossen; er wird seine besondere Erläuterung finden. Die Erläuterungen werden in drei Bänden abgeschlossen sein.

Möge es auch der vorliegenden neuen Auflage beschieden sein, für die immer lebendigere Auffassung und liebevollere Aneignung unseres größten Lyrikers an ihrem Theile förderlich zu wirken!

Goethe als lyrischer Dichter.

Hatte Klopstock die deutsche Dichtersprache aus dürftiger Gemeinheit, nüchterner Ohnmacht und leerem Wortgepränge zu reicher Würde, bezeichnender Kraft und gehaltvollem Leben erhoben, so sollte ein Vierteljahrhundert später in Goethe ihr der Meister erstehn, der sie mit reinem Gefühl beseelte, sie die Tiefen der Menschenbrust in ebenso lieblichen als gemüthlichen, ebenso klangvollen als herzergreifenden Weisen offenbaren lehrte. Wenn der obersächsische Dichter, der seine Jugend auf einem an der Saale gelegenen Gute verlebte, von dem stolzen Gefühle des Adels unseres einst so großen Volkes durchdrungen, eine seiner würdige Dichtersprache zu schaffen sich ernstlich vorgesetzt hatte, wenn er mit dem mächtigen Drange seiner vollergriffenen Natur sich über alles Gemeine hinweghob, dabei aber aus Mangel frischer Natürlichkeit, sinnlicher Anschaulichkeit und ureigener Schwungkraft oft ins Gezwungene und Harte fiel und der hinreißenden Gewalt lebendiger Unmittelbarkeit entbehrte, so strömte der Sohn der altkaiserlichen deutschen Reichsstadt, der niederfränkische Dichter des schon dem Rheine nahen Main, dessen kecke, muntere, bilderreiche Sprache den entschiedenen Gegensatz zum feinen und gemessenen Obersächsischen bildet, die innersten Gefühle seines Herzens, wie eine Aeolsharfe, in unwillkürlich sich ergießendem, von angeborenem Wohlklang getragenem Sange aus. Alles, was seine Seele er-

griff, regte seine Einbildungskraft im reinen Einklang mit innigem Gefühle auf, die es im sinnlichsten, den Wogenschlag seiner Brust rein abspiegelnden Bilde verklärte. Seine frischen Lieder sind der natürliche Ausdruck des lebhaft empfundenen, in durchsichtiger Klarheit und anschaulicher Verkörperung vordringenden Gemüthes, das auch die Sprache mit ureigener Kraft erfaßt und ihr jenen hellen Silberklang, jenen glücklichen Fluß, jene bezaubernde Leichtigkeit und Eindringlichkeit verleiht, durch welche Goethe, der Liebling der Grazien, ganz einzig dasteht, als vollendetster Dichter des deutschen Gemüthes, wogegen, wie in Klopstock deutsche Würde, deutscher Ernst, deutsche Vaterlandsliebe und ideale Schwärmerei ihren rhythmisch gehobenen Ausdruck erhalten hatten, Schillers Geist das tiefsinnige Versenken des deutschen Gedankens in die Welt der Erscheinungen dichterisch verklärte, während Bürger, der als deutscher Volksdichter große Wirkungen übte, leider mehr zum Volke herabstieg, um es mit seinen eigenen Anschauungen, Gefühlen und sein Grauen wie seine Lust anregenden Geschichten zu unterhalten, statt es zu sich emporzuheben, mehr des Volkes Diener als sein geweihter Sänger war. Bürger ist deshalb, bei seiner hohen Begabung für das Volkslied, von der Zeit, die ihn gehoben, auch fast hinweggeschwemmt worden, während Schiller und Goethe als die beiden Stammhalter des deutschen Sanges in unverblichenem Glanze strahlen und zahlreiche Nachfolger fanden, welche sie an äußerer Glätte überboten und zum Theil durch eigenthümliche Richtungen selbständigen Werth erlangten, Klopstock einsam in seiner hohen Würde dasteht, fast nur den Gebildeten zugänglich, die sich auch meist durch seine Mängel von ihm abgestoßen fühlen, statt daß sie an der ernsten Würde des idealen Dichters von Gott, Vaterland, Freundschaft und Liebe sich erheben und erbauen sollten.

Ueber Goethes früheste lyrische Versuche wissen wir nichts Genaueres; kein einziges Gedicht aus seinen ersten fünfzehn Jahren hat sich erhalten. Der Knabe fand unter den Büchern seines Vaters die Dichter von Besser, von Canitz, von Creuz, Drollinger, Fleming, Gellert, Haller in schönen Franzbänden; er las sie fleißig, manches aus ihnen prägte sich seinem Gedächtnisse ein und er begann, wie er im Jahre 1827 bei Gelegenheit der Biographien deutscher Dichter von Varnhagen von Ense berichtet, „auf ihrem Wege fortzudichten". Aber auch die Kirchenlieder blieben nicht ohne Einfluß, und bald wurde er auch mit der leichten sogenannten anakreontischen Dichtung von Gleim, dessen Versuch in scherzhaften Liedern (1744, 1745) so großen Beifall gefunden, mit den lyrischen Gedichten von Uz und ähnlichen im Geiste der Zeit liegenden Erzeugnissen bekannt. Er selbst berichtet uns, es habe sich seiner und der Nachbarkinder, mit denen er gemeinsame Privatstunden hatte, eine gewisse Reim- und Verswuth durch Lesung der damaligen deutschen Dichter bemächtigt, und schon frühe habe er es lustig gefunden, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehn. Daran schließt sich die Erwähnung, einer sonntäglichen Zusammenkunft mit jenen befreundeten Knaben, wo jeder eigene Verse vortragen sollte. Er habe seine eigenen Gedichte immer für die bessern halten müssen, erzählt er; da aber seine Mitbewerber dies gleichfalls von den ihrigen, die ihm sehr lahm vorgekommen, geglaubt hätten, sei er endlich zum Zweifel gekommen, ob nicht wirklich die Arbeiten der übrigen besser seien. Als aber Lehrer und Eltern, welche auf diese dichterischen Zusammenkünfte aufmerksam geworden, ihnen einst eine Probearbeit aus dem Stegreif aufgegeben, habe er gut bestanden und allgemeines Lob davongetragen. Leider schwebt diese schon im ersten

Buche der Lebensbeschreibung gegebene Mittheilung zeitlich ganz und gar in der Luft, doch dürfen wir diese Uebungen, bei aller Frühzeitigkeit des begabten Knaben, nicht vor das elfte Lebensjahr setzen, da wir sonst auch eine wunderbare Frühreife aller seiner gleichalterigen Genossen annehmen müßten. Im vierten Buche seines Lebens gedenkt er eines durch die hebräischen Stunden beim Rektor Albrecht hervorgerufenen „prosaisch-epischen" Gedichts über die Geschichte Josephs, das er zu seiner eigenen Verwunderung wirklich vollendet habe. „Als das Werk fertig war, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden seien, die mir auch jetzt nicht verwerflich schienen, welche, in ein Format mit Joseph zusammengeschrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel vermischte Gedichte geben könnte, welcher mir sehr wohl gefiel*), weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl sogenannter anakreontischer Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Silbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts sehr wohl von der Hand gingen. Allein diese durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil sie keine Reime hatten und ich doch vor allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünschte. Desto mehr schienen mir geistliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des jüngsten Gerichtes von Elias Schlegel**) sehr eifrig versucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Christi

*) Das Erscheinen solcher Sammlungen vermischter Gedichte fällt erst später.

**) Hier findet eine offenbare Verwechslung statt; denn nicht Elias Schlegel, sondern dessen Bruder Johann Adolf hat geistliche Gedichte dieser Art, aber auch keines über das jüngste Gericht geschrieben, und Goethe scheint nicht sowohl diesen als Johann Andreas Cramer nachgeahmt zu haben, dessen viel-

geschriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück, mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntäglichen Kirchenmusiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, studirte ich fleißig. Sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, davon ich mehrere nach der vorgeschriebenen Art verfertigt hatte, ebenso gut verdienten, komponirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigirt und in gute Ordnung gebracht." Als er dem Vater die zierlich geschriebene und sauber gebundene Handschrift überreichte, munterte dieser ihn auf, ihm jährlich einen solchen Quartband zu liefern. Den Unterricht im Hebräischen beim Rektor Albrecht dürfen wir kaum vor das elfte Jahr des Knaben setzen; denn zu Anfang des Jahres 1759 hatte er im Griechischen noch keine so großen Fortschritte gemacht, daß der besonnene Vater das Hinzutreten eines neuen Sprachunterrichts gelitten haben sollte. Goethe scheint dies auch wirklich dem Jahre 1760 haben zuweisen zu wollen. In dem Schema zu seiner Lebensbeschreibung steht die Angabe: „Roman in mehrern Sprachen. Einleitung. Englisch. Judendeutsch. Hebräisch. Alter Rektor", durch offenbares Versehen auf dem Blatte des Jahres 1750; die Vermuthung liegt nahe, daß bei der nachträglichen Eintragung dieser Erinnerung der Dichter sich gerade um zehn Jahre versehen, das Blatt von 1750 statt das von 1760 gewählt habe. Die Dichtung Josephs

---

gelesener 1759 und 1760 erschienener nordischer Aufseher ihm nicht unbekannt geblieben sein wird. Vgl. unten S. 10. 16 f. und die Erläuterungen zu den vermischten Gedichten 66.

würde dann etwa in das Jahr 1761 gehören, so daß der junge Dichter etwa zum neuen Jahre 1762 den Vater mit diesem Bande erfreute. Bleibt auch eine ganz sichere Zeitbestimmung unmöglich, so viel steht fest, daß der Knabe in sehr frühen Jahren, wohl vom zehnten an, sich in den verschiedensten Gedichtformen versuchte, in Kirchenliedern, in geistlichen Oden, in reimlosen sogenannten anakreontischen Gedichten scherzhafter Art. Freilich ist es eine jedem Einsichtigen unzweifelhafte Verschiebung des Gedächtnisses, wenn Goethe das Gedicht auf die Höllenfahrt Christi schon in diese Zeit setzt; aber daraus folgt nicht, daß der Knabe sich nicht schon damals mit ähnlichen Dichtungen beschäftigte. Eben alle dichterischen Formen weckten seine Nachahmung (führt er ja sogar gelegentlich an, daß er als Kind den Terenz nachgeahmt habe), doch dürfte sich diese Nachahmung kaum vor dem vollendeten zehnten Lebensjahre entwickelt haben; denn seine unter dem Namen Labores juveniles gesammelten Jugendübungen (von 1757 bis zum Anfange des Jahres 1759), enthalten keine Spur eines Versuches in dichterischer Form, und doch sollte man denken, Goethe werde auch von seinen ersten Gedichten, die er ohne Zweifel sich besonders sauber abschrieb, eine Probe dem Hefte beigefügt haben, wären solche bereits in diese Zeit gefallen. Gerade die Beschränkung dieser Labores juveniles auf die zehn ersten Jahre scheint darauf zu deuten, daß er den Beginn seiner freien Entwicklung mit dem vollendeten zehnten Jahre setzte. Von diesem an wird der Knabe mit voller frischer Kraft sich der verschiedensten dichterischen Formen bemächtigt und mit steigender Leidenschaft sich die neuen deutschen Dichter, so viel er deren habhaft werden konnte, angeeignet haben. Das Schema zur Lebensbeschreibung setzt die Bekanntschaft mit den obengenannten Dichtern, wie auch mit dem vom Vater seiner reim-

losen Hexameter wegen verbotenen klopstockschen Messias noch vor die Besetzung Frankfurts durch die Franzosen, in das Jahr 1758. Aus dem Messias lernte er mit der Schwester die auffallendsten Stellen, sowohl die zarten als die heftigen, auswendig. Der wechselweise Vortrag des Gespräches von Satan und Adramelech führte zu einem tragikomischen Auftritt, der die entschiedenste Wiederholung des Verbotes des reimlosen Gedichtes hervorrief. Daß durch das Lesen der Dichter die Nachahmung des Knaben lebhaft aufgeregt wurde, war bei ihm um so weniger zu verwundern, als ein gleicher Trieb auch die Altersgenossen ergriffen hatte; nur mußte er bei ihm um so mächtiger auftreten, als seine glühende Einbildungskraft durch die Märchenerzählungen seiner Mutter, das Theater, das er schon frühe besuchte, selbst durch so manche zu dieser sprechende wunderliche Gebäude, Gegenden und Gebräuche seiner Vaterstadt und einzelnes Seltsame, was er über seine Familie hörte, genährt worden war. Daß er selbst durch seine Märchenerzählungen, besonders diejenigen, in welchen er in eigener Person sprach, seine Jugendgenossen sehr erfreut und angezogen habe, erzählt Goethe schon vor der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen, wie er auch vor dieser Zeit die Aufführungen von Puppenspielstücken, durch welche seine Einbildungskraft aufgeregt, sein Erfindungs- und Darstellungsvermögen außerordentlich gefördert worden, und die von ihm und seinen Altersgenossen in Person dargestellten Schau- und Trauerspiele erwähnt.

Seit der französischen Besetzung Frankfurts genoß der heranwachsende Knabe viel größere Freiheit, besonders ward er ein leidenschaftlicher Besucher der französischen Theatervorstellungen, zu denen er ein Freibillet für alle Plätze von seinem Großvater erhalten hatte. Hier sah er mehrmals die damals gangbaren

Stücke von dem Trauerspiel bis zum leichtfertigen Nachspiel herab, wodurch seine Einbildungskraft so lebhaft bewegt wurde, daß er bald sich selbst in einem französischen Nachspiel versuchte, ja er begann sogar ein französisches Trauerspiel. Das erstere setzt Goethes Schema in das Jahr 1760, das andere in das folgende. Im Herbst 1761 trat an die Stelle der französischen Schauspieler eine deutsche Truppe. Versuche in deutschen Gedichten wird der Knabe auch während der ernstlichen Beschäftigung mit dem französischen Drama nicht unterlassen haben. Den in Nachahmung von Mosers Daniel in der Löwengrube gedichteten prosaisch-epischen Joseph führte er damals zu Ende, wogegen der Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, in verschiedenen Gegenden der Welt zerstreut, jeder in einer andren Sprache sich von ihren Zuständen und Empfindungen gegenseitige Mittheilung machen, nicht zur Vollendung gelangte. An manchen Gelegenheiten, seine Gewandtheit in der Beherrschung der gangbaren dichterischen Formen zu zeigen, konnte es bei seiner so ausgedehnten Familie nicht fehlen, doch ist von solchen ebensowenig wie von andern Arten der Dichtung des heranwachsenden Knaben erhalten. Wie begeistert er auch mit seinem Vater für den großen Preußenkönig war, mit welcher Freude er auch die Siegeslieder auf diesen und die Spottlieder auf dessen Gegner abschrieb, wir hören nicht, daß er dadurch dichterisch aufgeregt worden sei; auch keines Gedichtes zur Feier des so freudig begrüßten endlichen Friedens wird gedacht. Freilich kann diese Nichterwähnung zufällig sein; hören wir ja, daß er dem Vater mehrere Quartbände Gedichte zurückgelassen, als er nach Leipzig ging; aber es bleibt doch sehr die Frage, ob die großen politischen Verhältnisse ihn selbst dichterisch begeisterten.

Auf sonderbare Weise sollte die dichterische Gewandtheit des

Knaben ihn bald in seiner unwürdige Verhältnisse bringen. Um diese zu beweisen, wurde er einst von einem seiner jüngern Bekannten aufgefordert, einen Liebesbrief eines verschämten jungen Mädchens an einen geliebten Jüngling zu dichten, wozu er sich bestimmen ließ, ohne zu ahnen, welchen schlimmen Gebrauch man davon machen werde. Auf einem Landausfluge mit diesem und andern sich anschließenden jungen Leuten gewöhnlichen Standes sollte er vernehmen, wie man den Brief einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben habe, der nun glaube, ein von ihm geliebtes Frauenzimmer habe ihm dadurch seine Neigung zu erkennen gegeben. Arglos ließ er sich bereit finden, für den gefoppten Menschen eine Erwiederung aufzusetzen. Doch als er an einem Abend, wo die muntere Gesellschaft sich spät zusammenfand, selbst Zeuge sein mußte, wie man diesen Menschen zum Besten hielt, ward es ihm nicht wohl, und er würde sich nicht weiter auf die Sache eingelassen haben, hätte nicht die Erscheinung eines Mädchens, einer Verwandten der beiden jungen Leute, in deren Hause man zusammengekommen war (man nannte sie Gretchen), einen wunderbaren Eindruck auf ihn geübt, den ersten, den ein weibliches Wesen auf seine Seele machte. Nur das Verlangen, diese, der zu Liebe er auch in die Kirche ging, wo er sie bald ausgespürt hatte, näher kennen zu lernen, ließ ihn auf den Wunsch eingehn, eine Antwort, welche der gefoppte junge Mensch von der vorgeblichen Geliebten erwartete, recht zierlich zu dichten. Da er sich dabei dasjenige dachte, was er selbst gern von Gretchen vernommen hätte, schrieb er alles aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art und ihrem Sinn so lebendig heraus, daß er selbst davon entzückt war. Wie dieser Brief eine nähere Verbindung mit Gretchen veranlaßte, auf deren dringendes Verlangen er ihn zurücknahm, und wie dieses Verhältniß sich dann weiter ent-

wickelte, hat Goethe unvergleichlich erzählt. Von Liebesliedern ist dabei gar keine Rede, nur von bestellten Gelegenheitsgedichten, zu welchen der zum Jüngling heranwachsende Knabe zum Vortheile der Gesellschaft sich hergab, aber Goethes spätere Darstellung, bei welcher wohl die Erinnerung manche Lücke dichterisch ergänzt, anderes, was sich dem Laufe der Erzählung nicht wohl einfügte, übergangen ist, schließt solche keineswegs aus. Das Uebermaß des Schmerzes über den unglücklichen Ausgang des Liebesverhältnisses, dessen Entdeckung ihm die besorgte Mutter am Morgen des 4. April 1764 mittheilte, ließ ihn zu keiner Sammlung kommen, diesen dichterisch auszuprägen; rastlos malte er sich das Unglück seiner Freunde, vor allem der Geliebten aus, bis die ihn folternde Unruhe ihn in eine Krankheit stürzte. Nur allmählich richtete sich sein Gemüth durch den freundlichen Umgang mit einem jüngern ihm beigegebenen Manne wieder auf. Aber die Lust an der Dichtung war zunächst ganz gewichen; sein ganzes Streben wandte sich leidenschaftlich dem Zeichnen nach der Natur zu, da ihn nichts mehr zu Menschen zog. Dieser menschenfeindliche Zustand konnte indessen nicht lange dauern; bald stellte sich das besonders durch Schwester und Mutter genährte Verlangen nach einem befreundeten Kreise wieder ein, und so gestaltete sich ihm das Leben wieder heiter im vertrauten Kreise von Freunden und Freundinnen. Daß die Dichtung auch wieder von neuem sich regte, war sehr natürlich, nur eine frische Herzensblüthe konnte sie noch nicht treiben. Er versuchte sich in den mannigfachsten Formen, auch in der dramatischen, da ihn das Gefühl belebte, zum Dichter geboren zu sein, und der Dichterruhm ihm als höchster Lohn galt. Von seiner Leier klang damals manch stolzes Lied, wie er bald darauf seinem Freunde Riese aus Leipzig schrieb, dessen Ohren manchmal von seinen

Versen gegellt hätten. Was Goethe von damaligen kleinen Lustpartien erzählt, die man „poetisch zugestutzt“ habe, betrifft nachweislich eine spätere Zeit. Sehr zufällig sind uns zwei Gedichte dieser Zeit erhalten. Das eine sind Stammbuchverse, die Goethe an dem Geburtstage vor seiner Reise nach Leipzig seinem Freunde Fr. M. Moors schrieb.*) Er spottet hier über die auch von Voltaire getroffene sogenannte „beste Welt“ (Gleims Gedicht „die beste Welt“ fällt sieben Jahre später) und bemerkt am Schlusse, wie jeder Autor durch etwas Gewisses zum Schreiben getrieben werde, so treibe ihn das Verlangen, nicht gern vom Freunde vergessen zu sein.

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält!
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld,
Sieht sie aus, die beste Welt.

Risum teneatis, amici.**)

Es hat der Autor, wenn er schreibt,
So was Gewisses, das ihn treibt.
Der Trieb zog auch den Alexander
Und alle Helden miteinander.
Drum schreib' ich auch allhier mich ein;
Ich möcht' nicht gern vergessen sein.

Das Gedicht beginnt mit einer zehnzeiligen Strophe von Versen aus vier Trochäen; je zwei Verse reimen aufeinander und das erste und letzte Reimpaar haben denselben Reim, ja der letzte

*) Er unterzeichnet sich als „der schönen Wissenschaften Liebhaber“.

**) Aus Horaz A. P. 5, mit humoristischem Spotte über diese bunte Zusammenstellung, bei welcher er auch der Dichterköpfe nicht schont.

Vers endet auf dasselbe Wort wie der erste; unvollständige und volle Verse wechseln. Die Schlußstrophe besteht aus sechs vierfüßigen Jamben, von denen die beiden mittlern eine Silbe mehr haben; auch hier reimt Vers auf Vers; einen Anapäst an der Stelle des Jambus hat der Dichter sich nicht erlaubt. Solche paarweis hintereinander reimende Verse, sowohl männlich oder weiblich ausgehende als mit männlichem und weiblichem Ausgang wechselnde, waren schon im Kirchen- und Volksliede gangbar und damals sehr verbreitet. Zuweilen brauchte man zum Schlusse drei Reimverse oder schloß, nachdem man mit männlichen und weiblichen Versen gewechselt hatte, mit mehrern männlichen oder mit einem reimlosen Verse, und auch sonst erlaubte man sich mancherlei Wechsel. Am kunstvollsten sind diese Maße, wenn sie in bestimmte Strophen sich gliedern; so finden wir bei Gleim und Uz Gedichte in sechsversigen Strophen wie die sechs letzten Verse unseres Stammbuchspruches; aber auch die Wiederkehr desselben Reimes am Anfange und Ende gibt einen Abschluß. Eine ganz ununterbrochene Reihe paarweis männlich oder weiblich reimender Verse, wie wir sie im Volks- und Kirchenliede und bei den obengenannten Dichtern finden, hat sich Goethe nicht gestattet. Das andere Gedicht sind die poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi (vermischte Ged. 66), die Goethe auf Verlangen entworfen hatte. Da sie am Anfange des Jahres 1766 bloß mit Andeutung der Anfangsbuchstaben von Goethes Namen in einer frankfurter Zeitschrift erschienen, so könnte man denken, ein Verwandter des jungen Studirenden zu Leipzig, etwa sein Oheim der Pfarrer Starck, habe das Gedicht, zu welchem er ihn aufgefordert hatte, später, da es ihm besonders gefiel, einrücken lassen. Es ist in derselben zehnversigen Strophe geschrieben, die wir besonders bei J. [illegible]

finden. Sie besteht aus zwei häufig einzeln verwandten Theilen. Im ersten sechsversigen reimen der dritte und sechste Vers männlich aufeinander, die andern paarweis weiblich; die vier Verse des zweiten reimen abwechselnd, und auch hier geht der weibliche Reim voran. Die Form ist kunstvoller als in den sonst vielgebrauchten aus zwei Systemen von vier Versen mit einem einzelnen Reimpaar am Anfange, in der Mitte oder am Schluß. Unser Gedicht des sechszehnjährigen Goethe zeichnet sich durch große Kraft, Gewandtheit und Reinheit der Sprache aus, und läßt sein Vorbild Cramer weit hinter sich. Die Reime sind bezeichnend und meist ganz rein; viermal reimen in diesen sechzehn Strophen **i** und **ü**; außerdem sind nur die unreinen Reime zerstöret beschweret und Majestät steht zu bemerken. Fast könnte man an eine spätere Nachhülfe von Seiten des Einsenders denken, doch fließt das Ganze zu leicht und ungezwungen, und ist die Sache an sich sehr unwahrscheinlich. Viehoff läßt den jungen Dichter selbst zum Zwecke der Aufnahme in die Zeitschrift das vor drei Jahren geschriebene Gedicht einer Nachfeile unterwerfen, was er dadurch stützen zu können meint, daß die Ode diesem noch mehrere Jahre später gefallen habe. Beim Abdruck in den Werken dürfte sie kaum wesentlich verändert worden sein.

In Leipzig sollte Goethe bald zu einer andern Beurtheilung seiner dichterischen Versuche gelangen, von denen er so viele mit sich genommen hatte. Freilich in der ersten Zeit war er noch ganz von Selbstbewußtsein erfüllt. Er brachte sein Trauerspiel Belsazar*) in den von den meisten Kritikern für das Trauerspiel empfohlenen fünffüßigen Jamben, welche Versart auch seinem „Trauerspielmädchen" (wahrscheinlich Franziska Crespel in Frankfurt) ge-

*) Den Stoff führte später Christian von Stolberg aus zum Spotte der Xenien (28).

fallen hatte, fast zu Ende, was er seinem Freunde Riese in dieser selben Versart mittheilt, worauf er in Hexametern ein launiges Bild von Gottsched entwirft*) und zum Schlusse in Alexandrinern die Klage eines in Göttingen studirenden Freundes über Mangel an Mädchen verspottet. Der Aufforderung, die Vermählung seines Oheims, des Advokaten Joh. Jost Textor, am 17. Februar 1766 durch ein Gedicht zu feiern, konnte er sich nicht entziehen, obgleich er schon damals den Glauben an seine Dichtergabe verloren hatte. Da er der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so suchte er durch eine pomphafte Einkleidung seiner Pflicht zu genügen, indem er die Götter sich über des Oheims Heirat im Olymp berathen ließ. Die Göttinnen der Liebe (Venus) und des Rechts (Themis) haben sich deshalb überworfen, Amor aber gewinnt durch seine Schelmenstreiche den Prozeß. Das Gedicht fand zu Hause viel Beifall und dem jungen Dichter selbst schien es nicht ganz mißglückt. Gegen Ende April schreibt er wieder seinem Freunde Riese in denselben jambischen Versen, wie früher, aber diesmal vernehmen wir, bald nach seiner Ankunft habe er eingesehen, daß sein eingebildeter erhabener Flug nichts als das Bemühen eines Wurmes gewesen, der dem Adler gleich zur Sonne zu schwingen sich sehne, daß er noch keine Schwingen, um emporzurudern, habe, welche die Götter ihm vielleicht niemals geben würden. In demselben Briefe an Riese schildert er seine Liebe zur Einsamkeit in den geläufigen, abwechselnd reimenden vierfüßigen jambischen Versen:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

---

*) Nach von Löpers Bemerkung benutzte Goethe hierzu eine Stelle aus Weißes Poeten nach der Mode.

Sein Gefühl, wenn er vergebens nach seinen Freunden und Mädchen seufze, führt er in zwölf gleichfalls gereimten jambischen Versen aus, in welchen auf zwei gleiche vierversige Systeme zwei Reimpaare folgen, von denen das dritte auf den unmittelbar vorhergehenden Vers reimt, dreimal bedeutend kürzere Verse eintreten.

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt.
Der Zephyr, der mich zu erfrischen
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entrissne Bäume fort.
Voll Zittern flieh' ich dann den Ort,
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern.

Die Art, wie Gellert Goethes Gedichte und selbst seine prosaischen Romane in Briefen behandelte, wie er vom Dichten abrieth und auf die großen Anforderungen hinwies, welche man an ein gutes Gedicht stelle, der Mangel eines eigenen Maßstabes zur Beurtheilung und die quälende Unsicherheit, ob er je ein Ziel erreichen werde, dem er sich schon so nahe gewähnt hatte, wohl auch der Umstand, daß er keinen Freund hatte, der an seinen Dichtungen Antheil nahm, brachten ihn zu wahrhafter Verzweiflung; in einem Ausbruche derselben verbrannte er auf dem Küchenherde alle seine dichterischen Arbeiten, die er mitgebracht oder in Leipzig begonnen hatte. Hiermit war er auf einmal von der breiten Weitschweifigkeit und behaglichen Selbstgefälligkeit, dem schlimmsten Feinde junger Dichter, befreit; dafür

aber, daß er in der Verzweiflung nicht beharre, sondern allmählich der Dichtung wiedergewonnen werde, war schon gesorgt.

Als Goethes Landsmann, der zehn Jahre ältere Johann Georg Schlosser, der, als Geheimsekretär zum Prinzen Eugen von Württemberg nach Treptow in Hinterpommern berufen, auf seiner Hinreise nach Leipzig kam, ließ dieser ihn dichterische und prosaische Arbeiten sehn, welche ihr nach dessen Abreise zu dichterischen Briefen an Schlosser über Gegenstände ihrer Unterhaltung veranlaßten, doch waren diese zum Theil in fremden Sprachen geschrieben, französisch, englisch und italienisch. Zu diesen gehört wohl ein englisches Gedicht, in welchem er sich über den Mangel an dichterischen Stoffen beklagte. Seine Uebung in französischen Alexandrinern beweist ein Gedicht an seinen Freund Trapp vom 2. Juni. Durch Schlosser war er auch zu einer kleinen, sehr angenehmen Tischgesellschaft gekommen. Die Gespräche mit diesen gebildeten Personen, besonders mit dem Hofmeister eines Freiherrn von Friesen, Pfeil aus Freiberg, dessen „Geschichte des Grafen von P.“ seit 1755 schon ein paar Auflagen erlebt hatte, die Stunden bei dem Prof. Clodius, in welchen dieser ihm vorgelegte Aufsätze und Gedichte genau durchnahm und ihre Fehler scharf bezeichnete, eigenes Nachdenken und Vergleichung der bessern neuern Erscheinungen, unter denen Lessings Minna von Barnhelm den wichtigsten Eindruck auf ihn übte, brachten ihn zur Ueberzeugung, daß das Streben nach Bestimmtheit, Präzision und Klarheit allein aus der Schwäche und verwässernden Breite, an welcher die deutsche Dichtung leide, herausführen könne. Auch that ihm Clodius durch eine sehr scharfe Beurtheilung seines Hochzeitsliedes auf den Oheim einen sehr guten Dienst, indem er den Mißbrauch der mythologischen Figuren ernst rügte, deren Anwendung er als eine Verirrung pedantischer Zeiten

verurtheilte; denn der junge Dichter wurde von dem Ungehörigen und Leeren dieses mythologischen Plunders so sehr überzeugt, daß er, wie er sagt, diese auf immer verschwor und sich nur noch die so fest eingebürgerten Namen des Amor und der Luna gestatten wollte. Daß dies nicht ganz streng zu nehmen ist, wird sich später zeigen. Die richtige Einsicht aber, daß es in der Dichtung nur auf die reine Stimme der Natur und klare Anschaulichkeit ankomme, wandte sich gegen seinen Lehrer selbst, der in seinen bei festlichen Gelegenheiten angefertigten Gedichten als Nachahmer Ramlers auftrat, wobei er eine besondere Stärke in dem Gebrauche volltönender fremder Wörter suchte. Da war es nun ein zu Schlegels Hermann in Alexandrinern geschriebener Prolog von Clodius, mit welchem am 6. Oktober das neue Theater eröffnet wurde, der durch die reich eingestreuten fremden Namen Goethes Spott so sehr aufreizte, daß er, als er eines Nachmittags mit einigen Freunden in den großen Kohlgärten beim Kuchenbäcker Samuel Händel die trefflichsten Kuchen verzehrte, in achtzehn Alexandrinern zu Ehren des Kuchenbäckers die von Clodius gebrauchten Fremdwörter auf lustige Weise vereinigte. Der bald darauf aufgeführte Medon von Clodius reizte Goethe zu einem parodistischen Prolog Harlekins, der von seinem Freunde Horn in der Wirthsstube aufgeführt wurde. Neben Clodius hörte Goethe auch die Vorlesungen von Gellert über Batteux von den schönen Wissenschaften, aus denen er freilich mancherlei lernen konnte, aber sie wurden ihm öde und ungemüthlich, da der grämliche Mann keine Ahnung von der aus vollem Herzen strömenden Dichtung hatte und von den neuern berühmten Dichtern keinen einzigen anführte, weder Klopstock noch Gleim, weder Wieland noch Lessing. Wichtig wurde dagegen für Goethes Geschmacksbildung der Unterricht und Umgang mit dem berühm-

ten Freunde Winckelmanns, dem Maler und Zeichenlehrer Oeser, der ihn auf das Bedeutende hinwies und ihn die Verdienste der Kunst würdigen lehrte. Daneben riß Lessings eben erschienener Laokoon den jungen Dichter „aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hin". Auch Wielands Agathon ließ ihn den Werth künstlerischer Behandlung empfinden. Die Dichtungen Shakespeares, den Oeser auf dem Vorhang des neuen Theaters in etwas wunderlicher Weise angebracht hatte, lernte er damals nur durch die Auszüge in Dodds Beauties of Shakespeare kennen.

Unterdessen hatte ihn die Liebe zur Tochter des Hauses ergriffen, in welchem er zu Mittag speiste und auch meist Abends sich einfand. Seltsamer Weise stellte er sich, damit die Liebe zu dieser nicht seinen frankfurter Bekannten verrathen werde, in ein vornehmes Fräulein verliebt, gegen die er sich auf eine solche Weise betrug, daß er seinen Jugendgenossen halb verrückt vorkam, doch dauerte dieser Zustand nicht lange; bald wurde sein Verhältniß zu der hübschen und muntern Wirthstochter, der ins einundzwanzigste Lebensjahr getretenen Anna Katharina Schönkopf, seinem Käthchen oder Aennchen, ganz offen und gemüthlich. Jetzt wagte er auch sich wieder in mancherlei kleinen Gedichten zu versuchen, unter denen aber kein eigentlich auf die Geliebte bezügliches Liebeslied ist, was sich daraus erklärt, daß er trotz seiner innigen Liebe, seiner Familienverhältnisse wegen, keine Hoffnung hegen durfte, sie je die Seine zu nennen. Es war eben nur das Verhältniß heiterer vertraulicher Freundschaft, wie es damals, ohne Anstoß zu erregen, zwischen Jünglingen und Mädchen stattfinden konnte. Nur die Eifersucht auf Aennchen und die Reue, sie dadurch gekränkt zu haben, erregte zuweilen seine dichterische Glut. Als er im Frühling 1767 einen Linden=

baum, in dessen glatte Rinde er den Namen der Geliebten über den längst dort stehenden eigenen eingeschnitten hatte, zufällig wieder sah, und bemerkte, wie der aus den Einschnitten ihres Namens herabfließende Saft die schon hart gewordenen Züge des seinigen benetzte, ward er durch die Thränen, welche er sie also über ihn weinen sah, äußerst bestürzt, da er sich erinnerte, wie oft er durch seine Unarten ihre Thränen hervorgerufen habe; er eilte zu ihr, erzählte ihr die Sache, erklärte sich bereit, ihr Alles doppelt und dreifach abzubitten und verwandelte dieses Ereigniß in eine Idylle, die er niemals ohne Rührung lesen konnte. Mehrere Monate später, vielleicht in den Herbst, fällt das aus ähnlichem Gefühl seiner Schuld und Reue hervorgegangene Schäferspiel die Laune des Verliebten. In diesem in Alexandrinern geschriebenen Schäferspiel findet sich nur ein einziges kleines Lied aus vier paarweis reimenden jambisch-anapästischen Versen, in welchen auf einen Jambus drei Anapäste folgen. Dasselbe dürfte kaum später eingelegt und wenig verändert worden sein. In den Winter 1766 auf 67 darf man auch wohl einzelne kleine Gedichte setzen, zu welchen Kupferstiche und Zeichnungen der leipziger Sammlungen ihn aufregten. Er suchte hier den vorhergehenden oder nachfolgenden Zustand der dargestellten Personen zu bezeichnen, legte ihnen auch wohl ein Liedchen in den Mund. Dieser Zeit könnten auch die Gedichte angehören, welche verschiedene Anbeter der Sängerin Corona Schröter, welche ihn zu ihren Vertrauten machten, zu Ehren derselben „drucken und ausstreuen" lassen wollten; denn es scheint doch, daß sie dabei auch die Muse des jungen, selbst in Corona verliebten Dichters benutzt haben werden. Unter den Lieblingsdichtern Goethes waren Gleim, aus dem er eine wenig veränderte Strophe am 12. Mai 1767 einem Freunde ins Stammbuch schrieb, und

Zachariä, von dem er Lieder mit der Geliebten zum Klaviere sang. Weniger zogen ihn wohl J. G. Jacobis 1764 erschienene *poetische Versuche* an. Der damals im besten Rufe stehende Zachariä, dessen Bruder unter Goethes Tischgenossen war, kam von Braunschweig zu Ostern auf drei Wochen nach Leipzig, wo die ganze Tischgenossenschaft durch ihn sich höchlich geehrt und durch seine liebenswürdige und geistreiche Unterhaltung gehoben fühlte. Nach seinem Abschied beklagte Goethe den Verlust seiner Gesellschaft in einer ganz in der gezierten Weise der Zeit gehaltenen, der olympischen Götter nicht schonenden überspannten, geschraubten Ode. Das Gedicht ist in vierzeiligen Strophen geschrieben; die Verse sind rein jambisch, aber von verschiedener Länge; von den beiden weiblichen Versen ist 1 sechs-, 3 fünffüßig, von den männlich reimenden haben 2 vier, 4 drei Füße. Bei Uz finden wir ähnliche Strophen, wo der dritte oder vierte Vers länger ist. Der ganze Apparat der ramlerschen Ode ist hier verbraucht, so daß Clodius wohl berechtigt gewesen wäre, so unbarmherzig wie gegen das unglückliche Hochzeitsgedicht gegen diese Freundschaftsode seines Spötters loszufahren, der sich am Schlusse die Fußschwingen des Merkur wünscht, um Zachariä zur Ocker zu folgen. Goethe wird wenig erbaut gewesen sein, als neun Jahre später das Gedicht im leipziger Musenalmanach unter seinem Namen erschien. Jetzt steht es unter den Gedichten *an Personen*.

Im Frühjahr und Sommer muß der junge Dichter sich in mancherlei kleinen Sachen versucht haben, da sein wunderlicher Freund Behrisch seine Gedichte unter der Bedingung, daß er nichts davon drucken lasse, auf die reinlichste Weise abzuschreiben versprach, was er denn auch mit großen Eifer that; er unterließ aber dabei nicht, ihn dringend aufzufordern, dabei die höchste Sorgfalt anzuwenden, da man solche Opfer von Zeit, Talent und An-

strengung nicht an etwas Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Goethe berichtet, die Richtung seines Dichtens, das er um so eifriger getrieben, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorgerückt, habe sich nun glücklich zum Natürlichen und Wahren hingeneigt, und seien auch die Gegenstände nicht immer bedeutend gewesen, immer habe er doch sich rein und scharf auszudrücken gesucht. Von allen diesen Gedichten ist uns nichts erhalten, dagegen dichtete er im Herbste, nachdem Behrisch von Leipzig nach Dessau gegangen war, drei schwermüthige, nebelhaft überspannte Oden an diesen (vermischte Ged. 4—6), die nichts weniger als den natürlichen Ausdruck schmachtender Freundschaft zeigen. Sie sind in vierzeiligen reimlosen Strophen geschrieben, bei denen der Dichter sich die willkürlichste Bewegung gestattet hat, da er neben kleinen jambischen und jambisch-anapästischen trochäische, trochäisch-daktylische und daktylische Verse braucht. Diese Verse steigen von ◡ — ◡ bis zu den vierfüßigen Jamben:

> Da springen die Riegel: frei bin ich wie Du.
> Des letzten Jahres Flügelspeichen.

Es war wohl der erste Versuch des Dichters in reimlosen freien Versen, etwa in Nachahmung Klopstocks, dessen freie Oden aus den Jahren 1754—1766 aber damals noch nicht in vierzeilige Strophen abgetheilt waren. Bis dahin hatte man bei der Abtheilung in gleichzeilige Strophen immer ein festes Maß befolgt; so auch Zachariä in den drei Oden Klagen eines unglücklichen Liebhabers. Goethe war vielleicht der erste, der diese freien Verse, die Lessing nichts weniger als empfohlen hatte, in Strophen von bestimmter Verszahl anwandte. Außer diesen Oden besaß Behrisch von Goethe noch Lieder, auch eine Hymne an Flora, welche Ende 1818 nebst seinen Briefen aus den Jahren 1767 und 1768 und einigen spätern in des Dichters Hände kamen.

Bald nach der Trennung von Behrisch scheint Goethe, der sich damals von seiner Geliebten in Folge seiner ewigen eifersüchtigen Quälerei aufgegeben sah, mit der ältern Tochter Oesers, einem heiter anmuthigen, launigen und verständigen Mädchen (sie war ein Jahr älter als der junge Dichter), das er häufig auf dem nahen Gute zu Dölitz besuchte, in nähere Verbindung getreten zu sein. Von dieser Zeit bis zu der Krankheit, welche ihn im Juli 1768 befiel, ist der größte Theil der Lieder gedichtet, welche im folgenden Jahre kurz vor Michael bei Breitkopf und Sohn gedruckt wurden (in den Laden kamen sie am 3. Oktober), unter dem Titel: „Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf." Der Goethe befreundete Tonsetzer hatte sich bereits durch eine Menuetsammlung bekannt gemacht. Von den zwanzig Liedern finden sich neun auch in dem Friederike Oeser gewidmeten Hefte „Lieder mit Melodien", das dazu noch folgendes, später in der von W. G. Becker herausgegebenen poetischen Wochenschrift die Muse (im Stücke vom 6. Juli 1776) unter Goethes Namen, wohl nach jenem Hefte im Besitze von Fr. Oeser erschienene Gedicht enthielt:

An die Venus.

Große Venus, mächtge Göttin,
Schöne Venus, hör' mein Flehn.
Nie hast du mich
Unter Krügen vor dem Bacchus
Auf der Erde liegen sehn.

Keinen Wein hab' ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht.
Nie getrunken,
Daß ich nicht voll gütger Sorge
Deine Rosen erst gesäugt.

Und dann goß ich auf dies Herze,
Das schon längst dein Altar ist,

Von dem Becher
Güldne Flammen, und ich glühte,
Und mein Mädchen ward geküßt.

Dir allein empfand dies Herze;
Göttin gib mir einen Lohn.
Aus dem Lethe
Soll ich trinken, wenn ich sterbe.
Ach, befreie mich davon!

Laß mir, Gütige (dem Minos
Sei's an meinem Tod genug!)
Mein Gedächtniß;
Denn es ist ein zweites Glücke
Eines Glücks Erinnerung.*)

In den fünfzeiligen Strophen reimen nur V. 2 und 5, was so zu fassen, daß der kurze dritte Vers zwischen die beiden gleichen Hälften, in denen nur die männlich auslautenden Verse reimen, eingeschoben ist. Strophen von fünf Versen, in denen entweder drei Verse auf denselben Reim auslauten oder einer ohne Reim ist, finden wir mehrfach bei Gleim und Uz, und schon bei Fleming fehlt die erstere Art nicht. Die von Goethe gewählte Form, welche das Gedicht metrisch in zwei ungleiche Hälften theilt, ist nicht gerade künstlerisch. Ganz reimlos wäre sie jedenfalls passender. Ein zwischen zwei Reimpaare tretender reimloser Vers findet sich schon bei Hans Sachs, wie in dem Kirchenliede „Warumb betrübstu dich", aber dort schließt die erste Hälfte mit dem dritten, wie hier, kürzern Verse, während hier der Abschnitt nach dem zweiten durch den einzigen Reim bezeichnet wird. Der Wunsch,

*) Die Muse hat V. 5 Erde V. 16 „Nur für dich empfand". Minos als Todtenrichter soll nach V. 21 f. es für Unglück genug halten, daß er gestorben sei, und statt ihn weiter zu bestrafen, ihm auf Bitten der Venus das Trinken aus dem Lethe erlassen.

daß die Erinnerung an das Glück seiner Liebe auch jenseits nicht aus seiner Erinnerung schwinde, wird hier ganz eigenthümlich in ein Gebet an die Liebesgöttin eingekleidet, wobei Pygmalions Flehen an dieselbe zum Vorbilde dient. Der Ausdruck ist zuweilen etwas schwach, wie wenn das Begießen der Rosen als ein Säugen bezeichnet wird. Auch ist es anstößig, daß die Göttin sein ganzes Gedächtniß erhalten soll, da er sich doch nur die Erinnerung an seiner Liebe Glück erbitten sollte. Den sehr unreinen Reim gereicht gesäugt hat der Dichter sich nicht versagt; doch er selbst hat das Gedicht verworfen, da er es von seinen neuen Liedern ausschloß.

Die anderen in diesem Hefte enthaltenen Lieder sind Amors Grab (Nach dem Französischen), Wunsch eines jungen Mädchens, Unbeständigkeit, die Nacht, der Schmetterling, das Schreien (Nach dem Italienischen), Liebe und Tugend, das Glück (An mein Mädchen) und die Freuden. Bloß diese Lieder dürften gesetzt gewesen sein, als Goethe das Heft Friederiken gab, was erst kurz vor seinem Abgange von Leipzig geschehn sein wird. Friederike ärgerte sich über diese Lieder, da sie ihr frivol schienen. Goethe ließ Freund Breitkopf noch andere Lieder zur Komposition zurück, und sandte auch später von Frankfurt nachweislich noch ein paar, so das den Anfang des leipziger Liederbuches bildende Neujahrslied, das er gegen Ende des Jahres 1768 drucken ließ und an sein für ihn verlorenes Aennchen sandte, wie sein Brief vom 30. Dezember beweist. Nach diesem ersten Drucke erschien es im Dezember 1769 in den hamburger Unterhaltungen mit einer Melodie vom Musiklehrer Löhlein in Leipzig. Erst später theilte Goethe das Gedicht mit einigen Veränderungen Breitkopf mit; besonders ward der Schluß verändect, da das Lied den Anfang der Sammlung bilden sollte.

Den Ton dieses Neujahrsliedes nahm Goethe von der gangbaren Weise der Neujahrsdevisen. Noch 1796 dichtete Schiller Neujahrsverse für den Guckkastenmann des Buchhändlers Spener in Berlin. Bei Breitkopf lautet es also:

Wer kömmt? Wer kauft von meiner Waar'?
Devisen auf das neue Jahr
Für alle Stände.
Und fehlt auch einer hier und da,
Ein einz'ger Handschuh paßt sich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die du tändelnd liebst,
Ein Küßchen um ein Küßchen gibst,
Unschuldig heiter,
Jetzt lebst du noch ein wenig dumm;
Geht nur erst dieses Jahr herum,
So bist du weiter.

Die ihr schon Amors Wege kennt,
Und schon ein Bischen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.
Zum Ernst, ihr Kinder, von dem Spaß!
Das Jahr zur höchsten Noth noch das,
Sonst währt's zu lange.

Du junger Mann, du junge Frau,
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau,
In enger Ehe.
Die Eifersucht quält manches Haus,
Und trägt am Ende doch nichts aus
Als doppelt Wehe.*)

Der Wittwer wünscht in seiner Noth
Zur selgen Frau durch schnellen Tod
Geführt zu werden.

*) In den Unterhaltungen steht V. 6 auf zwanzig, V. 10 ein bischen, V. 11 nur noch, V. 12 so kommst, V. 14 ein wenig, V. 15 mich, V. 21 in Eurer.

Du guter Mann, nicht so verzagt!
Das, was dir fehlt, das, was dich plagt,
Findst du auf Erden.*)

Ihr, die ihr Misogyne**) heißt,
Der Wein hebt Euren hohen Geist
Beständig höher.
Zwar Wein beschweret oft den Kopf,
Doch der thut manchem Ehetropf
Wohl zehnmal weher.

Der Himmel geb' zur Frühlingszeit
Mir manches Lied zur Munterkeit.
Nur Euch gefall' es.
Ihr lieben Mädchen, singt sie mit,
Dann ist mein Wunsch am letzten Schritt,
Dann hab' ich alles.

Dem launig frivolen Tone der Zeit, der in dem ganzen Gedichte herrscht, entsprach viel besser die frühere Fassung der Schlußstrophe:

Mir Armen, jetzt der Mädchen Hohn,
Mir helfe doch Cytherens Sohn
Zu meinen Waden!
Da nehm' ich wohl auf meinen Leib
Im künftgen Jahr ein junges Weib,
Das kann nicht schaden.

---

*) Die Strophe lautete früher:
Die ihr des Gatten Tod beklagt,
Und aller Welt Valet gesagt,
Adieu der Freite!
Es ist gar manche Nacht im Jahr,
Und wenn die erste ruhig war,
War es dann auch die zweite?

**) Dafür steht in den Unterhaltungen das deutsche Hagestolze, das wohl von Löhlein statt des Fremdwortes gesetzt wurde.

Solche sechszeilige, in zwei Hälften zerfallende Strophen waren in mannichfacher Form sehr verbreitet. Der Knabe kannte sie schon aus Volks- und Kirchenliedern, auch aus Fleming, Canitz, Creuz, und sie lag auch der zehnzeiligen Strophe der Ode auf die Höllenfahrt Christi zu Grunde. Bei Gleim, Uz, Kästner u. a. kommen sie häufig vor. Auch der jugendliche Schiller hat sich dieser Reimform sowohl trochäisch als jambisch bedient. Der dritte und sechste Vers sind meist kürzer, doch nur um eine Sylbe, seltener um anderthalb Fuß, wie hier, wo diese Abweichung neckisch wirkt. Gleim hat einmal in der trochäischen Form als kleinen Vers — ◡ —. Bei Zachariä findet sich einmal die hier von Goethe gewählte kürzere Form blos im sechsten Verse; sonst hat dieser auch in beiden Versen ◡ — ◡ — Dem launigen Charakter entspricht die gewählte Versform sehr wohl. Der Ausdruck verräth an sich noch nicht den großen Dichter, aber vergleicht man damit andere in den gleichzeitigen Musenalmanachen sich hervorwagende Gedichte, so erkennt man doch eine vergleichungsweise große Bestimmtheit und frischen Fluß der dem jungen Dichter leicht zu Gebote stehenden Sprache.

Höchst wahrscheinlich schickte er auch erst von Frankfurt aus, wohl gleichzeitig mit dem Neujahrslied, die den Schluß des Liederbuches bildende Zueignung, welche in derselben Reimform gedichtet ist, nur daß der dritte und sechste Vers in gangbarer Weise einen Fuß länger sind.

Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Sie singe, wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von ferne zu;
Jetzt drückt ihm diätetsche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb scheel, halb weise sieht sein Blick
Ein bißchen naß auf Euer Glück
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an:
Er hat's so gut, wie Ihr gethan
Und kennt des Glückes Grenzen.

Ihr seufzt und singt und schmelzt und küßt,
Und jauchzet, ohne daß Ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe.
Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, soll's auch wohl im Winter sein,
Bald zu dem Herd der Ehe.

Ihr lacht mich aus und ruft: „Der Thor!
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor,
Verschnitt' uns gern jetzt all'“.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz:
Das treue Füchslein ohne Schwanz,
Das warnt Euch*) für den Fall.

Mit Recht bemerkt Otto Jahn, so wahr und tief, so einfach und schön, wie die drei ersten Strophen des Gedichtes die Stimmung ausdrückten, habe es damals kaum ein anderer Dichter vermocht. Der Schluß deutet auf einen unter den Leipziger Bekannten gangbaren Scherz hin. Am 1. Juni schreibt Goethe

---

*) Daß so statt euch zu lesen sei, hat Dieck richtig gefühlt. Die Erwiderung fordert eine Antwort, und der Gedanke bleibt schief, wenn man erklären will: „Das Füchslein leidet nicht allein in Folge seiner eigenen Thorheit, sondern warnt auch andere vor ähnlichem Beginnen.“

an seine Freundin Anna Katharina Schönkopf, deren Verlobung er eben erfahren hatte: „Wie ich die Lieder machte, da war ich ein anderer Kerl, als ich jetzt bin. Das arme Füchslein! Wenn Sie sehen sollten, was ich den ganzen Tag treibe, es ist ordentlich lächerlich.“ Wenn er in demselben Briefe bemerkt, seine Lieder seien noch immer nicht gedruckt, so muß die Freundin durch seinen Freund Horn von dem beabsichtigten Drucke vernommen haben, der wohl nach Ostern beginnen sollte, wozu Goethe kurz vorher noch wenigstens das Neujahrslied und die Zueignung geschickt hatte. Bereits am 1. Februar äußert er gegen Friederike Oeser, seine Lieder mit Melodien würden auf Ostern gedruckt. Wahrscheinlich hatte er schon damals jene beiden neuen Gedichte geschickt. Wenn Goethe in einem Briefe an Frau von Stein die leipziger Liedersammlung „Knospen und Blüthen des Jahres 1769“ nennt, so läßt er nach einer auch sonst vorkommenden Verwechslung seinen Aufenthalt in Leipzig bis in dieses Jahr dauern.

Später hat Goethe nach und nach sämmtliche Lieder der Sammlung, zum Theil mit größern Veränderungen, in seine Gedichte aufgenommen; es fehlt in diesen außer den beiden angeführten nur noch das Kinderverstand überschriebene, bei dem Gleims Lied Kinderfragen zu Grunde liegt.

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie,
Und hören dies und das
Vom Lieben und vom Küssen;
Sie brauchtens nicht zu wissen.
Und mancher ist im zwölften Jahr,
Schon klüger, als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Das Mädchen wünscht von Jugend auf
Sich hochgeehrt zu sehn;
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wollust und der Liebe;
Sie sinnt nur drauf, wie sie sich ziert,
Ein Aug' entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans andre nicht.

Auf Dörfern siehts ganz anders aus;
Da treibt die liebe Noth
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brod.
Wer von der Arbeit müde,
Läßt gern den Mädchen Friede.
Und wer noch obendrein nichts weiß,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiß;
So gehts den Bauern meist.

Die Bauermädchen aber sind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünschen sie geschwind,
Was jede Mutter wehrt.
Oft stoßen schökernd Bräute
Den Bräutgam in die Seite;
Denn von der Arbeit, die sie thun,
Sich zu erholen, auszuruhen,
Das können sie dabei.

Das Gedicht ist das frivolste von allen der Sammlung und ward deshalb von der Aufnahme in die Gedichte mit dem Einleitungs- und Schlußliede ausgeschlossen. Der Gegensatz beider Geschlechter in Bezug auf sinnliche Begierde in der Stadt und auf dem Lande ist nicht ohne Humor in breitem Bänkelsängerton ausgeführt. Die neunzeilige Strophe beginnt mit vier abwechselnd renden jambischen Dimetern, daran schließt sich ein um eine

Silbe längeres Reimpaar, dann wieder zwei sich reimende Dimeter, zum Schlusse ein nicht reimender Vers von drei Jamben. Der kürzere reimlose Schlußvers mit dem weiblichen Reimpaare in der Mitte hat etwas Neckisches. Die Reimform ist dieselbe wie in Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“, worin aber V. 2, 4 und 9 weiblich auslauten und V. 5—7 andrer Art sind.

Betrachten wir die Versform der übrigen Gedichte des leipziger Liederbuchs, so zeigt sich hier eine große Abwechslung. Nur zweimal finden wir die einfachste Strophenform, die vierzeilige. In dem Gedicht das Schreien (später verschiedene Drohung, Epigrammatisch 20) wechseln vier- und dreifüßige jambische Verse, die alle männlich auslauten. Gewöhnlicher enden die geraden Verse männlich, die ungeraden weiblich oder umgekehrt. Ganz dieselbe Reimform zeigt Gleims Gedicht ein Mädchen von 1766. In der vierversigen epigrammatischen Form ist Amors Grab (jetzt Scheintod, Lieder 37) geschrieben. Schon aus Fleming kannte Goethe solche aus wechselnd oder paarweis reimenden Alexandrinern bestehende „Ueberschriften“. Aber er läßt hier bezeichnend auf zwei fünffüßige zwei sechsfüßige jambische Verse folgen, wobei nach der den Dichtern der Zeit geläufigen Freiheit auch die ungleich langen Verse aufeinander reimen. Fünfmal außer den beiden schon genannten Gedichten finden wir sechsversige Strophen. Das Glück (später Glück und Traum, Lieder 30) ist in der schon besprochenen in zwei Hälften getheilten Strophe gedichtet. Alle Verse sind hier jambische Dimeter, die mit Ausnahme von V. 3 und 6 um eine Silbe gewachsen sind, nach Art der Alexandriner. Davon unterscheidet sich Unbeständigkeit (später Wechsel, Lieder 49) nur dadurch, daß die drei letzten Füße regelmäßig Anapäste sind, wodurch der Dichter eine höchst bezeichnende Versform gewonnen hat. Das Glück

der *Liebe* (jetzt *die Entfernung*, Lieder 32) ist ähnlich trochäisch. V. 3 und 6, die aufeinander reimen, sind um eine Silbe verkürzte, die andern paarweis reimenden Verse vollständige Dimeter. In *die Liebe wider Willen* (Lieder 25) haben wir sechs jambische Dimeter, die wechselnd reimen, nur ist nach dem dritten ein Reimpaar eingeschoben, so daß der Reim zum zweiten Verse erst am Schlusse eintritt. Die Reimfolge ist dieselbe wie in *dem Winter* von Uz, wo aber der zweite und sechste Vers weiblich auslauten und der zweite länger ist. In dem Gedicht *der Schmetterling* (später *Schadenfreude*, Lieder 35) sind der erste und sechste Vers, die aufeinander reimen, trochäische um eine Silbe kürzere Dimeter, die vier mittlern, die abwechselnd reimen, vollständige Dimeter. Eine siebenzeilige Strophe haben wir in dem Gedichte *die Reliquie* (jetzt *lebendiges Andenken*, Lieder 31). Sie unterscheidet sich von der gangbaren Reimform a a b c c b nur dadurch, daß *drei* Reimverse beginnen, wie dies auch sonst in andren Fällen geschieht, wie in Gleims *Schöpfung des Weibes*, in welcher aber alle Verse männlich, die hier weiblich, und umgekehrt. Unter den sieben Gedichten in achtzeiligen Strophen finden wir fünf, in welchen die Strophe nur die Verdoppelung desselben vierzeiligen Systems ist, eine freilich unkünstlerische Strophenbildung, die aber schon in Kirchen- und Volksliedern bei uns Eingang gefunden hatte, ja die Verdreifachung desselben vierversigen Systems zu einer zwölfversigen Strophe findet sich. Der Knabe hatte sie auch schon bei Fleming, Creuz u. a. gefunden, und die Dichter der Zeit brauchten sie häufig. Dreimal sind diese achtversigen Strophen trochäisch, wo sie abwechselnd reimen; in den Gedichten *die Nacht* (später *die schöne Nacht*, Lieder 29) und *an die Unschuld* (später *Unschuld*, Lieder 36) tritt der männlich auslautende, in *an den Mond*

(später an Luna, Lieder 33) der weibliche Vers voran. In den beiden jambischen Gedichten, der wahre Genuß (später wahrer Genuß, Lieder 26) und Hochzeitlied (später Brautnacht, Lieder 34), sind die geraden Verse Dimeter, die ungeraden haben eine Silbe mehr. Eine andere Form der achtversigen Strophe finden wir in Liebe und Tugend (später Beweggrund, Epigrammatisches 21); den Anfang bilden hier zwei paarweis reimende jambische Dimeter, auf die ein System von vier Versen folgt, von dem die innern gleichfalls aus jambischen Dimetern bestehenden und die äußern um eine Silbe längern Verse reimen. Auch diese Reimform fand Goethe schon in den Kirchenliedern und bei Fleming. Gleim und Uz haben ähnliche trochäische Strophen, wo nur die letzten vier Verse abwechselnd reimen. Von ganz eigener Art ist der Misanthrop (Lieder 24) aus kleinen Versen von drei Jamben oder um eine Silbe kürzern. Nachdem die zwei Reime in den beiden ersten Versen gegeben sind, folgen zuerst zwei Reimverse auf den ersten, dann ebensoviel auf den zweiten Reim, und zum Schlusse nacheinander je ein Reimvers auf den ersten und zweiten. Diese Strophenform ist äußerst bezeichnend für den Inhalt. Viel freier ist das zum großen Theil aus denselben jambischen Versen bestehende Gedicht die Freuden (jetzt die Freude, Parabolisch 13). Zwei kleine Verse aus drei Jamben wechseln mit drei um eine Silbe längern, so daß der erste vor, der zweite nach dem dritten eintritt; darauf folgt ein jambischer Dimeter und ein Reimpaar eines weiblichen endenden Verses. Die zweite sechszeilige Strophe besteht mit Ausnahme des dritten, um die Hälfte kürzern Verses aus jambischen Dimetern; die Reimform ist dieselbe, wie in Liebe wider Willen (a b a c c b). Der erste Vers reimt auch auf den Dimeter der ersten Strophe. Auch hier sind die Strophenformen

glücklich erfunden. Endlich haben wir noch eine Strophe aus vierzehn Versen in dem Wunsch eines jungen Mädchens (jetzt Mädchenwünsche, Epigrammatisch 19), in welchem zuerst vier aus Jambus und Anapäst bestehende, dann acht um eine Silbe längere Verse paarweise reimen, endlich durch zwei reimlose Verse (⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ und ⏑ — ⏑ ⏑ —) ein bezeichnender Abschluß gewonnen wird. Uz und Gleim kennen solche paarweis reimenden Verse, die aber ohne Abschluß bis zu Ende laufen. Der erstere hat Gedichte aus Strophen von acht und von zehn Versen aus drei Jamben, andere aus vierzehn, achtzehn und mehr trochäischen Dimetern; ebenso finden wir bei Gleim Gedichte aus zehn bis zweiundzwanzig paarweise reimenden männlich oder weiblich auslautenden Versen. Goethe hat auch hier eine glücklichere Form geschaffen, wie er überhaupt in der Wahl der Strophenform schon in dem leipziger Liederbuche sein künstlerisches Gefühl bewährt hat, nur die unkünstlerische Form von Strophen aus zwei gleichen Systemen hat auch er nicht verschmäht.

In der Reinheit des Reimes stehen die Gedichte des leipziger Liederbuches der Ode über die Höllenfahrt Christi bedeutend nach. Nicht allein reimen sich häufig i und ü (dir für, hier für, binden zünden, missen küssen, genießen, küssen und Füßen, Tritte Hütte, Blick Glück, hin grün, ziert rührt u. s. w.), sondern auch ei und eu (Kleide Freude, Weiden Freuden, Eile Eule u. s. w.), ei und äu (Seide Bräute), e und ö (weher höher, besser größer, Verehrung Bethörung, Seele Höhle), sondern auch d und t (Freude Seite, Kleide Beute), g und ch (neigen Eichen, Augen brauchen, zeigt reicht, säugt reicht).

Betrachten wir den Inhalt des leipziger Liederbuches, so beziehen sich alle Lieder mit Ausnahme des einen, die Freuden (wel-

ches im Bilde des gefangenen Wasserpapillons den Zergliederer seiner Freuden trifft, da diese im frischen Leben genossen sein wollen) auf den Liebesgenuß. An seine Geliebte ist nur das Glück gerichtet, welches früher die Nebenüberschrift an Annetten trug, wofür in den neuen Liedern gesetzt ward an mein Mädchen; aber dieses spricht nur die Sehnsucht nach dem jetzt hingeschwundenen Liebesglück aus, fällt, wie alle Gedichte des Liederbuches, in die Zeit, wo das Verhältniß zur Geliebten von dieser schon gelöst war. Auf ein wirkliches Verhältniß scheint auch das Hochzeitlied. An meinen Freund zu gehn, welches in sehr hübsch gehaltener Weise das Glück der Brautnacht andeutet. Das neckische Gedicht der Misanthrop ist eine Erinnerung an die Zeit, wo er durch seinen Mißmuth oft die Geliebte quälte. Den geraden Gegensatz stellt das Gedicht das Glück der Liebe dar. Der genügsame, im Bewußtsein der Liebe des verehrten Mädchens beseligte Liebhaber spricht in dem Liede der wahre Genuß. Das Lied an den Mond führt den phantastischen Wunsch heiter aus, dieser möge ihn doch zu sich emporheben, auf daß er von dort aus sein schlafendes, nur halb verhülltes Mädchen sehe. Ein andermal (in der Nacht) kommt der Liebende im Mondenscheine aus der im Walde liegenden Hütte der Geliebten, wo die schöne Nacht ihm den Wunsch auspreßt, die Geliebte möge ihm nur einmal eine Nacht schenken. In dem Gedicht die Reliquie schildert der Liebende das hohe Glück, sich eines Andenkens des Mädchens zu erfreuen, das ihn noch an die hingeschwundene Lust erinnert. Dagegen prägt sich in Unbeständigkeit das Glück immer wechselnder Liebe in dem Aufrufe an den Jüngling aus, nach dem Verluste der ersten Liebe nicht das Leben zu vertrauern, sondern einer neuen Liebe sich mit frischem Lebensmuthe hinzugeben. Liebe wider Willen

enthält den Ausdruck des sehnsüchtigen Verlangens, doch einmal von der Liebe lassen zu können, was er nicht vermöge, wie sehr er auch von dem Wankelmuthe der Mädchen überzeugt ist. Einmal denkt er sich, er fliege nach seinem Tode als Schmetterling zu seinem ungetreuen Mädchen, das sich eines andern Liebhabers erfreut, aber durch das Verlangen, den Schmetterling zu haschen, aus der süßen Schäferstunde aufgetrieben wird. Die zwei Strophen an die Unschuld sprechen in echt dichterischer Weise den Gedanken aus, daß Unschuld und Liebe nicht zusammen bestehen. In Liebe und Tugend wird schalkhaft der Gedanke ausgeführt, daß, wenn das Mädchen der Warnung der Mutter vor dem Geliebten nicht folgt, nicht bloß die Liebe, sondern auch der Eigensinn, wie im umgekehrten Falle nicht bloß die Tugend, sondern auch der Wankelmuth, daran betheiligt sei. Weshalb das junge Mädchen sich schon einen Bräutigam wünscht, stellt der Wunsch eines jungen Mädchens dar. Die oben mitgetheilten Kinderfragen stellen das verschiedene Verhältniß der Liebesluft in der Stadt und auf dem Lande dar. „Nach dem Italienischen" soll das schalkhafte Gedicht, wie der Liebhaber das bei seiner Umarmung zu schreien drohende Mädchen davon abhält, gedichtet sein, nach dem Französischen das Epigramm auf Amors Grab, auf dessen Tod man sich ja nicht verlassen könne, da ein Ungefähr ihn leicht wieder aufwecke.

Ein eigentliches Liebeslied, das die Qual leidenschaftlicher Glut oder das volle Glück der ihn beseligenden Liebe ausspräche, findet sich hier gar nicht; überall herrscht die Reflexion vor, die entweder in mancherlei Zustände sich hineinversetzt oder humoristisch dieselben beleuchtet. Beinahe in allen Gedichten bemerkt man eine gewisse Altklugheit und Frivolität, welche ganz im Tone der anakreontischen Dichtung der Zeit lag, die sich in lüsternen

Vorstellungen behagte, aber auch dem lockern Leben entsprach, das Goethe in Leipzig führte, wenn er auch von sittlichen Verirrungen sich frei hielt. Geht aber auch der junge Dichter noch zum größten Theile in den Fesseln der Dichter der Zeit, so erhebt er sich doch schon hier durch anschauliche Klarheit, lebhafte Einbildungskraft, bezeichnenden Ausdruck und frischen Fluß weit über die gleichzeitigen Anakreontiker, wie z. B. über Gleim und den von diesem hochgehaltenen J. G. Jacobi. Der Beurtheiler der neuen Lieder in A. J. Hillers „Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend“ vom 30. Oktober gesteht, daß es dem Dichter keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle; die Lieder verdienten in einer Sammlung bekannt gemacht und so artig komponirt zu werden. Da sie komponirt auftraten und nur den Namen des Tonsetzers trugen, wurden sie sonst nicht besprochen; doch nahm der Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1773 vier Lieder daraus auf (der wahre Genuß, Wunsch eines jungen Mädchens, die Nacht und die Reliquie), wobei in den beiden letzten einiges willkürlich geändert ward. Wielands Merkur setzte bei der Beurtheilung dieses Almanachs mit Recht einiges an dem Gedicht die Nacht aus, aber lobte das Ganze wegen seines geschmeidigen Ausdrucks und seiner leichten Versifikation. Derselbe Almanach gab drei Jahre später aus den neuen Liedern noch das Schreien, das Glück, die Freuden und Unbeständigkeit. Die Zeitschrift die Muse brachte 1776 außer dem schon angeführten Liede an die Venus aus dem Liederheft von Friederike Oeser die Nacht, der Schmetterling und Amors Grab mit Goethes Namen.

Einen merkwürdigen Gegensatz bietet diese erste Veröffentlichung goethescher Lieder zu der von Schiller und seinen Freun-

den mehr als zwölf Jahre später herausgegebenen Anthologie auf das Jahr 1782 mit einer wunderlichen Widmung an den Tod und der Datirung von Tobolsko. Diese sollte den schwäbischen Musenalmanach, dessen Herausgeber Schillers Unwillen erregt hatte, „zermalmen" und Württemberg auf würdige Weise in der Dichtung vertreten. Freilich verbargen sich Schiller, den schon seine Räuber berühmt gemacht hatten, wie seine Freunde hinter Chiffern, aber es galt eine persönliche Wirkung, wogegen die Gedichte Goethes nur der Melodien wegen aufzutreten schienen und bloß den Namen des Tonsetzers führten. Goethe spendete die Früchte des letzten leipziger halben Jahres, zu denen er nur noch Anfangs- und Schlußlied von Frankfurt nachgeschickt zu haben scheint, während Schiller alle seine Dichtungen von der Akademie, ja eines gar aus seinem vierzehnten Lebensjahre, 83 an der Zahl, unter verschiedenen Chiffern nebst andern Gedichten von seinen Freunden bot, und zwar in den allerverschiedensten Formen, selbst auch dramatische Szenen. Schiller bewies schon hier seine große Befähigung, wenn auch die Gedichte des jungen Mediziners, des Dichters der Räuber, von Rohheit, Maßlosigkeit und Ueberspannung nicht frei waren, und sie nicht dem ewig frischen Born der innerlich aufgeregten Menschenbrust entquollen sind. Auch Goethes Lieder haben manches aus der Manier der Zeit und sie sind nicht aus der vollbewegten Seele geflossen, aber sie beschränken sich auf einfache, natürliche Verhältnisse, sind völlig frei von jeder Ueberspannung und viel frischer sprudelt der Quell lebendiger Empfindung selbst in den durchaus ersonnenen, von Reflexion ausgegangenen Liedern.

Ein Jahr vor dem Erscheinen dieser Jugendlieder war der eben ins zwanzigste Jahr getretene Dichter brustkrank und halbzerrüttet in Frankfurt angekommen, wo er sich einer langwierigen

Kur unterziehen mußte. Am 1. Oktober konnte er schon melden, er fühle sich wieder besser, obgleich er noch immer die Lungensucht befürchtete. Den 6. November schrieb er an Friederike Oeser einen zwei Bogen langen launigen Brief in meist paarweis reimenden jambischen Versen von sehr verschiedener Länge. Am 7. Dezember wurde er von einer Kolik ergriffen, die sein Leben mehrere Tage lang in äußerste Gefahr setzte. Bald darauf wieder nothdürftig hergestellt, dichtete er das oben angeführte Neujahrslied, das er besonders drucken ließ. Am Anfange des Jahres 1769 konnte er wieder ausgehn, doch schon nach wenigen Tagen mußte er von neuem auf längere Zeit das Zimmer hüten. Den 31. Januar schreibt er der frühern Geliebten, fast zwei Monate sei er in einem fort eingesperrt, doch jetzt wieder lustig, mitten unter den Schmerzen. Dreizehn Tage später erläßt er ein zweites langes Schreiben an Friederike Oeser. „Es war eine impertinente Komposition von Laune meiner Natur“, schreibt er dieser, „die mich vier Wochen an den Bettfuß und vier Wochen an den Sessel anschraubte, daß ich eben so gerne die Zeit über hätte in einem gespaltenen Baum wollen eingezaubert sein.*) Und doch sind sie herum, und ich habe das Kapitel von Genügsamkeit, Geduld, und was übrigens für Materien ins Buch des Schicksals gehören, wohl und gründlich studirt, bin auch dabei etwas klüger geworden.“ Schon habe er in diesem Jahr, trotz der Krankheit, die noch nicht vorüber sei, eine Farze gemacht, die ehestens unter dem Titel Lustspiel in Leipzig erscheinen werde, da Farzen jetzt auf allen Parnassen Contrebande seien, wie alles aus der Zeit Ludwigs XIV. Ueber Kretschmanns ohne dessen Namen erschienenen Gesang Ringulfs des

*) Wie Shakespeares Kaliban.

Barden, als Varus geschlagen worden war, aus dem Friederike sich einen Wahlspruch zu seinem Aerger gewählt hatte, bemerkt er, er sei keiner von seinen Freunden. Er wisse nicht, was er damit machen solle; er denke, wie bei allen Gesängen dieser Art, zu was das Kriegsgeschrei, da wir, Gott sei Dank! Frieden hätten. „Ja, wenn es eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge. Ei gut, da fischt immer! Aber nichts als ein wenig Gedonnere der Schlacht, die Glut, die im Mut aus den Augen blitzt, der goldne Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! wenn der Vers nicht voll werden will, und, wenns lang währt, die ewige Monotonie des Silbenmaßes, das ist zusammen nicht auszustehn. Gleim und Weiße*) und Geßner**) in einem Liedchen, und was drüber ist, hat man satt. Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben. Forzirte Gemälde, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht und die Situationen, die es etwa reicht, sind sehr genützt. Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll. Eh! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt des Pathos, das thuts nicht. Flittergold, und das ist alles. Hernach sind in Rhingulf Gemälde ländlicher Unschuld. Sie möchten gut sein in

*) Der auch durch lyrische Gedichte bekannte Dichter von Opern, Lust- und Trauerspielen, den er persönlich kennen gelernt hatte.

**) Besonders berühmt durch seine auch ins Französische übersetzten prosaischen Idyllen. Seine Gedichte waren 1762 in vier Bänden erschienen.

Arkadien angebracht zu werden; unter Deutschlands Eichen werden keine Nymphen geboren, wie unter den Myrten in Tempe. Und was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit. — Da meinen die Herren, das fremde Kostüm sollte was thun. Wenns Stück schlecht ist, was sind des Akteurs schöne Kleider! Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit singt, so brauche ich gerne Commentars, sein Kostüm zu erklären; ich kann mir viele Mühe darum geben; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben. Gerstenbergs Skalden hätt' ich lange gern gelesen, wenn nur das (angehängte) Wörterverzeichniß nicht wäre. Er ist ein großer Geist, und hat aparte Prinzipia. Von seinem Ugolino soll man gar nicht urtheilen. Ich sage nur bei der Gelegenheit: „Grazie und das hohe Pathos sind heterogen, und niemand wird sie vereinigen, daß sie ein würdig Sujet einer edlen Kunst werden, da nicht einmal das hohe Pathos ein Sujet für die Malerei, den Probierstein der Grazie; und die Poesie hat gar nicht eben Ursache, ihre Grenzen so auszudehnen, wie ihr Advokat*) meint. Er ist ein erfahrener Sachwalter; lieber ein wenig zu viel als zu wenig, ist seine Art zu denken.“ Als Goethe diese merkwürdige, seinen tiefen Drang nach Natur und Wahrheit bezeugende Stelle schrieb, hatte er das Anfangs- und Schlußgedicht zu seinen neuen Liedern bereits an Breitkopf geschickt.

Mit dem Frühjahre lebte auch der junge Dichter allmählich wieder auf, aber die innere Mißstimmung dauerte in Folge einer noch gebliebenen körperlichen Schwäche und Reiz-

*) Lessing im Laokoon.

barkeit fort, und merkwürdiger Weise, je offenbarer es ihm ward, daß seine leipziger Geliebte, deren Verlobung ihm gemeldet wurde, für ihn verloren sei, um so schmerzlicher ergriff ihn dieser Verlust, machte ihn mißmuthig und im Innersten unglücklich. Seine endlich gedruckten Lieder erfreuten ihn nicht; ebensowenig gefielen ihm die wenigen neuen Gedichte, die ihm die Zeit brachte. „Kein Hochzeitsgedicht kann ich Ihnen schicken", schreibt er an die noch immer nicht verheiratete leipziger Geliebte am 12. Dezember. „Ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder drückten sie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus. Und wie konnten Sie von mir zu einem freudigen Feste ein würdiges Lied begehren! Seit — ja seit langer Zeit sind meine Lieder so verdrießlich, so übel gestellt als mein Kopf, wie sie an den neuesten sehen können, die gedruckt sind, und an den übrigen auch sehn werden, wenn sie gedruckt werden sollten." Von allen diesen Liedern ist keines mit Sicherheit nachzuweisen. Man könnte in diese Zeit das kleine Gedicht setzen, das 1775 mit Goethes Chiffre P. 1775 im Augusthefte von Jacobis Iris gedruckt wurde.*) Die Quartausgabe weist es den Jahren 1767 bis 1769 zu; Biedermann setzt es 1768 aus dem nichts beweisenden Grunde, weil es in Goethes nachgelassenen Werken an der Spitze der „Jugendgedichte" steht.

Den Männern zu zeigen.

1. Samuel, 16. Cap. 11. V.

Und Samuel sprach zu Isai: Sind das die Knaben alle!
Ach! ich war auch in diesem Falle.
Als ich die Weisen hört' und las,

---

*) Daraus wurde es schon am Ende des vierten Bandes des Nachdruckes von Goethes Schriften 1779 von Himburg aufgenommen.

Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß;
Da fragt ich: „Aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?“

Die Form ist dadurch neckisch, daß der Schluß die beiden zweimal gebrauchten Reime in umgekehrter Folge gibt. Da schon während dieser Zeit der junge Dichter in den Kreis des frommen Fräulein von Klettenberg gezogen wurde, so könnte man auch in diese bereits das Lied Sehnsucht nach der Melodie: „O Vater der Barmherzigkeit“ setzen, das er erst 1792 an seinen alten Freund Ewald zu dessen Zeitschrift Urania für Kopf und Herz gab:

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen!

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden!
Ach, diese lange, lange Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Indessen könnte es auch in den Herbst dieses Jahres fallen, wo Goethe (am 21. und 22. September) mit dem Legationsrathe Moritz dem Synodus der Brüdergemeinde zu Marienborn beiwohnte. Ueber Goethes dichterische Richtung belehrt uns sein Brief vom 20. Februar 1770 an den Buchhändler Reich in Leipzig, der ihm Wielands bei ihm erschienene Dialoge des Diogenes von Sinope geschickt hatte. Außer Oeser (der ihn

gelehrt habe, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, woraus folge, daß kein Jüngling Meister werde) und Shakespeare erkenne er nur Wieland für seinen echten Lehrer. Dessen Musarion hatte schon in Leipzig einen mächtigen Eindruck auf ihn geübt, da er hier das Antike lebendig und wieder neu zu sehn glaubte und der Dichter hier, wie schon in Idris und Zenide, „auf eine wundersame Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth“ ihm erschien. Stand er auch in Frankfurt mit manchen anmuthigen Mädchen in freundlich vertraulicher Verbindung, so hatte doch keins sein Herz getroffen, das der verlorenen und trotz allem noch immer nicht für ganz verloren gehaltenen leipziger Geliebten sich nachsehnte. Die Kunde von ihrer am 7. März vollzogenen Heirat traf ihn äußerst empfindlich und machte ihm sein frankfurter Leben um so unleidlicher, als er auch mit seinem Vater die letzte Zeit über auf gespanntem Fuße stand, wozu gewiß der Umstand wesentlich beitrug, daß er zu keiner rechten Thätigkeit gelangen konnte, meist unmuthig und verzagt war, und seine Sehnsucht, das ihm lästig gewordene Frankfurt zu verlassen, in aller Schärfe äußerte.

In Straßburg sollte sich sein voller Lebensmuth wieder frisch und freudig entfalten und in dem freiheitern Leben im Kreise gleichgesinnter Jünglinge, denen es an einem selbstgewählten Mentor nicht fehlte, auch die noch zurückgebliebene körperliche Schwäche ganz schwinden. Er selbst berichtet uns, wie der Durchzug der erwählten Gemahlin des französischen Dauphins, bei welchem das Aufstellen von Krüppeln und ekelhaften Kranken verboten wurde, ihn zu einem scherzhaften französischen Gedichte veranlaßte, in welchem er die Ankunft der Königin welche die Unglücklichen verscheuchte, mit der Ankunft Christi erglich, welcher besonders der Kranken und Lahmen

wegen auf der Welt gewandelt zu haben scheine. Dagegen hatte die Geschmacklosigkeit, daß man in dem zum Empfange der königlichen Braut bestimmten Hauptsaale die Wände mit Teppichen behängt hatte, welche die Geschichte der schrecklichsten Heirat, der des Jason mit der Kreusa, darstellten, ihn zu gewaltig empört, als daß sie ihn zu einer epigrammatischen Dichtung veranlaßt hätte. Von andern Gedichten des ersten in Straßburg verlebten Halbjahres wissen wir nichts; denn die Vermuthung, damals seien die Lieder *Stirbt der Fuchs* und *Blinde Kuh* entstanden, ist eben ganz haltlos. Mag auch immer der Augenblick einzelne dichterische Ergüsse veranlaßt haben, obgleich man ebensowohl annehmen könnte, die deutsche Liederkunst sei ihm jetzt, wo sein Herz nicht erregt war, widerwärtig gewesen, eine neue, sein ganzes Herz füllende leidenschaftliche Liebe, die ihn im Herbste ergriff, sollte erst seine Dichtung mächtig wecken. Kurz vor der Mitte Oktober war er mit einem seiner Freunde bei der Familie des Pfarrers Brion in Sesenheim bei Drusenheim ein paar Tage auf Besuch gewesen, wo die fünfzehnjährige Friederike sein Herz wunderbar fesselte. Einer entfernten Freundin vertraut er noch denselben Abend die ihn treibende Unruhe. „Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzo so unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu schreiben", bemerkt er dieser, „und weil die Ursache so gar artig ist, muß ichs Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe." Tags darauf drängte es ihn seiner „lieben neuen Freun-

din" in Sesenheim zu schreiben, die er so nennen zu dürfen glaube; denn verstehe er sich nur ein klein wenig auf die Augen, so habe sein Auge im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in ihrem gefunden und für ihre Herzen wolle er schwören, da sie, so zärtlich und gut, wie er sie kenne, ihm, der sie so lieb habe, gewiß wieder ein bischen günstig sein werde. Der erste Gedanke, den er und sein Freund bei der Rückkehr gehabt, sei ein Plan gewesen, sie bald wiederzusehn. „Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehn. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: „Liebes Herzchen, sei ruhig! du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst! Sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still. — Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten, und oft an Sie schreiben." Der in Aussicht gestellte Besuch ließ wohl nicht zu lange auf sich warten. Vielleicht kam es bei demselben oder schon früher zu einigen dichterischen Blüten. Einen Besuch im Winter, wahrscheinlich zu Weihnachten, verspricht die aus drei gleichen Theilen bestehende, durch den gleichen Reim der Schlußverse gebundene

Strophe, deren Form ganz der oben S. 35 erwähnten sechsversigen entspricht:

> Ich komme bald, ihr goldnen Kinder;
> Vergebens sperret uns der Winter
> In unsre warmen Stuben ein.
>
> Wir wollen uns zum Feuer setzen
> Und tausendfältig uns ergetzen,
> Uns lieben wie die Engelein.
>
> Wir wollen kleine Kränzchen winden,
> Wir wollen kleine Sträußchen binden,
> Wir wollen kleine Kinder sein.

Der Rückreise, auf welcher er einen Auftrag der Familie Brion ausgerichtet zu haben scheint, gehören wohl die in einer geläufigern Versform geschriebenen Verse an, deren zweite Strophe eine andere Reimstellung als die beiden übrigen hat, und in der dritten hat einer der Verse zwei Füße mehr, wie wir ähnliches schon bei Uz fanden:

> Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
> Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder;
> Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
> Und seine Seele nicht geschwinder.
>
> Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch,
> Und endige mein Abenteuer
> Mit einem Paar gesottner Eier
> Und einem Stück gebacknen Fisch.
>
> Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
> Mein Falke stolperte wie blind,
> Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
> Des Sonntags früh zur Kirche findt.

In diesen Versen werden noch beide Schwestern angeredet, obgleich Goethes Neigung zu der jüngern bereits entschieden war.

Schon vor dem ersten sesenheimer Besuche hatte Goethe des fünf Jahre ältern Herder Bekanntschaft gemacht, der am 21. Oktober einer Augenoperation sich unterzog. Die Folgen dieser ersten und wiederholter Operationen fesselten Herder an sein Zimmer, auf welchem Goethe und ein junger Russe durch ihre beständigen Morgen- und Abendbesuche ihn erfreuten. Herder, der schon die Fragmente zur deutschen Literatur und die kritischen Wälder geschrieben hatte (wenigstens die erstern hatte Goethe noch nicht gelesen und las sie auch jetzt nicht), wies den jungen Dichter auf den hohen Werth der Volksdichtung hin und nährte durch seine scharfe Verspottung alles Gemachten und Gezierten seinen Sinn für das Einfache, Natürliche, Wahre. Besonders grausam verfolgte er Goethes Vorliebe für Ovid. Am vaterländischen Himmel ließ er nur wenige bedeutende Sterne gelten, indem er die übrigen als vorübergehende Schnuppen behandelte, wobei denn besonders die Liebeständelei Wielands, J. G. Jacobis und der süßlichen sonstigen Anakreontiker schlimm fuhr, und auch sein eigenes Talent verkümmerte er ihm fast durch seinen rücksichtslosen Spott. Vor allem wies er ihn auf Shakespeares Größe hin, vor dessen Bild die Freunde sich oft umarmten. Wirkte Herder so weniger ermuthigend als reinigend und durch seine lebhafte Auffassung einer ganzen reichen Welt des Wissens und der Kunst außerordentlich anregend und belehrend, so war es natürlich, daß Goethe seine dichterischen Versuche, besonders die durch seine Liebe angeregten, ihm verheimlichte.

Erst nach Herders Abreise schlug Goethes Liebe zu leidenschaftlicher Glut aus, wie sie ihm schon längst seine Ruhe geraubt hatte. Seine Leidenschaft hatte er ihm verschwiegen, wie aus der spätern brieflichen Aeußerung hervorgeht, es würde ihm nicht unangenehm gewesen sein, die Geschichte seiner Seele zu lesen

und den seltsamen Standort zu kennen, von dem er damals die Welt gesehen. Nach Ostern, Mitte April, kam Goethe von Friederiken eingeladen, zu längerm Besuche nach Sesenheim, von wo ihn erst nach Pfingsten die wiederholten Mahnungen des treuen Mentors, des Aktuarius Salzmann, nach Straßburg zurückbringen konnten. In dieser Zeit war seine dichterische Lust lebhaft aufgeregt. Als man eines Tages in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft an dem starken Baume eines Wäldchens eine Gedächtnißtafel mit den Namen aller Anwesenden aufstellte, schrieb der junge Dichter, der den seinigen zu unterst setzte, dazu die schöne, zwei bezeichnende Anapäste zeigende zweitheilige jambische Strophe, wenn man die Verse nicht lieber als zwei Strophen faßt:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz;
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heilge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht!

Als er beim Pfänderspiel den ersten herzlichen Kuß als Siegel seiner glühenden Leidenschaft auf Friederikens blühende Lippen gedrückt und das Wonnegefühl ihrer Küsse wiederholt genossen hatte, sprach er das selige Bewußtsein unzertrennlicher Seelengemeinschaft in der herzlichen sechsfüßigen Strophe aus:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun laß auch morgen sein, wie heute *),
Und lehr' mich ihrer würdig sein!

---

*) Er spricht den Wunsch aus, daß das Schicksal ihm das Glück der Liebe

An einem Morgen, wo er früh aufgestanden war und lange auf die Geliebte warten mußte, die ihm versprochen hatte, früh mit ihm spazieren, vielleicht ins Nachtigallwäldchen zu gehn, drückt er seine Sehnsucht nach ihr, seine Unruhe und seinen Unmuth in acht zweitheiligen achtversigen jambischen Strophen aus, in welchen die geraden männlich auslautenden Verse um anderthalb Fuß kürzer sind, wodurch sie sich lebhafter von den anderen abheben und einen gewissen elegischen Ton geben.

Erwache, Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht. *)
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister **)
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort ***) nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du?

---

bewahren möge. Sehr geläufig war dem Dichter aus Rousseaus Heloise (V, 7) der Wunsch, sein Glück heute, morgen, übermorgen und sein ganzes Leben zu genießen.

*) Erst mit ihrem Blicke ist für ihn die Nacht verschwunden.

**) Friederiken nennt er sein „geliebt Geschwister," nach dem bekannten Gebrauch des Wortes für Schwester. Unmöglich kann er unter seinem „geliebten Geschwister" das Schwesterpaar verstehn, wenn wir auch später hören, daß Friederike mit ihrer Schwester zusammen schläft. Hier ist das noch ganz fremdartig, wo eben Friederike angeredet ist, an die er allein denkt. Mein deutet auf die herzlichste Beziehung zu ihm.

***) Frühe an diesem Morgen aufzustehn und mit ihm zu gehn.

Horch! Philomelens Kummer *)
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer **),
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne;
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen?
Wer wird nicht heiß?
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis.

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück, mein Bild,
Das, halb voll Schlaf und träumend,
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh sein Gesicht!
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

---

*) Ihr Klagesang um ihren getödteten Sohn. Dem Dichter schwebte dabei wohl Klopstocks Elegie Petrarka und Laura 23 ff. vor.

**) Ganz ähnlich läßt Goethe achtunddreißig Jahre später in der Pandora den Liebhaber (Phileros) singen:

Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein
Die Teppiche röthet am heiligen Schrein.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt;
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch;
Die schönste meiner Musen,
Du schliefst ja noch.

Die wechselnden Gefühle, wie sie sich auseinander entwickeln, sind hier vortrefflich geschildert. Zuerst der Wunsch, die Geliebte möge endlich erwachen; scheinen die Vögel selbst ja sie dazu aufzurufen. Dann erst erinnert er sie an das Versprechen, das sie freventlich breche; drum schweige heute die Nachtigall. Immer unmuthiger, daß die Geliebte nicht erwachen will, gedenkt er des in ihr Zimmer dringenden Morgenrothes, das sie auch nicht weckt, ja er glaubt zu sehn, wie sie am Busen ihrer Schwester immer fester einschläft. Die lebhafte Vorstellung, wie sie so lieblich schlummert, rührt ihn zu Thränen, die ihm aber das Bild, das er so lebhaft vor sich gesehen, wieder rauben. Seine Thränen entschuldigt er gleichsam vor sich selbst, da niemand ein so liebes Bild ohne Theilnahme schauen könne, selbst der Kälteste dabei erglühen müsse. Jetzt ergreift ihn der Gedanke, vielleicht träume sie von ihm; aber das Glück, das er darüber empfindet, weicht bald dem Aerger über sich, daß er selbst noch halb im Schlafe ist und ihm kein Lied gelingen will, worüber er roth vor Scham und blaß vor Aerger wird. Doch tröstet er sich bald über sein mattes Gedicht, weil sie, da sie durch ihren langen Schlaf das Lied der Nachtigall versäumt hat (die wirklich gar nicht geschlagen, weil sie nicht kam), sein Lied zur Strafe hören soll, das freilich sehr schlecht gerathen mußte, da ja die Geliebte, die seine schönste Muse sei, geschlafen habe. Unser Lied, das so glücklich die

quälende Sehnsucht des auf Friederiken wartenden Geliebten sich ergießen läßt, steht ganz einzig da.

Goethe berichtet, er habe nach bekannten Melodien eine Anzahl Lieder zum Singen für die Geliebte gedichtet, die gesammelt ein artiges Bändchen bilden würden; die wenigen davon übrig gebliebenen werde man leicht aus seinen Gedichten herausfinden. In der 1842 gedruckten „Chronologie der Entstehung der goetheschen Schriften" am Ende der Werke (noch nicht in der der zweiten Ausgabe der Werke beigefügten „Uebersicht") werden in die Jahre 1770 und 1771 außer einem entschieden auf Friederiken bezüglichen Liede gesetzt Stirbt der Fuchs, blinde Kuh, der Abschied, an die Erwählte, Willkommen und Abschied, wogegen in den mit Benutzung der goetheschen Tagebücher gegebenen Ansätzen der einzelnen Gedichte in der Quartausgabe der Werke Riemer und Eckermann von allen diesen Liedern nicht die Entstehungszeit angeben, sondern nur das Jahr in welchem sie gedruckt wurden, woraus folgt, daß ein sicherer Anhalt bei jener Bestimmung nicht zu Grunde liegt. Alle diese, mit Ausnahme von Willkomm und Abschied, welches die Iris schon 1775 brachte, erschienen 1789 in der ersten Sammlung seiner Gedichte, das an die Erwählte erst 1799. Daß Goethe, als er sein Leben beschrieb, ganz bestimmte Gedichte aus fester Erinnerung im Sinne hatte, müssen wir bezweifeln. In dem Gedichte Willkomm und Abschied (Lieder 55), das wirklich in diese Zeit fallen dürfte, spricht sich im ersten Theile die Macht der Leidenschaft eben so bezeichnend aus, wie im zweiten die ganze zarte, fast schmelzende Innigkeit. Es ist in der zweitheiligen achtversigen jambischen Strophe gedichtet.

Auf Herders Antrieb hatte Goethe sich bemüht, eine Reihe elsässischer Volkslieder nebst ihrer Melodie zusammenzubringen, die

auch Friederike ohne Zweifel singen mußte. Den gleichfalls für sie gemachten Uebersetzungen aus Ossian wagte er nicht dichterische Form zu geben.

Die letzte Zeit zu Sesenheim war nicht allein Friederike leidend, sondern auch Goethe litt an einem starken Husten; darum waren die Liebenden geistig verstimmt. Friederike fühlte es, daß sie auf den Besitz des Geliebten verzichten müsse, der zurückhaltender wurde, da er fühlte, daß er in unbesonnener Hingabe an ein so reizendes Glück eine Leidenschaft in der Geliebten erregt habe, die ihr ganzes Herz ergriffen, und er sich sagen mußte, daß einer Verbindung mit ihr die Verhältnisse entgegenständen, daß er, auch wenn er dem ernsten Willen des Vaters trotzen wollte, doch dem so innig geliebten Mädchen kein glückliches Leben bieten könne. „Der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe er soll bald ziehen", schreibt er etwa eine Woche vorher, ehe er Sesenheim verließ, an Salzmann. „Um mich herum ist's aber nicht sehr hell; die Kleine (Friederike) fährt fort traurig zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, nur leider nicht recti, der mit mir herumgeht." Er deutet auf die virgilischen Worte des Aeneas gegen Dido, wo dieser sich auf den Werth der Gerechtigkeit und des guten Gewissens bezieht.

In Straßburg dauerte Goethes Briefwechsel mit Friederiken fort. Einmal schickte er ihr selbstgemalte Rosablätter mit dem schönen Gedichte in einfachen vierversigen trochäischen Strophen, das in den Gedichten davon die Ueberschrift trägt (Lied 59). Es drückt mit tiefer Empfindung und reizender Anmuth die herzlichste Neigung zu der Geliebten aus, die er so gern schmücken, der er so gern den höchsten Lebensgenuß schaffen möchte. Auf der Reise, welche er in den Johannisferien nach Saarbrück

machte, dichtete er das in Friederikens Nachlaß von seiner Hand gefundene Lied:

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphirt das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Stadt und Feld; dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück; sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Die Ueberschrift „Als ich in Saarbrücken war" steht mit dem Inhalt des Liedes in offenbarem Widerspruch, da hier der am Orte gebliebene Liebhaber die abwesende Geliebte sehnsüchtig zurückruft. Deshalb vermuthete ich, Friederike habe diese Worte später hinzugeschrieben, in der irrigen Meinung, daß Goethe die Verse während ihres erst in das folgende Jahr fallenden Besuches zu Saarbrücken geschrieben. Da mir aber Dr. Kruse, der das Lied aus Sophiens Hand erhielt, versichert, daß Goethe selbst jene Worte seitwärts geschrieben, so bleibt keine andere Möglichkeit, als daß er das Gedicht für Friederiken einer bekannten, von dieser gesungenen Melodie unterlegte, und er hier nicht seine eigenen Gefühle aussprach, sondern sich in die Situation eines

Liebhabers setzte, der sich nach der schon längere Zeit abwesenden Geliebten sehnt. Stimmt ja auch der Mai nicht zur Zeit, wo er in Saarbrücken war. Man kann sagen, der Dichter maskire hier gleichsam in einer ihm beliebten Weise sein Gefühl, indem er, statt seine Sehnsucht nach der fern von ihm in Sesenheim weilenden Geliebten zu schildern, gerade umgekehrt das Mädchen verreisen und den Liebhaber die Abwesende sehnsüchtig zurückrufen läßt. Deshalb fügte er auch hinzu, wo er das Gedicht geschrieben.

Auf der Rückreise von Saarbrücken konnte der Dichter doch nicht unterlassen, während sein Reisegefährte nach seiner Heimat zurückkehrte, über Hagenau nach Sesenheim zu eilen, da ihn eine wunderbare Sehnsucht zur Geliebten trieb. Er vernahm damals, daß Friederike bald darauf mit ihrer Mutter und ihrer ältern Schwester zum Besuche von Verwandten nach Straßburg kommen werde. Dieser Besuch erfolgte wirklich. Gleich nach Friederikens Abreise von Straßburg fällt das aus ihrem Nachlasse bekannt gewordene Gedicht:

Ach, bist du fort? Aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wolltest dich*) nicht säumen,
Du flogst davon zum zweitenmal.

Zum zweitenmal sah ich dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen stehn
Für deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn.

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum ließest du ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

---

*) Wie Goethe noch später sich säumen braucht. Irrig steht in einem andern Abdruck doch. V. 18 hat das „Morgenblatt" Thal statt Bogengang.

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer;
Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach,
Und findet dich nicht mehr — und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück. Doch die erweckt ihm Grauen;
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleidt.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib' ihm einmal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht gibst.

Wie? nie dich wiedersehn! Entsetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke,
Ich sterbe, Grausame, für dich.

Die Geliebte hatte schon einmal Abschied genommen, war aber dann durch die Verwandten noch auf kurze Zeit zurückgehalten worden; aber bei ihrem letzten Abschiede hat sie ihn weniger beachtet als die Freundinnen, wie eine ähnliche Nichtbeachtung Lottens von Werther im Briefe vom 8. Juni beklagt wird. Die düstere Verzweiflung, daß sie ihn ganz aufgegeben, treibt ihn unruhig umher, und preßt ihm endlich die ängstliche Bitte aus, sie möge ihm doch schreiben, ob sie ihn noch liebe; sonst könne er sie nie wiedersehn, und doch fühlt er, daß er, sollte er dies nicht dürfen, darüber sterben werde. Freilich leidet das Gedicht an Schwäche, Geschraubtheit und Ueberspannung, aber doch tritt zuweilen die einfache von Herzen kommende Sprache des Gefühls

hervor, und daß es in Goethes Handschrift vorlag, ist zu gut bezeugt, als daß ein Zweifel gestattet wäre, ob es diesem wirklich angehöre. Es ist in arger, wohl durch seine Gewissensqual hervorgerufener Verdüsterung geschrieben, die den reinen Strahl seines Gefühls, das er nicht ganz aussprechen durfte, trübte, nicht an dem unmittelbar auf Friederikens Abreise folgenden Morgen, sondern ein oder ein paar Tage später, wo ihm der Gedanke, daß die Geliebte, die ihm überall fehlt, ihn ganz aufgegeben habe, schwer auf die Seele fiel. Der Anfang deutet auf den Gegensatz der frühern Tage, wo er Friederiken in Straßburg wußte und sie zu sehn hoffen durfte, und der jetzigen traurigen Gewißheit, daß diese „güldenen Träume“ vorüber seien und er nach ihrem Abschiede sich sagen muß, ihr Herz sei gleichgültig gegen ihn geworden. Die ungeraden Verse sind bald fünf-, bald sechsfüßige weiblich endende jambische Verse; die geraden sind immer jambische Dimeter, nur in Strophe 4—7 hat der zweite Vers fünf Füße. Solche Freiheiten erlaubten sich die Dichter der Zeit, nur sind sie hier meist bezeichnend verwandt. Wenn man das Gedicht verwirft, so raubt man freilich dem Dichter kein Kleinod, aber man trübt sich die Einsicht in seine Seelenzustände und die Erkenntniß, daß auch ihm in solcher Beklemmung der Seele nicht die reine Sprache des sich anschaulich ausprägenden Gefühls gelang.

Kurz vor seinem Abgange von Straßburg besuchte er noch einmal die Geliebte in Sesenheim, von welcher er einen herzlichen, aber traurigen Abschied nahm, und von Straßburg sandte er ihr noch die seine tiefe Anhänglichkeit an sie und den Schmerz, ihr entsagen zu müssen, mit reiner Innigkeit ausprägenden Verse, die er an einem düstern, nebelgrauen Augustmorgen schrieb:

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In *einem* deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht *),
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht;
Sie sehn die Sonne nimmer,
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich gäb' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir? **)

So trübe heute die Natur ist, so trübe ist es in seiner Seele, da er Friederiken nicht mehr sehn, seinem höchsten Glücke in ihr entsagen soll. Der rauhe, unbehagliche Wind erschüttert den Baum, der vor Beben zu erbleichen scheint, und die Wiese, über die er streicht, verliert beim Mangel des Sonnenscheins den hellen grünen Schimmer, wie sein Gesicht trübe ist, weil ihm

*) Es ist ein Baum bei Straßburg gemeint, zu dem Goethe wohl die Geliebte geführt und ihr ihre eingeschnittenen Namenszüge gezeigt hatte.

**) Aehnlich heißt es am Schlusse seines ersten Briefes an Friederiken: „Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wiedergäbe".

Friederikens Anblick fehlt. Bald wird er von hier weg und in Frankfurt bei der jubelnden Weinlese sein, aber auch da wird er sich nicht freuen können, sondern sehnsüchtig Friederikens gedenken, wobei in der „öden" Laube und der Schlußfrage eine Erinnerung an die sesenheimer Laube durchklingt, in welcher ihre Nähe und ein Kuß von ihr ihn so beseligt hatte. Welch ein Abstand gegen das vorige Gedicht! Man fühlt, sein von Entsagungsschmerz noch zitterndes Herz hatte sich in Sesenheim von der Last befreit, welche nach Friederikens Abreise von Straßburg ihm schwer auflag.

In der letzten Zeit hatte sich der eben als Hofmeister zweier Adligen nach Straßburg gekommene Dichter Jakob Reinhold Lenz an Goethe so eng angeschlossen, daß dieser ihm seine geheimsten Seelenregungen vertraute. Diesem schenkte Goethe Shakespeares Othello mit der Widmung: „Seinem und Shakespeares würdigen Freunde Lenz Goethe", und trug sich unmittelbar vor seiner Abreise in dessen Stammbuch mit den Versen ein:

Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichterherzen
Noch im letzten Augenblick
Laß ich Lenzen dies zurück.

Goethe war schon damals von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er zum Dichter geboren sei, und er trug sich nicht weniger als Lenz mit großen Planen, noch mehr mit ungewissen Ahnungen einer, wenn auch viel bewegten, doch an dichterischen Erfolgen reichen Zukunft. Ein entscheidender Grund, die undatirten Verse später zu setzen, ist nicht vorhanden, und an sich ist es kaum zu denken, daß Lenz, der auf die innigste Verbindung mit Goethe

ausging, diesen entlassen haben sollte, ohne ihn zu einem Erinnerungsspruche in sein Stammbuch zu veranlassen.

Alle in Straßburg gedichteten Lieder, so weit wir sie kennen, zeigen eine große Einfachheit der Form. Meistens haben wir Strophen aus vier Versen oder aus einem doppelten vierzeiligen Systeme; die Verse sind alle jambisch und wechseln paarweis, die geraden sind weiblich, die ungeraden männlich und regelmäßig kürzer. Nur einmal finden wir eine sechsversige Strophe, in welcher V. 3 und 6, die männlich auslauten, und paarweis die übrigen, sämmtlich weiblichen Verse reimen; ein andermal findet sich eine ganz ähnliche neunversige Strophe. Eine einfache trochäische Strophe aus sechs paarweis reimenden Versen, von denen nur die beiden letzten männlich sind, ist der Spruch in Lenzens Stammbuch. Anapäste treffen wir nur in einem kleinen Gedichte. Die Berechtigung, andere Gedichte, wie der neue Amadis (Lied 3) und selbst das herrliche Mailied (Lied 58), in diese Zeit zu setzen, müssen wir in Abrede stellen. Unreine Reime sind häufig; nicht allein reimen mehrfach **i** und **ü**, sondern auch ei und eu (Eier Abenteuer), ei und äu (Eiche Gesträuche, gereimt versäumt), ei und ai (herbei Mai), **e** und **ö** (Wetter Götter), selbst **ä** und **ö** (Schöne Thräne), **d** und **t** (Kinder Winter, Freude Seite), **k** und **ck** (Friederike Blicke), **d** und **dt** (Mädchen Städtchen), doch sind einzelne Lieder fast ganz rein und die Reime recht bezeichnend.

Bittere Reue über die Qual, die er Friederiken gebracht, deren Herz er tief verwundet hatte, verfolgte den jungen Dichter nach Frankfurt; eine weitere briefliche Verbindung mit ihr war ihm unmöglich, wenn er ihr auch freundliche Sendungen zukommen ließ. In Liedern ergoß er seine Reue ebenso wenig wie die tiefe Sehnsucht seines Herzens; seine ganze Seele ruhte auf seinem

Götz, der auch in dem treulosen Weislingen zu seiner eigenen Buße ein dichterisches, freilich außerordentlich verschiedenes Abbild seiner Schuld gegen Friederiken gab. Shakespeare war jetzt mehr als je sein Heiliger; neben diesem zog ihn Ossian besonders an. Noch vor dem Ablaufe des Jahres 1771 war die Dramatisirung der Geschichte des treuherzigen Götz vollendet, in welcher Liebetraut ein Lied auf den listigen Sieg im Felde der Liebe singt, der junge Georg die Geschichte vom Knaben und Meischen neckisch singt und das phantastische Lied der Zigeunerin mit dem Chor der Zigeunerinnen erschallt. Hier schlägt Goethe schon wieder einen freiern Liederton an. Das Zigeunerlied ist in vierversigen Strophen von reimlosen jambischen Versen geschrieben, deren letzter um einen Fuß kürzer ist, und der Anapäst tritt hier sehr häufig auf, auch in dem aus seltsamen Tönen bestehenden Refrain. In Liebetrauts Lied folgen, wie schon in dem Gedichte Unbeständigkeit des leipziger Liederbuches, auf einen Jambus drei Anapäste. In der ersten Strophe sind die ungeraden Verse vierfüßig und lauten männlich aus, die geraden, die weiblich auslauten, haben nur zwei Füße. Daran schließt sich eine fünfversige Strophe, in der V. 1, 3 und 4, und 2 und 5 reimen; alle lauten männlich aus und sind mit Ausnahme des letzten um einen Fuß kürzern Verses vierfüßig. Ganz einfach dagegen ist Georgs Knabenlied, das aus einem Paar reimender jambischer Dimeter besteht, die nur in der zweiten Strophe weiblich sind.

Goethes Liederlust scheint erst im nächsten Frühjahr wieder erwacht zu sein, wo ihm in Darmstadt ein neuer, frischer Kreis theilnehmender Freunde und Freundinnen sich eröffnete. Er hatte durch seinen Freund J. G. Schlosser den scharfen Beurtheiler von Dichtung und Kunst, J. H. Merck, der selbst dichterisch angeregt war, schon im Herbst kennen lernen und sich gefreut, in ihm

nach Herders Verlust wieder einen Menschen zu finden, „in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen“ Anfangs März 1772 besuchte er in Schlossers Gesellschaft Merck auf einige Tage, wo er mit dessen Freunden und Freundinnen in Verbindung trat und auch Herders Geliebte, die Schwägerin des Geheimerath Hesse, Karoline Flachsland, kennen lernte. Letztere schreibt an Herder, Schlosser und Goethe hätten Merck auf etliche Täge besucht, und sie sei mit ihnen zwei Vormittage und auch beim Mittagessen gewesen. Da Goethe mit Begeisterung von Herder gesprochen, habe sie ihn recht lieb gewonnen. Er sei ein so gutherziger Mensch, ohne gelehrte Zierath; mit Mercks Kindern habe er sich viel zu schaffen gemacht. „Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübschen Spaziergang und in unserm Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen.“ Als er Anfangs April allein zu Fuß nach Darmstadt ging, dichtete er das von seinem ahnungsvoll bewegten Dichterherzen eingegebene Wanderers Sturmlied (vermischte Ged. 14), das eigentlich kein in sich fortlaufendes Ganzes bildet, sondern nur einzelne kleinere Ausbrüche seines Gefühls enthält, welche er in kürzern Zwischenräumen auf eine äußere Veranlassung hin sich vorsagte, ähnlich wie später die Harzreise und an Schwager Kronos (vermischte Ged. 12. 13). Die freien Verse, in denen das Gedicht geschrieben ist, unterscheiden sich durchaus von den vierversigen Strophen der leipziger Oden an Behrisch (vgl. oben S. 25). Die Länge der Strophen steigt von 4 und 5 bis zu 18 Versen, und zwar stehen hier die kleinen Strophen nicht am Anfange, vielmehr beginnt das Gedicht mit zwei wiederholten Strophen von 8 Versen. Das vorherrschende

Versmaß ist das trochäische, bei dem zuweilen der Daktylus statt des Trochäus eintritt. Der längste Vers ist der fünffüßige, nur einmal in einer sehr bewegten Stelle findet sich ein sechstehalbfüßiger mit Daktylus an vierter Stelle; die kleinsten sind die zwei- und anderthalbfüßigen, die ein paarmal die Formen — ⌣ ⌣ — ⌣ und — ⌣ ⌣ — erhalten. In den vier ersten Strophen findet sich nur e i n jambischer Vers oder, wenn man will, ein Vorschlag. Die fünfte Strophe beginnt jambisch-anapästisch, aber schon mit dem dritten Verse tritt wieder das trochäische Maß ein und den Schluß bildet der kürzeste trochäische Vers. In der sechsten treten jambische Verse ein, während in der siebenten und achten nur je ein solcher sich findet, die neunte, in welcher viele Daktylen stehen, davon ganz frei ist. Die große zehnte hat nur ein paar jambische Verse. Einmal haben wir hier den Vers — ⌣ ⌣ — | — ⌣ — ⌣ —. Jambisch-anapästisch könnte man auch die Verse „Sturmathmende Gottheit“ und „Allmächtige Sonne beglänzt“ lesen wollen. Auch in der letzten am Anfang sehr bewegten, in den Rhythmen malerischen Strophe treten zuletzt kleine jambische und jambisch-anapästische Verse ein. Das Gedicht zeugt von dem leidenschaftlichen Eifer, mit dem er damals die griechischen Dichter, besonders Pindar, las. Dadurch war auch seine Anwendung der freiern Verse eine ganz andere als in Leipzig geworden. Gegen den 7. April schreibt Karoline Flachsland: „Unser Freund Goethe ist zu Fuß von Frankfurt gekommen und hat Merck besucht. Wir waren alle Tage beisammen und sind in den Wald zusammen gegangen und wurden auch zusammen durch und durch beregnet. Wir liefen alle unter e i n e n Baum und Goethe sang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shakespeare übersetzt. Er hat uns einige der besten Szenen aus seinem G o t t f r i e d v o n B e r l i c h i n g e n vorgelesen. — Goethe steckt voller

Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen uralter Tempel gebaut, ist vortrefflich. Merck hat ihm von unserer Lila (Hofdame in Homburg) erzählt, und hier theile ich Ihnen etwas aus seinem Herzen mit, das er an einem schönen Frühlingsmorgen, da er allein in dem Tannenwald spazieren ging, gemacht hat." Das Lied von der Hütte ist offenbar der Wanderer (Kunst Ged. 2), es wurde aber später in Wetzlar umgearbeitet, wohl auch weiter ausgeführt, doch in der freiern Versform dürfte das Gedicht, dessen Motiv er schon im vorigen Jahre gefunden hatte, bereits geschrieben gewesen sein. Auch hier wechseln jambische und trochäische Verse, wobei die Wahl derselben, wie die Länge der Verse und des Eintretens der Anapäste und Daktyle an der Stelle der Jamben und Trochäen bezeichnend verwandt ist. Dagegen scheint das Liedchen, das er im Tannenwald aus seinem Herzen schrieb, verloren gegangen zu sein, wenigstens läßt sich mit Sicherheit keines aller bekannten goetheschen Gedichte hierauf beziehen. Bergk möchte das viel spätere Lied an die Entfernte (Lied 45) hierher ziehen. Wohl nicht im Tannenwald, aber in derselben Zeit dürften die auf den April deutenden Verse gedichtet sein, welche Schöll unter den aus dem Nachlasse der Frau von Stein stammenden Papieren fand, die Goethe selbst dieser am 1. Juni 1776 übergab:

Ein zärtlich jugendlicher Kummer
Führt mich ins öde Feld. Es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Aeste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.
  Denn sieh, bald gaukelt Dir mit Rosenkränzen
In runder Hand, Du Sonnengott, das Zwillingspaar

Veilchen bring' ich getragen,
Junge Blüthen zu Dir,
Daß ich Dein moosig Haupt
Ringsum bekränze,
Ringsum Dich weihe,
Felsen des Thals!

Sei Du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Thals!

Ich sah von Dir
Der Freunde Seligkeit,
Verbundne Edle
Mit ewgem Band.

Ich irrer Wandrer
Fühlt' erst auf Dir
Besitzthumsfreuden
Und Heimatsglück.

Da, wo wir lieben,
Ist Vaterland;
Wo wir genießen,
Ist Hof und Haus.

Schrieb meinen Namen
An Deine Stirn;
Du bist mir eigen
Mein Ruhesitz.

Und aus dem fernen
Unlieben Land
Mein Geist wird wandern
Und ruhn auf Dir.

Sei Du mir heilig!
Sei den Geliebten

Lieber als andre
Felsen des Thals!

Ich sehe sie versammelt
Dort unten um den Teich;
Sie tanzen einen Reihen
Im Sommerabendroth,
Und warme Jugendfreude
Webt in dem Abendroth.
Sie drücken sich die Hände
Und glühn einander an.
Und aus den Reihn verlieret
Sich Psyche zwischen Felsen
Und Sträuchen weg, und trauernd
Um den Abwesenden
Lehnt sie sich über den Fels.
Wo meine Brust hier ruht,
An das Moos mit innigem
Liebesgefühl sich *)
Athmend drängt,
Ruhst Du vielleicht dann, Psyche!
Trübe blickt Dein Aug'
In den Bach hinab,
Und eine Thräne quillt
Vorbeigequollnen Freuden nach;
Hebst dann zum Himmel
Dein bittend Aug',
Erblickest über Dir
Da einen Namen.
Auch der!
Nimm des verlebten Tages Zier,
Die bald welke Rose von Deinem Busen,
Streu' die freundlichen Blätter
Uebers düstre Moos,
Ein Opfer der Zukunft!

---

*) Sich sollte wohl zum folgenden Vers gezogen werden.

Veilchen bring' ich getragen,
Junge Blüthen zu Dir,
Daß ich Dein moosig Haupt
Ringsum bekränze,
Ringsum Dich weihe,
Felsen des Thals!

Sei Du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Thals!

Ich sah von Dir
Der Freunde Seligkeit,
Verbundne Edle
Mit ewgem Band.

Ich irrer Wandrer
Fühlt' erst auf Dir
Besitzthumsfreuden
Und Heimatsglück.

Da, wo wir lieben,
Ist Vaterland;
Wo wir genießen,
Ist Hof und Haus.

Schrieb meinen Namen
An Deine Stirn;
Du bist mir eigen
Mein Ruhesitz.

Und aus dem fernen
Unlieben Land
Mein Geist wird wandern
Und ruhn auf Dir.

Sei Du mir heilig!
Sei den Geliebten

Lieber als andre
Felsen des Thals!

Ich sehe sie versammelt
Dort unten um den Teich;
Sie tanzen einen Reihen
Im Sommerabendroth,
Und warme Jugendfreude
Webt in dem Abendroth.
Sie drücken sich die Hände
Und glühn einander an.
Und aus den Reihn verlieret
Sich Psyche zwischen Felsen
Und Sträuchen weg, und trauernd
Um den Abwesenden
Lehnt sie sich über den Fels.
Wo meine Brust hier ruht,
An das Moos mit innigem
Liebesgefühl sich *)
Athmend drängt,
Ruhst Du vielleicht dann, Psyche!
Trübe blickt Dein Aug'
In den Bach hinab,
Und eine Thräne quillt
Vorbeigequollnen Freuden nach;
Hebst dann zum Himmel
Dein bittend Aug',
Erblickest über Dir
Da einen Namen.
Auch der!
Nimm des verlebten Tages Zier,
Die bald welke Rose von Deinem Busen,
Streu' die freundlichen Blätter
Uebers düstre Moos,
Ein Opfer der Zukunft!

---

*) Sich sollte wohl zum folgenden Vers gezogen werden.

Der Dichter denkt sich, daß er seinen geliebten Fels, von dem er früher durch Einhauen seines Namens Besitz genommen, dann besteige, um ihn mit Veilchen zu bekränzen und ihn so für alle Zeit sich zu weihen. Die sechsversige reimlose Strophe beginnt mit zwei daktylischen Versen (— ◡ — ◡ ◡ — ◡ | — ◡ — ◡ ◡ —), woran sich kurze allmählich abnehmende jambische anschließen. In den sieben darauf folgenden Strophen (die siebente ist die wiederholte erste) wird die Weihung vollzogen. Ihm soll der Fels heilig sein und seinen Freunden lieb, deren Seligkeit er von ihm herab geschaut und auf dem er erst die Freude wirklichen Besitzes einer wahren Heimat gefunden. Er ist jetzt sein eigen und sein Geist wird aus fremdem Lande (er sollte gleich darauf nach Wetzlar), wenn er sich dort unbehaglich fühlt, zu ihm eilen. Sämmtliche vierversige Strophen sind, wie die drei letzten Verse der Einleitung, jambisch, Str. 3—6 einander ganz gleich, in den übrigen weichen bloß die beiden ersten Verse etwas ab. Im dritten Theile des Gedichtes sieht er in der Zeit, wo er fern sein wird, die Freunde unten am Teiche (zwei kleine durch ein Bächlein verbundene, mit Erlen und Eschen umgebene Waldteiche lagen früher dem Fels gegenüber) fröhlich tanzen, aber Psyche, unter welchem Namen Herder Karolinen besang, die Gesellschaft verlassen, den Fels aufsuchen, dort sich anlehnen und, indem sie sehnsüchtig in den herabfließenden Bach hinabschaut in Erinnerung glücklich mit Herder verlebter Stunden (Herders wird nicht ausdrücklich gedacht) eine Thräne vergießen, dann aber, indem sie den Blick zum Himmel erhebt, um dessen Segen auf ihren Bund herabzuflehen, Goethes Namen oben sehn, und auch seiner sehnsüchtig gedenken. Zuletzt fordert er sie auf, die an ihrer Brust fast verwelkte Rose zu zerpflücken und die bunten Blätter als „Opfer der Zukunft“ (was wohl heißen soll mit der Bitte

um Gewährung ihrer Wünsche) über das dunkle Moos des Felsens zu streuen. Dieser letzte Theil ist in reimlosen jambischen Versen geschrieben. Zuerst acht wechselnd weiblich und männlich reimende dreifüßige, dann drei weibliche und vier männliche gleiche Verse bei denen zweimal ein Anapäst sich einmischt, zwei kleinere Verse aus zwei Jamben, ein dreifüßiger weiblicher, und darauf zwei zweifüßige mit beginnenden Anapästen, ein drei- und ein vierfüßiger; dann wieder drei kleinere jambische Verse und ein einzelner Jambus. Zuletzt zwei vierfüßige jambische, von denen der letzte zwei Anapäste hat, ein dem ersten Verse gleicher daktylischer und zwei zweifüßige jambische mit je einem Anapäst. Herder wurde über dieses Lied Goethes, das ihm Karoline mittheilte, so ungehalten, daß er ihr zur Erwiderung ein längeres Gedicht sandte, in welchem er sie auffordert, keine welke Rose auf todtem Moose in düsterer Gegend zu opfern, wie es ein irrer Götzenpriester befehle, der den Fels erstiegen, ihn ungeweiht besungen und mit frecher Hand ihm einen Namen eingezwungen habe. Sie solle sich nicht weinend an den Fels anlehnen, sondern das Saitenspiel der Freude und Hoffnungen aufnehmen; gegenseitig wollten sie sich das Knöspchen Hoffnungsrose senden und es auf schönstem, kühlstem Moose des Wäldchens opfern. Goethe ward über diese Bitterkeit Herders recht aufgebracht, und schrieb ihm, im Aerger habe er ihn einen intoleranten Pfaffen genannt; Götzenpriester und mit frecher Hand einzwang sei nicht recht gewesen. „Hatte ich Unrecht, vor Eurem Mädchen einen Traueraccord zu greifen, mußtet Ihr mit Feuer und Schwert drein tilgen?“ fragt er mit vollem Rechte.

Die beiden andern Gedichte, welche sich auf Goethes Anwesenheit in Homburg beziehen, sind an Fräulein Ziegler und Fräulein von Roussillon gerichtet; sie sprechen das hohe selige Ver-

trauen aus, welches er zu den fernen, ihm lebhaft vorschwebenden Freundinnen gefaßt hat. Eine wertherſche Empfindsamkeit, aber zugleich die selbstbewußte Kraft des von der Liebesmacht erfüllten, gefaßt der Zukunft entgegenschauenden Jünglings prägt sich in ihnen aus. In dem Gedicht an Lila herrschen kleine trochäische Verse vor (nur zweimal steigen sie zur Länge eines Dimeters), zwischen welche ein paar jambische sich schlingen, häufiger in der letzten Strophe, wo auch am Schlusse der bewegte Daktylus eintritt. Im andern Gedichte findet gerade das umgekehrte Verhältniß statt; jambische und jambisch-anapästische Verse bilden den Charakter, trochäische und trochäisch-daktylische die Ausnahme. Auch das Gedicht der Wanderer erhielt in Wetzlar seine Vollendung. Goethe schreibt im folgenden Jahre an Kestner, er habe es in seinem geliebten Garten an einem seiner schönsten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen und die künftige Glückseligkeit ihrer Verbindung mit dem Freunde vor seiner Seele. Die weitere Ausführung des Gedichtes müßte demnach in den Sommer fallen. Goethe berichtet selbst, daß er sich mit dem in Wetzlar anwesenden Dichter Gotter in einer Uebersetzung von Goldsmiths deserted village versuchte, die diesem besser gelungen sei, weil er selbst allzuängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals nachzubilden getrachtet. Wenn er in seiner Lebensbeschreibung äußert, er habe fortgefahren, die Dichtkunst zum Ausdruck seiner Gefühle und Grillen zu benutzen, kleine Gedichte, wie der Wanderer, seien damals entstanden und in den göttinger Musenalmanach aufgenommen worden, so dürfte dies kaum richtig sein: von derartigen Gedichten ist eben keine Spur, und sollte er auch gelegentlich für Lotten ein Gedicht gemacht haben, etwa zu einem festlichen Tage oder als Text zu einer Melodie, so waren diese Kleinigkeiten doch nicht aus vollem Herzen geflossen; in der Be-

klemmung seiner Seele, in welcher er eben seine Leidenschaft für die Braut seines Freundes zurückdämmen mußte, war an keinen frischen Erguß zu denken. Er versenkte sich in Wetzlar ganz in Pindar. Vielleicht fällt in diese Zeit die erhaltene Uebersetzung von Pindars fünfter olympischer Ode in freie Verse, in welchen er nur bei der ersten Strophe die Zahl der Verse Pindars beibehalten hat, selbst Strophe und Gegenstrophe von einander abweichen. Auf den Vers scheint er hier wenig Sorgfalt verwandt zu haben. Damals las er zuerst Herders Fragmente zur deutschen Literatur, in welchen ihn besonders die Ausführung ergriff, daß Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib unzertrennlich in der Dichtkunst verbunden seien.

Trug demnach der wetzlarer Aufenthalt, sehen wir von den vor die Bekanntschaft mit Lotten fallenden Gedichten und der weitern Ausführung des Wanderers ab, keine dichterischen Blüten, so fand Goethe dagegen Gelegenheit, sich in den frankfurter gelehrten Anzeigen, zu welchen er sich mit Merck und Schlosser verbunden hatte, über die lyrische Dichtkunst auszusprechen. Schon in dem Blatte vom 9. Juni, dem Tage, an dem er Lotten kennen lernte, bemerkte er, die neuern deutschen Dichter treibe nicht die Natur zum Singen, sondern ein gemachtes Gefühl, das sie der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken hätten, und darum seien die besten neuern Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Kopien. „Wir wünschen dem Verfasser (es ist von Blums lyrischen Gedichten die Rede) ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Komposition ans Publikum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinen Gegenstand erfüllt wird.“ Noch bezeichnender ist

seine Aeußerung bei Gelegenheit der Gedichte eines polnischen Juden im Blatte vom 1. September, die also kurz vor seiner Flucht von Wetzlar geschrieben ist, wo er den Genius des Vaterlandes bittet, einen Dichter aufblühen zu lassen, in dessen Liedern Wahrheit und lebendige Schönheit seien, nicht Seifenblasenideale, wie sie jetzt in hundert deutschen Gesängen herumwallten. Es müßte ein Jüngling sein, der „voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblick wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Melodien des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann alle seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiszenzen mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genügen". Dieser Jüngling möge nun ein seiner werthes Mädchen finden, damit offenbar werde, daß nicht Fläche, sondern Weichheit des Herzens an seiner Unbestimmtheit schuld sei. „Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wanderung

ein Mädchen erblicken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreise häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mitgeborenen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahnte, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte. Laßt die beiden sich finden; beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall' er ahnend und hoffend und genießend, was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin." Die letzten Worte deuten auf Klopstocks Ode an Cidli, wo es heißt, keiner der Geliebten spreche die Liebe (das Gefühl zweier besserer Seelen, wie glücklich, wie ähnlich sich und wie glücklich sie dadurch sind) mit Thränen, mit dem verweilenden Blick und der Seele drin aus. Wie hoch Goethe auch Klopstock hielt, den ersehnten Dichter reinen Gefühls und vor allem der mit wärmster Glut die Seele durchzuckenden Liebe konnte er in ihm nicht erkennen. Die trunkene Lust zweier ganz für einander geschaffenen und das Glück ihrer seligen Verbindung durchempfindenden Seelen schien ihm erst den Dichter zu vollenden, der Ausdruck derselben die höchste Blüte

der Dichtung. Schon früher hatte er einmal bei Gelegenheit Gellerts, der nicht mehr als ein bel esprit, ein brauchbarer Kopf gewesen, die Bemerkung gemacht, die einzige Poesie sei die, welche aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ströme.

Von dichterischen Ergüssen in der Zeit von Goethes schwerem Kampfe mit seiner Leidenschaft für Lotten wissen wir nichts, doch schrieb er in ein Exemplar von Goldsmiths deserted village, das er Lottens Verlobtem schenkte, die rasch hingeworfenen Verse:

> Wenn einst nach überstandnen Lebens-Müh' und Schmerzen
> Das Glück Dir Ruh- und Wonnetage gibt,
> Vergiß nicht den, der ach! von ganzem Herzen
> Dich und mit Dir geliebt!

Die Länge der Verse ist hier wechselnd, nur die beiden innern, aber nicht auf einander reimenden sind gleich lang, der abschließende vierte absichtlich der kürzeste.

Als Goethe vor seiner Flucht sich von Lotten und Kestner schriftlich verabschiedete, da ergoß sich sein Gefühl nicht in Versen, sondern er sprach seinen Schmerz und seine unvergängliche Liebe in tiefempfundenen Briefzeilen aus. Auch in Thalehrenbreitstein, wo er mit Merck bei Frau von Laroche zusammenkam, deren älteste Tochter Maximiliane ihn lieblich anzog, und nach der Rückkunft zu seiner Vaterstadt scheint er zu dichterischen Ergüssen keine Ruhe gefunden zu haben. Erst als er vom 6. bis zum 10. November mit Schlosser wieder in Wetzlar gewesen, erwachte die Lust am Leben in ihm von neuem. Doch die Dichtung zog ihn zunächst noch nicht an. Er ließ um diese Zeit den Bogen von deutscher Baukunst drucken. Bald darauf trieb es ihn nach Darmstadt zu Merck, wo er mehrere Wochen blieb. Am 27. November schreibt Herders Braut: „Unser guter Goethe ist hier und lebt und zeichnet, und wir sitzen beim

Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen.“ Den 5. Dezember berichtet sie, Goethe sei noch da und lehre Merck zeichnen; er scheine etwas stiller und geläuterter geworden, gegen Mädchen und Weiber besser als sonst; doch sei noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe in seinem Herzen, als daß er lieben könnte. Von seiner Leidenschaft zu Lotten und seinen tiefen Seelenkämpfen wußte sie also nichts, auch nichts von Friederiken, nur von der ihm schon ferner liegenden leipziger, längst verheirateten Geliebten sprach er. Er denke ein Maler zu werden, bemerkt sie; da ihm alle Tugenden fehlten, so wolle er sich auf Talente werfen. Er selbst schreibt denselben Tag an Herder, er sei jetzt ganz Zeichner, habe Muth und Glück; Merck versifizire und drucke; sie bespiegelten sich ineinander, lehnten sich aneinander und theilten Freud' und Langeweile auf dieser Lebensbahn. Einige Tage später kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er, wie er an Kestner schreibt, wieder mit neuen Planen und Grillen umging. Er sei wieder ziemlichen Humors und arbeite brav, bemerkt er bald darauf, abenteuerlich, wie immer, möge herauskommen, was wolle. Wenn Varnhagen zuverlässig wissen wollte, die Verse Mamsell N. N. (Epigrammatisch 17), die Goethe im Juli 1774 an Schönborn schickte, seien vom Jahre 1772, so müßten sie wohl in diese Zeit fallen. Dieser könnten denn auch die handschriftlich erhaltenen Verse angehören, nach der Melodie: „O Vater der Barmherzigkeit“, auf die er schon das Lied Sehnsucht gedichtet hatte (oben S. 47):

O Vater alles wahren Sinns
Und des gesunden Lebens,
Du Geber köstlichen Gewinns,
Du Fördrer treuen Strebens,
Sprich in mein Herz Dein leises Wort,

Bewahre mich so fort und fort
Für Heuchlern und für H—.

Hier ist offenbar ein Vers nach V. 5 ausgefallen. Auch die Verse eines lutherischen Geistlichen in den zahmen Xenien VI. gehören in diese Jahre.

An frohem gesellschaftlichem Zusammenleben fehlte es Goethe jetzt nicht. So war er Weihnachten mit einigen „guten Jungen" auf dem Lande, wo ihre Lustbarkeit sehr laut und Geschrei und Gelächter von Anfang bis zu Ende war. Um diese Zeit muß auch das „Concerto dramatico del Sigr. Dottore Flamminio detto Panurgo secundo. Aufzuführen in der darmstädter Gesellschaft der Heiligen" fallen, eine Erwiederung auf einen von dem darmstädter Kreise, der sich „Gemeinschaft der Heiligen" nannte, erlassenen Brief, den er als ein „Freudenblatt" bezeichnet. Die Namen Flamminio, mit Anspielung auf flamma (Glut), kaum auf Fleming, und Panurgo (Kannalles) hatte er wohl in Darmstadt erhalten; diese oder vielleicht auch nur gleichbedeutende waren ihm in dem Briefe gegeben worden. Das Ganze ist ein lustiger Einfall, von welchem wir nicht wissen, inwiefern einzelnes sich auf den Brief der darmstädter Freunde bezieht. Der Dichter läßt alle verschiedenen Arten von Musikstücken in seinem dramatischen Konzert auftreten. Die beiden ersten achtversigen Strophen, von denen die erste trochäische im 4/4, die andere jambisch-anapästische im 3/8 Takt gesungen werden soll, preisen die Göttin Langeweile, die in dem Winterwetter vom Olymp herabgestiegen sei und den Freunden die „stumpfen Federn" in die Hand gegeben habe, und feiern dann launig die Wirksamkeit derselben. Die folgenden Stücke, ein Arioso in zwei fünffüßigen gereimten Jamben und ein Allegro con furia in freien, oft mit Anapästen gemischten, bloß in der

ersten Hälfte der dreizehnversigen Strophe gereimten jambischen Versen, das durch ein Cantabile treffend parodirt wird, spotten über eine schlechte Abbildung der Juno und eine Darstellung des jüngsten Gerichts in der verpfuschten Weise des Höllen-Breughel. Auf eigenthümliche Weise spricht das Andantino in einer achtversigen trochäischen Strophe, in welcher die kürzern geraden Verse reimen, den sprichwörtlichen Gedanken aus: „Die Zeit bringt Rosen, aber auch Dornen."*) Das Lamentabile persiflirt in einer sechsfüßigen paarweise reimenden trochäischen Strophe treffend die langweilige Seufzerdichtung, wie das Allegro con spirito in einer ähnlichen Strophe, deren Verse sämmtlich dem 3. und 4. der vorigen gleich sind, in bombastischer Weise ausführt, daß alles auf Erden liebe, worauf der Choral in einer fünfzeiligen jambischen Strophe mit Benutzung gangbarer Gebetsprüche Gott bittet, sie vor Langeweile zu schützen und lieber hungern zu lassen.**) Nun wird es gleich lustiger. Zunächst beginnt ein Capriccio con Variazioni, welches das Drängen der Welt nach Vergnügen bezeichnet; dieses selbst besteht aus vier paarweis reimenden kurzen jambisch-anapästischen Versen, von denen nur die geraden reimen; die drei Variazioni sind ähnliche, nicht ganz gleiche achtversige Strophen. Die erste Variazion geht darauf, daß alle auf Erden sich dreist wagen, es koste, was es wolle***); die zweite führt die Eislust, die dritte die tolle Reiterei aus. Daran schließt sich als Aria ein französisches Scherzlied auf eine wunderliche Heilung eines Mädchens durch einen jungen hübschen Arzt. Ein beruhigendes Molto andante gilt dem

*) „Nicht gar" muß hier wohl heißen sollen „Nicht genug".

**) Die Worte „Kennst Deine Kinder" weisen darauf hin, daß sie als treue Kinder eine solche Gabe von Gott verlangen dürfen.

***) Statt „der Erde" sollte eigentlich „auf der Erde" stehn. „Gott weiß", für „Gott weiß, was".

Spruche des Predigers, daß jedes seine Zeit hat; es ist in acht kurzen, jambisch-anapästischen paarweis reimenden Versen geschrieben. Con espressione enthält in einer achtversigen jambischen Strophe den wunderlichen Stoßseufzer an die geliebte Marianne, ihm doch die Liebe einer andern zu gestatten, von der ihm eine Zigeunerin Gefahr fürs ganze Leben geweissagt hat.*) Das Ganze schließt mit einem wildbewegten Presto fugato. Zuerst werden alle zum jubelnden Genusse der Obsternte und der Weinlese eingeladen, aber trotz des lustigen Aufspielens stehen die Gerufenen, die, wie Fausts Wagner, von Volkslust nichts wissen, verblüfft da. Als sie auf den Zuruf, lustig mitzusingen und mitzuspringen, sich noch immer nicht regen, wird dieser großen Geister gespottet, die kein natürliches Gefühl haben, künstlich alles zusammenbringen müssen, selbst jeder Schöpfungskraft entbehren. Endlich wird alle Welt aufgerufen, sich an der Lust zu betheiligen, von der niemand ausgeschlossen sei, auch nicht „Zöllner und Sünder", wobei Kritaster (launig statt Kritikaster) und Poeten brüderlich nebeneinander stehen, wie H— und Propheten, aber auch noch jetzt bleiben jene großen Meister wie die Laffen stehn, worauf denn das Ganze mit einem lustigen Spotte über diese Dummheit (Dum du, dum du u. s. w.) schließt. Das Concerto ist nur ein sprudelnder Ausbruch übermüthiger Laune, zeugt aber bei aller Raschheit des Entwurfes von großer Formgewandtheit und geistiger Beweglichkeit. Vielleicht ward es gedruckt, so daß es das Impressum comicum sein könnte, das Goethe am 8. Januar Kestner sandte.

*) Von Löper, der unser Gedicht in der hempelschen Ausgabe V, 242 ff. mit Erläuterungen gibt, will „ein Weiblein der Sybillenschaar" auf ein ihm gefährliches Mädchen beziehen, aber das Weiblein droht nicht Gefahr von seinen eigenen, sondern von fremden Augen.

Einer neuen Liebe konnte des Dichters noch von Lotten tiefverwundetes Herz sich nicht hingeben, fühlte er sich auch damals von der, wie er meinte, an demselben Tage mit Lotten geborenen Susanna Magdalena Münch angezogen, deren Geburtstag er am 11. Januar wohl lustig mitgefeiert hatte. Bald darauf, als die Mädchen eines Abends um die anwesenden Junggesellen würfelten, fiel ihm Magdalena zu, die er seit dieser Zeit scherzhaft sein liebes Weibchen nannte, aber neben ihr war er auch andern Mädchen seiner Bekanntschaft gut, ohne daß eine leidenschaftliche Neigung sich entwickelte. Zu lyrischen Gedichten fehlte ihm auch damals alle Stimmung, nur zu launigen Knittelversen fand er sich aufgelegt, wie wir solche in einem Januarbriefe an Kestner finden. Zunächst hielt er sich an das Zeichnen. Am 5. Februar kam Merck auf einige Tage. Damals schrieben beide wohl die lustigen Knittelverse an Herder, auf welche dieser am 3. März etwas derb in seiner erhaltenen Bilderfabel und einem geistlichen Brief antwortete; freilich meinte Karoline, Herder habe noch lange nicht so geantwortet, wie Goethe zuerst gepfiffen. Auch war es wohl bei diesem Besuche, daß Merck von Goethe den Wanderer erhielt, um ihn an Boie für den Musenalmanach zu schicken; denn daß dieses Gedicht nicht, wie Weinhold meint, der Sendung Mercks vom Januar beilag, ergibt sich aus Boies Antwort vom 26. Gleich nach Mercks Abreise arbeitete Goethe seinen Götz um, wozu er das Lied von Cupido dichtete, der bei den Hofdamen nicht erst seiner Waffen bedarf, um sie zu verwunden, sondern mit größter Freundlichkeit wie ein liebes Kind von diesen aufgenommen wird. Das Lied besteht aus einer neun- und einer achtzeiligen jambisch-anapästischen Strophe von ganz verschiedener Reimstellung. Die Umarbeitung war in wenigen Wochen vollendet. Regte ihn auch die bevor-

stehende Heirat Lottens gewaltig auf, so war er doch zuweilen zu dramatischen Dichtungen aufgelegt. So schrieb er einen Jahrmarkt, in welchem der wunderlich zwischen Merck und Herder sich eindrängende, Karolinen gegen Merck reizende Leuchsenring auftrat. Mit dem Entwurfe zu Mahomet muß er sich schon lange getragen haben. Für denselben machte er Auszüge aus dem Koran. Diese scheint er schon im Juli 1772 angelegt zu haben; denn gegen Herder bedient er sich um diese Zeit eines Spruches des Koran, den er sich aus Sura XX, 26 angemerkt hatte. Der Gesang zwischen Ali und Fatema, das Epigramm Sprache und das Gedicht der Adler und die Taube, welche alle im göttinger Musenalmanach stehen, müssen spätestens um diese Zeit fallen; denn, wenn er kurz vor der am 4. April vollzogenen Vermählung Lottens Kestner bittet, ihm die Zeit anzugeben, in welcher er mit Lotten nach Hannover reise, weil er ihm etwas an Boie mitgeben wolle, so muß er die für diesen bestimmten Beiträge, da er die Abreise in nächster Zeit erwartete, schon bereit gehabt haben. Jener Wechselgesang aus Mahomet, später als Mahomets Gesang bearbeitet (vermischte Ged. 9), gibt ein herrliches Bild des zu einem gewaltigen Propheten und Welteroberer aus eigener Kraft sich emporschwingenden Mahomet. Derselbe ist in freien trochäischen Strophen geschrieben. In den vier ersten Strophen herrschen kleinere trochäische Verse vor, so daß nur zweimal ein vollständiger Dimeter und eben so oft ein um eine Silbe kürzerer Vers sich findet; in den beiden ersten finden sich auch drei Reimpaare (V. 1 f. 8 f. 11 f.) Von der fünften Strophe an treten kürzere Verse nur selten, meist am Anfange oder am Ende, ein. Später, wo die Dimeter in frischem Laufe sich ergießen, stehen neben wenigen kleinern Versen die einmal zu einem Trochäus herabsteigen, auch zweimal malerisch

losen jambischen Dimeter unter der Ueberschrift Sprache (Epigrammatisch 85) heben treffend im Gegensatz zu der Klage über die Ungefügigkeit der deutschen Sprache hervor, daß die Sprache in der Hand dessen, der sie zu gebrauchen weiß, zu einem gefügigen Werkzeug werde.

Von der Kunde der schon am 4. April vollzogenen Vermählung Lottens, deren Tag man ihm aus Schonung vorher nicht mitgetheilt hatte, wurde er tief betroffen. „Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen", schrieb er dem glücklichen Paare, dessen Freund er unter und über dem Himmel sei. In große Aufregung versetzte ihn die Ankunft einer Freundin Lottens, die ihm deren wohlerhaltenen Brautstrauß brachte; mit den Resten dieses Straußes auf dem Hut wanderte er am 15. April nach Darmstadt. Herders Braut sah er nur wenig; dieser schien er, in ihrer Verstimmung wider Merck, rückhaltender gegen sie als jemals; in Gegenwart Mercks spreche er in einem wunderlichen Ton mit ihr, wogegen er mit ihr allein sehr gut sei. Tief rührte ihn der Tod seiner Urania, Fräulein von Roussillon, der in die Zeit seines darmstädter Aufenthaltes fiel. „Der Tod einer theuer geliebten Freundin ist noch um mich", schreibt er gegen den 20. an Kestner. „Heut früh ward sie begraben, und ich bin immer an ihrem Grabe und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben, und eine Stimme zu sein aus dem Steine dem Zukünftigen. Aber ach auch ist mir verboten einen Stein zu setzen ihrem Andenken und mich, verdrießt, daß ich nicht streiten mag mit dem Gewäsch und Geträtsch." Gern hätte er der Verstorbenen einen Nachruf geweiht, aber er fürchtete, man werde von einem Liebesverhältniß zu ihr fabeln. Auch seinen Schmerz und seine Fassung über Lottens Verlust mochte

und konnte er nicht zu lyrischer Darstellung bringen. „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels“, klagt er Kestner in dem angeführten Briefe. „Diesen Sommer geht alles, Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, Ihr, alles, und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb, oder was, das mir mehr Ehre macht, wenn Ihr wollt.“ Am 25., einem Sonntag, schreibt er, es sei heute ein Gewirre, ein recht toll und wunderbar Leben um ihn gewesen. „In vierzehn Tagen sind wir all auseinander, und es geht so im Hurry, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, wie noch Hoffnung und Furcht ist. Gott verzeih's den Göttern, die so mit uns spielen.“ Am 2. Mai war er bei Herders Trauung zugegen, die auch keine lyrische Blüte trieb. Tags darauf kehrte er nach Frankfurt zurück. Merck reiste mit der Landgräfin nach Petersburg.

Allmählich beruhigte er sich wieder und spann sich in die frankfurter Verhältnisse ein. Als er Mitte Juni seinen endlich ausgedruckten Götz Kestner sendet, schreibt er, daß er träume und gängle durchs Leben, führe garstige Prozesse, schreibe Dramata und Romane und dergleichen, zeichne und poussire und treibe es, so geschwind es gehn wolle. Er war damals mit einer dramatischen Bearbeitung seiner wetzlarer Liebesgeschichte beschäftigt, an welche er sich im folgenden Monat so fleißig hielt, daß er bald damit fertig zu werden hoffte. „Heilige Musen, reicht mir das aurum potabile, elixir vitae aus Euren Schalen! ich verschmachte“, ruft er aus. „Was das kostet, in Wüsten Brunnen zu graben und eine Hütte zu zimmern!“ Seinem wetzlarer Freunde Gotter sendet er seinen Götz und einen launigen Brief, worin er den Wunsch ausspricht, daß er das Stück zur Aufführung bringe. Im August machte ihm Frau

von Laroche, die wohl mit ihrer ältern Tochter Maximiliane Frankfurt besuchte, acht glückliche Tage. Auch Betti Jacobi, die Frau von Fritz, kam mit dessen älterer Halbschwester Lotte nach Frankfurt zu der mit Goethes Schwester befreundeten angeheirateten Tante Jacobis, Johanna Fahlmer, bei der Goethe sich ganz frei ergehn und „radotiren" konnte. Mit Betti Jacobi fand er sich ganz freundlich zusammen; aber jede Erwähnung ihres Gatten, der mit Wieland zu dem teutschen Merkur sich seit dem Anfange des Jahres verbunden hatte, vermied er, da er nicht eine Verbindung mit diesem und seinem Bruder, dem anakreontischen Liederdichter, suchte. „Sie sollen mich zwingen, sie zu achten, wie ich sie jetzt verachte, und dann will und muß ich sie lieben", schreibt er den 15. September an Kestner. Diesem vertraut er auch, daß seine Ideale als Schriftsteller an Schönheit und Größe auswachsen, und wenn seine Lebhaftigkeit ihn nicht verlasse und seine Liebe, so solle es noch viel für seine Lieben geben, an dem auch das Publikum seinen Theil nehme. Zugleich übersendet er die scherzhaften, mit manchen Anapästen untermischten paarweis gereimten jambischen Dimeter an Lotten, später das garstige Gedicht überschrieben (Epigramatisch 11), die eigentlich Beilage zu seinem Porträt sein sollten; da dieses aber nicht gerathen war, schickte er sie einstweilen allein. Vielleicht gehören in diese Zeit manche kleinere lyrische Sachen, deren Abfassungszeit wir nicht kennen. Auch ein Märchen hatte er damals schon geschrieben, das er Betti Jacobi versprach, aber nicht auffinden konnte, weshalb er ihr zum Ersatz etwas anderes gab.

Götz hatte indessen die Augen von ganz Deutschland auf den jungen frankfurter Advocaten gezogen, der allgemein als Dichter des einen ganz neuen echt deutschen Ton anschlagenden Dramas genannt wurde. Schon im Juni hatte Claudius im wands-

becker Boten auf diese „angenehme Erscheinung“ mit warmer Anerkennung der hohen Begabung des Dichters hingewiesen, der größere Dinge von sich erwarten lasse. Die frankfurter gelehrten Anzeigen priesen trotz aller Sonderbarkeiten dieses in seiner Art einzige Trauerspiel, bei dem es einem warm ums Herz werde. Dem Verfasser gebühre unendlicher Dank für seine Studien der alten deutschen Sitten und für seine Wiedererweckung der echten deutschen Helden; auch die Sprache sei echt deutsch. Im Merkur hatte ein Beurtheiler vieles an diesem „schönsten, interessantesten Monstrum“ getadelt, aber Wieland erklärte in einer Anmerkung beinahe alle diese Ausstellungen für unbegründet, was er bei anderer Gelegenheit nachweisen wolle. Auch Goethes Beiträge zum göttinger Musenalmanach fanden beifällige Aufnahme. Als „sehr originell“ wurden die beiden größern Gedichte im Almanach der deutschen Musen bezeichnet. J. G. Jacobi ging im Merkur gleichfalls auf diese Stücke anerkennend ein. Am meisten aber waren die jungen göttinger Dichter, der sogenannte Hainbund, entzückt, die Goethe unter ihre Heiligen aufnahmen. Claudius ließ ihn durch seinen nach Algier reisenden Freund Schönborn um Beiträge für seinen wandsbecker Boten ersuchen. Goethe schickte sogleich ein paar Kleinigkeiten. Die später Katechisation und Dilettant und Kritiker überschriebenen Gedichte (Epigrammatisch 10 und Parabolisch 7) erschienen dort bereits Ende Oktober. Beide sind freilich ohne große Bedeutung, das eine eine Anekdote von der Ungeschicktheit eines Katecheten in sechs gereimten jambischen Versen, das andere eine gegen alberne Kritiker gerichtete Fabel in paarweis gereimten jambischen Dimetern, mit wenigen eingemischten kürzern Versen, wobei sehr häufig der Anapäst an die Stelle des Jambus tritt. Goethe dichtete um diese Zeit auch den Jahrmarkt zu Plun-

derzweilern, wohl eine Umarbeitung des oben erwähnten Jahrmarkts. Für einen Roman und ein Drama, die er ihr zugeschickt, dankt Betti Jacobi am 3. November. Ein anderes Drama, das er angelegt hatte, scheint er nicht zu Ende geführt zu haben. „Flamme und Windstoß", deren es noch bedurfte, den angelegten Scheiterhaufen anzuzünden, wie er an Boie schrieb, scheinen ihm versagt zu haben.

Am 14. November fühlte er sich durch die Abreise seiner endlich mit Schlosser vermählten Schwester sehr vereinsamt. Ein paar Hochzeitsgedichte (eines war von Lavater, ein anderes von Schlossers Bruder) schickt er am 3. an Betti Jacobi; er selbst scheint zu einem solchen nicht gekommen zu sein. Ende November oder Anfangs Dezember kündigt er derselben Freundin ein „Allerlei" an, das er der Post übergeben habe. Seine Umstände seien jetzt so, daß er nicht auslangte, wenn er nicht neuerdings wieder bissiger geworden wäre. Er habe keine Zeit sich zu sammeln; dazu habe er ein Stückchen Arbeit, wie er hoffe, zur Ergetzung aller lieben Seelen angefangen, die Betti glichen, das wohl zu Fastnacht anmarschiren könne — ohne Zweifel sein gleich zu erwähnendes Lustspiel. Bald stellte sich seine Stimmung wieder her; er begann auch von neuem mit Eifer zu zeichnen. Mit höchster Freude erfüllte ihn die vor Weihnachten erfolgende Rückkehr Mercks von Petersburg. Am Weihnachtstage meldet Goethe an Kestner, er sei fleißig gewesen, habe viele kleine Sachen gearbeitet, ein Lustspiel mit Gesängen bald vollendet und einige ansehnlichere Stücke, über die nun studirt werde, in Grund gelegt. Einzelne lyrische Gedichte scheinen sich nicht darunter befunden zu haben, da er am folgenden 8. Januar an Boie schreibt, er habe für den Musenalmanach noch nichts als einige Sinngedichte eines Freundes. Erst in diesem oder dem

folgenden Monate scheinen die später Autoren und Rezensenten überschriebenen kleinen Gedichte (Parabolisch 5 und 6) entstanden, die der wandsbecker Bote am 5. und 9. März brachte und die dann auch in dem von Boie an Voß übergegangenen göttinger Musenalmanach erschienen. Beides sind parodische Dichtungen in denselben jambischen Versen, in welchen auch die beiden frühern Stücke im wandsbecker Boten geschrieben waren, nur daß bei dem erstern am Schlusse die Reimstellung künstlich verschlungen ist; das erstere geht auf die Dichter, welche ihre Gedichte sich vom Publikum pränumeriren lassen, also ein Gewerbe daraus machen, das andere auf die Beurtheiler, welche, statt die Schönheiten einer Dichtung dankbar anzuerkennen und durchzuempfinden, sich ein Geschäft daraus machen, Mängel aufzufinden und sich damit breit zu machen. Beide gingen wohl aus der Stimmung hervor, in welche ihn die unverständigen Ausstellungen an seinem Götz versetzten, dessen Druckkosten er, trotz der glänzenden Aufnahme, die das Stück gefunden, nicht einmal zurückerhalten konnte. Vielleicht gehört Goethe auch das Gedicht an, welches der wandsbecker Bote am 18. Dezember 1773 ohne Namen gibt:

Der Welt Lohn.

Was du dem Publikum gesagt,
Hat ihnen drum nicht alles behagt.
Sie sollten nicht vergessen:
Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul,
Und wer einen Korb voll Aepfel verschenkt,
Nicht just dran denkt,
Ob einen der Wurm hat angefressen.

Die volksthümlichen Vergleiche sind unserm Dichter ganz gemäß, die Reimstellung, daß der Reim auf vergessen erst am

Schlusse nach zwei eingeschobenen Reimpaaren folgt, ähnlich wie in dem Gedichte Autoren.

Das Lustspiel, das er bald vollendet hatte, war ohne Zweifel Erwin und Elmire, das er freilich später „ein Schauspiel mit Gesängen" nannte. Im folgenden Juli las er Lavater diese „Operette" auf der Rheinfahrt vor. In diesem Stücke kommt auch das Lied das Veilchen (Ballade 4) vor. Meine frühere Annahme, Jacobis Halbschwester Lotte habe dieses Lied schon im Januar 1773 besessen, gründet sich auf einen Brief derselben an ihren Bruder Johann Georg, welcher das Datum des 25. Januar 1773 trägt. Dort schreibt sie: „Ferner dient zur beliebigen Nachricht, daß ich einige Romanzen von Goethe für den herum um um von Jung (ohne Zweifel ein Lied von Jung Schilling), den ich ihm zuschickte, bekommen habe; die Abschrift eines Liedchens davon, welches uns allen recht wohlgefallen hat, füge ich hier bei", und dies Liedchen ist gerade das Veilchen. Aber es spukt hier eben ein Irrthum, der so viel Verwirrung angerichtet hat und von andern und mir selbst häufig aufgezeigt worden ist, nämlich daß im ersten Monate durch eine sehr nahe liegende Vergeßlichkeit, über welche sich viele selbst ertappt haben werden, die geläufigere Zahl des vergangenen Jahres in die Feder fließt. Freilich hat Bergk*) auf diesen Brief hin angenommen, schon im Spätjahr 1772 habe Goethe den Briefwechsel mit den Frauen der Jacobischen Familie angeknüpft, aber hiergegen spricht nicht allein Goethes eigene Erzählung, wonach er erst 1773 Betti und Lotte Jacobi in Frankfurt kennen lernte, sondern auch die erhaltenen Briefe selbst, von denen der erste an Betti deutlich zeigt, daß er erst nach der persönlichen Bekanntschaft geschrieben ist,

---

*) Acht Lieder von Goethe S. 14 f.

sie vorher sich noch nicht nahe getreten waren, und auch die Beziehung auf Jung Stillings Lied im Anfange des Briefes vom 31. Dezember 1773 an Betti „Um um um herum um um ists nun“, die ein ganzes Jahr nach dem Empfange dieses Liedes höchst unwahrscheinlich ist. Haben wir nun vollen Grund, den häufigen Irrthum der Datirung bei unserm Briefe anzunehmen, so erweist sich auch hier die Ungehörigkeit der Annahme, das Lied sei für sich entstanden, später erst in das Stück eingeschoben worden. Das ist von keinem der Lieder in Goethes Dramen nachzuweisen, wie an sich bei Goethe unwahrscheinlich. Das hübsche Lied ist in einer ganz aufs Singen berechneten Reimform geschrieben. Zwischen zwei Reimpaare aus jambischen Dimetern tritt ein um eine Silbe kürzerer Vers; den Schluß bilden ein aus der Wiederholung desselben Wortes bestehender Vers aus zwei Jamben und ein anderer aus drei Jamben. Der dritte und der letzte Vers der ersten Strophe reimen auf die entsprechenden Verse der zweiten Strophe, und der erste und sechste Vers der zweiten lauten auf dasselbe einsilbige Wort aus, ebenso der fünfte und siebente der dritten, und der dritte der ersten und der dritten Strophe enden auf das Wort Veilchen. Man könnte in dem Veilchen eine Nachahmung des Heidenrösleins (Lieder 5) sehn und die Veränderung dieses ursprünglichen Volksliedes eben um diese Zeit setzen. Die andern von Goethe an Lotte Jacobi geschickten Romanzen waren wohl andere Lieder aus Erwin, so das reizende Ihr verblühet, süße Rosen und das leidenschaftlich bewegte Inneres Wühlen, wo nach drei Reimpaaren aus Daktylus und Trochäus eines aus einem Choriambus den Abschluß macht, wogegen er das von herzlichem Antheil eingegebene Ein Schauspiel für Götter erst später einschob. Hier steht zwischen vier jambischen und einer trochäischen vierversigen

Strophe (die erste beginnt mit dem kürzern Verse ⏑–⏑⏑–⏑) eine achtversige von fünf jambischen und drei trochäischen Versen, die sehr frei zum Ausdruck der Bewegung wechseln; die Reimform ist gleichfalls bezeichnend, da V. 1 und 2, V. 3, 5 und 7, V. 6 und 8 reimen und nur der dreimalige Reim weiblich ist. Goethe liebte es noch später aus seinen mit Gesängen durchwobenen Dramen einzelne Lieder Freundinnen mitzutheilen. Unser Stück, dessen Vollendung sich kaum bis zum Frühling verzogen haben wird, enthält auch noch sonst eine große Zahl lyrischer Stellen, zum Theil sehr reizender Art, wobei der Dichter alle Mittel rythmischen Ausdrucks in freiester Weise verwandte, aber zuweilen auch ganz einfache Formen wählte. Einmal wird ein abwechselnd reimendes System von vier Versen vor dem letzten durch drei aufeinander reimende einfache Jamben unterbrochen. Auch zwei siebenfüßige Strophen finden sich, in welchen auf vier wechselnd reimende Verse ein Reimpaar folgt, der siebente Vers der ersten mit dem gleichen der zweiten Strophe reimt.

Vielleicht fällt in einen der beiden letzten Monate dieses Jahres Goethes Zeichnung der frommen, von schwerer Krankheit an ihren Lehnstuhl gefesselten, erst im folgenden Dezember verstorbenen Freundin von Klettenberg, zu welcher er einst bei untergehender Sonne sich hingerissen fühlte, wo sie ihm wie verklärt erschien, wie er im Anfange des fünfzehnten Buches von Wahrheit und Dichtung berichtet. Bei Uebersendung der Zeichnung an eine auswärtige Freundin, wohl Johanna Fahlmer, welche damals bei Betti Jacobi in Düsseldorf war, fügte er die einfach schönen, seinen Unglauben an das Christenthum frei andeutenden, aber den hohen Werth ihres festen Glaubens bezeichnenden Verse hinzu:

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt!
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für Euch stritt. *)

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduldgem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Freilich könnten die Verse auch in den folgenden Frühling oder gar kurz vor den Tod der Klettenberg fallen, wofür die Zeitfolge, in welcher Goethe dieser Zeichnung gedenkt, sprechen würde, wäre nicht in Wahrheit und Dichtung die Zeitfolge so oft bedeutend verschoben.

Am 15. Januar wurde Goethe durch die Ankunft der eben mit dem frankfurter Kaufmann Brentano vermählten Maximiliane Laroche auf das höchste erfreut. Das war ihm, wie er an Betti Jacobi Anfangs Februar schreibt, die erste Gabe, die das Schicksal, mit dem er sich so oft herumgebissen, seit dem Verluste seiner Schwester ihm verliehen, die das Ansehen eines Aequivalents habe. Seit dritthalb Wochen sei geschwärmt worden, und keine Branche seiner Existenz sei jetzt einsam. Am 12. sandte er Bürger die zweite Auflage seines Götz, um die „papierne Scheidewand" zwischen ihnen einzuschlagen, und bat um gegenseitige Mittheilung. Doch bereits hatte ihn düsterer Unmuth ergriffen über das Miß-

*) In dem Zimmer der Klettenberg hing ein Bild Christi ihr gegenüber, und auch das der Freundin, vielleicht von Goethes Hand, fand sich an der Wand.

verhältniß seiner jungen Freundin zu ihrem freilich ehrenhaften und in seiner Art schätzenswerthen ältern Gatten, der es in dem dunkeln Handelshause, wo man sich durch Häringstonnen und Käsehaufen den Weg bahnen mußte, wo sie sich gleich mit der Sorge für fünf Kinder belastet sah, nicht wohl werden konnte. Dieser Mißmuth, der zugleich seine eigene Verzweiflung aufregte, daß er noch kein Herz gefunden, dessen Besitz ihn ganz glücklich mache, trieb ihn zur Dichtung des Werther, in welcher er sich alles lange gehäuften Lebensüberdrusses entlud. Er zog sich diese Zeit über von allen Freunden zurück, worüber selbst Merck bitter verstimmt ward, der nur wußte, daß er mit einem Roman beschäftigt sei, der zu Ostern erscheinen solle. Vor Mitte März wird Werther abgeschlossen gewesen sein, da Goethe berichtet, er habe ihn binnen vier Wochen vollendet. Aber als er nun endlich fertig vor ihm lag, war er ihm zu heilig, als daß er ihn vor der Welt ausstellen sollte; hatte er ja sein eigenstes seltsames Liebesgeschick in ihm niedergelegt und mußte er fürchten, durch Veröffentlichung desselben Lotten und ihren Gatten zu beleidigen. Als er im März der noch in Düsseldorf weilenden Johanna Fahlmer das Erscheinen seiner Farze auf Wieland anzeigt, in welcher auch die Jacobis übel fuhren, erwähnt er gar nichts von der Dichtung, die ihn so lange ganz verschlungen hatte. Das Leben schlendere nur so fort, bemerkt er, das Beste sei seine Zeichnung, doch solle das Fastnachtsstückchen nicht ausbleiben; fleißig sei er gewesen, nur sei noch nichts produzibel. Vor die Vollendung des Romans fällt der Brief an Kestner, in welchem er diesem meldet, vielleicht werde er ehestens ein Dokument zu sehn bekommen, wie oft er bei ihnen sei. In demselben Briefe bezeichnet er die von J. G. Jacobi angekündigte Iris als eine kindische Entreprise, womit dieser Geld zu machen gedenke. „Was

die Kerls (die Jackerls, die beiden Jacobi) von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können."

Nachdem er sich von der Last seines Mißmuthes in der Dichtung des Werther befreit hatte, fühlte er sich freiheiterer und frischmuthiger als je, im vollsten Gefühle seiner dichterischen Kraft; mit jugendlicher Lust nahm er wieder am gesellschaftlichen Leben seiner Freunde und Freundinnen Theil. In den Anfang des Frühjahrs fallen wohl der Prolog (gegen Bahrdt), Pater Brey, Künstlers Erdewallen und der den Anfang des neueröffneten politisch=moralischen Puppenspiels bildende Prolog. Aber auch mehrere lyrische Dichtungen gehören höchst wahrscheinlich in diese Zeit, so der neue Amadis (Lieder 2) und die frühere Fassung von So ist der Held, der mir gefällt (vermischte Ged. 59). In dem erstern spricht der Dichter seine Sehnsucht nach dem Glücke seiner ihn einst beglückenden jugendlichen Phantasie aus im Gegensatze zu seiner jetzigen nüchternen Anschauung der Wirklichkeit. Das Gedicht ist in ganz eigenthümlichen Strophen geschrieben; denn während es in fünfzeilige Strophen zerfällt, werden doch je zwei Strophen durch den Reim zu einer verbunden, indem der letzte Vers der ersten mit dem der Länge nach ungleichen ersten Vers der zweiten reimt, und in Folge dessen reimen, statt, wie in der ersten die gleichlangen Verse 1 und 3, die ungleichen 3 und 5, während der Reim von V. 2 und 4 durchgeht. Wenn gewöhnlich in den fünfversigen Strophen entweder ein Reim dreimal sich findet, oder ein Vers reimlos bleibt, so hat der Dichter hier den fünften Vers auf den ersten der zweiten Strophe reimen lassen, wodurch, da zwei reimende Verse ungleich lang sind, die Reimform in neckischer

Weise in Widerstreit mit der ersten Strophe tritt. In dem Liede So ist der Held läßt Goethe sich das Mädchen einen von deutschem Sinne, Gemüthe und Geiste erfüllten Liebhaber wünschen, im Gegensatz zu der durch Wieland und seine Genossen, bei denen zunächst der Dichter Jacobi vorschwebt, eingeführten flauen Schäferei. Vielleicht lag dabei Klopstocks Vaterlandslied zu Grunde; dessen Oden waren bereits im Jahre 1771 erschienen. Sonderbar genug fehlt uns jede Aeußerung Goethes über diese merkwürdige Erscheinung, die ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnte. Die in reimlosen Versen geschriebenen Gedichte Kenner und Künstler und Monolog des Liebhabers (Kunst 6 und 8) gehören wohl in dieselbe Zeit; das erstere ganz besonders klingt an Künstlers Erdewallen an. Auch das in vierversigen reimlosen Strophen sich mit leidenschaftlicher Kraft ergießende Künstlers Morgenlied (Kunst 3) an dessen sonderbarer Versifikation Bürger Anstoß nahm, dürfte in diese Zeit fallen.

Die Lustpartien, welche Goethe mit seinen frankfurter Freundinnen, dem wunderlichen Rath Crespel, dem lustigen Horn, der gleich ihm Advokat war, u. a. seit dem Beginne des Frühjahrs machte, werden manche Lieder zur Erheiterung der Gesellschaft hervorgerufen haben, die zum Theil auf bekannte Weisen gesungen wurden. Hierher möchten wir zunächst setzen die auf bekannte Spiele bezüglichen Gedichte Stirbt der Fuchs und blinde Kuh (Lieder 4 und 6), das erstere in einer vierversigen jambischen Strophe, in welcher nur die geraden, weiblich auslautenden Verse reimen, das andere in einer sechsfüßigen gleichfalls jambischen Strophe, in welcher V. 3 und 6 und die übrigen paarweise reimen. Der von Dorilis gereichte brennende Span hat sein Herz in Brand gesetzt; dagegen wird beim Blindekuhspiele der Liebhaber über Theresens gehoffte Liebe unglücklich ent-

täuscht. Die Namen der Mädchen sind hier willkürlich gewählt, wie auch in drei andern Liedern, die wohl in diese Zeit fallen könnten. In dem Gedichte Rettung (Lieder 10) in einer vierversigen jambischen Strophe, in welcher die äußern und die um eine Silbe längern innern Verse reimen, hält der Zuruf eines Mädchens den Verzweifelnden von dem in den Wellen gesuchten Tode zurück. Wie hier der Name Käthchen, so ist der Name Lisette in dem auch wohl in diese Zeit gehörenden Liede mit einem goldnen Halskettchen (Lieder 60) durch den Reim bestimmt. Das Mädchen möge die unschuldige Kette, die sich nur sehnt, seinen Hals als Zierde zu umschlingen, freundlich aufnehmen, wobei schalkhaft der Gegensatz einer andern aufs Leben bindenden Kette angedeutet wird. Ganz so verhält es sich mit dem Fränzchen in dem schönen den Schmerz der Trennung ergreifend aussprechenden Lied der Abschied (Lieder 28). Die Strophenform ist in beiden Gedichten ähnlich; in beiden reimen die geraden und die ungeraden Verse, von denen die letztern weiblich auslauten, nur ist das erste jambisch, das andere, dem ernstern Inhalte entsprechend, trochäisch. Das schöne Mailied, früher Maifest überschrieben (Lieder 58), das so reizend das jubelnde Glück der Liebe in dem herrlichen Liebesmonat feiert, gehört wohl erst in diesen Mai. Die Strophe aus vier kurzen, abwechselnd weiblich und männlich auslautenden Versen, von denen nur die männlichen reimen, ist glücklich bewegt, doch nicht so unruhig, wie sie durch einen Anapäst an zweiter Stelle sein würde. Auch das Gedicht Gellerts Monument von Oeser (vermischte Ged. 2), veranlaßt durch die gleichnamige Schrift von Kreuchauff, fällt in diese Zeit. Es ist in vierversigen jambischen Strophen geschrieben, in welchen die geraden und die ungeraden Verse, die letztern Dimeter, die andern um eine Silbe länger,

auf einander reimen. Freilich unterscheidet der Druck die Strophen nicht, so daß man auch an zwei zweitheilige Strophen denken könnte.

Wir wissen, daß sich im Mai bereits ein näheres Verhältniß Goethes zu der sechzehnjährigen Anna Sibylla Münch gebildet hatte, zunächst in Folge des Zufalls, daß diese ihm zweimal hintereinander durch das Loos als Gattin für die Zeit des heitern Gesellschaftsvergnügens zugefallen war, und daß er auf deren Wunsch in acht Tagen nach dem vierten, damals allgemeines Aufsehen erregenden Memoire von Beaumarchais seinen Clavigo dichtete. In dieselbe Zeit müssen auch die eine sechsversige jambische Strophe bildenden Verse Eigenthum (Lieder 86) fallen, da sie einen Spruch des dritten Memoire von Beaumarchais ausführen. Man könnte in dieselbe Zeit auch andere Sprüche setzen, von denen wir wissen, daß sie nicht später als 1777 sind, Menschengefühl (vermischte Ged. 22), Hypochonder (Epigrammatisch 29), beide in reimlosen Versen geschrieben. Sie gehörten wohl mit zu den „Kleinigkeiten", von denen er einige seinem Freunde Schönborn am 1. Juni beilegen wollte; denn auf die an Boie und Claudius geschickten Stücke allein kann man den Ausdruck nicht beziehen, er müßte denn viel mehr geschickt haben, als in den Musenalmanach und den wandsbecker Boten aufgenommen wurden. Der Bote brachte den letzten Beitrag Goethes am 9. März, wenn nicht etwa auch das Gedicht Wanderer und Taube, das im Blatte vom 26. März steht, Goethe angehört. Außerordentliche Freude machte unserm Dichter im Juni Klopstocks Gelehrtenrepublik, welche ihm die einzig mögliche Poetik aller Zeiten und Völker schien. „Das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet;

und die biedersten Albermannswahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplizität hingeschrieben. — Hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur.“ Auch Heinses Laïdion war ihm eine wunderbare Erscheinung. Diese Dichtung schien ihm mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben; sie lasse Wieland und Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt mit den ihrigen übereinstimmten. Die angehängten Ottaven gingen ihm über alles, was je mit Schmelzfarben gemalt worden.

In demselben Monat kam Lavater, mit dem er schon im vorigen Jahre in Verbindung getreten war, nach Frankfurt, wo er fünf Tage bei Goethe wohnte, der ihn auch auf kurze Zeit nach Ems begleitete. Gleich darauf besuchte ihn auch der derbe Basedow, der sich mit der Umgestaltung des ganzen Unterrichtswesens trug. Auch dieser ging nach Ems, wo Goethe, den seine Sehnsucht nicht ruhen ließ, die beiden so durchaus verschieden angelegten, aber mit gleicher Begeisterung an ihrer Sache hängenden Männer am 15. Juli überraschte. Den 18. fuhren alle drei in großer Gesellschaft, bei welcher eine Hofräthin Kämpf die Wirthin machte, die Lahn herab. Auf dieser Fahrt schrieb Goethe „Reimendungen“ für die Gesellschaft, und da Basedow und ein gewisser Fischer jeder zwei Reimverse auf einen aufgelegten Bogen geschrieben hatten, setzte Goethe darunter:

> Wir werden nun recht gut geführt,
> Da Basedow das Ruder rührt.

Als sie das Schloß Lahneck auf der Höhe erschauten, dichtete Goethe die später Geistesgruß überschriebenen Verse (Lieder 76), eine Art Ballade, in drei ganz einfachen vierversigen jambischen

Strophen. Darauf sprach er, als sie an einem zerstörten Schloß vorbeifuhren „über die Kerls in Schlössern". An der Wirthstafel zu Koblenz veranlaßten Lavater und Basedow die bekannten Scherzverse (Epigrammatisch 12) in paarweis reimenden, zuweilen mit Anapästen untermischten jambischen Dimetern, von denen nur das letzte Reimpaar um eine Silbe länger ist. Als sie bis Bendorf zu Fuße gingen, schrieb Goethe die abwechselnd reimende jambische Strophe „Und, wie nach Emmaus, weiter gings," welche in den Gedichten mit jenen Scherzversen verbunden ist. In Bendorf stiegen sie wieder ins Schiff. Bei herrlichem Sonnenuntergang schrieb Goethe „am Mast im Angesicht von Koblenz" in das Kalenderchen der Frau Hofräthin:

Sarah kocht' unserm Herregott,
Elisabeth Götzen in der Noth,
Nahmen sich ihres Hauses an,
Waren Gott lieb, waren lieb dem Mann.
Du sorgest für die Freunde hier;
Drum, liebes Weibchen, dank' ich Dir.

Als Lavater am Abend des 19. Billete an Pfenninger und seine Frau schrieb, fügte Goethe Verse hinzu. Von Neuwied aus wird er das schöne Hochzeitsgedicht zu der Hochzeit von Jakob Passavant mit Magdalena Schübler im Namen der Brüder des Bräutigams geschickt haben, das aber zu der am 25. in Zweibrücken vollzogenen Hochzeit zu spät kam. Eine Schwester der Braut war, worauf das in der gangbaren achtversigen zweitheiligen jambischen Strophe geschriebene Gedicht hindeutet, bereits nach Frankfurt verheiratet. Die Ausführung ist im ganzen sehr glücklich*), und fast überall erkennt man Goethes von Betti

*) Auffallend ist die Art, wie die Erinnerung, daß sie in Frankfurt ihre Schwester wiederfinde, eingeschoben wird. Auch dürfte die Vergleichung, sie

Jacobi hübsch bezeichnete „Venusrede“. Am Morgen des 20. fuhren sie weiter. Goethe sprach bei Andernach die schon im wandsbecker Boten und im göttinger Musenalmanach gedruckten Verse Autoren, nach dem Essen die bereits im Concerto dramatico als Molto andante gegebenen Verse: „Hat alles seine Zeit“, und bei Höningen, als es noch immer regnete:

> Laß regnen, wenn es regnen will,
> Dem Wetter seinen Lauf;
> Denn wenn es nicht mehr regnen will,
> So hörts von selber auf.

In Köln trennte sich Goethe von Lavater und ging mit Schmoll nach Düsseldorf, um dort Betti Jacobi zu überraschen, aber er fand diese so wenig wie ihren Gatten. Da er hörte, daß dieser Geschäfte wegen in Elberfeld sich befinde, eilte er dorthin, wo er in gar sonderbarer Gesellschaft Jacobis Bekanntschaft machte, die ihn wahrhaft hinriß, wie auch Jacobi von Goethe wunderbar angeweht wurde. In Köln weinte Jacobi „heilige Thränen an Goethes Herzen“. Vor dem Jabachschen Familienbilde Lebruns fühlte Goethe sich so wunderbar ergriffen, daß Jacobi nichts mehr wünschte, als daß er seine Empfindungen vor Jabachs Geist darstellen möchte, wozu dieser aber nicht kam, obgleich er noch nach der Rückkehr an Jacobi schrieb, oft wohne er in Jabachs Geist. Auch den alten straßburger Freund Stilling hatte Goethe in Elberfeld wiedergefunden und mit dem bei Jacobi weilenden Heinse gute Freundschaft geschlossen.

Nach der erst am 13. August erfolgten Rückkehr erwiderte Goethe Jacobi: „O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom

---

möge den sich nach ihr sehnenden Bruder durch ihre Hand erfreuen, wie der längst erflehte Regen die Flur erquicke, nicht ohne Anstoß sein.

andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums! Und welche Kraft wirkts in mich, da ich in andern alles umarme, was mir fehlt, und noch dazu ihm schenke, was ich habe!" Auch Jacobis Frau und Schwestern hatten ihm geschrieben. „Sie sollen mir manchmal schreiben, wenn ich auch todt scheine", bemerkt er. „Es wirkt innerlich doch, und so ein Briefchen weckt schlafende Kräfte. Sie sollen Dramas haben, Lieder, allerlei." Unter dem „allerlei", was er damals machte, waren auch wohl die den kalten Kunstrichter treffenden Verse Kenner und Enthusiast (Kunst 7), die von lebendiger Begeisterung, für wahre Kunst eingegeben sind und einen frischen humoristischen Ton anschlagen. Auch Künstlers Fug und Recht (Kunst 11) müssen wir nach Inhalt und Ton in diese Zeit stellen. Es ist in zehn Reimversen aus jambischen Dimetern geschrieben; von den 32 Reimpaaren sind nur 3 um eine Silbe länger. Am 31. sandte er Jacobi die ältere Ode Wanderers Sturmlied.

Die Reise und die Bekanntschaft mit Jacobi hatte in Goethe eine merkwürdige Umwandlung hervorgebracht; der frohheitere Lebensgenuß, dem er sich in den letzten Monaten in Frankfurt hingegeben, der so manches muntere Lied ihm entlockt, hatte seinen Reiz verloren, und darüber schwand auch die durch jene Lebensfreuden genährte Neigung zur Geliebten, um so mehr, je eifriger seine Eltern auf eine Verbindung drangen. Lebhafter als je war es ihm aufgegangen, daß er zum Dichter und Künstler berufen sei, der frei seinem innern Triebe folgen müsse. Mit lebendigen Farben schildert er selbst in Wahrheit und Dichtung, wie seine Einbildungskraft jetzt Tag und Nacht ihn getrieben habe. So schrieb er die Bruchstücke des ewigen Juden, den Satyros und den größten Theil der Faustszenen. Anfangs

Oktober kam Klopstock, mit dem sich Goethe schon im Frühjahr in Verbindung gesetzt und ihm manches mitgetheilt hatte, in Frankfurt an, wo er mehrere Tage bei Goethe wohnte, dem er aus seinem Faust las. Goethe begleitete den verehrten Dichter auf seiner Reise nach Karlsruhe bis Mannheim. Auf der Rückreise dichtete er am 10., in der Postchaise sitzend, die in freien reimlosen Strophen sich ergießende Ode an Schwager Kronos, in welcher er in merkwürdiger Vision die Postfahrt als Fahrt durch das Leben ansieht, und an den Wechsel derselben seine Gedanken und phantastischen Vorstellungen anknüpft, ähnlich wie an die Wanderung in Wanderers Sturmlied. Bezeichnend ist das hier zuerst hervortretende Vorherrschen des Daktylus und Choriambus, woneben kurze trochäische Verse sich finden und ein paar jambische am Schlusse der fünften Strophe. Die Strophen sind alle kurz. Mehr als die Hälfte besteht aus fünf, je eine aus sechs, sieben und acht Versen.

Kaum war er in Frankfurt zurück, als er einen Besuch des von einer Reise nach Holland zurückkehrenden Boie erhielt, mit dem er sich am 14. und 17. auf das vertraulichste unterhielt, und ihm mancherlei von seinen neuesten Sachen mittheilte. Wenn Boie in seinem Tagebuch bemerkt, Goethes Dr. Faust, der ihm das Größte und Eigenthümlichste von allem scheine, sei fast vollendet, so muß damals auch schon die Geschichte Gretchens in den Hauptszenen gedichtet gewesen sein. So würde denn die Ballade der König von Thule (Balladen 9), welche Gretchen singt, in den September fallen. Sie ist in einfachen vierversigen jambischen Strophen geschrieben, in welchen auf den weiblich auslautenden Vers der männliche folgt und zuweilen ein Anapäst eintritt. Der einfach ergreifende Volkston ist wundervoll getroffen. Gleich darauf erschienen Werthers Leiden, die mit

höchster Begeisterung aufgenommen wurden und den Ruhm des Dichters, der aber auch jetzt noch seinen Namen verschwieg, unendlich steigerten, ihm aber große Noth dadurch bereiteten, daß Lotte und ihr Gatte durch die Veröffentlichung ihre Ehre vor der Welt verletzt glaubten. Rasch schrieb er Ende Oktober seinen Prometheus. Aber schon damals hatte ihn wieder die Lust zum Zeichnen mächtig ergriffen, und gleich darauf fing er an in Oel zu malen.

Am Abend des 13. November schrieb er, nach einer starken Eispartie, bei der befreundeten Familie Crespel in ein fast hundert Jahre altes, zufällig von Fräulein Crespel aufgefundenes Stammbuch von Peter Reynier, in dem nur wenige Seiten beschrieben waren, Scherzverse, welche das merkwürdige Ereigniß und die an dem Abende sich dabei vergnügende Gesellschaft lustig beschreiben. Es sind einfache jambische Verse, bei denen zuweilen der Anapäst eintritt, nur den Schluß bildet ein System aus vier Versen, von denen die äußern und innern reimen. Den folgenden Abend fügte er noch drei auf die Eisfahrt dieses Tags und die Abendgesellschaft bezügliche Reimpaare hinzu.

Am 1. Dezember erhielt er von Fritz Jacobi den ersten Band der von seinem Bruder, dem Dichter, herausgegebenen Iris, im welchen sich mehrere Lieder des Herausgebers befanden, unter andern zwei, Hebe und Venus überschriebene und eines an Chloe, nach dem Französischen, und in einer Beilage „die Freunde des schönen Geschlechts“ um Beiträge gebeten wurden. Noch an demselben Tage schrieb er an den Herausgeber, einige Blicke, die er in die Iris gethan, hätten in ihm das Gefühl vergangener Zeiten und zugleich die Erinnerung einiger Lieder geweckt, die es begleiteten, und so habe er sich vorgenommen, sie ihm zu schicken; da die Tante Johanna Fahlmer, zu welcher er

folgenden Monate scheinen die später Autoren und Rezensenten überschriebenen kleinen Gedichte (Parabolisch 5 und 6) entstanden, die der wandsbecker Bote am 5. und 9. März brachte und die dann auch in dem von Boie an Voß übergegangenen göttinger Musenalmanach erschienen. Beides sind parodische Dichtungen in denselben jambischen Versen, in welchen auch die beiden frühern Stücke im wandsbecker Boten geschrieben waren, nur daß bei dem erstern am Schlusse die Reimstellung künstlich verschlungen ist; das erstere geht auf die Dichter, welche ihre Gedichte sich vom Publikum pränumeriren lassen, also ein Gewerbe daraus machen, das andere auf die Beurtheiler, welche, statt die Schönheiten einer Dichtung dankbar anzuerkennen und durchzuempfinden, sich ein Geschäft daraus machen, Mängel aufzufinden und sich damit breit zu machen. Beide gingen wohl aus der Stimmung hervor, in welche ihn die unverständigen Ausstellungen an seinem Götz versetzten, dessen Druckkosten er, trotz der glänzenden Aufnahme, die das Stück gefunden, nicht einmal zurückerhalten konnte. Vielleicht gehört Goethe auch das Gedicht an, welches der wandsbecker Bote am 18. Dezember 1773 ohne Namen gibt:

Der Welt Lohn.

Was du dem Publikum gesagt,
Hat ihnen drum nicht alles behagt.
Sie sollten nicht vergessen:
Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul,
Und wer einen Korb voll Aepfel verschenkt,
Nicht just dran denkt,
Ob einen der Wurm hat angefressen.

Die volksthümlichen Vergleiche sind unserm Dichter ganz gemäß, die Reimstellung, daß der Reim auf vergessen erst am

Schlusse nach zwei eingeschobenen Reimpaaren folgt, ähnlich wie in dem Gedichte Autoren.

Das Lustspiel, das er bald vollendet hatte, war ohne Zweifel Erwin und Elmire, das er freilich später „ein Schauspiel mit Gesängen“ nannte. Im folgenden Juli las er Lavater diese „Operette“ auf der Rheinfahrt vor. In diesem Stücke kommt auch das Lied das Veilchen (Ballade 4) vor. Meine frühere Annahme, Jacobis Halbschwester Lotte habe dieses Lied schon im Januar 1773 besessen, gründet sich auf einen Brief derselben an ihren Bruder Johann Georg, welcher das Datum des 25. Januar 1773 trägt. Dort schreibt sie: „Ferner dient zur beliebigen Nachricht, daß ich einige Romanzen von Goethe für den herum um um von Jung (ohne Zweifel ein Lied von Jung Schilling), den ich ihm zuschickte, bekommen habe; die Abschrift eines Liedchens davon, welches uns allen recht wohlgefallen hat, füge ich hier bei“, und dies Liedchen ist gerade das Veilchen. Aber es spukt hier eben ein Irrthum, der so viel Verwirrung angerichtet hat und von andern und mir selbst häufig aufgezeigt worden ist, nämlich daß im ersten Monate durch eine sehr nahe liegende Vergeßlichkeit, über welche sich viele selbst ertappt haben werden, die geläufigere Zahl des vergangenen Jahres in die Feder fließt. Freilich hat Bergk*) auf diesen Brief hin angenommen, schon im Spätjahr 1772 habe Goethe den Briefwechsel mit den Frauen der Jacobischen Familie angeknüpft, aber hiergegen spricht nicht allein Goethes eigene Erzählung, wonach er erst 1773 Betti und Lotte Jacobi in Frankfurt kennen lernte, sondern auch die erhaltenen Briefe selbst, von denen der erste an Betti deutlich zeigt, daß er erst nach der persönlichen Bekanntschaft geschrieben ist,

*) Acht Lieder von Goethe S. 14 f.

sie vorher sich noch nicht nahe getreten waren, und auch die Beziehung auf Jung Stillings Lied im Anfange des Briefes vom 31. Dezember 1773 an Betti „Um um um herum um um ists nun“, die ein ganzes Jahr nach dem Empfange dieses Liedes höchst unwahrscheinlich ist. Haben wir nun vollen Grund, den häufigen Irrthum der Datirung bei unserm Briefe anzunehmen, so erweist sich auch hier die Ungehörigkeit der Annahme, das Lied sei für sich entstanden, später erst in das Stück eingeschoben worden. Das ist von keinem der Lieder in Goethes Dramen nachzuweisen, wie an sich bei Goethe unwahrscheinlich. Das hübsche Lied ist in einer ganz aufs Singen berechneten Reimform geschrieben. Zwischen zwei Reimpaare aus jambischen Dimetern tritt ein um eine Silbe kürzerer Vers; den Schluß bilden ein aus der Wiederholung desselben Wortes bestehender Vers aus zwei Jamben und ein anderer aus drei Jamben. Der dritte und der letzte Vers der ersten Strophe reimen auf die entsprechenden Verse der zweiten Strophe, und der erste und sechste Vers der zweiten lauten auf dasselbe einsilbige Wort aus, ebenso der fünfte und siebente der dritten, und der dritte der ersten und der dritten Strophe enden auf das Wort Veilchen. Man könnte in dem Veilchen eine Nachahmung des Heidenrösleins (Lieder 5) sehn und die Veränderung dieses ursprünglichen Volksliedes eben um diese Zeit setzen. Die andern von Goethe an Lotte Jacobi geschickten Romanzen waren wohl andere Lieder aus Erwin, so das reizende Ihr verblühet, süße Rosen und das leidenschaftlich bewegte Inneres Wühlen, wo nach drei Reimpaaren aus Daktylus und Trochäus eines aus einem Choriambus den Abschluß macht, wogegen er das von herzlichem Antheil eingegebene Ein Schauspiel für Götter erst später einschob. Hier steht zwischen vier jambischen und einer trochäischen vierversigen

geglaubt, auf einmal ganz umgewandelt hatte, die ihn selbst die ihm langweiligen Gesellschaftsabende ertragen ließ, auf welchen Lili in allem ihrem Reize glänzte, spricht sich in den beiden ausgepreßter Seele sich losringenden Liedern Neue Liebe neues Leben und an Belinden (Lieder 56. 57) aus, von denen das eine in trochäischen Strophen aus einem vierversigen System nebst einem weiblich und einem männlich auslautenden Reimpaar, das andere in vierversigen Strophen geschrieben ist, deren ungerade Verse fünffüßige Trochäen, die geraden nur halb so lang sind. Beide Versmaße sind hier so glücklich bezeichnend, wie Gefühl und Ausdruck aus tiefer Seele quellen. Wie das eine Lied die unendliche, jede andere Lust ihm raubende Unruhe und die unentweichliche Gewalt der ihn wider Willen fesselnden Leidenschaft ausspricht, so das andere den unwiderstehlichen Reiz, der ihn die späten Abende, die ihm durch das tiefe Gefühl seines Liebesglückes so selig sind, an dem Spieltisch zuzubringen zwinge. Der Name Belinde, mit dem er die Geliebte hier in der Ueberschrift bezeichnet, ist ein gangbarer Name der Geliebten; so bei Gleim und J. G. Jacobi. Beide Lieder möchten aber eher in den Anfang oder die Mitte Februar als in den Januar gehören. Gegen den 7. Januar kam Jacobi bei Goethe an, wo er vier volle Wochen blieb. Den 13. meldet Goethe an Knebel, er habe einige produktive Tage gehabt. Da hierbei nach der vorhergehenden Erwähnung seiner Sachen (den Knebel anvertrauten Dichtungen) nur an dichterische Produktion zu denken ist, so hatte er wohl damals schon seine Stella begonnen, welche die ganze Glut leidenschaftlicher Hingabe schildern sollte, die er von der Geliebten verlange. Um die Mitte des Monats erhielt er nach langer Zeit wieder einmal einen Brief Herders, und zwar einen recht herzlichen. In seiner Erwiederung vom 18. bittet er: „Laß uns

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt!
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für Euch stritt. *)

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduldgem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Freilich könnten die Verse auch in den folgenden Frühling oder gar kurz vor den Tod der Klettenberg fallen, wofür die Zeitfolge, in welcher Goethe dieser Zeichnung gedenkt, sprechen würde, wäre nicht in Wahrheit und Dichtung die Zeitfolge so oft bedeutend verschoben.

Am 15. Januar wurde Goethe durch die Ankunft der eben mit dem frankfurter Kaufmann Brentano vermählten Maximiliane Laroche auf das höchste erfreut. Das war ihm, wie er an Betti Jacobi Anfangs Februar schreibt, die erste Gabe, die das Schicksal, mit dem er sich so oft herumgebissen, seit dem Verluste seiner Schwester ihm verliehen, die das Ansehen eines Aequivalents habe. Seit dritthalb Wochen sei geschwärmt worden, und keine Branche seiner Existenz sei jetzt einsam. Am 12. sandte er Bürger die zweite Auflage seines Götz, um die „papierne Scheidewand" zwischen ihnen einzuschlagen, und bat um gegenseitige Mittheilung. Doch bereits hatte ihn düsterer Unmuth ergriffen über das Miß=

*) In dem Zimmer der Klettenberg hing ein Bild Christi ihr gegenüber, und auch das der Freundin, vielleicht von Goethes Hand, fand sich an der Wand.

In der Iris wird, wenn mehrere Gedichte hintereinander folgen, der Name oder die Chiffre nur beim zweiten gesetzt. Nun folgt in dieser auf das ohne Ueberschrift im Juliheft gegebene Gedicht noch Freundin in der Wolke mit Goethes Chiffre P. Das letztere Gedicht ist von Lenz. Deshalb wurde in dem Inhaltsverzeichnisse des ganzen vierten Bandes, das dem Septemberhefte beigegeben ward, bemerkt, P sei ein Druckfehler statt L. Höchst wahrscheinlich aber galt der Irrthum, daß Goethe statt Lenz als Dichter angenommen war, nur diesem Gedichte; man übersah eben, daß diese Verbesserung nun auch das vorige Gedicht treffe, hinter dem eigentlich das beim zweiten Gedichte mit Recht verbesserte P stehn müßte. Will man dies nicht annehmen, so folgte, daß Lenz der Dichter sei. Beide Lieder scheinen mir zu den „kleinen Liebesgedichten" zu gehören, deren Goethe nach der Mitte Januar gegen Merck gedenkt. Sie mit Bergk auf die sesenheimer Liebe zu beziehen ist nicht der geringste Grund gegeben, sein Versuch, die drei in der Abschrift aufeinander folgenden Lieder für eine Trilogie zu erklären, ganz verfehlt. Gleich darauf erhielt Goethe Briefe von den Stolbergen und zugleich einen von einer ungenannten Dame, ihrer Schwester Auguste, deren Brief ihn „in einer wunderlichen Stunde packte", so daß er nach dem ersten Versuche, ihr zu schreiben, gleich aufhören mußte, erst nach einiger Zeit, wohl noch an demselben Tag, zum Briefe zurückkehren konnte. „Ich komme doch wieder", fährt er fort. „Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe! Mußte er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichniß, uns selbst verdoppelt!" Wie der Anfang deutlich auf die ihn schon beun-

die Kerls (die Jackerls, die beiden Jacobi) von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können."

Nachdem er sich von der Last seines Mißmuthes in der Dichtung des Werther befreit hatte, fühlte er sich freiheiterer und frischmuthiger als je, im vollsten Gefühle seiner dichterischen Kraft; mit jugendlicher Lust nahm er wieder am gesellschaftlichen Leben seiner Freunde und Freundinnen Theil. In den Anfang des Frühjahrs fallen wohl der Prolog (gegen Bahrdt), Pater Brey, Künstlers Erdewallen und der den Anfang des neueröffneten politisch-moralischen Puppenspiels bildende Prolog. Aber auch mehrere lyrische Dichtungen gehören höchst wahrscheinlich in diese Zeit, so der neue Amadis (Lieder 2) und die frühere Fassung von So ist der Held, der mir gefällt (vermischte Ged. 59). In dem erstern spricht der Dichter seine Sehnsucht nach dem Glücke seiner ihn einst beglückenden jugendlichen Phantasie aus im Gegensatze zu seiner jetzigen nüchternen Anschauung der Wirklichkeit. Das Gedicht ist in ganz eigenthümlichen Strophen geschrieben; denn während es in fünfzeilige Strophen zerfällt, werden doch je zwei Strophen durch den Reim zu einer verbunden, indem der letzte Vers der ersten mit dem der Länge nach ungleichen ersten Vers der zweiten reimt, und in Folge dessen reimen, statt, wie in der ersten die gleichlangen Verse 1 und 3, die ungleichen 3 und 5, während der Reim von V. 2 und 4 durchgeht. Wenn gewöhnlich in den fünfversigen Strophen entweder ein Reim dreimal sich findet, oder ein Vers reimlos bleibt, so hat der Dichter hier den fünften Vers auf den ersten der zweiten Strophe reimen lassen, wodurch, da zwei reimende Verse ungleich lang sind, die Reimform in neckischer

Weise in Widerstreit mit der ersten Strophe tritt. In dem Liede So ist der Held läßt Goethe sich das Mädchen einen von deutschem Sinne, Gemüthe und Geiste erfüllten Liebhaber wünschen, im Gegensatz zu der durch Wieland und seine Genossen, bei denen zunächst der Dichter Jacobi vorschwebt, eingeführten flauen Schäferei. Vielleicht lag dabei Klopstocks Vaterlandslied zu Grunde; dessen Oden waren bereits im Jahre 1771 erschienen. Sonderbar genug fehlt uns jede Aeußerung Goethes über diese merkwürdige Erscheinung, die ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnte. Die in reimlosen Versen geschriebenen Gedichte Kenner und Künstler und Monolog des Liebhabers (Kunst 6 und 8) gehören wohl in dieselbe Zeit; das erstere ganz besonders klingt an Künstlers Erdewallen an. Auch das in vierversigen reimlosen Strophen sich mit leidenschaftlicher Kraft ergießende Künstlers Morgenlied (Kunst 3) an dessen sonderbarer Versifikation Bürger Anstoß nahm, dürfte in diese Zeit fallen.

Die Lustpartien, welche Goethe mit seinen frankfurter Freundinnen, dem wunderlichen Rath Crespel, dem lustigen Horn, der gleich ihm Advokat war, u. a. seit dem Beginne des Frühjahrs machte, werden manche Lieder zur Erheiterung der Gesellschaft hervorgerufen haben, die zum Theil auf bekannte Weisen gesungen wurden. Hierher möchten wir zunächst setzen die auf bekannte Spiele bezüglichen Gedichte Stirbt der Fuchs und blinde Kuh (Lieder 4 und 6), das erstere in einer vierversigen jambischen Strophe, in welcher nur die geraden, weiblich auslautenden Verse reimen, das andere in einer sechsfüßigen gleichfalls jambischen Strophe, in welcher V. 3 und 6 und die übrigen paarweise reimen. Der von Dorilis gereichte brennende Span hat sein Herz in Brand gesetzt; dagegen wird beim Blindekuhspiele der Liebhaber über Theresens gehoffte Liebe unglücklich ent-

täuscht. Die Namen der Mädchen sind hier willkürlich gewählt, wie auch in drei andern Liedern, die wohl in diese Zeit fallen könnten. In dem Gedichte Rettung (Lieder 10) in einer vierversigen jambischen Strophe, in welcher die äußern und die um eine Silbe längern innern Verse reimen, hält der Zuruf eines Mädchens den Verzweifelnden von dem in den Wellen gesuchten Tode zurück. Wie hier der Name Käthchen, so ist der Name Lisette in dem auch wohl in diese Zeit gehörenden Liede mit einem goldnen Halskettchen (Lieder 60) durch den Reim bestimmt. Das Mädchen möge die unschuldige Kette, die sich nur sehnt, seinen Hals als Zierde zu umschlingen, freundlich aufnehmen, wobei schalkhaft der Gegensatz einer andern aufs Leben bindenden Kette angedeutet wird. Ganz so verhält es sich mit dem Fränzchen in dem schönen den Schmerz der Trennung ergreifend aussprechenden Lied der Abschied (Lieder 28). Die Strophenform ist in beiden Gedichten ähnlich; in beiden reimen die geraden und die ungeraden Verse, von denen die letztern weiblich auslauten, nur ist das erste jambisch, das andere, dem ernstern Inhalte entsprechend, trochäisch. Das schöne Mailied, früher Maifest überschrieben (Lieder 58), das so reizend das jubelnde Glück der Liebe in dem herrlichen Liebesmonat feiert, gehört wohl erst in diesen Mai. Die Strophe aus vier kurzen, abwechselnd weiblich und männlich auslautenden Versen, von denen nur die männlichen reimen, ist glücklich bewegt, doch nicht so unruhig, wie sie durch einen Anapäst an zweiter Stelle sein würde. Auch das Gedicht Gellerts Monument von Oeser (vermischte Ged. 2), veranlaßt durch die gleichnamige Schrift von Kreuchauff, fällt in diese Zeit. Es ist in vierversigen jambischen Strophen geschrieben, in welchen die geraden und die ungeraden Verse, die letztern Dimeter, die andern um eine Silbe länger,

auf einander reimen. Freilich unterscheidet der Druck die Strophen nicht, so daß man auch an zwei zweitheilige Strophen denken könnte.

Wir wissen, daß sich im Mai bereits ein näheres Verhältniß Goethes zu der sechzehnjährigen Anna Sibylla Münch gebildet hatte, zunächst in Folge des Zufalls, daß diese ihm zweimal hintereinander durch das Loos als Gattin für die Zeit des heitern Gesellschaftsvergnügens zugefallen war, und daß er auf deren Wunsch in acht Tagen nach dem vierten, damals allgemeines Aufsehen erregenden Memoire von Beaumarchais seinen Clavigo dichtete. In dieselbe Zeit müssen auch die eine sechsversige jambische Strophe bildenden Verse Eigenthum (Lieder 86) fallen, da sie einen Spruch des dritten Memoire von Beaumarchais ausführen. Man könnte in dieselbe Zeit auch andere Sprüche setzen, von denen wir wissen, daß sie nicht später als 1777 sind, Menschengefühl (vermischte Ged. 22), Hypochonder (Epigrammatisch 29), beide in reimlosen Versen geschrieben. Sie gehörten wohl mit zu den „Kleinigkeiten", von denen er einige seinem Freunde Schönborn am 1. Juni beilegen wollte; denn auf die an Boie und Claudius geschickten Stücke allein kann man den Ausdruck nicht beziehen, er müßte denn viel mehr geschickt haben, als in den Musenalmanach und den wandsbecker Boten aufgenommen wurden. Der Bote brachte den letzten Beitrag Goethes am 9. März, wenn nicht etwa auch das Gedicht Wanderer und Taube, das im Blatte vom 26. März steht, Goethe angehört. Außerordentliche Freude machte unserm Dichter im Juni Klopstocks Gelehrtenrepublik, welche ihm die einzig mögliche Poetik aller Zeiten und Völker schien. „Das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet;

und die biedersten Aldermannswahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplizität hingeschrieben. — Hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur." Auch Heinses Laïdion war ihm eine wunderbare Erscheinung. Diese Dichtung schien ihm mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben; sie lasse Wieland und Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt mit den ihrigen übereinstimmten. Die angehängten Ottaven gingen ihm über alles, was je mit Schmelzfarben gemalt worden.

In demselben Monat kam Lavater, mit dem er schon im vorigen Jahre in Verbindung getreten war, nach Frankfurt, wo er fünf Tage bei Goethe wohnte, der ihn auch auf kurze Zeit nach Ems begleitete. Gleich darauf besuchte ihn auch der derbe Basedow, der sich mit der Umgestaltung des ganzen Unterrichtswesens trug. Auch dieser ging nach Ems, wo Goethe, den seine Sehnsucht nicht ruhen ließ, die beiden so durchaus verschieden angelegten, aber mit gleicher Begeisterung an ihrer Sache hängenden Männer am 15. Juli überraschte. Den 18. fuhren alle drei in großer Gesellschaft, bei welcher eine Hofräthin Kämpf die Wirthin machte, die Lahn herab. Auf dieser Fahrt schrieb Goethe „Reimendungen" für die Gesellschaft, und da Basedow und ein gewisser Fischer jeder zwei Reimverse auf einen aufgelegten Bogen geschrieben hatten, setzte Goethe darunter:

> Wir werden nun recht gut geführt,
> Da Basedow das Ruder rührt.

Als sie das Schloß Lahneck auf der Höhe erschauten, dichtete Goethe die später Geistesgruß überschriebenen Verse (Lieder 76), eine Art Ballade, in drei ganz einfachen vierversigen jambischen

Strophen. Darauf sprach er, als sie an einem zerstörten Schloß vorbeifuhren „über die Kerls in Schlössern“. An der Wirthstafel zu Koblenz veranlaßten Lavater und Basedow die bekannten Scherzverse (Epigrammatisch 12) in paarweis reimenden, zuweilen mit Anapästen untermischten jambischen Dimetern, von denen nur das letzte Reimpaar um eine Silbe länger ist. Als sie bis Bendorf zu Fuße gingen, schrieb Goethe die abwechselnd reimende jambische Strophe „Und, wie nach Emmaus, weiter gings,“ welche in den Gedichten mit jenen Scherzversen verbunden ist. In Bendorf stiegen sie wieder ins Schiff. Bei herrlichem Sonnenuntergang schrieb Goethe „am Mast im Angesicht von Koblenz“ in das Kalenderchen der Frau Hofräthin:

> Sarah kocht' unserm Herregott,
> Elisabeth Götzen in der Noth,
> Nahmen sich ihres Hauses an,
> Waren Gott lieb, waren lieb dem Mann.
> Du sorgest für die Freunde hier;
> Drum, liebes Weibchen, dank' ich Dir.

Als Lavater am Abend des 19. Billete an Pfenninger und seine Frau schrieb, fügte Goethe Verse hinzu. Von Neuwied aus wird er das schöne Hochzeitsgedicht zu der Hochzeit von Jakob Passavant mit Magdalena Schübler im Namen der Brüder des Bräutigams geschickt haben, das aber zu der am 25. in Zweibrücken vollzogenen Hochzeit zu spät kam. Eine Schwester der Braut war, worauf das in der gangbaren achtversigen zweitheiligen jambischen Strophe geschriebene Gedicht hindeutet, bereits nach Frankfurt verheiratet. Die Ausführung ist im ganzen sehr glücklich*), und fast überall erkennt man Goethes von Betti

---

*) Auffallend ist die Art, wie die Erinnerung, daß sie in Frankfurt ihre Schwester wiederfinde, eingeschoben wird. Auch dürfte die Vergleichung, sie

kalten Welt preisgeben konnte. Was ihn quälte, waren die Hindernisse, welche sich von Seiten der Eltern Lilis und seiner eigenen der gewünschten Verbindung entgegenstellten. Am 10. befindet er sich wieder in Frankfurt, wo sein Kopf ziemlich heiter, sein Herz leidlich frei ist; oft habe er muthige, frohe Stunden. Den 19. schreibt er, es sei ihm wieder eine Zeit her vor Wohl und Wehe, daß er nicht wisse, ob er auf der Welt sei, und da sei es ihm doch, als wär' er im Himmel. In dieser ewigen Aufspannung dürfte er kaum zu einem lyrischen Ergusse gelangt sein.

Schon am 21. hatte Goethe den gedruckten Erwin, von dem er fünfzig Exemplare für sich hatte abziehen lassen, und den er wohl in einem besondern Bande Lili überreichte, die vielleicht auch die beiden auf sie bezüglichen Gedichte desselben Stückes der Iris erst jetzt sah. Wenn Goethe denselben Tag von „Abdrücken der Arien" spricht, so bezieht dies Bergk irrig auf die drei Gedichte; es geht auf die Melodien von André zu Erwin. Vielleicht sollten mehrere Arien in Melodien beigegeben werden, wirklich brachte die Iris nur eine, die des Liedes „Ein Schauspiel für Götter". Seine Stella war unterdessen fertig geworden; Jacobi sollte gleich eine Abschrift davon erhalten. Vier Tage später schreibt er an Herder: „Es sieht aus, als wenn die Zwirnfäden, an denen mein Schicksal hängt und die ich schon so lange in rotirender Oszillation auf- und zudrille, sich endlich knüpfen wollten. Uebrigens machen mich allerlei Umstände ziemlich zahm, ohne mir doch den guten jungen Muth zu nehmen". Die Schwierigkeiten schienen zu schwinden, man ließ zunächst von beiden Seiten dem Verhältnisse seinen Lauf. Unterdessen hatte Goethe nach Vollendung seiner Stella, in welcher sich nichts Lyrisches findet, die Heldin selbst aber die glühendste Sprache der Liebe führt, an einen

andern dramatischen Stoff sich gemacht, an Claudine von Villa bella, deren baldige Vollendung er den 14. April an Knebel melden konnte. Wahrscheinlich hatte er den Stoff schon längst sich vorgesetzt, auch einen Theil davon vollendet, ehe er von Stella ganz hingerissen wurde. Am 29. war er mit Merck in Langen zusammen, den folgenden Tag kam Klopstock auf der Durchreise nach Hamburg bei Goethe an, der „in sonderbarer Bewegung" war und ihn nur wenig genießen konnte. Die ewige Aufspannung dauerte fort. Goethe berichtet in Wahrheit und Dichtung: „Eine fortdauernde Aufregung in glücklicher Liebeszeit, gesteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus nichts Ueberspanntes hatten, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festliedern bis zur kleinsten Geschenkgabe, alles war mitgefühlt von einer gebildeten Gesellschaft; erst froh, dann schmerzlich, und zuletzt kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet gewesen." Ob dies von der Zeit vor der Verlobung der Wahrheit gemäß ist und überhaupt Goethe hier durch die Erinnerung nicht getäuscht wurde oder die Lücken derselben frei ergänzte, möchte schwer zu entscheiden sein. Von solchen Liedern hat sich außer den obenerwähnten wenigstens keine Spur erhalten.

Zu der am 2. April beginnenden Ostermesse kam die mit dem schönemannschen Hause befreundete jüngere Fräulein Delf aus Heidelberg nach Frankfurt, die bald an dem in sonderbarer Ungewißheit schwebenden Liebespaare lebhaften Antheil nahm. Großen Aerger verursachte Goethe damals die von seinem Freunde H. L. Wagner herausgegebene Farze Prometheus, Deukalien und seine Rezensenten, in welcher sein Ton nachgeahmt und manches, was ihm persönlich mitgetheilt worden, so benutzt war, daß man ihn für den Verfasser halten mußte.

Deshalb erließ er am 5. April eine öffentliche Erklärung, welche er denjenigen schuldig zu sein glaube, die ihn liebten und ihm aufs Wort glaubten. Als er diese Erklärung am 14. an Knebel schickt, der den Erbprinzen an ihn in Liebe erinnern solle, bemerkt er, daß er aus einer Verworrenheit in die andere falle und mit seinem armen Herzen wirklich wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks stecke, aus dem er sich erst kaum gerettet habe. Den folgenden Tag berichtet er Klopstock, er finde sich noch ziemlich in dem Zustande, in welchem dieser ihn verlassen habe, nur werde es manchmal schlimmer, und dann falle von oben herab wieder ein Thautropfen des Universalbalsams, der alles wieder gut mache. Denselben Tag spricht er Augusten seine hohe Freude über die ihm gemeldete baldige Ankunft ihrer Brüder aus. Das liebe Ding, das man Gott heiße, sorge doch sehr für ihn; er sei in wunderbarer Stimmung und werde es ihm wohlthun, ihre Brüder zu haben. „Wenn ich wieder munter werde, sollen Sie auch ihr Theil davon haben". Er übersendet ihr ein Liedchen, worauf er eine Melodie von Grétry habe umdichten lassen. Ein in der Iris gedrucktes Lied kann nicht gemeint sein, da er Augusten auf diese selbst hingewiesen hatte. Am wahrscheinlichsten dürfte ein Lied seiner Claudine gemeint sein, etwa die Arie „Liebliches Kind". In Claudinen, die jedenfalls bald darauf vollendet ward, findet sich außer manchen Liedern auch die Ballade vom untreuen Knaben in einer siebenversigen jambischen Strophe, in welcher der letzte Vers reimlos ist, das Lied aber am Ende abgebrochen wird. Dieses Lied ist wohl das „Balladenfragment", das Bürger schon im Februar in Halberstadt hörte, zugleich mit einer andern sehr schönen Ballade, wohl dem König von Thule. Den untreuen König hatte auch Boie, der ihn am 18. März an Bürger sandte. Sonst sind in

Claudinen die mannichfachsten singbaren Versmaße, besonders kleinere trochäische, mit Geschick angewandt.

Auch als nach der Mitte des Monats Fräulein Delf ganz unerwartet die Verlobung bewirkt hatte, wollte sich kein rechter Familienzusammenhang ergeben, ja es fehlte nicht an Versuchen, das Verhältniß zu stören. Wohin Goethe am 19. auf einige Tage verreiste, wissen wir nicht. Als er am 26. den lange liegen gebliebenen Brief an Augusten schickt, spricht er von seiner Verlobung kein Wort. Bald darauf fand eine heitere Feier bei Oheim D'Orville zu Offenbach statt, doch auch diesmal war die Freude nicht rein, da Lili statt am Mittag erst zu Abend eintraf; um die Verstimmung über das halb vereitelte Fest zu mindern, schickte Goethe, der die unliebe Kunde am Vorabend empfing, ein rasch auf Lilis Wunsch entworfenes Gelegenheitsgedicht nach Offenbach. Dort mögen die Geliebten mehrfach zusammengekommen sein. Aber bald ward das Verhältniß durch Gegenwirkung von beiden Seiten so gespannt, daß dessen allmähliche Auflösung zu fürchten stand. Goethes eigener Bericht hierüber ist nichts weniger als glaubhaft, wenn wir dagegen seinen vor der Schweizerreise nach der Mitte Mai an Herder geschriebenen Brief halten. „Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße im wahren Freud' und Leid der Erde wähnt' ich vor Kurzem näher zu kommen", schreibt er, „bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen. — Ich geh' fort auf wenige Zeit zu meiner Schwester. — Ich tanze auf dem Seile, fatum congenitum genannt, mein Leben so weg!" Wenige Monate später schreibt er, diesmal habe er noch Hoffnung gehegt, ihre beiden Schicksale zu vereinen. Daß die Stolbergs Lili kennen gelernt hätten, hören wir nicht; dagegen war er mit

ihnen zu Offenbach bei einem Mädchen, das er ein seltsames Geschöpf nennt.

Von der mit den dichterisch aufgeregten Grafen Stolberg und ihrem Begleiter Graf Haugwitz angetretenen Reise, die sich bis nach der Schweiz ausdehnte, haben sich wenige dichterische Ergüsse erhalten. Wahrscheinlich schrieb Goethe zu Straßburg das tief empfundene Gedicht an Lottchen (Lieder 61), jenes Mädchen zu Offenbach, als Erwiderung eines Briefes, in welchem diese ihm unter andern mitgetheilt, sie habe jetzt eine Herzensfreundin gefunden. Es ist in vierversigen jambischen Systemen aus abwechselnd reimenden Versen geschrieben, von denen meist zwei, einmal drei zu einer Strophe verbunden sind. In der ersten Strophe reimen im zweiten Systeme die äußern und innern Verse, und zwar haben wir hier statt vier fünf Verse, indem nach dem dritten noch ein kürzerer Reimvers eintritt. Auch sonst finden sich zuweilen längere oder kürzere Verse. Selbst der Rheinfall von Schaffhausen scheint Goethe nicht dichterisch angeregt zu haben. Von Zürich aus machte er mit seinem frankfurter Freunde Passavant ohne die Stolberge einen Ausflug in die kleinern Kantone. Auf dem Zürichersee dichtete er am 15. Juni die schönen drei Strophen, die er später auf dem See überschrieb (Lieder 62). Der frische, frohe Muth, den die wundervolle Natur auf der Seefahrt in seiner Brust erregt, spricht sich in einer gewöhnlichen achtversigen zweitheiligen jambischen Strophe aus, deren Verse alle männlich auslauten. Da führt ihm die Erinnerung das Bild der Geliebten vor die Seele, dem er sich mit Gewalt entzieht, da er sich durch diese sehnsüchtige Erinnerung nicht in seinem vollen Naturgenusse stören lassen will. Hier tritt eine trochäische Strophe aus zwei Reimpaaren ein, ein weibliches und ein männliches. Und so wendet er sich wieder der herrlichen

Natur zu, deren Reiz er mit malerischer Anmuth bezeichnet. Dabei bedient er sich einer achtversigen zweitheiligen trochäischen Strophe, deren ungerade Verse aus drei Trochäen bestehen; die geraden Verse unterscheiden sich dadurch, daß an die Stelle des mittlern Trochäus ein Daktylus tritt. Das Versmaß ist außerordentlich glücklich gewählt. Als sie die hinter Richtersweil sich erhebenden Berge erstiegen hatten, genossen sie von der Höhe einen entzückenden Anblick, der ihn wieder an die Geliebte erinnerte, und ihm die schönen seiner Liebe Qual und Glück so ergreifenden als höchst einfachen vier trochäischen Verse (Lieder 63) entlockte, die er in ein Gedenkheftchen schrieb. Unter den alterthümlichen Kostbarkeiten des Klosters Maria Einsiedeln zog ihn eine kleine geschmackvolle und sorgfältig gearbeitete Zackenkrone mit eingesetzten farbigen Steinen sehr an; als er diese in die Höhe hob, war es ihm, als müßte er sie Lili auf die hellglänzenden Locken setzen, sie vor den Spiegel führen und ihrer Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreite, sich freuen. Aber diesen Augenblick scheint er nicht dichterisch erfaßt zu haben. Dagegen will er das tief empfundene Gedicht „Angedenken du verklungner Freude" (Lieder 77) am Morgen des 23. (es war Lilis Geburtstag) gedichtet haben, als er im Zweifel, ob er von hier nach Italien hinabsteigen oder den Rückweg antreten solle, durch die Erinnerung an Lili zurückgehalten wurde, von welcher noch ein goldenes Herzchen an demselben Bande, an welchem sie es (wohl bei der Verlobung) ihm angeknüpft hatte, „lieberwärmt" an seinem Halse hing; er habe es angefaßt und geküßt, und darauf jene Verse gedichtet. Aber auffallend ist es, daß in jenem Gedichte weder der wunderbaren ihn umgebenden Natur, noch des Zweifels, welchen Entschluß er fassen solle, noch der Anziehung Lilis, noch ihres Geburtstages gedacht wird. Vielmehr mahnt ihn, der vor

Lili fliehen will, das Herzchen, daß Lili noch nicht von ihm lassen könne, und das Band erinnert ihn, daß er noch immer ihr angehöre. Der Wechsel der Verse ist hier sehr frei; denn in der ersten Strophe, in welcher die vier Verse abwechselnd reimen, folgt auf zwei fünffüßige und einen sechsfüßigen trochäischen Vers ein weiblich auslautender fünffüßiger jambischer. Die beiden folgenden Strophen sind jambisch. In der zweiten Strophe reimen von den fünf Versen die beiden ersten, der dritte und der fünfte, wogegen der vierte reimlos ist; die Länge der Verse, von denen nur der vorletzte nicht weiblich auslautet, wechselt. Der hier einmal eintretende Anapäst findet sich mehrfach in den vier ersten Versen der dritten sechsversigen Strophe, in welcher zwischen die vier wechselnd reimenden Verse vor dem dritten ein Reimpaar tritt. Die Länge der hier nur männlich auslautenden Verse steigt von zwei zu vier Füßen; der erste und fünfte Vers reimen wohl nicht zufällig auf den reimlosen Vers der zweiten Strophe. In den Juni 1775 gehören nach Riemer und Eckermann auch die Hoffnung überschriebenen Verse (Lieder 84); bei ihrer bestimmten Angabe des Monats müssen wir vermuthen, daß sie diese auch wohl in dem angeführten Gedenkheftchen fanden. Veranlaßt wurden sie durch den Anblick abgekappter Linden, welche er wohl auf dem Rückwege irgendwo sah, wie später sein Amyntas (Elegien II, 5) auf der Rückkehr von der dritten Schweizerreise dem Anblick eines von Epheu umwundenen Apfelbaums seinen Ursprung verdankt. Die Strophe ist eine gewöhnliche aus sechs trochäischen Dimetern, von denen die beiden ersten aufeinander und die vier folgenden verschränkt reimen.

Der weitere Aufenthalt in der Schweiz scheint keine weitere dichterische Blüthe getrieben zu haben. Möglich wäre es, daß ihm in der Schweiz die kleine in Bern in diesem Jahre erschienene

Schrift „die Sitten der Morlacken. Auszug aus dem Französischen (von Abbate Fortis)" in die Hände gekommen und er daraus den Klaggesang von den edlen Frauen des Asan Aga (Balladen 31) in fünfversigen Trochäen, auf welche die Urschrift führte, übersetzt habe. Das Jahr 1775 geben Eckermann und Riemer an, ohne Zweifel nach sicherer Ueberlieferung. Die Uebersetzung erschien 1778 am Ende von Herders erstem Theile der Volkslieder, mit der Bemerkung, die Uebersetzung sei nicht vom Sammler. Zu demselben Bande hat Herder selber einen andern morlackischen Gesang in denselben fünffüßigen Trochäen aus des Fortis Osservazioni sopral'isola Cherso ed Osero gegeben. Der zweite Theil brachte zwei andere morlackische Gedichte aus einer Handschrift von Fortis in demselben Versmaaße. Als Quelle des Klaggesanges gibt Herder des Fortis Reisen (Viaggio in Dalmazia, Venezia 1774 an, von der eine deutsche Uebersetzung zu Bern 1777 erschien) und die angeführten „Sitten der Morlacken." Aus der erstern kannte sie wohl Herder, aus der andern Goethe.

Auch auf der Rückreise findet sich keine Spur lyrischer Dichtung, selbst in Straßburg nicht, wo er mit Lenz zusammentraf und die von warmem Gefühl eingegebene dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe schrieb, worin er es aussprach, daß es ihn „vaterlandwärts, liebwärts" ziehe. Freilich hatte der Vater schon am 28. Juni dringend seine Rückkehr in einem Briefe an Lavater verlangt. In Frankfurt sah er Lili wieder, aber die Glut der Leidenschaft, welche er von ihr ersehnte, konnte sie ihm nicht bieten, vielmehr war ihr Verhältniß zu ihm nur lau, was ihn, wie sehr ihn auch Lilis Anblick erfreute, unglücklich machte. Als er sich am 25. Juli wieder an Augusten wendet, kann er dieser nichts von sich sagen. Sechs Tage später klagt

gegebenen jetzt Herbstgefühl überschriebenen Verse (Lieder 68) gedichtet haben, die bereits im Septemberheft der Iris erschienen. Hatte der Dichter auf den raschen Abdruck gedrungen oder war das Lied vielleicht gar ohne seinen Willen aufgenommen worden? Eine besondere Lust, in der Iris zu erscheinen, konnte er nicht fühlen, wenn er nicht etwa hoffen durfte, von Lili, die seine Chiffre kannte, darin gefunden zu werden. In diesem reimlos geschriebenen Gedichte erscheinen neben kleinen daktylischen, durch einen Trochäus eingeleiteten Versen kleine jambische, bei denen häufig der Anapäst eintritt. Gegen den 7. September dürften die humoristischen Verse Lilis Park (vermischte Ged. 23) fallen, welche durch die Freundlichkeiten veranlaßt wurden, die Lili den zur Messe kommenden Verwandten und Bekannten zu erzeigen sich nicht versagen konnte. Der ausgelassenste Spott seines zerrissenen Herzens treibt hier sein buntes Spiel. Die jambisch-anapästischen Verse reimen entweder paarweise oder verschränkt, doch stehen einzelne reimlos. Alliterationen und alle Mittel der sprachlichen Malerei sind glücklich verwandt. Auf die am 10. gefeierte Vermählung des befreundeten Pfarrers Ewald in Offenbach mit Fräulein Rahel Gertrud du Fay aus Frankfurt dichtete er das Lied „Den künftgen Tag- und Stunden“ (gesellige Lieder 5), das am Abende von vier Stimmen, wohl André, dessen Frau, Goethe und Lili, gesungen wurde. Auffällt es, daß in einem von vieren gesungenen Liede alle der schmerzlichen Ahnung des einen von ihnen, den es von ihnen wegtreiben wird, also gedacht wird, unter diesen auch von der Geliebten selbst. Fast sollte man denken, in dieser Form sei es nicht gesungen worden. Goethe selbst vertraut es eine Woche später Augusten, daß er diesen Abend um zehn Uhr in der „grausamst-feierlichst-süßesten Lage seines ganzen Lebens“ gewesen, er „durch die glühendsten

An Lavater wendet er sich am 13. August von Offenbach aus, wo er sich mit Lili befand, mit der er gestern wieder ausgeritten war. „Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferd sehn sollen“, schreibt er ihm am folgenden Tag. „Mir wird Gott gnädig sein! Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und sing' ihm Psalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.“ Der sprichwörtliche Ausdruck „dem Herrn Psalmen singen“ deutet nur auf seine freudig gehobene Stimmung. In Offenbach war er durch Lili so gebannt, daß er kaum einmal nach Frankfurt kam und den dort seit dem 11. anwesenden Freund Jung Stilling wenig sah, doch gegen den 20. zog dieser, vielleicht auch Lili, die nach Frankfurt zurückkehrte, ihn ins elterliche Haus. Hier stellten sich leider bald die Unzuträglichkeiten wieder recht heraus; Lili war ihm nicht mehr so nah und da sie wieder unter dem Einfluß ihrer Umgebung stand, fremder. So bemächtigte sich seiner denn aufs neue vollste Verzweiflung. In einem nach Jungs Abreise geschriebenen Briefe an Merck, in welchem er sich nach dem Befinden der Wöchnerin erkundigt (Mercks Frau war am 29. Juli niedergekommen), klagt er, daß er wieder garstig gestrandet sei; tausend Ohrfeigen möchte er sich geben, daß er nicht, da er flott gewesen, zum Teufel gegangen, daß er sich durch die Sehnsucht nach der Heimat und der Geliebten habe von Italien abhalten lassen. Er denkt sogar an eine Flucht, und fragt, ob Merck ihm dazu für den ersten Stoß mit einigem Geld beistehn wollte; jedenfalls müsse er Ende des Jahrs nach Italien. Kaum daure er es bis dahin auf diesem Bassin herum zu gondoliren und mit großer Feierlichkeit auf die Frosch- und Spinnenjagd auszuziehen.

Von Frankfurt trieb es ihn zuweilen nach Offenbach. Dort wird er anfangs September die von schmerzlichster Liebe ein-

gegebenen jetzt Herbstgefühl überschriebenen Verse (Lieder 68) gedichtet haben, die bereits im Septemberheft der Iris erschienen. Hatte der Dichter auf den raschen Abdruck gedrungen oder war das Lied vielleicht gar ohne seinen Willen aufgenommen worden? Eine besondere Lust, in der Iris zu erscheinen, konnte er nicht fühlen, wenn er nicht etwa hoffen durfte, von Lili, die seine Chiffre kannte, darin gefunden zu werden. In diesem reimlos geschriebenen Gedichte erscheinen neben kleinen daktylischen, durch einen Trochäus eingeleiteten Versen kleine jambische, bei denen häufig der Anapäst eintritt. Gegen den 7. September dürften die humoristischen Verse Lilis Park (vermischte Ged. 23) fallen, welche durch die Freundlichkeiten veranlaßt wurden, die Lili den zur Messe kommenden Verwandten und Bekannten zu erzeigen sich nicht versagen konnte. Der ausgelassenste Spott seines zerrissenen Herzens treibt hier sein buntes Spiel. Die jambisch-anapästischen Verse reimen entweder paarweise oder verschränkt, doch stehen einzelne reimlos. Alliterationen und alle Mittel der sprachlichen Malerei sind glücklich verwandt. Auf die am 10. gefeierte Vermählung des befreundeten Pfarrers Ewald in Offenbach mit Fräulein Rahel Gertrud du Fay aus Frankfurt dichtete er das Lied „Den künftgen Tag- und Stunden“ (gesellige Lieder 5), das am Abende von vier Stimmen, wohl André, dessen Frau, Goethe und Lili, gesungen wurde. Auffällt es, daß in einem von vieren gesungenen Liede alle der schmerzlichen Ahnung des einen von ihnen, den es von ihnen wegtreiben wird, also gedacht wird, unter diesen auch von der Geliebten selbst. Fast sollte man denken, in dieser Form sei es nicht gesungen worden. Goethe selbst vertraut es eine Woche später Augusten, daß er diesen Abend um zehn Uhr in der „grausamst-feierlichst-süßesten Lage seines ganzen Lebens“ gewesen, er „durch die glühendsten

vergeblichen Warten sich zur Reise nach Italien entschloß. Klärchens beide Lieder gehören ohne Zweifel noch in den frankfurter Aufenthalt. Das erste ist in zwei Strophen aus jambisch-anapästischen Versen (⏑ — ⏑ ⏑ — und ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑) geschrieben; in der ersten zehnversigen reimen V. 1, 5 und 6, 2 und 4, 8 und 10 (die übrigen sind reimlos), in der andern V. 2 und 4, 5 und 7, 6 und 8. Das andere Lied ist eigentlich in vier ganz gleichen Reimversen (— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —) geschrieben, aber in Folge der innerhalb der Verse selbst sich findenden Reime in kleinere Verse zertheilt. Auch von Lili hatte er Abschied genommen. Da er sein Verweilen in Frankfurt verbergen wollte, schlich er nur Abends zu einer seiner Freundinnen. Von dort aus schreibt er am 18. um sechs Uhr Abends an Bürger, rechts von einem Kaminfeuer erwärmt, auf einem niedern Sessel am Kindertischchen: „Wie's von nun an mit mir werden wird, weiß Gott! Es wird noch unruhiger werden, noch verwickelter.“

Weder auf dem Wege nach Heidelberg, noch während des dortigen Aufenthalts und bei der unerwarteten Wendung, welche die Reise nahm, fühlte sich Goethe dichterisch aufgeregt. In Eberstadt schrieb er in sein Tagebuch: „Lili, Adieu. Lili, zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden. Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu! — Und Du! wie soll ich Dich nennen, Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst Du heißen! — Wie nehm' ich Abschied von Dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit! Einige Tage später — und schon — O lebe wohl! Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden!“ Er fürchtete in

jenem Mädchen, zu welchem er Abends geschlichen war, wohl demselben, dem zu Liebe er den Ball besucht hatte, eine Leidenschaft zu erregen, wohl gar sich selbst zu verlieben, was er jetzt vermeiden wollte, wo es ihn in die Ferne trieb. Hatte er auch Lili mit dem Verstande entsagt, sein Herz hing an ihr noch immer.

Auch in der ersten weimarer Zeit besuchte den Dichter kaum die lyrische Muse, wenn wir von den zwei Arien zur ersten Szene von Erwin und Elmire absehen, die Goethe auf dem Wunsch der Herzogin Mutter, welche die Lieder des Stückes setzte, oder wenigstens ihr zu Gefallen, gedichtet zu haben scheint. In der einen fordert Olympia die Tochter zum Genusse der frohen Jugendzeit auf, während in der andern diese das Glück empfindsamer Schwermuth erhebt. Einmal schließt sich an eine Strophe aus vier abwechselnd reimenden jambischen Versen, von denen der letzte kürzer ist und, wie der dritte, einen Anapäst statt des Jambus hat, eine zweitheilige achtversige, in welcher die geraden und ungeraden Verse reimen; in dem andern, das trochäisch ist, folgen auf zwei Reimpaare, ein weibliches und ein männliches, vier Verse, von denen die innern und äußern reimen. Daß Jägers Nachtlied (Lieder 81) erst in Weimar entstanden sei, folgt wenigstens keineswegs daraus, daß es mit den neuen Arien zu Erwin im Januarhefte des Merkur erschien; denn in demselben Heft erschien an erster Stelle auch das Gedicht an Lottchen, dann auch das oben S. 130 erwähnte Bundeslied „Den künftgen Tag- und Stunden" und der Monolog des Liebhabers, von welchen das erstere in den September 1775 fällt, das andere ohne Zweifel mit den ähnlichen Gedichten dem Schlusse des Jahres 1774 angehört. Goethe könnte es sehr wohl in der Zeit seiner Liebe zu Lili gedichtet und sich in den Zustand des Jägers versetzt haben, dem bei seinem

mörderischen Gewerbe das Bild seines Liebchens erscheint. Auch ohne daß er selbst an einer Jagd theilgenommen, was er nie allein that, wie dieser sein Jäger, konnte er sich als einsam in der Nacht über Feld schleichenden Jäger denken. Vgl. S. 138.

Als er am 23. Dezember bei dunkler Nacht auf dem Weg nach Waldeck im Amte Bürgel gegen das Gebirge hinritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, seines Schicksals und seiner Liebe so mächtig über ihn, daß er bei sich selbst sang:

Holde Lili, warst so lang
All mein' Lust und all mein Sang,
Bist ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist Du noch.

An die trochäischen Verse schließt sich ein größerer jambischer Vers und ein kleinerer trochäischer, in welchem der letzte Trochäus zu einem bewegten Daktylus wird. Als er dem Herzog dies Abends spät meldet, kann er nicht unterlassen noch die Verse hinzuzufügen:

Gehab' Dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die Dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die Dich umschwänzen
Und umkredenzen!
Findst doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen grad und treu wie Du,

worin sich die Ueberzeugung ausspricht, daß all das Volk, dessen Verehrung sie sich gefallen läßt, ihrem Herzen fremd ist, das in ihm den einzigen gefunden, der ihrer würdig. Die durch Anapäste gehobenen kürzern Verse, bei denen der spottende dritte Reim bezeichnend ist, treten zwischen den längern lebhaft ein.

Den frischen Muth, mit welchem er sich dem Leben wieder hingab, das ihm eine reiche Zukunft an der Seite des Herzogs in Aussicht stellte, sprach er wohl im Januar 1776 in den

ursprünglich Eislebenslied überschriebenen Versen (Lieder 53) aus, wenn diese nicht schon im vorigen Dezember geschrieben waren, etwa am 21., wo er Abends, „ziemlich müde und ausgelüftet von der Eisfahrt", schrieb, ihm gehe alles nach Herzenswunsch. Möglich bleibt es freilich, daß er diese Verse sich bereits im Winter 1774 auf der Eisbahn vorsagte, und ihm bei der Art, wie er seine Gedichte im Gedächtnisse trug, diese jetzt wieder einfielen. Er gab sie an Wieland, dessen Merkur sie im Februarhefte brachte; vielleicht hatte Goethe ihm seine sämmtlichen Gedichte, welche das Januar- und Februarheft brachten, schon am Anfange des Jahres gegeben, Wieland aber sie auf beide vertheilt. Die Strophe ist reimlos; denn die Wiederholung des Wortes Bahre am Ende des vierten Verses ist nicht durch den Reim bedingt. Der Charakter der Strophe ist daktylisch-choriambisch. Auf den Vers — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — folgen zwei aus zwei Trochäen und Choriambus, dann ein kleinerer (der erste Vers ohne den einleitenden Trochäus). Den Schluß sollten drei gleiche Verse bilden, die sich so zum zweiten verhalten, wie der vierte zum ersten; denn statt brichts V. 6 ist wohl bricht es zu lesen, wenn man nicht etwa den Kretikus statt des erwarteten Choriambus für malerisch halten will. Anfangs Februar, vielleicht während einer Spannung mit Frau von Stein, sandte er an Lili seine Stella. Ein Schauspiel für Liebende mit der auf das erste weiße Blatt geschriebenen Widmung:

An Lili.

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen *)
War stets mein Bild Dir nah;

---

*) Am 20. Juni 1775 war Goethe mit seinem Gefährten hinter Amstäg über eine Schneebrücke gegangen, und schon am 16., als sie auf dem Wege von

Warum gabst du uns *) die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutraun? **)
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn, ***)
Um durch all die seltenen Gewühle †)
Unser wahr Verhältniß ††) auszuspähn.

Ach so viele tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnen Schmerz,
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwarte †††) Morgenröthe tagt.
Nur uns armen liebevollen Beiden
Ist das wechselseitge Glück versagt,
Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem andern sehn, was er nie war *†),
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr. *††)

---

*) Uns beiden, der Freundin und ihm.

**) Zu sehn, wohin ein solches Verhältniß führen müsse, wenn man ihm sich sorglos hingäbe. Wähnend selig, in seligem Wahne. Der Wahn bildet den Gegensatz zum klaren Schauen, den „tiefen Blicken". Hintrauen, ruhig, mit Vertrauen, sich hingeben.

***) Die Empfindung, was die Seele des andern bewege.

†) Den wunderbaren Drang, der unsere Herzen schwillt und beunruhigt.

††) Worauf diese Gefühle ausgehen, wohin sie führen. In seiner Leidenschaft wünscht er, sie möchten nicht so klar sehn, sondern sich dem vollen Glücke ihrer Liebe selig hingeben. Darauf deutet auch das folgende ach.

†††) Falsche Form statt unerwartete, da es kein Hauptwort Erwart gibt.

*†) Uns verstehen, unsere wirklichen Gefühle gegeneinander erkennen. Was er nie war, sein Verhältniß zu uns anders zu beurtheilen, als es wirklich ist. War nur aus Reimnoth, wie der Vers zwang „zu" vor sehn wegzulassen.

*††) Die Gefahr, in welcher man schwebt, für einen Traum, eine Einbil-

Ende Februar schrieb er an Herder den gereimten launigen Brief über dessen Einzug in seine Diözese Weimar. Im März, vor seiner am 24. angetretenen Reise nach Leipzig, man könnte denken am 19., wo er krank und verstimmt über die kalte Zurückhaltung der Frau von Stein bei Wieland war, dichtete er das Gedicht Christel (Lieder 7), welches im warmem Volkstone die tiefe Glut eines nach dem vollen Genusse der Geliebten schmachtenden Bauernburschen darstellt. Es ist in einer einfachen zweitheiligen jambischen Strophe gedichtet, in welcher die ungeraden und die um einen Fuß kürzern geraden Verse aufeinander reimen. Man vergleiche dazu Jägers Nachtlied.

Auf der am Abend des 24. angetretenen Reise nach Leipzig begann er das längere Gedicht Hans Sachsens poetische Sendung als Erklärung eines alten Holzschnittes (vermischte Ged. 64), das er aber erst fast einen Monat später in seinem eben bezogenen Garten vollendete und am 22. April Frau von Stein als Zeichen, daß „er lebe, sie liebe und immer ihr Voriger, Gegenwärtiger und Zukünftiger sei", zusandte. Der treuherzige Ton des alten Meistersängers, den das Gedicht feiert, ist wunderbar getroffen; in den einfachen paarweis reimenden jambischen Dimetern, die zuweilen um eine Silbe wachsen, tritt vielfach der Anapäst in der Weise von Hans Sachs ein. Es ist derselbe Ton, aber nur gehaltener, den Goethe in den Puppenspielen anschlug. Es war dem Dichter hier um die Darstellung des herzlichen Glückes der Liebe zu thun, welche den Geist des Dichters immer frisch und froh erhalten müsse. Schon acht Tage vor der Vollendung des Hans Sachs hatte er Frau von Stein das aus tiefster Seele sich emporringende Gedicht geschickt, von dem er am 16. eine Abschrift von ihrer Hand haben möchte, zum sinnlichen Zeichen, daß sie die darin ausgesprochene Zusammengehörigkeit anerkenne.

Warum gabst du uns *) die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutraun? **)
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn, ***)
Um durch all die seltenen Gewühle †)
Unser wahr Verhältniß ††) auszuspähn.

Ach so viele tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnen Schmerz,
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwarte †††) Morgenröthe tagt.
Nur uns armen liebevollen Beiden
Ist das wechselseitge Glück versagt,
Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem andern sehn, was er nie war *†),
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr. *††)

---

*) Uns beiden, der Freundin und ihm.

**) Zu sehn, wohin ein solches Verhältniß führen müsse, wenn man ihm sich sorglos hingäbe. Wähnend selig, in seligem Wahne. Der Wahn bildet den Gegensatz zum klaren Schauen, den „tiefen Blicken". Hintrauen, ruhig, mit Vertrauen, sich hingeben.

***) Die Empfindung, was die Seele des andern bewege.

†) Den wunderbaren Drang, der unsere Herzen schwillt und beunruhigt.

††) Worauf diese Gefühle ausgehen, wohin sie führen. In seiner Leidenschaft wünscht er, sie möchten nicht so klar sehn, sondern sich dem vollen Glücke ihrer Liebe selig hingeben. Darauf deutet auch das folgende ach.

†††) Falsche Form statt unerwartete, da es kein Hauptwort Erwart gibt.

*†) Uns verstehen, unsere wirklichen Gefühle gegeneinander erkennen. Was er nie war, sein Verhältniß zu uns anders zu beurtheilen, als es wirklich ist. War nur aus Reimnoth, wie der Vers zwang „zu" vor sehn wegzulassen.

*††) Die Gefahr, in welcher man schwebt, für einen Traum, eine Einbil-

almanach auf 1776 im vorigen Jahr erschienen war. Künstlers Morgenlied, das hier zuerst gedruckt war, veranlaßte Bürger, dem es Boie in der Handschrift mitgetheilt hatte, zu der merkwürdigen Aeußerung, Goethe treibe es mit seinen kleinen Nachlässigkeiten ihm manchmal schier zu arg. Dieses Lied brauchte nicht so sonderbar versifizirt und gereimt (es ist gar nicht gereimt) zu sein und würde doch nicht von seiner Vortrefflichkeit verlieren. „Doch gibt mir so was noch einigen Trost; denn der Racker würde mich sonst zur Verzweiflung bringen, wenn er nicht manchmal wenigstens etwas hinkte; denn gehinkt ist es, es sei nun mit oder wider Willen. Hinkt er vorsätzlich, so fehlts an Geschmack; denn das Hinken läßt nicht schön. Hinkt er wider Willen, so ists Unvollkommenheit. Beides gibt mir, der ich dem unbegreiflichen Zauberer nichts nachthun kann, Trost und Erholung.“ Der Almanach der deutschen Musen hatte im vorigen Jahre vier Lieder Goethes aus den neuen Liedern von 1770 mit der Unterschrift W. (Wolfgang) ohne Goethes Wissen abgedruckt, und unter Goethes Namen die Erwiderung an H. P. Schlosser aus dessen Poemata, wie die poetische Wochenschrift die Muse zu derselben Zeit vier jener Lieder mit Goethes Unterschrift brachte. Vgl. oben S. 41. Die Iris gab seit dem vorigen September nichts mehr von Goethe; denn alle äußern und innern Gründe sprechen gegen die von Gruppe gebilligte Annahme Bergks, die Elegie im Märzhefte der Iris gehöre ihm; sie trägt keine Chiffre, ist aber ohne Zweifel, wie das folgende gleichfalls ohne Chiffre gegebene Lied von J. G. Jacobi. Claudine erschien um dieselbe Zeit.

Im April war auch Goethes Freund Lenz nach Weimar gekommen, dessen dichterische Ader sich hier reich ergoß, während Goethe in seiner leidenschaftlichen Herzensspannung zu Frau von

Stein, der er um diese Zeit seine leipziger neuen Lieder als „Knospen und Blüthen" des Frühlings 1769 (?) sandte, und in seiner ernsten Richtung auf den Eintritt in den Staatsdienst, liederlos blieb. Den 23. Mai erhielt Wieland Glucks Nachricht vom Tode seiner geliebten Nichte, mit der dringenden Bitte um eine Kantate auf die theure Hingeschiedene. Da er selbst sich dazu gar nicht gestimmt fand, wandte er sich an Goethe, in dessen Seele schon gleich am folgenden Tage eine große Idee zu einer würdigen Feier arbeitete. Den 25. „wohnte er in Trauer" über diesem Gedichte, das aber, obgleich ihm noch längere Zeit die Ausführung vorschwebte, nicht zu Stande kam. Am 18. Juli muß Wieland Gluck melden, Goethe sei nicht zur Ausführung seiner Idee gekommen, die er selbst freilich schwer gefunden, aber für Goethe sei eben nichts unmöglich. „Ich sah, daß er mit Liebe über ihr brütete; nur etliche ruhige, einsame Tage, so würde, was er mich in seiner Seele sehn ließ, auf dem Papier gestanden haben; aber das Schicksal gönnte ihm und Ihnen diesen Trost nicht. — Er selbst hat weder den Willen noch die Hoffnung aufgegeben; ich weiß, daß er von Zeit zu Zeit ernstlich damit umgeht; aber in einem Verhältniß, wo er nicht von einem einzigen Tag Meister ist, was läßt sich da versprechen?" Goethes Aufregung gab ihm hierzu so wenig wie zu andern lyrischen Ergüssen die gefaßte Stimmung. Weder sein endlich erfolgter für ihn so höchst bedeutsamer Eintritt in sein Amt, noch die Abreise der mit allen Fasern seines Herzens eng verwachsenen Freundin entlockte ihm einen Klang. Erst als er nach ihrer Entfernung am Morgen des 28. Juni vor seiner feierlichen Einführung ihr in seinem und des Herzogs Namen ein Glas zum Trinken in Pyrmont schickt, redet er sie mit den Versen an:

Laß Dir gefallen
Aus diesem Glas zu trinken,
Und mög' Dir dünken,
Wir säßen neben Dir;
Denn, obgleich fern, sind wir
Dir doch die nächsten fast von allen.

In der sechsversigen Strophe reimen der erste und der Schlußvers und die innern vier Verse paarweis, eine früher schon gebrauchte Reimform, aber die Länge der Verse ist verschieden und nie reimen gleiche Verse; am längsten ist der sechste Vers, der zweite nur um zwei, der vierte und fünfte um drei Silben, der erste und dritte um vier Silben kürzer. Seinen Liebesschmerz sprach er am 29., als er für Frau von Stein an der Ilm zeichnete, in den Versen aus:

Hier bildend nach der reinen stillen
Natur, ist ach mein Herz der alten Schmerzen voll.
Leb' ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll.

Der längere zweite Vers ist hier sehr bezeichnend. Zu Ilmenau fühlte er sich am 3. August gedrungen, das ihn erfüllende ahnungsvolle Gefühl auszusprechen, daß das Schicksal ihn und den enge mit ihm verbundenen Herzog wunderbar leite (Lieder 83). Auf drei Reimverse folgen drei vierversige Systeme, von denen das dritte von den beiden ersten in der Reimform abweicht. Die Verse steigen von vierfüßigen Jamben zu fünffüßigen und schließen mit einem sechsfüßigen, nachdem unmittelbar vor diesem, wie auch am Ende des ersten Systems, wieder zwei vierfüßige eingetreten sind, um eben dadurch den Schluß auch metrisch bedeutend ins Gewicht fallen zu lassen. Vier Tage später, wo es ihm „wohl und doch so träumig" war, daß er nicht zeichnen konnte, schrieb er auf einem Felsen bei Elgersburg die an die sehnsüchtig erwartete Freundin gerichteten Verse:

Ach, wie bist Du mir,
Wie bin ich Dir geblieben!
Nein, an der Wahrheit
Verzweifle ich nicht mehr.
Ach, wenn Du da bist,
Fühl' ich, ich soll Dich nicht lieben,
Ach, wenn Du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' Dich so sehr.

Es sind jambische Verse von verschiedener Länge, von denen der erste mit einem Anapäst anhebt, der letzte mit einem solchen, der sechste auf ⏑ ⏑ — ⏑ schließt. Es reimen nur V. 2 und 6, V. 4 und 8; denn der gleiche Ausgang von V. 5 und 7 wirkt nicht als Reim. Er wollte um diese Zeit ein Drama der Falke schreiben, in welchem die Heldin Giovanna von Lili, deren im Juli erfahrene Verlobung ihn vom letzten Reste der Leidenschaft für sie befreit hatte, ein Abbild sein sollte, doch mit einigen Tropfen der neuen Freundin getränkt, aber die Aufspannung seiner Seele ließ ihn nicht zur Ausführung gelangen. Bei seiner Rückkunft nach Weimar machte die Zurückhaltung der Frau von Stein, die ihn in Ilmenau durch ihren Besuch beseligt hatte, ihn sehr unglücklich, aber eben in dieser schweren Seelenbedrängniß trieb es ihn, seinen Freunden in einer schönen sinnbildlichen Dichtung die muthige Zuversicht auszusprechen, daß er das schwer übernommene Tagewerk entschieden durchführen werde. Die herrliche den 11. September an Lavater gesandte Seefahrt (vermischte Ged. 15), eine von reinem Kunstgefühle und tiefer Empfindung durchwehte Dichtung, ist in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben, bei denen Abschnitte der Erzählung durch Verse von zwei Jamben bezeichnet werden.

Wielands Merkur brachte von Goethe keine Gedichte mehr, der wenig Neigung hatte weiter mit solchen hervorzutreten, von

denen er noch manche ungedruckte liegen hatte. Wenn der leipziger Musenalmanach eine Ode von ihm an Zachariä aus seiner leipziger Zeit unter seinem Namen gab, so geschah dies ohne seinen Willen. Die daselbst mit der Chiffre J. W. G. und der Jahreszahl 1769 gedruckten Verse auf einen gewissen Horcher im Parterre haben mit Goethe nichts zu thun. Freilich hatte der Herausgeber auch im vorigen Jahrgang Gedichte von diesem unter einer Chiffre (W.) abdrucken lassen.]

Die beiden nächsten Monate sind durch kein lyrisches Gedicht bezeichnet, aber in der Nacht des 2. November sprach er der Freundin, als er sie um das Mittel für seine wunde Lippe bat, mit scharfem Humor in den an den Geist des Johannes Secundus (des Dichters der Basia (Küsse), des berühmten Rechtsgelehrten Jan Everard) gerichteten Versen sein Liebesbedürfniß aus (vermischte Ged. 24). Das Gedicht ist meist in fünffüßigen trochäischen Versen geschrieben, denen häufige Daktyle einen bewegtern Gang geben. Den Anfang bilden zwei vierfüßige Verse, von denen der zweite auf einen Daktylus auslautet, worauf drei vierfüßige Trochäen mit Vorschlag folgen. Auch die vier Schlußverse haben den Vorschlag, und zwar folgen auf einen fünffüßigen drei vierfüßige Verse, wobei im drittletzten der vierte, wie im vorletzten der letzte Fuß ein Daktylus ist. Daß der neunte Vers sechs Füße hat, ist wohl unabsichtlich.

Anfangs Dezember hatte Goethe ein Schauspiel mit Gesängen, seine die Heilung eines Gemüthskranken darstellende Lila sich vorgesetzt, das zur Feier des nächsten Geburtstages der Herzogin, des 30. Januar, gespielt werden sollte. Der Herzogin wurde das Stück durch das Lied geweiht:

Was wir vermögen,
Bringen wir

An dem geliebten Tage Dir
Entgegen.
Du fühlst, daß bei dem Unvermögen
Und unter der Zaubermummerei
Doch guter Wille und Wahrheit sei.

Auch hier hatte sich Goethes Liederkunst lieblich entfaltet. Neben jambischen Maßen treten trochäische hervor; nur in dem schönen Liede der Fee Sonna „Feige Gedanken“ (Lieder 51) auch daktylische. Die Reimstellung und Abwechslung mit kürzern und längern Versen ist höchst mannigfaltig. Unmittelbar darauf begann er den Wilhelm Meister, dessen Anfang aber kein Lied brachte. Auch bei den Fastnachtsvorstellungen war Goethe vielfach thätig, so bei dem Possenspiel Leben und Thaten, Tod und Elysium der weiland berühmten Königin Dido von Karthago, in welchem es wohl an komischen Gesängen nicht fehlte. Am 3. März ward Lila, wahrscheinlich mit einigen Veränderungen, wiederholt. Ob auch das lyrische Monodrama Proserpina in diese Zeit falle, wissen wir nicht. Daß die Verse vor Ph. Chr. Kaysers „Gesängen mit Begleitung des Klaviers“, die auch fünf Lieder von Goethe brachten:

Tief aus dem Herzen hingesungen,
Nehmt diese Lieder herzenein,
So ist mir jeder Wunsch gelungen,
So sind auch Eure Freuden mein,

von Goethe stammen, läßt sich um so weniger fest behaupten, als Kayser selbst Dichter war, und das Heft wohl vor dem Drucke nicht durch Goethes Hand ging.

Am 28. April richtete er an Frau von Stein die Verse:

Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen langen Jahren!
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.

welche durch das Lesen von Werthers Leiden veranlaßt wurden, in denen ihm jetzt alles wie neu und fremd schien. In dieses Frühjahr gehört wohl die Ode Ganymed (vermischte Ged. 18), die spätestens ins folgende Jahr fällt. Wahrscheinlich war sie unter den „ein paar neuern Gedichten", die Goethe am 20. April nebst Herders Liedern der Liebe an Frau von Stein schickte. Es ist eine schöne Vision des von dem Wehen des Frühlings ergriffenen Dichters. Die Ode ist in freien jambischen, oft mit Anapästen gemischten Versen geschrieben, die nur zweimal die Länge voller Dimeter haben, zweimal aus einem Fuße bestehen.

Als die Herzensfreundin im Mai auf kurze Zeit Weimar verließ, schrieb Goethe mit Bleistift auf grau Papier:

> Von mehr als einer Seite verwaist,
> Klag' ich um Deinen Abschied hier.
> Nicht allein meine Liebe verreist,
> Meine Tugend verreist mit Dir,

womit er andeutete, welchen beruhigenden Einfluß ihre Gegenwart auf ihn übe. Die beiden letzten durch viele Anapäste belebten, um einen Fuß kürzern Verse sind sehr bezeichnend.

Die Kunde vom Tode seiner Schwester, die ihn am Abend des 16. Juni überraschte, zerriß seine Seele so, daß er zu keinen dichterischem Ausdrucke seines Schmerzes gelangen konnte. Ueber die zu Pyrmont in banger Sorge weilende Freundin unterhielt er sich, nachdem er am 14. Juli von ihrem Gute Kochberg zurückgekehrt war, viel mit dem Herzoge, der sich dadurch veranlaßt sah, freundliche Verse an diese auch von ihm verehrte Frau zu richten, in welchen er seinen Zustand beschreibt und sie auffordert, sich neues Leben einzusaugen, um liebevoller Geister Gefährtin zu sein. Goethe schrieb darunter die durch viele oft harte Anapäste belebten zwei jambischen Strophen:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang *),
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' **) ab im Monde des Tages Müh',

Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft ***),
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt
Und sich durch seltenes Wesen webt.

Der Herzog hatte in denselben Strophen geschrieben, aber ein paarmal auch weiblich auslautende Verse gebraucht. Bei Goethe ist der zweite Vers der ersten Strophe um zwei, der erste der zweiten um einen Fuß kürzer.

Als Goethe am 6. September von Ilmenau nach Eisenach kam, hielt ihn eine geschwollene Backe fast eine Woche lang im Zimmer fest. Da dichtete er an diesem Morgen, wie es in seinem Tagebuche heißt, „am Radekiki". Erhalten ist nur der Anfang:

Was ist der Himmel, was ist die Welt
Als das, wofür eben einer sie hält?
Was hilft uns alle Herrlichkeit
Ohne Seelenbehaglichkeit
Und ohne des Leibes Liebesleben?
Was hilft Euch alles Streiten und Streben?
Von dieser großen Lehre durchdrungen,
Habt Ihr ein Liedlein hier vorgesungen
Vom Prinz, er heißt — ich weiß nicht wie,
Mit dem Zunamen Radekiki.

Die zehnversige Strophe beginnt mit zwei Reimpaaren aus jambischen Dimetern, wo bei dem ersten auch Anapäste eintreten,

---

*) An seinem Garten bei der Ilm.

**) Ist ganz eigentlich zu verstehn, nicht bildlich, wie eben „tauche".

***) Der Herzog hatte bemerkt, die Geister der Wesen gäben ihm dumpfes, doch süßes Geleit. Die Liebe ist hier im weitern Sinne von der liebevollen Auffassung der Welt zu verstehn, in welchem er auch an Bürger schreibt, es sei alles Stückwerk in der Welt außer der Liebe.

darauf folgen zwei um eine Silbe längere Reimpaare, in denen sich in jedem Verse ein Anapäst findet; den Schluß bilden zwei reimende Dimeter, von denen der zweite mit einem Anapäst schließt. Führte Goethe auch die Dichtung nicht zu Ende, so dürfte sich doch sein Diktat nicht auf die Anfangsstrophe beschränkt haben. An demselben Tage schreibt er Abends spät an Frau von Stein, er habe (den 6. hatte er ihr zuletzt geschrieben) eine Tollheit erfunden, eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich, und angefangen sie seinem Diener Philipp zu diktiren. „Den ganzen Nachmittag hab' ich mit tollen Imaginationen gewirthschaftet." Das geht nicht auf Dichtungen, am wenigsten auf den am Morgen diktirten Radekiki. Dieser Name dürfte ihm aus einer Erzählung seiner Mutter vorgeschwebt haben. Von einem Prinzen, dem der große Zauberer Caramussal den Namen Biribinker gegeben, hatte Wieland in seinem Don Sylvio eine weitläufige Geschichte erzählt. Am 13. zog Goethe auf die Wartburg, wo er bei den herrlichen Blicken, die er hier genoß, vom Zeichnen mächtig angezogen ward.

Weder aus dem weitern Aufenthalte auf der Wartburg noch aus der nächsten weimarer Zeit ist ein Gedicht Goethes sicher nachzuweisen, dagegen schrieb er auf der abenteuerlichen Harzreise vom 1. bis zum 10. Dezember die unter diesem Namen berühmte Ode (vermischte Ged. 12), in welcher sein von der edelsten Menschen- und Naturliebe ergriffenes Dichterherz sich mit frischem Gefühle ausspricht. Die freien Verse unterscheiden sich von denen des Ganymed dadurch, daß mehrfach trochäisch-daktylische Rhythmen eintreten. Vierzehn Tage nach der Rückkehr, am 30. Dezember, bat er Frau von Stein um seine Gedichte, damit er etwas einschreiben könne. Ohne Zweifel war es seine letzte Ode, welche er in das Heft seiner gesammelten Gedichte eintragen

wollte, das in der Hand der Freundin sich befand. Aber auch Frau von Stein legte mit eigener Hand eine noch erhaltene Sammlung von Goethes Liedern nach ihrer Auswahl an, welche sie mit der Harzreise begann. Von gedruckten Gedichten enthielt diese Sammlung Mahomets Gesang, Künstlers Morgenlied, Eislebenslied, der Wanderer, Seefahrt, ein Gleichniß (jetzt Dilettant und Kritiker), Katechisation, Kenner und Künstler, ein Gleichniß (jetzt Autoren), an Kenner und Liebhaber, die Verse „Als ich noch ein Knabe war“ (jetzt der neue Amadis), Christel, Bundeslied, Jägers Nachtlied, zu einem gemalten Band und Erklärung eines alten Holzschnittes. Von damals ungedruckten Gedichten, deren Entstehungszeit wir kennen, finden wir hier Wanderers Sturmlied, der Schwager Chronos in der Postchaise (den 10. Oktober 1774), Prometheus und Anekdote unserer Tage. Da keines dieser Gedichte nach dem Jahre 1777 entstanden ist, so dürfen wir voraussetzen, daß auch keines der übrigen hier auf die Harzreise folgenden Lieder später fällt. Wir finden aber hier bereits Ganymed, Menschengefühl (vermischte Ged. 22), vor Gericht (Balladen 16), Hypochonder (Epigrammatisch 29) und das in die Werke nicht aufgenommene Gedicht:

Ein Reicher, dem gemeinen Besten zur Nachricht.

Wollt ihr wissen, woher ichs hab',
Mein Haus und Hab'?
Hab' allerlei Pfiff' ersonnen,
Es mit Müh', Schweiß und Angst gewonnen.
Genug, ich bin reich,
Und drum sch— ich auf euch.

Das letztere und die beiden andern Spruchverse gehören wohl in die Jahre 1772 bis 1774 und auch vor Gericht dürfte

vor die weimarer Zeit fallen. Wir haben hierin eine Hindeutung, daß auch noch andere erst später in die Werke aufgenommene Gedichte einer frühern, ja schon der frankfurter Zeit angehören dürften. Gedruckt erschienen von Goethe nur die Seefahrt im Septemberheft des deutschen Museums und die Arien aus seinem Schauspiel Lila im Theaterkalender auf 1778. Als Bürger das ohne Goethes Namen erschienene Gedicht im Museum gelesen hatte, fragte er Boie, was dieses wie Verse aussehende Ding vorstelle, ob es zum Weinen, zum Lachen oder zum Einschlafen sei. Schade sei es um einzelne schöne Bilder, daß sie darin seien, wie V. 15, 27, 29; der letztere sei übrigens kein nagelneuer Gedanke. Als Boie erwiederte, das Gedicht sei von Goethe, dessen Namen er aus einleuchtenden Gründen nicht habe nennen können, und wenn er den Druckfehler noch statt nach V. 19 verbessere, werde er anders davon urtheilen, meinte Bürger, es gefalle ihm nun besser und er erkenne Goethes Geist darin, „wenn auch wohl leider! mit Zeichen der Erschlaffung". So wenig konnte Bürger die idealere Richtung des zu höherer Klarheit und Reinheit strebenden Dichters fassen.

Spuren lyrischer Gedichte aus dem Anfange des nächsten Jahres fehlen. Am Geburtstage der Herzogin wurde die geflickte Braut (später der Triumph der Empfindsamkeit genannt) mit großem Beifall aufgenommen; hatte Goethe hier ja die Empfindsamkeit, und selbst seine eigenen Dichtungen, welche diese genährt hatten, ergetzlich verspottet. Auch Lila trat mit manchen Veränderungen wieder auf. Am 27. sandte Goethe Augusten außer zwei von Sigismund von Seckendorff gesetzten Liedern (wahrscheinlich waren es das Veilchen und der untreue Knabe) folgende Grabschrift:

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

Einen Monat später, am 25. April, einem stillen Regentage nach vorhergegangenen starken Regengüssen, schickt er Frau von Stein eine Hyazinthe mit zwei trochäischen Strophen, einer sechsversigen, in welcher das vierversige Reimsystem zwei vor dem dritten und vierten Verse eintretende Reimverse durchschlingen, und einer gewöhnlichen zweitheiligen aus acht Versen:

Aus dem Zauberthal dort nieden,
Das der Regen still umtrübt,
Aus dem Taumel der Gewässer
Sendet Blume, Gruß und Frieden,
Der Dich immer treu und besser,
Als Du glauben magst, geliebt.

Diese Blume, die ich pflücke,
Neben mir vom Thau genährt,
Läßt die Mutter still zurücke,
Die sich in sich selbst vermehrt.
Lang entblättert und verborgen
Mit den Kindern an der Brust,
Wird am neuen Frühlingsmorgen
Vielfach sie des Gärtners Lust.

Die zweite Strophe soll seine Hoffnung andeuten, daß ihre Liebe zu ihm sich einst zu seiner höchsten Lust noch reich entfalten werde.

Zu lyrischen Gedichten scheint Goethe im Laufe des Jahres wenig aufgelegt gewesen zu sein. So gibt er nicht einmal der Uebersendung der ersten Rose seines Gartens dichterischen Ausdruck, wenn er auch gleichsam einen Anlauf dazu nimmt, indem er sein Briefchen beginnt: „Jupiter mochte von der Schlange

1778 zu setzen, ist nicht vorhanden, da die Absendung der Handschrift von Herders Volksliedern zum Drucke nicht vor dem März erfolgt sein wird. Das Gedicht könnte zu einer Vorstellung auf dem herzoglichen Liebhabertheater gehört haben, von der wir nichts wissen. Wenn auch der bevorstehenden Niederkunft der Herzogin wegen ihr Geburtstag diesmal im Stillen gefeiert wurde, so könnte doch immer in der ersten Hälfte des Januar ein Stück auf der Bühne gespielt worden sein, in welchem der Fischer gesungen ward. Freilich bleibt die Möglichkeit bestehn, daß ein Stück, wozu diese Ballade gehörte, für die Bühne der Herzogin-Mutter im vorigen Spätherbst gedichtet worden; wissen wir ja, daß dort noch am 14. November gespielt ward. Jedenfalls spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese, wie alle frühern Balladen (mit dem Geistesgruß hat es eine ganz besondere Bewandtniß) für ein dramatisches Stück gedichtet worden. Die Strophenform ist hier dieselbe wie in Christel.

Die nächste Zeit über nahm Iphigenie den Dichter ganz in Anspruch. Am 6. April wurde diese zum erstenmal unter empfundenstem Beifall gegeben. Als die Freundin am 19. einen kurzen Ausflug gemacht hat, spricht der einsame Dichter seine Freude über den überall webenden Frühling in den Versen aus:

> Deine Grüße hab' ich wohl erhalten.
> Liebe lebt jetzt in tausend Gestalten,
> Gibt der Blume Farb' und Duft,
> Jeden Morgen durchzieht sie die Luft.
> Tag und Nacht spielt sie auf Wiesen, in Hainen,
> Mir will sie oft zu herrlich erscheinen;

---

nicht vom Herausgeber sind, dürften in dieser Form kaum Goethe angehören. Freilich sandten dieser und Merck im Herbst 1771 Herder ganz wörtliche Uebersetzungen zu, die keinen weitern Anspruch als den der Wörtlichkeit hatten, aber dieser wird ihnen nachgeholfen haben, um sie mittheilbar zu machen.

Neues bringt sie täglich hervor.
Leben summt uns die Biene ins Ohr.
Bleib, ruf' ich oft, Frühling! man küsset Dich kaum,
Engel, so fliehst Du wie ein schwankender Traum.
Immer wollen wir Dich ehren und schätzen,
So uns an Dir wie am Himmel ergetzen.

Es sind vollständige und um eine Silbe verkürzte paarweis reimende trochäisch-daktylische Dimeter, in welchen freilich oft sehr harte Daktyle vorkommen, wie Tag und Nacht, Leben summt*). Daß Frau von Stein am 13. Mai ihm ein größeres und durch ihn Knebel ein kleineres Herz von Zucker gab, veranlaßte ihn zu den Scherzversen, in welchen die beiden letzten absichtlich um einen Fuß länger sind, der drittletzte um einen kürzer ist:

Man wills den Damen übel deuten,
Daß sie wohl zu gewissen Zeiten
Ihr Herz mit mehrern theilen können!
Doch Dich kann man gar glücklich nennen,
O Du des Hofes Zierd' und Ehre:
Du schonst gar weislich Deins,
Und hast gelegentlich für jeden eins,
Und wenns auch nur von Mehl und Farben wäre.

Tags darauf erhielt er durch den Nachdrucker seiner Werke, den Buchhändler Chr. Fr. Himburg in Berlin, den vierten Band des Nachdruckes oder vielmehr Vordruckes von „J. W. Goethens Schriften"; denn dieser hatte seine Werke zu eigenem Vortheile zuerst gesammelt herausgegeben. Den Schluß dieses Bandes, der mit dem Briefe des Pastors zu ***, den zwo wichtigsten biblischen Fragen, dem (Herder gehörenden) Denkmal Ulrichs von Hutten und dem Aufsatze von deutscher Baukunst beginnt, bilden die vermischten Gedichte in dieser

*) V. 10 muß wie'n, V. 11 woll'n wir gelesen werden. V. 9 ist oft ein den Vers störender Zusatz. V. 8 steht so abgebrochen da, daß man fast glauben möchte, es sei ein Reimpaar nach demselben ausgefallen.

Folge: Der Wandrer, Gesänge aus Lila, neue Arien zur ersten Szene in Erwin und Elmire, an Herrn Prof. Zachariä, im Herbst 1775, Brief an Lottchen, Mailied, der Fischer, Jägers Nachtlied, Bundeslied, Eislebenslied, an Kenner und Liebhaber, an Belinden, im Sommer, Rettung, mit einem goldenen Halskettchen, Christel, der Adler und die Taube, Sprache, der Rezensent, ein Gleichniß („über die Wiese"), den Männern zu zeigen. Ihnen voran ging Hans Sachs; unter dem Titel Fragmente standen der Anhang zu Mercier mit den dortigen Kunstliedern und Proserpina. Die Anordnung der Gedichte war willkürlich, eine größere Anzahl theils unter Goethes Namen, theils unter dessen Chiffre gedruckter Stücke, abgesehen von den ganz übergangenen leipziger neuen Liedern, weggelassen, und ein Lied J. G. Jacobis, das die Iris ohne Unterschrift gebracht hatte, Goethe widerrechtlich beigelegt. „Ich habe das Zeug heute früh durchgeblättert", schreibt Goethe der Freundin; „es dünkt einem sonderbar, wenn man die alt abgelegten Schlangenhäute auf dem weißen Papier aufgezogen findet." Seinen Unwillen über den schamlosen Nachdrucker, der bei Uebersendung einiger Exemplare sich noch des ihm erzeigten Dienstes gerühmt und sich erboten hatte, ihm auf Verlangen etwas berliner Porzellan zu senden, sprach er einige Zeit später in folgenden, vielleicht am 4. Juli der Freundin mitgetheilten Versen aus;

Lang verdorrte, halb verwefte Blätter vorger Jahre,
Ausgekämmte, auch geweiht' und abgeschnittne Haare,
Alte Wämser, ausgetretne Schuh und schwarzes Linnen
(Was sie nicht ums leidge Geld beginnen!)
Haben sie für baar und gut
Neuerdings dem Publikum gegeben.

Was man andern nach dem Tode thut,
Thut man mir bei meinem Leben.
Doch ich schreibe nicht um Porzellan noch Brod,
Für die Himburgs bin ich todt.

Die Länge der Verse wechselt von V. 4 an ganz willkürlich; am Anfang stehen zwei, am Ende ein Reimpaar, dazwischen ein vierversiges System. Ganz anders gewendet hat Goethe im sechszehnten Buche von Wahrheit und Dichtung dieses Spottgedicht, ihm auch eine regelrechtere Form gegeben.

Auf der mit dem Herzog im September angetretenen Schweizerreise sagte sich Goethe beim Staubbache, den er am 9. und 10. Oktober sah, den später sogenannten Gesang der Geister über den Wassern (vermischte Ged. 10) vor, den er am 14. der Freundin mit den Worten übersandte: „Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern.“ Die Freundin schrieb sie auf seinen Wunsch für Knebel ab. In der ursprünglichen Gestalt ist es ein Zwiegesang zwischen zwei Stimmen, in ganz kleinen Versen der Naturerscheinung selbst gemäß geschrieben. In der ersten Strophe werden die kleinen jambischen Verse (⌣ — ⌣ — ⌣) nur zweimal nach dem ersten und am Schlusse nach dem fünften durch einen doppelten Trochäus unterbrochen. Die zweite Strophe beginnt daktylisch (— ⌣ ⌣ — ⌣); daran schließen sich in freiem Wechsel trochäische (— ⌣ — ⌣) und jambische Verse (⌣ — ⌣ — oder ⌣ — ⌣ — ⌣), aber unmittelbar vor dem jambischen Schlußverse tritt der ganz kurze ⌣ — ⌣ ein. In der dritten Strophe steht der kleine daktylische Vers in der Mitte, den Anfang bilden der kurze trochäische und der längere jambische, den Schluß der trochäische mit dem rasch abschließenden ⌣ — ⌣. In der folgenden Strophe herrschen die daktylischen Verse vor;

ein gemischter steht am Anfange und in der Mitte, die übrigen drei sind daktylische, und zwar hat der erste statt des schließenden Trochäus einen Choriambus. Vier kleine daktylische bilden die folgende Strophe, während in der letzten, gleichfalls aus vier Versen bestehenden auf je einen daktylischen ein Vers aus einem Jambus und einem Anapäst folgt, so daß das Ganze gleichsam sich senkend abschließt. Wie das Versmaß höchst lieblich und bezeichnend sich bewegt, so liegt ein wundervoller Zauber über der ganzen im ahnungsvoll leisen Rauschen die Stimmen der Naturgeister verkündenden Dichtung. Zu einem weitern lyrischen Ergusse kam er in der Schweiz nicht, selbst nicht bei dem Rheinfalle, in dessen Anblicke er mit Lavater, der die Reisenden noch einmal in Schaffhausen überraschte, „einen starken Dialog über das Erhabene" hielt. Als Goethe auf dem Wege nach Konstanz in der Nähe von Kloster Feldbach an dem Freigute Clarisegg vorbeikam, welches der von ihm schon längst durchschaute Kraftapostel Christoph Kaufmann gekauft und vor kurzem mit seiner Frau bezogen hatte, konnte er sich nicht enthalten, diesem das Ehrendenkmal zu setzen:

> Ich hab' als Gottesspürhund frei
> Mein Schelmenleben stets getrieben;
> Die Gottesspur ist nun vorbei,
> Und nur der Hund ist übrig blieben.

Die Angabe, er habe das Epigramm an die Thüre des gerade abwesenden Kaufmann geschrieben, klingt unglaublich. Als „Gottesspürhund" hatte der Maler Fr. Müller im vorigen Jahre in Fausts Leben diesen Kraftmann verspottet.

Auf der Rückreise aus der Schweiz bildete sich das kleine Singspiel Jery und Bätely aus, das ganz aus der Kenntniß der Gegend und der Volkseigenthümlichkeit hervorging. In dieser

reizenden Idyll, das er schon am 29. Dezember von Frankfurt aus seinem Landsmanne und Jugendfreunde, dem Tonsetzer Kayser, in Zürich sandte, finden sich eine größere Zahl reizender und lustiger Lieder in sehr abwechselnden trochäischen und jambischen Maßen mit mannigfaltigen Reimformen. So ist die scherzhafte Romanze der Schäfer (Lieder 27) in zwei zweitheiligen sechsversigen Strophen gedichtet, in denen der dritte und sechste Vers der zweiten auf dieselben Verse der ersten Strophe reimen. Auf die zweitheilige achtversige Strophe, in welcher Bätely die Unbeständigkeit der Liebe mit dem Wechsel des Wassers, der Sterne und der Wolken vergleicht, erwidert Jery genau anknüpfend, indem er die Liebe für so unwandelbar wie die Sterne erklärt. Jerys trochäisches Lied, in dem er seiner Freude über Bätelys Liebe ihren Ausdruck gibt, besteht aus Dimetern und um eine Silbe kürzern Versen, nur an dritter Stelle tritt der kurze Vers ◡ — ◡ ein, der mit den beiden darauf folgenden reimt, aber auch der achte Vers hat denselben Reim, so daß zwischen vier Reimverse ein Reimpaar tritt, in einer auch sonst von Goethe bezeichnend verwandten Weise.

Gleich nach seiner Rückkehr ruhte Goethes Dichtung, die auch für den Hof diesmal unthätig blieb. Der Genuß seiner Liebe erfreute und beruhigte ihn. Am 30. März ging ihm der Gedanke an Tasso auf, der aber bald zurücktreten mußte. Den 7. Mai bittet er Frau von Stein einmal um seine zusammengeschriebenen Gedichte, aus denen er für die schönen Misels (Mädchen), die sich bei ihm versammelt hatten, etwas lesen will. Neun Tage später sagt er der Freundin, welche sie zurückverlangt, er wolle vorher einige abschreiben lassen. Erst die nahe längere Entfernung von der Freundin, welche ihre Schwester in Mörlach bei Nürnberg besuchte, regte ihn auch dichterisch auf. Am Morgen

des Tages vor seiner eigenen Abreise nach Gotha, schreibt er dieser, welche er bei seiner Rückkehr nicht mehr antreffen sollte, gestern Abend habe er zu Hause mit den Geistern geredet, ein Ausdruck, dessen er sich nur von seinen dichterischen Arbeiten bedient, hier mit Beziehung auf den Tasso. Von Gotha aus sandte er der Freundin „eine Posse", mit welcher er sich zuletzt auf dem Wege nach Erfurt unterhalten hatte. Es war wohl das Wechsellied zum Tanze (Lied 14), das Frau von Stein von Goethes Hand besaß. Hinter Erfurt bedachte er die Ausführung seiner Lieblingssituation zu Wilhelm Meister, die jedenfalls noch im Bereiche unseres ersten Buches liegt, in welchem sich noch kein Lied findet. Nach Weimar zurückgekehrt, fühlte er die innigste Sehnsucht nach der fernen ihm unentbehrlichen Geliebten, welcher er die schon vor drei Jahren gleichfalls während ihrer Abwesenheit gedichteten Verse „Von mehr als einer Seite verwaist" (oben S. 148) nebst folgendem mit einziger Ausnahme des Schlußverses auf zwei Reimen sich fast neckisch wiegenden Schlusse in jambischen, von vier bis zu sechs und einem halben Fuße steigenden Versen sandte:

Denn ach, bald wird in dumpfes Unbehagen
Die schönste Stimmung umgewandt.
Die Leidenschaft heißt mich in frischen*) Tagen
Nach dem und jenem Gute jagen,
Und denk' ich es recht sicher heimzutragen,
Spielt mirs der Leichtsinn aus der Hand.
Bald reizt mich die Gefahr, ein Abenteur zu wagen,
Ich stürze mich hinein, und halte muthig Stand.
Doch seitwärts fährt die Lust auf ihrem Taubenwagen**),
Die Luft wird balsamreich, mein Herz geräth in Brand.

---

*) Wo er sich wohl aufgelegt findet.

**) Nach Sappho fährt die Liebesgöttin auf einem von Spatzen gezogenen Wagen. Tauben begleiten die Liebesgöttin.

Mein Schutzgeist, eil' es ihr zu sagen,
Durchstreife schnell das weite Land:
Sie soll nicht schelten, soll den Freund beklagen,
Und bitte sie, zur Lindrung meiner Plagen,
Um das geheimnißvolle Band *).
Sie trägts, und oft hat mirs ihr Blick versprochen.

Die Darstellung seiner Unbeständigkeit ist neckisch übertrieben; er stellt sich als einen Ritter dar, der, immer von seiner Leidenschaft hingerissen, zu nichts gelangen kann, was er sich ernstlich vorsetzen kann. Seinen Zustand bezeichnet er der Wahrheit gemäß in einem Briefe an die Freundin als Dämmerung. Während ihrer Abwesenheit schrieb er die ausgelassene Nachbildung der Vögel des Aristophanes; diese wie auch Jery und Bätely kamen nach ihrer Rückkehr zur Aufführung. Einer Sage nach soll Goethe auch zu der Aufführung von Einsiedels Zigeunern „einige Szenen und Gesänge" gegeben haben, was aber vielleicht auf Goethes Zigeunerlied aus dem Götz zu beschränken ist, das in Einsiedels aus den Zigeunern hervorgegangenem Schauspiel Adolar und Hilaria (1784) sich findet

Lyrisch gestimmt fühlte sich der Dichter erst wieder auf der Reise, welche er nach dem Geburtstage des Herzogs mit diesem und dem Gatten seiner Freundin über Ilmenau nach den Aemtern Kaltennordheim und Lichtenberg antrat. Freilich noch auf der Höhe des Göckelhahns, wo er drei Jahre später das bekannte herrliche Lied schrieb, kam es zu keinem lyrischen Ergusse. Zwei Tage später schickte er Frau von Stein die Uebersetzung von einigen Versen der sogenannten pythagoreischen goldenen Sprüche, die er unterwegs im Griechischen „zur Abwaschung und Reinigung" gelesen hatte. Am Abend möchte er das leere Blatt noch mit Uebersetzungen aus dem Griechischen anfüllen,

*) Wohl eine Busenschleife.

doch da er auch ihrer jungen Freundin Karoline von Ilten ein Wort schuldig zu sein glaubt, fügt er lieber einige ihm leichter fließende Scherzverse (in der sechszeiligen zweitheiligen jambischen Strophe, deren dritter und sechster Vers aber weiblich auslauten) an diese hinzu, welche er in übermüthiger Laune „Vor Erschaffung der Welt im 30033000 Jahr" unterschreibt:

Ein jeder hat sein Ungemach,
Stein zieht den alten Ochsen nach*),
Der Herzog jungen Hasen.
Der Prinz ist gut gesinnt fürs Bett**),
Und ach, wenn ich ein Misel hätt',
So schwätzt' ich nicht mit Basen.

Es fähret die poetsche Wuth
In unsrer Freunde junges Blut***),
Es siedet über und über.
Apollo, laß sie ja dabei,
Und mache sie dagegen frei
Von jedem andern Fieber.

An den folgenden Tagen arbeitet er zuweilen an einem großen Roman, von welchem er der Freundin gesprochen. Den 14. schreibt er: „O thou sweet Poetry! rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden, so viel möglich, die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ichs mich versehe, zieht ein böser Genius

*) Um sie für seine Mastung zu kaufen.

**) Er sehnt sich nach Ruhe. Prinz Konstantin hatte ein Verhältniß zu Karoline von Ilten. Der Prinz war nicht mit auf der Reise.

***) Geht allgemein auf die jungen Dichter, die in den Musenalmanachen von Göttingen, Hamburg, Leipzig und Wien und sonst ihr Wesen trieben. Die Stolberge waren im vorigen Jahre mit einer Sammlung ihrer Gedichte hervorgetreten, auf deren Titelvignette sie als Centauren erschienen.

den Zapfen und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon." Am folgenden Tage schreibt er für die Freundin zu Kaltennordheim seine herrliche, später meine Göttin überschriebene Ode (vermischte Ged. 11), die ihm wohl schon am vorigen Tage im Sinne gelegen hatte. Sie ist in freien reimlosen Strophen geschrieben, deren Verszahl (nur einmal finden wir eine kleine Strophe von 4 Versen) von 7 bis 10 steigt. Zuerst haben wir zwei jambisch-anapästische Strophen, in der dritten treten in der Mitte trochäisch-daktylische Verse ein, aber alle folgenden Strophen sind wieder jambisch-anapästisch, und auch hier haben wir immer kleinere Verse, nur einmal einen vollen Dimeter. Die beglückende Zaubermacht der Einbildungskraft gewinnt hier eine echt dichterische Feier, aber noch höher als sie stellt er die Beglückerin des Lebens, die ihn nie verlassen möge, die Hoffnung. Die Scherzverse, welche er am 21. Lindchen zugedacht hatte, kamen nicht zu Stande, da er durch den Herzog gestört ward.

Als der Herzog am Abend des 9. Oktober nach Kochberg kam, begrüßte ihn Goethe in der Tracht eines Landmanns mit freundlichen Reimversen, welche die Werke unter den Gedichten an Personen irrig mit der Angabe „etwa 1778" bringen*). In der Mitternacht vom 14. auf den 15. schreibt er der Freundin während einer Spannung mit dieser: „Der Mond ist unendlich schön; ich bin durch die neuen Wege (des Parks) gelaufen; da sieht die Nacht himmlisch drein. Die Elfen sangen:

*) Häufig treten hier statt Jamben Anapäste ein. V. 15 ist wohl wir zweimal zu setzen, da sonst der Vers unvollständig ist, dagegen ist V. 20 Euch nach bliebe zu streichen.

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Dann scheinet uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern,
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern.

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Auf Wiesen, an den Erlen
Wir suchen unsern Raum;
Und wandeln und singen
Und tanzen einen Traum.

Der Dichter, dem hier Shakespeares Elfen vorschweben, schildert die wunderliche Stimmung, in welche dieser Gang in der mondhellen Nacht ihn versetzt hat. In der fünfversigen Strophe reimen nur zwei Verse, wie in einem seiner leipziger Gedichte (oben S. 26). Als bald darauf sein Verhältniß zur Freundin wieder hergestellt war, wandte er sich der Ausführung des Anfangs seines Tasso zu, bei dessen Prinzessin ihm seine Liebe zu Frau von Stein im Sinne lag. In diese Zeit fällt auch wohl Goethes Uebersetzung der Canzonetta Romana: Quelle piume in vierfüßigen Strophen, in welcher er den Reim des zweiten und dritten Verses absichtlich aufgab, da es nur galt das Verständniß des Textes zu erleichtern. Goethe unternahm sie wohl auf den Wunsch von Corona Schröter, mit deren Tonsetzung für Gesang und Klavier Urschrift und Uebersetzung im Dezemberhefte von Wielands Merkur erschienen. Später setzte sie auch Reichardt, der in diesem Jahre im zweiten Heft seiner Oden und Lieder auch Arien aus Goethes Erwin und Klaudinen gab, während das erste Heft noch nichts von Goethe enthalten hatte.

Als Frau von Stein am 9. Dezember ohne ihn auf den Ball ging, übersandte er ihr einen Blumenstrauß mit den dreimal reimenden Versen:

Zum Tanze schick' ich Dir den Strauß
Mit himmelfarbnem Band,
Und siehst Du andern freundlich aus,
Reichst andern Deine Hand,
So denk' auch an ein einsam Haus
Und an ein schönes Band.

Zwei Tage später ließ er dieselbe, als sie mit einer Gesellschaft nach Jena fuhr, auf der Mitte des Wegs zu Kötschau durch einen Abgesandten bewirthen und mit folgenden Versen begrüßen:

Aus Kötschaus Thoren reichet Euch
Ein alter Hexenmeister
Konfekt und süßen rothen Wein
Durch einen seiner Geister.

Der sollt', wenn er nicht heiser wär',
Euch auch dies Liedchen singen,
Doch wird er einen holden Gruß
Von mir Euch überbringen.

Kein Wetter kann der arme Tropf
Am hohen Himmel machen,
Sonst sollt' Euch Sonne, Mond und Stern
Zu Eurer Reise lachen.

Genießet, weil Ihr süße seid,
Auch etwas Süßes gerne,
Und denkt bei Scherz und Fröhlichkeit *)
An einen in der Ferne,

Der gerne möcht', mit mancher Lust
Euch Schönen zu vergnügen,
An jedem Weg, in jedem Busch
Im Hinterhalte liegen.

Den Ihr drum **) als Oresten saht,
Als Scapin sich gebärden,
Und der nun möcht' zu Euerm Spaß
Auch Wirth von Kötschau werden.

---

*) Der Reim fällt hier auf.

**) Um Euch zu vergnügen. Er deutet auf die Vorstellung von Iphigenien und Scapin und Pierrot.

Herzlicher ergoß er seine Liebe fünf Tage später in den aus zwei zweitheiligen achtzeiligen trochäischen Strophen bestehenden Versen:

Sag' ichs euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich *) mich umtanzt?
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.

Wachset, wie aus meinem Herzen **),
Treibet in die Luft hinein;
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag ***)

Am Neujahrstage 1781 kann er der Freundin keine Reime schicken, da sein prosaisch Leben diese Bächlein wie ein weiter Sand verschlinge. Und doch sollte seine dichterische Thätigkeit, konnte er auch zunächst nicht den von Frau von Stein ihm so sehr ans Herz gelegten Tasso fördern, zu äußern Zwecken bald lebhaft in Anspruch genommen werden. Zum Dreikönigenabend dichtete er, auch in der äußern Form anlehnend an das in Weimar polizeilich untersagte volksthümliche Sternsingen, das launige Lied Epiphanias (gesellige Lieder 19), das am Hofe von Corona Schröter und zwei andern Sängern im Kostüme vorge-

*) So anmuthig wie die Morgenröthe Auge und Herz erfreut. Jene Träume waren die Ahnungen des Glückes ihrer Liebe.

**) Mit frischer Triebkraft, wie sie mein Herz belebt.

***) Man vergleiche hierzu das Lied Pedros in der zweiten Bearbeitung der Klaudine am Anfange des zweiten Aufzugs.

tragen ward. Es war gleichsam eine Ehrenrettung der alten guten Volkssitte und des Volksliedes überhaupt. Dieser erste glückliche Versuch war der Vorläufer der von jetzt an von Goethe auf die Ausstattung von Maskenzügen an den Winterredouten verwandten dichterischen Thätigkeit. Auf der Geburtstagsredoute des 2. Februar erschien unter andern ein Zug der Lappländer, zu welchem Goethe die schönen, die Herzogin preisenden Verse in gewöhnlichen vierzeiligen gereimten jambischen Strophen dichtete. Vierzehn Tage später folgte der große Aufzug des Winters, an welchem sich Goethe selbst mit der Freundin betheiligte. Die Worte, welche er für die einzelnen Masken dichtete, sind meist in vierzeiligen jambischen oder trochäischen Strophen von sehr wechselnder Verslänge; die geraden und die ungeraden reimen, nur einmal reimen die letztern nicht. Daneben finden sich sechsversige Strophen, zweimal aus drei Reimpaaren, während einmal auf ein Reimpaar ein vierversiges System folgt. Auf von Merck gesandte Zeichnungen bezieht sich die Reimstrophe an den Herzog vom 16. Februar:

> So groß, als die Begierde war in mir,
> Die altgeliebten Bilder zu erlangen,
> Mit gleicher Lust geb' ich sie Dir,
> Und scheine sie dadurch erst zu empfangen.

Im Frühjahr begann er eifrig am *Tasso* zu dichten, den er aber beim zweiten Aufzug liegen lassen mußte, weil es ihm unmöglich war, bei der ihn beglückenden Liebe den bittern Kampf seines Helden zur Darstellung zu bringen. So ersann er denn ein anderes, seinem Herzen fremdes Drama, den *Elpenor*.

Mitte August stiftete die Herzogin Mutter das auf den engen Kreis der Freunde beschränkte sogenannte *Journal von Tiefurt*, dessen vom 15. datirte Ankündigung die wöchentliche

Lieferung eines Bogens versprach; das erste Stück sollte zu En
der laufenden Woche (also spätestens Sonnabend den 19.) au
gegeben werden. Goethes erster Beitrag, der im fünften Stück
egen den 16. September, erschien, war die vor einem Jahre g
dichtete Ode meine Göttin. Auf der Reise, die er am 2
mit Fritz von Stein nach Dessau zur Begrüßung der Herzogi
machte, „ergetzte er sich sinnend an einigen Gedichten", währen
seinem jungen Begleiter die ewigen Stoppeln Langeweile machte
Er wolle sie in das tiefurter Journal schicken, schreibt er a
Frau von Stein, von wo sie ihr „die Cour machen sollen". Da
sechste Stück des Journals, das spätestens am 23. erscheine
sollte, bringt Goethes kurz vorher gedichtete Nachtgedanke
(vermischte Ged. 32) unter der Aufschrift Nach dem Griechische
Das in reimlosen fünffüßigen Trochäen, wie die Verse vom N
vember 1776 (vgl. oben S. 145), geschriebene Gedicht spricht da
Glück des Liebenden im Arme der Liebsten aus im Gegensatze z
den einsam am Himmel wandelnden Sternen, die er bedauert. D
Goethe von einigen Gedichten spricht, so ist es unzweifelhaf
daß auch die beiden im neunten, Mitte Oktober fälligen Stück
des Journals stehenden Gedichte an die Heuschrecke (jetzt au
fremden Sprachen 12, an die Cicade überschrieben) und au
dem Griechischen (jetzt der Becher, vermischte Ged. 31) a
diesem Tage entstanden sind. Auf der Rückseite eines halbe
Oktavblättchens, welches das Datum des 22. September mi
Goethes Unterschrift zeigt, finden sich am untern Rande, aber mi
gegen das Datum verkehrt stehender Schrift, V. 11 f. des Ge
dichtes der Becher, wonach dieses nicht nach dem 22. falle
kann. Dieses Gedicht meint Goethe, wenn er am Morgen nac
der Rückkunft, am 1. Oktober, der in Kochberg weilenden Freun
din schreibt, er habe ihr ein Gedicht gemacht, das sie durch de

Weg des Journals zu sehn kriegen solle. Das Gedicht an die Cicade nach Anakreon ist in vierfüßigen reimlosen Trochäen geschrieben, wogegen er bei dem gleichfalls mit Benutzung eines anakreontischen Liedes gedichteten Becher wieder fünffüßige jambische Trochäen anwandte. Die Geliebte heißt hier mit einem neben Lydia bei den Dichtern gangbaren Namen Lida. Schon am Abend des 2. begab sich Goethe nach Gotha, von wo er seine Sehnsucht nach ihr in den jetzt an Lida überschriebenen Versen (vermischte Ged. 33) aussprach. Das Gedicht ist in jambischen Versen geschrieben, deren Länge von $3^1/_2$ bis zu $6^1/_2$ Fuß steigt; häufig treten Anapäste ein, auch im letzten Fuße. Der Kern desselben liegt in der Darstellung, wie wunderbar ihm der Geliebten Bild auch in äußerster Ferne erscheine. Im weitern Laufe des Jahres gab Goethe keinen Beitrag ins Journal. Die Liebe zur Freundin entlockte ihm kein weiteres Lied. Aber schon Anfangs Dezember war er mit dem pantomimischen Ballet beschäftigt, das zum nächsten Geburtstag der Herzogin bestimmt war. Den 4. hatte er den Entwurf dazu irgendwo liegen lassen. Gleich darauf war er längere Zeit von Weimar abwesend. Nach seiner Rückkehr am 16. schrieb er das lustige Bänkelsängerlied das Neueste von Plundersweilern, das er selbst am Weihnachtsabend bei der Herzogin Mutter, der ein darauf bezügliches Bild von Kraus beschert ward, als Marktschreier vortrug. Den 20. schreibt er der Freundin, seine Verse zur Zeichnung seien bald fertig, es sei gestern Abend damit ganz frisch gegangen. In diesem Spottgedicht kamen auch die lyrischen Dichter schlecht weg. Hier werden zunächst die gewöhnlichen Almanachsdichter getroffen, die in einer Laube aus Moos, welche sie für einen Hain halten (eine Hindeutung auf den sogenannten göttinger Hainbund), ihre „Kurzweil haben“; sie „verklimpern mit

Siegsgesang (Jubelliedern) und Harfenschlag (Hymnensang) den lieben Tag", preisen sich gegenseitig als große Dichter und stimmen den kräftigen Bardenton an (man sieht Keule und Waffen und die Löwenhaut, auf welcher sie sitzen), aber daß es nur leerer Singsang sei, verräth der Leierkasten des Savoyarden. Auf Klopstocks Gesänge von Hermann und die deutsche Urzeit deuten „der Adler umgestürzte Zier" und der „deutsche Bär", wie auf dessen Epigramme die „Heftelfabrik". Den dithyrambischen Odenschwung deuten Knaben an, welche ihre Drachen steigen lassen, wogegen andere aus dem Blaserohr mit Lettenkugeln nach Schmetterlingen schießen, kleine Jungen mit ihren Schüssern spielen, von denen die einen die Naturdichter bezeichnen, welche die Schönheit der Natur schildern, die andern die gewöhnlichen Gelegenheitsdichter. Am 19. muß das pantomimische Ballet, das den Geist der Jugend darstellte, wenigstens im Entwurfe fertig gewesen sein; denn Goethe bittet die Freundin an diesem Tage das Ballet zu lesen, da er es gegen Abend brauche. Er hatte ihr den Anfang einer schönen Abschrift seiner ungedruckten Sachen gegeben, die erst in drei Wochen vollendet war; darunter befanden sich wahrscheinlich auch lyrische Gedichte. Leider ist diese Abschrift eben so verloren gegangen, wie eine im nächsten Jahre der Herzogin Mutter verehrte. Auf den Geburtstag der Göchhausen versprach er der Freundin Verse, und er war auch bereit, solche ihrer Schwägerin sowie Karoline von Ilten zu widmen. Das dritte in diesem Jahr erschienene Heft von Reichardts Oden und Liedern hatte wieder mehrere Lieder Goethes nach Himburgs Nachdruck gebracht; unter den zwölf Stücken von Reichardts frohen Liedern für deutsche Männer, waren sechs von Herder, nur eines von Goethe.

Am Neujahrstage 1782 sandte dieser der Freundin die

jetzt Versus memoriales überschriebenen leicht hingeworfenen Reimverse (Epigrammatisch 14), die er selbst ein lächerliches Werk und besser ausgeführt als gedacht nennt. Sie erschienen in dem in der ersten Woche des Jahres fälligen zweiundzwanzigsten Stücke des Journals, das aber frühestens nach der Mitte Januar erschien, da Goethe am 22. der Freundin ein neues Stück des Journals sandte, das folgende Stück aber nicht vor der zweiten Hälfte des März ausgegeben worden sein kann. In dem pantomimischen Ballet befinden sich fünf Gesänge der Zauberin und des Zauberers in Strophen aus kleinen jambisch-anapästischen Versen. Auf eine sechszeilige Strophe folgt eine fünfzeilige; in beiden reimen bloß V. 2 und 4 und die letzten Verse beide auf einander. In einer zweitheiligen achtzeiligen reimen in beiden Systemen die innern und äußern Verse, dagegen in den darauf folgenden vierzeiligen nur die beiden ersten, und die vierten Verse haben denselben Reim. Größere Sorgfalt verwandte der Dichter auf das Lied, welches Amor am Schlusse der Herzogin überreichte, auf die es gesungen werden sollte. Den 24. schreibt er der Freundin, beim Aufstehen sei er so glücklich gewesen, sein Lied bis auf eine einzige Stelle zu reinigen, und noch an demselben Tage sendet er es ihr. Das in einfachen gereimten trochäischen Strophen von vier Versen gedichtete Lied beschreibt in reizender Weise den wahren Amor, den der Treue, der die Herzogin als seine Freundin begrüßt. Drei Tage vor dem Geburtstage der Herzogin war der Theatermeister Johann Martin Mieding gestorben. Der Verlust dieses wackern, pflichttreuen, in seinem Fache gewandten Mannes ergriff den Dichter so, daß er ihm ein dichterisches Ehrendenkmal zu setzen beschloß, worin er diesen als den liebevoll seinen Dienst dem Allgemeinen widmenden Künstler feiert und zugleich ein Bild der seit dem Schloß-

Siegsgesang (Jubelliedern) und Harfenschlag (Hymnensang) den lieben Tag", preisen sich gegenseitig als große Dichter und stimmen den kräftigen Bardenton an (man sieht Keule und Waffen und die Löwenhaut, auf welcher sie sitzen), aber daß es nur leerer Singsang sei, verräth der Leierkasten des Savoyarden. Auf Klopstocks Gesänge von Hermann und die deutsche Urzeit deuten „der Adler umgestürzte Zier" und der „deutsche Bär", wie auf dessen Epigramme die „Heftelfabrik". Den dithyrambischen Odenschwung deuten Knaben an, welche ihre Drachen steigen lassen, wogegen andere aus dem Blaserohr mit Lettenkugeln nach Schmetterlingen schießen, kleine Jungen mit ihren Schüssern spielen, von denen die einen die Naturdichter bezeichnen, welche die Schönheit der Natur schildern, die andern die gewöhnlichen Gelegenheitsdichter. Am 19. muß das pantomimische Ballet, das den Geist der Jugend darstellte, wenigstens im Entwurfe fertig gewesen sein; denn Goethe bittet die Freundin an diesem Tage das Ballet zu lesen, da er es gegen Abend brauche. Er hatte ihr den Anfang einer schönen Abschrift seiner ungedruckten Sachen gegeben, die erst in drei Wochen vollendet war; darunter befanden sich wahrscheinlich auch lyrische Gedichte. Leider ist diese Abschrift eben so verloren gegangen, wie eine im nächsten Jahre der Herzogin Mutter verehrte. Auf den Geburtstag der Göchhausen versprach er der Freundin Verse, und er war auch bereit, solche ihrer Schwägerin sowie Karoline von Ilten zu widmen. Das dritte in diesem Jahr erschienene Heft von Reichardts Oden und Liedern hatte wieder mehrere Lieder Goethes nach Himburgs Nachdruck gebracht; unter den zwölf Stücken von Reichardts frohen Liedern für deutsche Männer, waren sechs von Herder, nur eines von Goethe.

Am Neujahrstage 1782 sandte dieser der Freundin die

jetzt Versus memoriales überschriebenen leicht hingeworfenen Reimverse (Epigrammatisch 14), die er selbst ein lächerliches Werk und besser ausgeführt als gedacht nennt. Sie erschienen in dem in der ersten Woche des Jahres fälligen zweiundzwanzigsten Stücke des Journals, das aber frühestens nach der Mitte Januar erschien, da Goethe am 22. der Freundin ein neues Stück des Journals sandte, das folgende Stück aber nicht vor der zweiten Hälfte des März ausgegeben worden sein kann. In dem pantomimischen Ballet befinden sich fünf Gesänge der Zauberin und des Zauberers in Strophen aus kleinen jambisch-anapästischen Versen. Auf eine sechszeilige Strophe folgt eine fünfzeilige; in beiden reimen bloß V. 2 und 4 und die letzten Verse beide auf einander. In einer zweitheiligen achtzeiligen reimen in beiden Systemen die innern und äußern Verse, dagegen in den darauf folgenden vierzeiligen nur die beiden ersten, und die vierten Verse haben denselben Reim. Größere Sorgfalt verwandte der Dichter auf das Lied, welches Amor am Schlusse der Herzogin überreichte, auf die es gesungen werden sollte. Den 24. schreibt er der Freundin, beim Aufstehen sei er so glücklich gewesen, sein Lied bis auf eine einzige Stelle zu reinigen, und noch an demselben Tage sendet er es ihr. Das in einfachen gereimten trochäischen Strophen von vier Versen gedichtete Lied beschreibt in reizender Weise den wahren Amor, den der Treue, der die Herzogin als seine Freundin begrüßt. Drei Tage vor dem Geburtstage der Herzogin war der Theatermeister Johann Martin Mieding gestorben. Der Verlust dieses wackern, pflichttreuen, in seinem Fache gewandten Mannes ergriff den Dichter so, daß er ihm ein dichterisches Ehrendenkmal zu setzen beschloß, worin er diesen als den liebevoll seinen Dienst dem Allgemeinen widmenden Künstler feiert und zugleich ein Bild der seit dem Schloß-

Siegsgesang (Jubelliedern) und Harfenschlag (Hymnensang) den lieben Tag", preisen sich gegenseitig als große Dichter und stimmen den kräftigen Bardenton an (man sieht Keule und Waffen und die Löwenhaut, auf welcher sie sitzen), aber daß es nur leerer Singsang sei, verräth der Leierkasten des Savoyarden. Auf Klopstocks Gesänge von Hermann und die deutsche Urzeit deuten „der Adler umgestürzte Zier" und der „deutsche Bär", wie auf dessen Epigramme die „Heftelfabrik". Den dithyrambischen Odenschwung deuten Knaben an, welche ihre Drachen steigen lassen, wogegen andere aus dem Blaserohr mit Lettenkugeln nach Schmetterlingen schießen, kleine Jungen mit ihren Schüssern spielen, von denen die einen die Naturdichter bezeichnen, welche die Schönheit der Natur schildern, die andern die gewöhnlichen Gelegenheitsdichter. Am 19. muß das pantomimische Ballet, das den Geist der Jugend darstellte, wenigstens im Entwurfe fertig gewesen sein; denn Goethe bittet die Freundin an diesem Tage das Ballet zu lesen, da er es gegen Abend brauche. Er hatte ihr den Anfang einer schönen Abschrift seiner ungedruckten Sachen gegeben, die erst in drei Wochen vollendet war; darunter befanden sich wahrscheinlich auch lyrische Gedichte. Leider ist diese Abschrift eben so verloren gegangen, wie eine im nächsten Jahre der Herzogin Mutter verehrte. Auf den Geburtstag der Göchhausen versprach er der Freundin Verse, und er war auch bereit, solche ihrer Schwägerin sowie Karoline von Ilten zu widmen. Das dritte in diesem Jahr erschienene Heft von Reichardts Oden und Liedern hatte wieder mehrere Lieder Goethes nach Himburgs Nachdruck gebracht; unter den zwölf Stücken von Reichardts frohen Liedern für deutsche Männer, waren sechs von Herder, nur eines von Goethe.

Am Neujahrstage 1782 sandte dieser der Freundin die

Versus memoriales überschriebenen leicht hingeworfenen
verse (Epigrammatisch 14), die er selbst ein lächerliches Werk
besser ausgeführt als gedacht nennt. Sie erschienen in dem
er ersten Woche des Jahres fälligen zweiundzwanzigsten
e des Journals, das aber frühestens nach der Mitte Januar
en, da Goethe am 22. der Freundin ein neues Stück des
nals sandte, das folgende Stück aber nicht vor der zweiten
e des März ausgegeben worden sein kann. In dem panto-
schen Ballet befinden sich fünf Gesänge der Zauberin und
Zauberers in Strophen aus kleinen jambisch-anapästischen
n. Auf eine sechszeilige Strophe folgt eine fünfzeilige; in
n reimen bloß V. 2 und 4 und die letzten Verse beide auf
nder. In einer zweitheiligen achtzeiligen reimen in beiden
men die innern und äußern Verse, dagegen in den darauf
nden vierzeiligen nur die beiden ersten, und die vierten Verse
denselben Reim. Größere Sorgfalt verwandte der Dichter
das Lied, welches Amor am Schlusse der Herzogin über-
e, auf die es gesungen werden sollte. Den 24. schreibt er
Freundin, beim Aufstehen sei er so glücklich gewesen, sein
bis auf eine einzige Stelle zu reinigen, und noch an dem-
Tage sendet er es ihr. Das in einfachen gereimten
äischen Strophen von vier Versen gedichtete Lied beschreibt
izender Weise den wahren Amor, den der Treue, der die
ogin als seine Freundin begrüßt. Drei Tage vor dem Ge-
stage der Herzogin war der Theatermeister Johann Martin
ing gestorben. Der Verlust dieses wackern, pflichttreuen, in
m Fache gewandten Mannes ergriff den Dichter so, daß er
ein dichterisches Ehrendenkmal zu setzen beschloß, worin er
n als den liebevoll seinen Dienst dem Allgemeinen widmen-
Künstler feiert und zugleich ein Bild der seit dem Schloß-

brande durch seine Hülfe geförderten Thätigkeit der herzoglichen Liebhaberbühne entwirft. Schon Anfang Februar begann er das Gedicht (vermischte Ged. 65), das er erst auf der zur Auslesung der Rekruten am 14. März angetretenen Reise, wahrscheinlich am 16., auf dem Schlosse Dornburg, vollendete. Das dreiundzwanzigste Stück des Journals, das es auf schwarzgerändertem Papier brachte, kann nicht vor Ende März erschienen sein; denn erst am 22. sandte er das Gedicht handschriftlich der Freundin. Das bei aller Einfachheit durch würdigen Ernst ergreifende, rein und warm empfundene, leicht fließende Gedicht ist in paarweis gereimten fünffüßigen jambischen Versen gedichtet, in denen der Dichter sich nie den Anapäst gestattet hat. Vor der Vollendung, ja wenigstens zum Theil vor dem Beginn dieser herrlichen Epoche machenden Dichtung hatte er zu dem Maskenzug der neun weiblichen Tugenden auf der Geburtstagsredoute vom 1. Februar die von diesen an die Herzogin gerichteten Verse gedichtet, welche aus zwei Trochäen bestehen, die meist paarweis reimen (nur zweimal werden die Reimverse durch ein oder zwei Reimpaare getrennt). Auch hatte er für den Fastnachtsdienstag, den 12., zum Aufzuge der vier Weltalter, die von diesen und der Zeit zu sprechenden fünf Strophen aus vier paarweis reimenden fünffüßigen Jamben geliefert. Wenn er einmal im Februar Frau von Stein, nachdem er seines *Tasso* gedacht, berichtete, die verlangten Lieder würden abgeschrieben, und diese der Freundin am 17. mit dem Wunsche übersendet, daß sie ihr viel Freude im Stillen machten, so können darunter unmöglich Lieder aus *Wilhelm Meister* gemeint sein, der damals noch nicht so weit gediehen war, aber auch keine der Maskenzüge, da diese gedruckt vorlagen. Waren es etwa Gedichte, die er in die ihr verehrte Abschrift seiner Dichtungen nicht aufgenommen hatte?

Bald darauf veranlaßte ihn Frau von Stein, zu einem geselligen Scherze Verse für Karoline von Ilten zu schreiben. Sie beziehen sich auf ein Gänschen von Wachs in rosafarbenem Domino, das Fräulein von Göchhausen mit Bezug auf eine in Weimar mit großem Beifall aufgenommene Erzählung Crébillons an Frau von Stein mit der Bitte geschickt hatte, es Karoline von Ilten und andern Freundinnen jenes Märchens mitzutheilen. Goethe schrieb zum 26. Februar die paarweis reimenden jambischen Dimeter:

Das Gänslein roth im Domino
Sieht in die Welt so leicht und froh
Und zeigt sich als ein Meisterstück
Aus der hochgräflichen Fabrik.*)
Doch zierlich, wie das Schätzchen steht,
Gehts ihm, wies vielen Leuten geht;
Denn es ist, ich gesteh' es gern,
Die Schale besser als der Kern,
Und viel zu loben find ich' da
Den Schneider mehr als den Papa.
Doch ach, warum kommt so geputzt,
So überzierlich aufgestutzt
Das liebe schöne Kind so weit
So ferne her zur stillen Zeit?**)
Ach wären wir noch allzumal
Im hohen, hellen Palmensaal!
Sie führte dann auf jenem Plan
Auch einen großen Aufzug an,
Wenn alle, die ihr ähnlich sein,
Pathetisch stiegen hinterdrein.***)

---

*) Der Conditor der Gräfin von Bernstorff hatte es gemacht.

**) Nach Fastnacht. Auf die Aufzüge im Redoutensaal deuten die folgenden Verse.

***) Anspielung auf den Gänsemarsch.

Doch diese Freuden sind nun aus.
Drum mach' nur die Honneurs vom Haus*)
Und lad' uns Freunde, wie wir sind,
Mit diesem allerliebsten Kind
In eine kleine Assemblée
Zu e'nem wohlfrisirten**) Thee.
Dann laß uns schwätzen, laß uns sitzen,
Erzählen und die Ohren spitzen,
Und wohl soll's ihr mit Groß und Klein
Au sein de sa famille sein.***)

Am 4. März, wo die geladene Gesellschaft bei der Göchhausen versammelt war, veranstaltete Goethe, daß folgende launig spottende Verse in gewöhnlichen jamb'schen Strophen mit einem Teller Hafer, ohne Name des Absenders, hereingebracht wurden:

O Kinder, still! reicht meinen Lehren
Ein unbefangen, willig Ohr!
Das werthe Gänschen zu verehren,
Setzt ihr ihm Thee und Waffeln vor.
Allein ich kanns Euch nicht verstecken,
Wenn auch die Wahrheit nicht gefällt:
Das, was Euch schmeckt, wird ihr nicht schmecken,
Sie kommt aus einer andern Welt.
Denn Fremde gehn auf ihrer Reise
Von Orten nur vergnügt davon,
Traktirt man sie nach ihrer Weise,
Und loben dann den guten Ton.
Seht, wie sie ekel ihren Schnabel
Vor Euren Leckerbissen schließt,
Und wie der Kranich in der Fabel
Von flachen Schüsseln nichts genießt.†)

---

*) Da das Gänschen bei ihr eingekehrt sei.
**) Eine damals wohl gangbare launige Bezeichnung.
***) Die Göchhausen hatte geschrieben, das Gänschen sei von seinen R[eisen] mit der Ueberzeugung zurückgekommen, q[u]'on ne pouvoit ê[tre] mieux qu'au sein de sa famille.
†) Vgl. das Gedicht Fuchs und Kranich (Parabolisch 20).

Drum send' ich Euch, sie zu beglücken,
Des Hafers goldne Körner hier,
Und richtet ja, sie zu entzücken,
Mit dem D i s c u r s Euch auch nach ihr.

Nach Vollendung des Gedichts auf Mieding zog zunächst Egmont den Dichter an. Den 25. kehrte er nach Weimar zurück, wo er aber nur vier Tage verweilte, da er über Eisenach nach Ilmenau gehn mußte. Wenn er den 5. April an Frau von Stein schreibt, er führe sie immer in dem feinsten Herzen herum und habe sich etwas ausgedacht, das ihr einen vergnügten Augenblick machen solle, so hat er vielleicht das Epigramm E r w ä h l t e r Fels (antiker Form sich nähernd 11) im Sinne, das er an einem Felsen seines Gartens anzubringen gedachte. Von Ilmenau meldet er am 17. April dem in der Heimat weilenden Knebel: „Ich bin nun auch in den Geschmack der Inschriften (Epigramme) gekommen, und es werden bald die Steine an zu reden fangen." In demselben Briefe theilt er ihm vorher eine altlateinische Inschrift auf einen komischen Schauspieler mit, die er eben in seiner Brieftasche finde; sie habe ihn gar sehr gefreut. Die prosaische Inschrift geht nicht auf einen Schauspieler, sondern steht auf dem Grabe des zwölfjährigen Caius Jucundus, der unter Kaiser Oto siebenmal vor diesem tanzte und sang. Neuerdings hält man die von Lipsius an Gruter (p. 331, 7) mitgetheilte Inschrift für verdächtig. Riemers Vermuthung, daß eben diese Inschrift den Dichter zur Epigrammenform geführt, ist schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil sie unmetrisch und eine Grabschrift ist. Goethe war wohl durch die von Herder schon damals übersetzten Epigramme der griechischen Anthologie auf diese Dichtform gekommen; der Entschluß aber, die Steine darin reden zu lassen, dürfte durch wirkliche Inschriften, die er in dem neuangelegten Park zu Gotha sah, veranlaßt worden sein. Goethes

lichen Tiefurt, aber, da er in allerengster Beziehung zum Hofe und der Stadt sich befand, konnte er sich den Anforderungen des städtischen Lebens nicht entziehen; auch lebte er in seiner Heimat nicht auf dem Lande, aber er suchte doch ein freieres Leben, was der Dichter zu dem Gegensatze zwischen ihm und dem Freunde zugespitzt hat. Das Epigramm sandte Goethe ihm erst am 27. Juli zugleich mit Epigramm 13, da er dem Freunde lange nicht geschrieben hatte. Uebrigens befand sich damals in Weimar der Philolog Villoison, der mit lateinischen Inschriften, wahrscheinlich da er von Goethes deutschen gehört hatte, Hof und Stadt überschwemmte.

Mit Goethe ging gleich darauf eine große Veränderung vor. Er bezog seine Wohnung in der Stadt, wurde geadelt und an Stelle des entlassenen Kammerpräsidenten von Kalb mit dessen Geschäften betraut. Wie sehr ihn aber auch die neuen Verhältnisse in Anspruch nahmen, fand er doch Zeit, an Wilhelm Meister zu arbeiten und das zur Aufführung in Tiefurt an der Ilm ersonnene Singspiel die Fischerin auszuführen. In dieses Singspiel fügte er vier Stücke aus Herders Volksliedern ein, den Wassermann (dänisch), die drei Fragen (englisch), das Brautlied (littauisch) und die lustige Hochzeit (wendisch), und er begann es mit seinem Erlkönig (Balladen 6), einer freien Bearbeitung des von Herder gegebenen dänischen Liedes Erlkönigs Tochter. Riemer und Eckermann setzen die Arien zur Fischerin in das Jahr 1781, erst die Vollendung des Stückes 1782, doch wagen sie nicht den Erlkönig dem Jahre 1781 zuzuweisen. Worauf jene Angabe sich gründet, wissen wir nicht. Außer den genannten Volksliedern finden sich in der Fischerin zwei Fischerlieder, beide in trochäischen Strophen. Im ersten, aus zwei gleichen Strophen bestehenden reimen V. 2

und 4, 5 und 6; die beiden ersten Verse sind jambisch. In der zweiten Strophe ist abweichend V. 4 trochäisch, V. 6 jambisch. Das zweite beginnt mit einer fünfzeiligen Strophe, in welcher V. 2 und 5 reimen, V. 1 und 3 auf dasselbe Wort ausgehen, während die sieben Verse der zweiten Strophe reimlos sind. Dortchen beklagt sich in einem Liede über die Undankbarkeit der Männer, die immer ihren Willen durchsetzen wollen, aber sie will nicht länger sich fügen. Die erste Strophe dieses Liedes, in welcher nur V. 2 und 6 männlich auslauten, ist rein jambisch; die zweite beginnt mit zwei kleinen jambischen Versen (⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑), an welche sich zwei kleinere und vier etwas längere trochäische Verse anschließen. In dem Hülferufe treten kurze jambische Verse ein, die nur ausnahmsweise reimen; auch Dortchens Besorgniß ist in denselben kleinen Versen gedichtet, zwischen denen zweimal der Vers ⏑ — ⏑ steht. Die darauf folgenden trochäischen Verse sind gereimt; dann folgen wieder auf einen doppelten Trochäus wechselnde jambische Verse, bei denen mit Dortchens Erwiederung wieder Reimverse eintreten. Der scheltende Vater beginnt mit jambischen Versen, auf die eine zweitheilige sechszeilige und dann eine vierzeilige Reimstrophe eintritt; in ersterer bestehen die Verse mit Ausnahme von V. 3 und 4 aus einem Kretikus. Schon am 1. Juli fand die erste Probe des Stückes statt. Den 16. erhielt Frau von Stein die Handschrift. Am nächsten Tage lud Goethe Herder und Gattin durch einen launigen Brief in fünffüßigen reimlosen Jamben zur Aufführung des kleinen Stückes, das zur Hälfte Herder gehöre, im Namen der Herzogin Mutter ein. Einzelne Epigramme mögen noch in diesem Sommer entstanden sein. So erinnern die erkanntes Glück überschriebenen, auf das Glück der Liebe zu Frau von Stein bezüglichen Verse (daselbst 9) sehr an die Aeußerung in dem Briefe an diese Freundin

vom 14. August. Das Glück seiner Liebe, das ihn die Last der Geschäfte ruhig ertragen ließ, entlockte ihm kein Lied, selbst nicht während des Aufenthaltes der Freundin zu Kochberg; es war ein Gefühl seliger Zufriedenheit über ihn gekommen, das seine Seele ganz in sich verschloß. Die Dichtung eines Märchens, das er der Freundin versprochen hatte, wollte nicht gelingen. „Ich versuchte mir den ersten Theil, vielmehr den Anfang meines Märchens ausführlicher zu denken und stellenweise Verse zu versuchen", schreibt er am 17. September; „es ginge wohl, wenn ich Zeit hätte und häusliche Ruhe". Das Märchen war wohl das von der Melusine, welches ihn lange beschäftigte; auf dieses spielt er auch in dem Briefe vom 17. November an.

Am Abend des 9. November drängte sich Goethe auf dem Zimmer der Göchhausen das Epigramm Entschuldigung (20) auf. Wenn er am 24. der Freundin „Altes und Neues" überschickt, so könnten darunter ältere und neuere Gedichte, von ihm selbst geschrieben, gemeint sein. Im Laufe des Jahres war das dritte Heft von Seckendorffs Volks- und andern Liedern erschienen, in welchem Goethes König von Thule aus Faust zum erstenmal gedruckt wurde. In das Journal von Tiefurt gab er seit dem Gedichte auf Miedings Tod nichts Eigenes mehr; nur ein Gedicht von Lenz findet sich in Stück 28. Die beiden folgenden Stücke müssen im November oder Dezember erschienen sein; denn die Herzogin Mutter dankt Knebel für den „schönen Beitrag" zum Journal, den er doch wohl mit dem Geburtstagswunsche zum 24. Oktober übersandt haben wird, und diese Beiträge können nur Trost und Aus dem Griechischen sein, deren Verfasser bisher noch nicht nachgewiesen ist, vielleicht auch noch das andere Aus dem Griechischen überschriebene Gedicht im Stück 32, welches Knebel am 20. Januar 1783 las, wonach es

kurz vorher erschienen sein muß. Noch Stück 37, das den im Januar von Knebel gedichteten Chiron den Alten enthält, hat keinen Beitrag Goethes. Wahrscheinlich war seit dem Anfange des Jahres, wohl in Folge der auf die Niederkunft der Herzogin gespannten Erwartung und der Feste zur Feier der Geburt des Erbprinzen am 2. Februar, eine Pause im Erscheinen des Journals eingetreten. Goethe fühlte sich so wenig dichterisch gestimmt, daß er nur ein Ständchen zur Festredoute vom 14. dichten konnte, das zweite der Festgedichte, das zuerst in der Sammlung von Reden und Glückwunschgedichten auf die Geburt des Erbprinzen erschien. Es ist in einfachen vierversigen jambischen Strophen, wohl nach einer gangbaren Melodie gedichtet. Bald darauf griff er seinen Elpenor an, durch dessen Aufführung er in nächster Zeit die Herzogin zu erfreuen gedachte, aber er konnte ihn nicht über den zweiten Aufzug hinausbringen. Auch zu lyrischen Ergüssen fühlte er sich nicht aufgelegt. So waren die ersten zwei Drittel des Jahres 1783 fast ohne allen dichterischen Trieb, auch die Lust zu Epigrammen einstweilen erloschen.

Aber Ende August, wo er auf wenige Tage nach Ilmenau ging, drängte es ihn, den Geburtstag des Herzogs, der diesmal von Weimar abwesend war, durch ein größeres, seiner und des Herzogs würdiges Gedicht zu feiern. Am Abend des 2. September bestieg er, um die ungestörte Einsamkeit zu genießen, die Höhe des Gickelhahns, wie vor fast drei Jahren, am 6. September. Hier schrieb er an die Wand des dortigen Bretterhäuschens die herrlichen Verse „Ueber allen Gipfeln" (Lieder 80). Den folgenden Morgen dichtete er in gereimten fünffüßigen Jamben, die bald paarweis, bald verschränkt reimen, das einen ernst würdigen Blick auf die Vergangenheit des Herzogs und seine immer reinere

Entwicklung zum Besten des Landes ihm innigst wünschende Gedicht Ilmenau (vermischte Ged. 3), in dem er sich sehr glücklich einer Vision bedient. Es ist eine der schönsten Offenbarungen des goetheschen Gemüthes und nimmt neben dem in gleichem Maße gedichteten auf Miedings Tod eine der höchsten Ehrenstellen ein. Nicht vergebens hatte die dichterische Thätigkeit so lange Zeit gestockt, sie hatte sich zu einer mächtigen Wirkung angesammelt. Nach der Rückkehr von einer Harzreise, die sich bis Kassel ausdehnte, vollendete Goethe das vierte Buch Wilhelm Meisters, das bis zum Schlusse des jetzigen zweiten reichte; die erste Hälfte desselben war schon Anfangs Juli fertig. In dieser Zeit schrieb er demnach die dramatisch belebte, den Werth freier Dichtung feiernde Ballade der Sänger (Balladen 2) im Versmaße des untreuen Knaben (Balladen 5) und das erste und dritte Lied des Harfners im sechszehnten Kapitel. Von diesen warm gefühlten, tief schwermüthigen Liedern ist das erste in zwei sich entsprechenden achtzeiligen Strophen gedichtet, in welchen alle Verse mit Ausnahme des zweiten und vierten auf dasselbe Wort auslauten. In den beiden ersten Versen der zweiten Strophe tritt je einmal ein bezeichnender Anapäst ein. Daß auf ein vierversiges System zweimal ein Reimpaar in kleinen Versen folgt, auch daß der siebente Vers der ersten Strophe um einen Fuß kürzer ist, dürfte malerisch schön wirken. Das andere Lied, das im Romane vorangeht, ist in zwei vierzeiligen abwechselnd reimenden jambischen Versen geschrieben, wie das erste; nur sind die geraden Verse um anderthalb Fuß länger als dort. Der am Ende des vierten Verses der ersten Strophe an der Stelle des Jambus eintretende Anapäst ist wirkungsvoll. Vielleicht fallen in den Oktober auch die beiden freien Uebersetzungen aus Montaigne (I, 30), welche das Journal in Stück 38 bringt; sie könnten

Gleich nach der Beendigung des vierten Buches von Wilhelm Meister scheint die Ode das Göttliche (vermischte Ged. 19) gedichtet; denn am 19. November schreibt er an Frau von Stein: „Schicke mir doch die Ode; ich will sie ins tiefurter Journal geben. Du kannst sie immer wieder haben." Die genannte Ode steht im vierzigsten Stück des Journals, das auch das Epigramm Entschuldigung (vom 9. November 1782) enthält, ohne Ueberschrift. Hierdurch gewinnen wir auch eine feste Zeitbestimmung dieses Stückes. Frau von Stein muß das Gedicht ganz vor kurzem von Goethe erhalten und große Freude daran gehabt haben. Die mit reiner, hoher Empfindung die edle, göttliche Würde des Menschen aussprechende Ode beginnt mit einer Strophe aus sechs kleinen jambischen oder jambisch-anapästischen Versen, wogegen in der zweiten gleichfalls sechsversigen Strophe dieselben jambischen Verse mit trochäischen wechseln, und dieser Wechsel ist auch in mehrern folgenden Strophen verwandt. Häufig treten Anapäste und Daktyle glücklich ein. Von den zehn Strophen des Gedichts bestehen 8 aus sechs, nur eine aus fünf, eine aus sieben Versen. Goethe hatte in diesem Gedichte seine und der Freundin hohe Ansicht vom Menschen herrlich ausgeprägt. Bemerkenswerth ist es, wie die im ähnlichen Stile gehaltenen Oden der Zeit nach so weit auseinander liegen. Ganymed mußten wir 1777 setzen, meine Göttin gehört 1780 und unser Gedicht drei Jahre später; vielleicht noch ein paar Jahre später entstand die Ode Grenzen der Menschheit (vermischte Ged. 20), welche durch ein Gewitter angeregt sein dürfte. Das Gedicht beginnt mit zwei zehnversigen Strophen, beide aus kleinen jambischen oder jambisch-anapästischen Versen; zweimal tritt in der ersten, einmal in der zweiten Strophe bezeichnend ein doppelter Anapäst ein, während in der zweiten sich die noch kürzern

Verse ◡ ◡ — und ◡ ◡ — ◡ einstellen. In den beiden folgenden Strophen aus acht kleinen jambischen Versen findet sich nur zweimal ein Anapäst, und zwar einmal in einem dreifüßigen Jambus. Die letzte aus sechs ganz gleichen Versen bestehende Strophe hat in drei Versen den Anapäst. Ein sicherer Haltpunkt zur Zeitbestimmung der zuerst 1789 gedruckten Ode ist nicht gegeben; erschienen ja auch die viel frühern Oden Ganymed und meine Göttin erst damals.

Am 14. schreibt Goethe an Knebel: „Der durch seine Bemühungen über (?) die arabische Poesie bekannte Jones hat die Moallakât oder die sieben Gedichte der sieben großen arabischen Dichter, die in der Moschee zu Mekka aufgehängt sind, mit einer englischen Uebersetzung herausgegeben. Sie sind im ganzen sehr merkwürdig und einzelne allerliebste Stellen drinne. Wir haben uns vorgenommen, sie in Gesellschaft zu übersetzen, und also wirst Du auch sie bald zu sehn kriegen." Am 9. hatte Eichhorn das von Goethe verlangte Buch an Herder gesandt, der es durchblättern möge, ehe er es Goethe zustelle; er wünsche das Buch, das er zur Beurtheilung von Göttingen erhalten habe, erst in vier bis fünf Wochen zurück. Aber die mit Herder und Seckendorff beabsichtigte Uebertragung kam ins Stocken; Goethe selbst übersetzte einiges, was wohl bei der Mittheilung einzelner Stellen aus der Moallakât in den Noten zum Divan unter dem Abschnitt Araber benutzt wurde, obgleich ihm dabei eine Uebersetzung von Freytag vorlag und er auch Kosegarten zu Rathe zog. Der ganze Ton dürfte aus dieser frühen Zeit stammen, aus welcher ihm einzelnes sich unvergeßlich eingeprägt hatte. Wenn Goethe kurz vor seinem Tode eine Stelle daraus mit wahrer Begeisterung aus dem Gedächtnisse hersagte, so deutet dieses eher darauf, daß diese noch aus sehr alter Erinnerung

Gleich nach der Beendigung des vierten Buches von Wilhelm Meister scheint die Ode das Göttliche (vermischte Ged. 19) gedichtet; denn am 19. November schreibt er an Frau von Stein: „Schicke mir doch die Ode; ich will sie ins tiefurter Journal geben. Du kannst sie immer wieder haben.“ Die genannte Ode steht im vierzigsten Stück des Journals, das auch das Epigramm Entschuldigung (vom 9. November 1782) enthält, ohne Ueberschrift. Hierdurch gewinnen wir auch eine feste Zeitbestimmung dieses Stückes. Frau von Stein muß das Gedicht ganz vor kurzem von Goethe erhalten und große Freude daran gehabt haben. Die mit reiner, hoher Empfindung die edle, göttliche Würde des Menschen aussprechende Ode beginnt mit einer Strophe aus sechs kleinen jambischen oder jambisch=anapästischen Versen, wogegen in der zweiten gleichfalls sechsversigen Strophe dieselben jambischen Verse mit trochäischen wechseln, und dieser Wechsel ist auch in mehrern folgenden Strophen verwandt. Häufig treten Anapäste und Daktyle glücklich ein. Von den zehn Strophen des Gedichts bestehen 8 aus sechs, nur eine aus fünf, eine aus sieben Versen. Goethe hatte in diesem Gedichte seine und der Freundin hohe Ansicht vom Menschen herrlich ausgeprägt. Bemerkenswerth ist es, wie die im ähnlichen Stile gehaltenen Oden der Zeit nach so weit auseinander liegen. Ganymed mußten wir 1777 setzen, meine Göttin gehört 1780 und unser Gedicht drei Jahre später; vielleicht noch ein paar Jahre später entstand die Ode Grenzen der Menschheit (vermischte Ged. 20), welche durch ein Gewitter angeregt sein dürfte. Das Gedicht beginnt mit zwei zehnversigen Strophen, beide aus kleinen jambischen oder jambisch=anapästischen Versen; zweimal tritt in der ersten, einmal in der zweiten Strophe bezeichnend ein doppelter Anapäst ein, während in der zweiten sich die noch kürzern

für Dich irgendwo aussinnen könnte", äußert er am 23. Juni. „Ich hatte vor, in irgend einem Felsen einhauen zu lassen:

Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge*),
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau' es dem Felsen, damit der Einsame rathe,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt.

Am andern Tage schreibt er, noch immer sinne er, wie und wo er die Inschrift anbringen solle; zugleich aber schickt er eine, die er der hermannsteiner Höhle bei Ilmenau zugedacht hat, wo ihre Gegenwart vor sieben Jahren ihn so unendlich beglückt hatte:

Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben;
Drum stieg Amor herab, sieh und es lebte die Welt.
Auch belebet**) er mir die Höhle mit himmlischem Lichte
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt.

In Weimar versprach er ihr ein Gedicht in Stanzen zur Feier der christlichen Religion als Religion der Liebe, in welchem er bei dem Preise der Liebe immer seine einzig geliebte Freundin vor Augen hatte. Ueber Anfang, Fortgang und endlichen Stillstand dieses herrlichen Gedichtes, der Geheimnisse, bis zum April des vorigen Jahres vgl. die Einleitung zu den vermischten Ged. 68, zur Zueignung und vermischte Ged. 34. 35. Epigrammatisch 97. Es war dies sein erster Versuch in der reinen Stanze, deren meisterhafte Behandlung er schon 1774 an Heinse bewundert hatte (vgl. oben S. 104), in welcher dann F. A. Cl. Werthes einen Theil des Ariost übersetzte. Auch eine Erzählung Göckingks im deutschen Museum 1779 war in Stanzen gedichtet. Herder versuchte erst nach Goethes Vorgang, während seines Aufenthaltes

*) Wenn er ganz kalt scheint, wird er von der Liebe erwärmt; wenn er liebevoll und theilnehmend scheint, verbirgt er darunter seine wahre einzige Liebe zur Freundin.

**) Es muß doch wohl „belebet'" heißen. Solche apostrophirte Imperfektformen kommen besonders bei Herder häufig vor.

in Italien, sich in dieser kunstvollen italienischen Form. Außer diesem Gedichte, das ihm immer in Gedanken lag, beschäftigte den Dichter seine Operette Scherz, List und Rache, an der er, wenn er zu sonst etwas gar nicht taugte, eine Arie oder ein Stück Dialog machte. Auch Wilhelm Meister ging vorwärts, so daß das fünfte Buch am 16. Oktober fertig war. Da dieses dem jetzigen dritten entspricht, so würde Mignons herrliches Lied „Kennst du das Land" in unser Jahr gehören, wäre es nicht höchst wahrscheinlich Zusatz der später nach der italienischen Reise unternommenen Bearbeitung. In den Spätherbst gehört die Dichtung mehrerer Epigramme. Am 18. November schreibt er der Freundin: „Hier wieder ein Epigramm, das unter die mittelmäßigen gehört." Hiernach muß er ihr in letzter Zeit wohl mehrere Epigramme mitgetheilt haben. Vielleicht sandte er ihr damals folgendes in ihrem Nachlasse gefundene, das man wohl Geheimniß überschreiben könnte:

Frage nicht nach mir, und was ich im Herzen verwahre;
Ewige Stille gebührt ohne Gelübde dem Mann.
Was ich zu sagen wünschte, ist jetzo schon kein Geheimniß;
Nur diesen Namen verdient, was sich mir selber verbirgt.

Vier Tage später überschickt er ihr ein „versprochenes" Epigramm, das auf einer Anekdote von der englischen Königin Elisabeth oder vielmehr auf einem lateinischen Distichon beruht, welches die bitter auf die Liebschaften der jungfräulichen Königin hindeutende Erwiederung eines Bettlers an diese darstellt: *)

Du verachtest den Armen, er lehne sich überall nieder.
Schöne Königin, wohl lieg' ich bald hier und bald dort.
Aber fändest Du ihn erwachend einst in dem Arme,
Du beriefst ihn mit Recht: „Lehnt er doch überall an."

---

*) In thalamis, regina, tuis hac nocte iacerem,
Si foret hoc verum: Pauper ubique iacet.

Herder war damals mit seinen Uebersetzungen aus d
griechischen Anthologie beschäftigt, die ihn glücklich machten, u
er hatte dem Dichter seine schöne Abhandlung über d
griechische Epigramm übersandt. Wenn es in demselben Bri
heißt: „Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei Dir stattfindet,
wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kiss
gefunden hat und schlummert,“ so denkt er wohl an das i
übergebene, später als Warnung gedruckte Epigramm (antik
Form sich nähernd 6). Auch andere Epigramme mögen diese
Jahre noch angehören; so die im Nachlasse der Frau von Ste
gefundenen Verse:

Als der Undankbare floh, o Göttin ewiger Treue,
Fleht' ich ihn nicht zurück, fleht' ich: „Verzeih' Du ihm!“ nur.
Du ergriffst ihn gewaltig und hast ihn übel gebändigt;
Graue Locke hält nun ihn, den Beweglichen, fest.

Auf den Weihnachtstag schickte er ihr wohl die Verse:

Herzlich bat ich die Muse, mich liebliche Worte zu lehren
Heute zur Feier des Tags, doch sie erhörte mich nicht.
Besser lehrt mich das Kochbuch, ein eßbares Opfer zu bringen;
Wenn es Dein Völklein genießt, mehr' es die Feier des Tags.

Auch das epigrammatische Gedicht 14a gehört in dieses Jahr.

Im folgenden Jahre (1785) war, außer der Fortsetzung de
Geheimnisse, wenn nicht etwa auch das Kinderräthsel, das
der Freundin im Namen von Fritz schickt:

Ich bleibe immer schön und bleibe immer blind,
Und mein Gefährte ist die Traurigkeit und Schmerz.
Ich bin ein junger Greis, ich bin ein altes Kind.
Nun rathe, Leser, mich. Ich wohne in dem Herz,

Goethe angehört, dessen dichterische Thätigkeit auf Epigram
und Gelegenheitsverse beschränkt; die lyrische Ader war versie
In das Stammbuch von Fritz Stein schreibt er am 17. Mär

Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn sich selber zu kennen,
Leiden gibt dem Gemüth doppeltes Streben und Kraft.
Uns lehrt eigener Schmerz der andern Schmerzen zu theilen,
Eigener Fehler erhält Demuth und billigen Sinn.
Mögest Du, glücklicher Knabe, nicht dieser Schule bedürfen,
Und nur Fröhlichkeit Dich führen die Wege des Rechts!

Schon hatte er die Vollendung der Geheimnisse, die er am Schlusse des Jahres mit 365 Stanzen abzuschließen gedacht hatte, ganz aufgegeben, als der Tod des Bruders der Herzogin Mutter, des Prinzen Leopold von Braunschweig, dem diese in Tiefurt ein Denkmal setzen wollte, ihn zu einer dessen Andenken feiernden Inschrift aufrief. Um dieselbe Zeit war der erste Theil von Herders Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie, die vier ersten Bücher der Blumen, erschienen, die Goethe schon in der Handschrift gelesen hatte. Dadurch scheint er zu neuen Versuchen in Epigrammen veranlaßt worden zu sein. Hier fand er zwei Epigramme Anakreons Grab, welche ihm sein eigenes auf diesen Dichter (3) eingaben. Das von Herder das Grab eines Landmanns überschriebene Epigramm veranlaßte Goethe wohl zu dem Ackermann (2). Auch andere Epigramme wurden vielleicht durch die griechischen der Anthologie damals veranlaßt, wie die mit dem Ackermann im Nachlasse der Frau von Stein gefundenen, jedenfalls nicht nach 1785 fallenden die Geschwister, Zeitmaß, die Lehrer und heilige Familie (4. 5. 16. 19). In den Geschwistern benutzte der Dichter den Prometheus zur Einkleidung, wie auch in dem Gedichte die Nektartropfen (Kunst 1), das man hiernach versucht sein könnte, gleichzeitig mit diesen zu setzen. Es ist in reimlosen vierfüßigen Trochäen geschrieben, wie die oben erwähnten Uebersetzungen der beiden Lieder der Wilden und frühere Gedichte. Eine sichere Zeitbestimmung ergibt sich nicht. Zu Wilhelm

Meisters sechstem Buche dichtete Goethe im Juni das glühen
Sehnsuchtslied Mignons, in welchem ein doppelter Reim du
alle drei vierversige Strophen geht, wobei freilich in der zweit
Strophe Seite und Weite dem leide, Freude, Eingewei
entsprechen. Da am Schlusse die beiden ersten Verse wiederh
werden, so könnte man geneigt sein, das Gedicht nicht strophi
zu lesen.

In Karlsbad, wo Goethe mit Frau von Stein zusamm
traf, schrieb er am 24. Juli die heitern unter den Gedichten
Personen stehenden Verse in das Stammbuch der Gattin d
Grafen Moritz Brühl in Hexametern. In solchen ist auch d
Epigramm geweihter Platz (antiker Form sich nähernd 1
gedichtet, das 1789 gedruckt erschien, aber ohne Zweifel in di
Jahre fällt. Schon 1779 hatte Goethe sich bloßer Hexameter
der Abfertigung der physiognomischen Reisen von Musä
bedient. Die griechische Anthologie hat auch manche Gedichte
diesen Versen. Dasselbe gilt von den an Herders Gattin
richteten, auf die Wahrheit bezüglichen Versen:

> Jugendlich kommt sie vom Himmel, tritt vor den Priester und Weisen
> Unbekleidet, die Göttin; still blickt sein Auge zur Erde.
> Dann ergreift er das Rauchfaß und hüllt, demüthig verehrend,
> Sie in durchsichtigen Schleier, daß wir sie zu dulden (schauen?) ertrag

Es war wohl eine Erwiederung auf eine Aeußerung d
Frau von Herder zur Zeit der freundlichsten Verbindung, w
sie besonders seit 1784 bestand. Zwei andere Epigramme
Hexametern fallen später. Zur lustigen Feier des auf d
26. Juli fallenden Geburtstages des Grafen Brühl ließ Goethe e
Gemälde anfertigen, welches einzelne Bilder aus dem Leb
desselben launig darstellte, und er dichtete dann in ähnlic
Weise, wie das Neueste von Plundersweilern, folgend
Lied, das er wohl selbst im Marktschreierkostüm vortrug:

Bänkelsängerlied.

Ein munter Lied! Dort kommt ein Chor
Von Freunden her, sich zu ergetzen;
Was säng' ich Ihnen Beßres vor
Als von dem Mann, den alle schätzen?
Von seinem Leben ward uns heut
Der erste frohe Tag gegeben,
Und, die Ihr seine Freunde seid,
Heut fing er an für Euch zu leben.

Hier seht Ihr seiner Tage Lauf,
Und was man sieht, ist leicht zu hören;
Hier geht der Sonnenstrahl ihm auf:
Wer darf des Kindes Ruhe stören?
Es ruht und wächst der theure Sohn;
Seht nur die runden, vollen Backen!
Doch glaubet mir, er hatte schon
Den Schelmen faustendick im Nacken. *)

Hier galoppirt er früh und spat,
Hier steht er weidlich auf dem Kopfe,
Und hier als männlicher Soldat
Mit Degen, Hut und langem Zopfe.
Ihr seht der Feinde Macht ist groß,
Sie drohn mit Schwertern und Kanonen.
Er kommandirt und will drauf los,
Er siegt und weiß nun zu verschonen. **)

Hier ruht er von Strapazen aus
Und denkt einmal in Ruh zu leben;
Allein Herr Amor lacht ihn aus,
Und will ihm was zu machen geben.

---

*) Zwei Bilder stellten das schlafende Kind und den muntern Knaben dar. [...]e Redensart „faustdick hinter den Ohren haben" hat Goethe launig umgestaltet [...] Anklang an den Ausdruck „einen harten Nacken haben".

**) Zwei Bilder aus seinem Soldatenleben. Er trat als Offizier bei [...] französischen Regimente Royal Allemand ein.

Er zeiget ihm das schönste Bild,
Das einem Zaubrer er gestohlen;
Es eilt der Held, entzündet wild,
Und will sich seine Schöne holen. *)

Wie bald sie einig worden sind,
Das kann ich nicht gewiß erzählen;
Genug, es herrscht das schöne Kind
Und läßt es nicht an Küssen fehlen.
O große Lust! Doch übergroß,
Läßt Du das Glück, die Lust empfinden,
Einmal auf der Geliebten Schoß
Ein artig Murmelchen zu finden. **)

Nun fühlt er einen neuen Stand,
Und fühlt sich in dem Vaterorden;
Er gräbt und hacket frisch das Land,
Wie's Adam einst befehligt worden. ***)
Und so versorgt er erst das Haus,
Dann bricht er allerschönste Rosen;
Er schmückt dem Weibchen Lauben aus,
Und setzt sich drein, sie liebzukosen. †)

Bald kommt die Wißbegier ihn an;
Hier seht Ihr ihn botanisch jagen,

---

*) Das in der Strophe erklärte Bild bezog sich auf sein Liebesverhältniß zu Marie Christine Schleierweber, der fünfzehnjährigen Tochter eines Feldwebels seines Regiments, die er im Jahre 1771 heirathete.

**) Zwei Bilder des Glückes des Verlobten und der mit einem Sohn gesegneten Gatten. Brühls Sohn wurde am 18. Mai 1772 auf dem Gute seines Oheims zu Pförten geboren. V. 6 fällt das wiederholte (V. 5) Lust auf; auch muß es statt Du wohl uns heißen, so daß das Komma nach Glück wegfällt. Murmelchen scherzhaft, wie Murmelthier, ohne Hindeutung auf die Häßlichkeit.

***) Anspielung auf die sprichwörtlichen Verse:
Als Adam hackt', als Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?

†) Die Bilder beziehen sich auf sein Leben als Landwirth, da er sich vom Dienst zurückgezogen hatte.

Hier, wie Enceladus gethan,
Ein echtes Kabinetsſtück tragen.*)
Doch nichts geht über ſeine Luſt,
Wenn er der Freunde Feſte feiert,
Mit freier Seele, treuer Bruſt
Der edlen Seelen Band erneuert.

Hier hätt' ich faſt den Schluß gemacht;
Ich hab' zu lange ſchon geſungen.
Was ſeh' ich? Hier iſt Mitternacht,
Er ſitzt, vom Dichtergeiſt durchdrungen,
Erzählt und weint und ſinnt und flicht.
Für wen es ſei, muß ich erfahren.
Es iſt ein zärtliches Gedicht
Für ſeine Frau, nach vierzehn Jahren!**)

Drum ſingen wir den braven Mann,
Den braven Vater, braven Gatten
Und braven Freund, wer ſingen kann,
Den Felſen, Wäldern, Fluß***) und Matten.
Und wer nicht ſingen kann, der ſchreit,
Und wer nicht tanzen kann, muß ſpringen.
Hoch lebe Moritz! lebe weit†)! —
Nun gebet mir den Lohn fürs Singen!

---

*) Geht auf das Studium der Botanik und Mineralogie. Launig war es dargeſtellt, wie er ein großes Felsſtück trug, das er abgeſchlagen. Der Gigante Enceladus warf mit ausgeriſſenen Baumſtämmen nach Horaz carm. III. 4, 55. 56. Goethe denkt ihn ſich als Felsſchleuderer, wie ihn auch wohl die ältere Sage faßte, nach welcher Athena, um ihn zu beſiegen, ganz Sizilien oder den letna über ihn warf. Graf Brühl war 1784 und 1785 längere Zeit in Weimar geweſen.

**) Dieſes zärtliche Gedicht muß Goethe bekannt geworden ſein, der ſeine ilber damit abſchloß.

***) Dem Tepl, der das enge von hohen, ſchönbewaldeten Felſen um-loſſene Thal durchfließt.

†) Sinn und Reim zeigen, daß die überlieferte Lesart, lebe Weiß! ſch ſein muß.

gänger", in welchem er launig erzählte, wie er, als er auf einem Ausfluge in Coburg übernachtet und am andern Morgen einen Spaziergang vor die Stadt gemacht habe, bei allen Thoren von der Schildwache am Wiederbetreten der Stadt gehindert worden, weil er keinen Paß gehabt. Nun hatte derselbe im vorigen Jahre zu den in Winterthur erschienenen 25 Kupfern „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier von J. R. Schellenberg" in seiner Weise Erklärungen in Versen oder mit Versen untermischter poetischer Prosa, nur eine in bloßer Prosa, geschrieben. Unter den Kupfern stellte eines den Tod unter einigen Rekruten, ein anderes zwischen dem Dichter und dem Künstler dar. Goethe ließ nun von Maler Kraus ein ähnliches Bild des Todes bei einer Schildwache mit Beziehung auf jene coburger Schildwachen anfertigen und der Gattin von Musäus am 12. Mai mit der Bitte zustellen, dasselbe in ihrem Gartenhause, das Musäus jeden Nachmittag besuchte, aufzuhängen. Nach der Aeußerung von Musäus in seinem Gartenjournal wurde er dadurch „auf das angenehmste erfreut". Goethe hatte unter das Bild folgende Verse geschrieben:

Schildwache.

Wer da?

Freund Hein.

Ich bin Freund Hein.
Laß Er mich herein!

Schildwache.

Er sieht so hager und so bleich,
Eher einem Todten als einem Lebenden gleich.
Er kommt von keinem gesunden Ort.
Zeig' Er mir erst Seinen Passeport.

Freund Hein.

Mein Paß ist diese Sense hier;
Thür, Thor und Schlagbaum öffnet sie mir.

Mich hält in meinem raschen Lauf
Selbst eine Armee en front nicht auf.
Will Er mich noch weiter schikaniren,
Werd'*) ich über Ihn weg marschiren,
Kein lautes Wörtchen mit Ihm sprechen,
Den kieler Wandrer an Ihm rächen.

Die Verse neue Heilige (Epigrammatisch 15) auf die in die Halsbandgeschichte verwickelte d'Oliva, die seit ihrer am 31. Mai erfolgten Feisprechung allgemeine Theilnahme fand, dürften in den Juni fallen, obgleich Riemer und Eckermann sie erst ins folgende Jahr setzen, wonach er sie etwa auf die Nachricht, daß die d'Oliva in Aachen angekommen sei, gedichtet haben würde.

In Karlsbad, wohin Goethe erst am 24. Juli sich begeben konnte, arbeitete er an der Durchsicht des Werther und der Iphigenie. Weder die glücklichen Tage, welche er hier in innigster Verbindung mit Frau von Stein verlebte, noch der Schmerz der Trennung von ihr, noch die Sehnsucht nach der Entfernten, die er so lange nicht mehr sehn sollte, noch das ahnungsvolle Verlangen nach Italien, dem er, ohne seinen Freunden von dem Ziele seiner Reise irgend eine Andeutung zu geben, geheimnißvoll zueilte, ließ ihn dichterisch sich ergießen. Nur machte er die launigen Reimverse, mit welchen die Mädchen des bei Carlsbad liegenden Dorfes Engelhaus den Herzog bei seinem Wegritte überraschten, wie er ihn selbst vor fast sechs Jahren in Kochberg als Peter Simpel begrüßt hatte. Auf dem Brenner nahm er die Iphigenie aus seinen Papieren hervor, an deren metrische Umschrift er sich bis zu ihrer Vollendung im Anfang Januar 1787 hielt, dann wollte er zu seinen Schriften eine neue Zueignung an das deutsche Publikum dichten, da die,

*) Goethe schrieb wohl werde, so daß der dritte Fuß ein Anapäst ist.

welche er angefangen hatte, ihm nicht genügte. Von Rom a
schreibt er dem Herzog, er wisse noch nicht, was er in der Z
eignung, an welche er gleich nach Vollendung der Iphigen
gehe, dem Leser*) sagen wolle. Endlich entschloß er sich d
Einleitung seiner Geheimnisse mit einigen Aenderungen a
solche zu geben; er schickte sie wohl mit der Iphigenie a
13. Januar 1787 ab. Nach Iphigenien zogen Egmont u
Tasso den Dichter an; bei seiner Rückkehr aus Sizilien en
schloß er sich endlich den erstern anzugreifen, dessen eigentlic
Umschrift am 11. August vollendet war. An seinem Geburtsta
dankte er dem Herzog für sein so reich ihm bezeigtes Wohlwolle
in den aus dem Herzen fließenden Versen:

> Du sorgest freundlich, mir den Pfad
> Mit Lieblingsblumen zu bestreun.
> Stillthätig danke Dir mein Leben
> Für alles Gute, was Du mir erzeigst!
> Fügst Du dazu die Sorge für Dich selbst,
> So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin;
> Denn nur gemeinsam Wohl beglückt Verbundne.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Dichter, der neuerding
den fünffüßigen dramatischen Vers so vielfach verwandt, no
zuletzt in Sizilien einige Szenen seiner Nausikaa darin ausg
führt hatte, hier auf drei vierfüßige vier fünffüßige jambische Ver
folgen läßt, wie überhaupt, die in seinen Singspielen neuau
geführten Lieder ausgenommen, er keiner gereimten Verse si
bediente, da der scherzhafte Schlaffegen, den er im Februar 178

---

*) „Denen Aribus" ist wohl Lesefehler statt „Avibus." Das Publiku
nennt er seines verschiedenes Geschmackes wegen Vögel mit Bezug auf sein
Darstellung in der Nachbildung des aristophanischen Stückes. Die lateinische Be
zeichnung kann nicht auffallen. Auch bei dem Festspiele auf Goethes Geburt
tag im Jahre 1782 waren seine Vögel als Aves bezeichnet.

Frit Stein mittheilt, nur eine Veränderung desjenigen war, den er früher über diesen zu sprechen pflegte. Die mit Unrecht verdächtigten Verse an den Herzog selbst athmen ganz Goethes reines, schönes Gefühl, das den edelsten Dank dem Herzog durch sein stillthätiges Leben zu bringen gewiß ist und nur durch des Herzogs Glück selbst vollbeglückt wird. Nach dem Egmont arbeitete der Dichter Erwin und Elmire ganz in Versen um; dann ging er an Klaudinen, in welcher ihm besonders das Liedchen: „Liebe schwärmt auf allen Wegen" so gelang, daß er es an Frau von Stein sandte. In diesem Singspiel führte er auch das Lied Frech und froh (gesellige Lieder 13), von dem die erste Bearbeitung nur eine Strophe hatte, als Wechselgesang aus.

In den Anfang des Jahres 1788 fällt das Lied:

Kupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist Du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde Nächte gequälet;
Dein Muthwill schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennt den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehen, und räumet die Hütte.

Höchst bezeichnend ist das gewählte Versmaß in Strophen aus vier Versen von $5^1/_2$ Fuß; in den drei ersten Versen ist der letzte Jambus regelmäßig ein Anapäst, in dem vierten der dritte bis fünfte*). Goethe erwähnt das Gedicht als ein schon

*) Eigenthümlich äußert sich Goethe über das Versmaß gegen Eckermann am 6. April 1829. Ueberliefert ist V. 8 verbrennet, V. 9 entfliehn.

bekanntes in einem Briefe an Herder vom 9. Februar. Kayser, der von Zürich nach Rom gekommen war, um seinen Egmont zu komponiren, werde auch zu diesem seinem Leiblied ihm eine Melodie setzen; diese wolle er dann gleich schicken, damit es oft zu seinem Andenken gesungen werde. In dem viele Jahre später erschienenen Berichte vom Januar bemerkt er nach Mittheilung des Liedes, nehme man dasselbe nicht in buchstäblichem Sinne, sondern stelle sich unter Kupido eine Versammlung thätiger Geister vor, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen und durch getheiltes Interesse verwirren, so stelle es symbolisch seinen damaligen Zustand dar. Aber so war es nicht gemeint, vielmehr spricht das Lied auf gefühlteste Weise die Aufregung aus, in welche ihn die Bekanntschaft der schönen Mailänderin, die ihn im Oktober während seines Aufenthaltes zu Castel Gandolfo so mächtig angezogen, versetzt hatte. Freilich hatte er bald erfahren, daß diese bereits verlobt sei, und nach der spätern Darstellung im Berichte hatte er nach einigem Kampfe dieses Verhältniß in seinem so viel beschäftigten Gemüth zurechtgelegt, aber daß eine sehnsüchtige Liebe zu dieser noch immer in seiner Seele lebte, ergibt sich aus seiner eigenen weitern Erzählung. Auf die Liebe zu ihr bezieht sich auch das Gedicht Amor als Landschaftsmaler, das er Herder am 23. Februar ehestens zu schicken verspricht. Wie innig dieses auch mit seinem Herzen verwachsen sei, ergibt sich aus der beigefügten Bemerkung, er wünsche ihm gutes Glück. Wenn er in jenem Liede den losen Gott selbst anredet, der ihn in eine solche Unruhe versetzt hat und nicht von ihm lassen will (welch ein ganz anderes Leben weht aus diesem Liede wie aus dem rein gemüthlichen Liebesliede an Lili neue Liebe, neues Leben!), so erzählt er hier in anakreontischer Weise sein Liebesbegebniß; man fühlt, er hat

Tasso langsam vorrückte, beschäftigte er sich nebenbei mit dem achten, die vermischten Gedichte enthaltenden Bande. „Mein achter Band ist bald zusammen geschrieben“, meldet er der in Kochberg weilenden Frau von Stein am 12. August. Herders Gattin hatte er schon am 8. gesagt, er wolle an denselben gehn, sobald der Herzog fort sei. „Wenn ihn Wieland durchgesehen hat“, schrieb er der Freundin, „erhältst Du ihn, eh' er nach Leipzig geht; er soll auf Michaelis herauskommen.“ Frau von Stein wünschte ihn zu sehn, um zu verhindern, daß Gedichte aufgenommen würden, die Anstoß erregen und auf ihr Verhältniß zu ihm bezogen werden könnten. Am 24. wiederholt er ihr sein Versprechen wegen der Abschrift seiner Gedichte, welche jetzt Wieland habe. Anfangs September meldet er dem auf der Reise nach Italien begriffenen Herder, zum achten Bande, den Wieland gegenwärtig in Revision habe, seien schon einige Kleinigkeiten hinzugekommen; das übrige kenne er. Den 22. äußert er demselben Freunde, der achte Band sei nun in Ordnung; Künstlers Apotheose, die er als Gegenstück zu Künstlers Erdewallen ersonnen und auf einem kurzen Ausflug nach Gotha vollendet hatte, solle ihm eine gute Stunde machen. An Knebel schreibt er in Bezug auf diesen Band: „Ein Summasummarum so mancher Empfindungen eines ganzen Lebens ist ein wunderlich Ding, und es konnte noch viel bunter aussehen, ich mußte zu viel weglassen.“ Die erste Abtheilung der Gedichte theilte er Herders Gattin mit. „Es sind gar schöne darunter“, schreibt diese am 1. Oktober ihrem Gatten; „besonders zwei idyllenartige, die mir ganz vorzüglich gefallen. Ich habe recht vernünftig mit ihm darüber gesprochen; er wird auch an die Christel (vielmehr Christel) und Käthchen (später Rettung überschrieben) auf meine Bitte herauslassen. Ich lege Dir aus dieser ersten Samm-

lung zwei bei als ein Geschenk." Die Gedichte Christel und Rettung fielen wirklich aus. Die zwei „idyllenartigen" Gedichte waren wohl Willkommen und Abschied und Lilis Park. In dieser ersten Sammlung befinden sich auch bereits die Morgenklagen (vermischte Ged. 28), welche Goethe, wie es scheint, im ersten Entwurf, den 31. Oktober an Jacobi schickte. „Daß dieser Brief nicht ganz leer gehe, hier ein Erotikon", bemerkte er dabei. Das sinnliche Glück, das er in dem Besitze seiner Christiane genoß, hatte ihn zu Liebesliedern gestimmt, in welchen er seine herzliche Freude an dem ihm beschiedenen Genusse neckisch aussprach. Die Klage über seine getäuschte Erwartung ergießt sich in den Morgenklagen mit anmuthiger Laune in reimlosen fünffüßigen trochäischen Versen. In demselben Versmaße ist der gleichzeitig entstandene, von derselben heiter behaglichen Stimmung durchwehte Besuch (vermischte Ged. 29), welcher den Schluß der ersten Sammlung bilden sollte. Das Gedicht bildet ein reizendes Gegenstück zu den Morgenklagen, in welchem sich der ganze holde Reiz der Geliebten und die herzliche Liebe des Dichters verräth. Noch war er nicht in den Elegienton gekommen, der ihm selbst in Rom fremd geblieben war, wie viel er auch in den römischen Liebesdichtern las. Die erste Sammlung sandte er wohl Ende Oktober zum Druck ab. Am 6. November bat er den Verleger, die beiden letzten Gedichte Genuß (jetzt wahrer Genuß, Lieder 26) und der Besuch nicht abdrucken, sondern aus der Handschrift ausschneiden zu lassen und ihm zurückzuschicken. Welche „Ursachen" er zu diesem Wechsel habe, theilt er ihm nicht mit. Hatte vielleicht Frau von Stein, die mittlerweile von Kochberg zurückgekommen war, jetzt die Abschrift gesehen und ihn um Weglassung dieser Gedichte, von denen das letztere aus dem leipziger Lieder

buche genommen war, gebeten? Da Göschen ihm die ausgeschnittenen Lieder zurücksandte, mit Ausnahme der beiden ersten Strophen des erstern, die auf der Rückseite des Gedichtes Nähe standen, so schickte ihm Goethe dagegen das Epigramm süße Sorgen (antiker Form sich nähernd 7) als Schluß der ersten Sammlung. Dieses Erotikon theilte er dem Herzog am 16. November von Jena aus mit, dem er bemerkte, er schäme sich vor ihm der Studentenader nicht, die sich in ihm wieder zu beleben anfange. Die zweite Sammlung der Gedichte, die „in Zeiten nachkommen sollte", wie Goethe am 6. November an Göschen schrieb, wird im Dezember gefolgt sein; noch am 16. Januar 1789 war der Band nicht ganz ausgedruckt, schon am 2. März ein Exemplar an Angelika Kaufmann in Rom abgegangen.

Die erste Sammlung enthielt die eigentlichen Lieder und Liebesgedichte in folgender Ordnung: der neue Amadis, Heidenröslein, blinde Kuh, Stirbt der Fuchs, Wechsellied zum Tanze, der Abschied, erster Verlust, die schöne Nacht, Willkommen und Abschied, an die Entfernte, die Freuden, Wechsel, Beherzigung, Erinnerung, neue Liebe neues Leben, an Belinden, Mailied, mit einem gemalten Band, mit einem goldnen Halskettchen, an Lottchen, Bundeslied, Lilis Park, auf dem See, vom Berge, Herbstgefühl, rastlose Liebe, Geistesgruß, an ein goldenes Herz, Wonne der Wehmuth, Wanderers Nachtlied, Jägers Abendlied, an den Mond, der Fischer, Erlkönig, Einschränkung, Hoffnung, Sorge, Muth, Liebebedürfniß, Anliegen, Morgenklagen, an seine Spröde, der Becher, Nachtgedanken, Ferne, an Lida, Nähe, süße Sorgen. Von diesen 48 Liedern waren aus dem leipziger Liederbuch 3 (davon eines stark verkürzt), aus der Iris 8, aus dem Merkur 4, aus Seckendorffs Volksliedern und der Fischerin je eines aufgenommen, die übrigen 31, von denen eines zu einer Operette

gehörte, waren alle bisher ungedruckt. Keines dieser Gedichte gehört nachweislich in die Zeit der Liebe zu Friederiken, fünf dagegen sind aus der Liebe zu Lili hervorgegangen, eines ist im Juli 1774 gedichtet, sechs fallen in die Zeit seiner Verbindung mit Frau von Stein, eines bezieht sich auf Karl August, zwei sind durch sein glückliches Verhältniß zu Christianen veranlaßt. Früh fallen auch das Heidenröslein, Stirbt der Fuchs, blinde Kuh. Von einer Anzahl dieser Lieder läßt sich eine bestimmte Entstehungszeit nicht sicher vermuthen. Dahin gehören die tief empfundenen, durch süßen Wohlklang sich auszeichnenden Lieder der Abschied, an die Entfernte, rastlose Liebe, Wonne der Wehmuth, Sorge. Da wir wissen, wie leicht Goethe auch bloß gedachte dichterische Situationen seelenhaft aufzufassen und darzustellen wußte, wovon auch die Lieder seiner dramatischen Stücke zeugen, so scheint uns nichts der Annahme zu widersprechen, daß er diese Lieder, wie später so manches zu Schillers Musenalmanach, zu dem bestimmten Zwecke der Aufnahme in seine Sammlung gedichtet, wie es ja von Künstlers Apotheose feststeht. Auch von den Sprüchen, den reimlosen Gedichten an seine Spröde und Anliegen, den neckischen an die Geliebte gerichteten, Nähe überschriebenen Versen und den schönen Sprüchen Beherzigung und Erinnerung dürfte man dies wohl annehmen dürfen, wenn freilich die Möglichkeit einer frühern Entstehung nicht ausgeschlossen ist. Auffällt es, daß Goethe in die erste Sammlung schon zwei Epigramme aufnahm. Die zweite Sammlung, deren Schmuck die Oden sind, beginnt mit dem schon aus Herders Volksliedern bekannten Klaggesang aus dem Morlackischen, dann folgen die Oden Mahomets Gesang, Gesang der Geister über den Wassern, meine Göttin, Harzreise, an Schwager Kronos, die durch Seefahrt und

Adler und Taube getrennt sind von Prometheus, Ganymed, Gränzen der Menschheit und das Göttliche. Daran schließen sich die Epigramme (Herzog Leopold, dem Ackersmann, Anakreons Grab, die Geschwister, Zeitmaß, Warnung, Einsamkeit, erkanntes Glück, erwählter Fels, ländliches Glück, Philomele, geweihter Platz, der Park, der Lehrer, Versuchung, ungleiche Heirat, heilige Familie, Entschuldigung), das Lied an die Cicade nach dem Anakreon, endlich die auf die Kunst bezüglichen Gedichte (die Nektartropfen, der Wanderer, Künstlers Morgenlied, Amor als Landschaftsmaler, das freilich weniger hierher gehört, Künstlers Abendlied, Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Monolog des Liebhabers, guter Rath). Von diesen 40 Gedichten waren die meisten (28), und unter ihnen die bedeutendsten, bisher ungedruckt. Eine genaue Zeitbestimmung fehlt nur von dem Distichon ungleiche Heirat, das aber auch kaum nach 1785 fallen dürfte, und der schönen Paramythie die Nektartropfen. Vgl. oben S. 193. Den Schluß des Bandes bilden Hans Sachs, auf Miedings Tod, Künstlers Erdewallen und Künstlers Apotheose und das Fragment die Geheimnisse, von denen nur Hans Sachs und Künstlers Erdewallen gedruckt waren.

Sehr viele Gedichte, noch außer den vier auf den Wunsch von Herders Gattin und wahrscheinlich von Frau von Stein ausgelassenen, hatte Goethe, wie wir ihn selbst äußern hörten, von seinen beiden Sammlungen ausgeschlossen. Vergleichen wir sie zunächst mit den vermischten Gedichten in Himburgs viertem Bande, so fehlen von den dort gegebenen außer den Gesängen aus Lila und den neuen Arien zu Erwin und Elmire die frühe Ode an Zachariae, das J. G. Jacobi gehörende Lied im Sommer, die epigrammatischen Gedichte Sprache, der Re-

zensent, ein Gleichniß und den Männern zu zeigen, v
denen die letztern im wandsbecker Boten und in der Ir
standen. Von dem leipziger Liederbuche hatten siebzehn Stü
eben so wenig Aufnahme gefunden als das von Goethe selbst we
ganz vergessene an Venus. Seine Beiträge zum wand
becker Boten fehlen, aus dem göttinger Musenalmanach
schon genannten Epigramme Sprache, Autoren und Reze
sent, aus der Iris ob ich dich liebe (vgl. oben S. 114) u
den Männern zu zeigen, aus dem Merkur Proserpi
und die Uebersetzung der Canzonetta, aus dem Almana
der deutschen Musen das Gedicht an H. Schlosser, aus Goeth
Anhang zu Mercier das Sendschreiben, endlich alle aus d
Maskenzügen einzeln erschienenen Gedichte. Ausgeschlossen war
die in Singspielen und Dramen, welche die neue Sammlu
brachte, enthaltenen Liedern; aus den noch unvollendeten u
gleichen Hausgenossen hatte er ein Lied, erster Verlu
aufgenommen, aber die andern lyrischen Stücke noch zurückgehalte
Noch größer ist die Zahl der ungedruckten Gedichte, die hier we
blieben. Beginnen wir mit den der weimarischen Zeit ang
hörenden, so bemerken wir zunächst den Ausfall des herrliche
Gedichtes Ilmenau auf den Herzog, wozu wohl nur die persö
lichen Beziehungen auf diesen veranlaßten, mit dessen freun
schaftlichem Verhältniß zu ihm er nicht prunken mochte. Weit
fehlen das berühmte Lied Ueber allen Gipfeln ist Ru
Novemberlied, Epiphanias, zwischen beiden Welte
und manche andere an Frau von Stein gerichtete Verse, versu
memoriales, neue Heilige, Lug oder Trug, Warnun
die zwei Gedichte auf Musäus, aus früherer Zeit Wanderer
Sturmlied, Elysium und Pilgers Morgenlied, die Goet
wohl abhanden gekommen waren, Eigenthum, das garsti

Gesicht, Mamsell N. N., das Diner in Koblenz, Gellerts Monument, die der Zeit nach nicht feststehenden Hypochonder, Menschengefühl, vor Gericht u. a., deren wir gedacht haben, die ihm aber nicht zur Hand waren oder zu persönlich oder zu unbedeutend schienen.

Goethe hatte die aufgenommenen Gedichte an manchen Stellen, wo es nöthig schien, verändert; besonders alle persönlichen Beziehungen getilgt, wodurch einzelne Gedichte wesentlich umgestaltet wurden; viele aber waren in sich so vollendet, daß sie ohne jede Aenderung aufgenommen werden konnten. Nirgendwo hat der Dichter auf die Reinigung des Reimes Rücksicht genommen. So reimen denn auch hier **i ü, ei eu äu,** auch **e ö, ä ö** (Blätter Götter, Zähne Söhne), **ch** und **g** (Eichen Neigen, reichtest zeigtest, Zweig Gesträuch), **d** und **t** (Freude heute und Seite). Im Fischer ist sogar die zweimal statt des Reimes eintretende Assonanz (ihm List und hin) nicht verbessert worden. Alle Aenderungen beziehen sich auf Ausdruck, Gedanke und Komposition.

Die volle schöne Gabe, welche Goethe in seinen lyrischen Gedichten der Welt gemacht hatte, fand eine sehr kalte Aufnahme; selbst August Wilhelm Schlegel begrüßte sie mehr mit höflicher Anerkennung als mit einsichtiger Bewunderung des reichen dichterischen Gehaltes und der hohen innern Formvollendung, durch welche die meisten dieser aus lebendig bewegter Seele und durchempfundenem Gefühl geflossenen Gedichte sich auszeichnen. Herder schrieb an seine Gattin, es seien unglaublich schöne Stücke darunter, nur hätte Goethe manches weglassen sollen; nicht nur daß er den Kritikern das Maul darüber aufreiße, sondern auch weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals für den Druck bestimmt seien. Körner bewunderte darin

zensent, ein Gleichniß und den Männern zu zeigen, von denen die letztern im wandsbecker Boten und in der Iris standen. Von dem leipziger Liederbuche hatten siebzehn Stücke eben so wenig Aufnahme gefunden als das von Goethe selbst wohl ganz vergessene an Venus. Seine Beiträge zum wandsbecker Boten fehlen, aus dem göttinger Musenalmanach die schon genannten Epigramme Sprache, Autoren und Rezensent, aus der Iris ob ich dich liebe (vgl. oben S. 114) und den Männern zu zeigen, aus dem Merkur Proserpina und die Uebersetzung der Canzonetta, aus dem Almanach der deutschen Musen das Gedicht an H. Schlosser, aus Goethes Anhang zu Mercier das Sendschreiben, endlich alle aus den Maskenzügen einzeln erschienenen Gedichte. Ausgeschlossen waren die in Singspielen und Dramen, welche die neue Sammlung brachte, enthaltenen Liedern; aus den noch unvollendeten ungleichen Hausgenossen hatte er ein Lied, erster Verlust, aufgenommen, aber die andern lyrischen Stücke noch zurückgehalten. Noch größer ist die Zahl der ungedruckten Gedichte, die hier wegblieben. Beginnen wir mit den der weimarischen Zeit angehörenden, so bemerken wir zunächst den Ausfall des herrlichen Gedichtes Ilmenau auf den Herzog, wozu wohl nur die persönlichen Beziehungen auf diesen veranlaßten, mit dessen freundschaftlichem Verhältniß zu ihm er nicht prunken mochte. Weiter fehlen das berühmte Lied Ueber allen Gipfeln ist Ruh, Novemberlied, Epiphanias, zwischen beiden Welten und manche andere an Frau von Stein gerichtete Verse, versus memoriales, neue Heilige, Lug oder Trug, Warnung, die zwei Gedichte auf Musäus, aus früherer Zeit Wanderers Sturmlied, Elysium und Pilgers Morgenlied, die Goethe wohl abhanden gekommen waren, Eigenthum, das garstige

Gesicht, Mamsell N. N., das Diner in Koblenz, Gellerts Monument, die der Zeit nach nicht feststehenden Hypochonder, Menschengefühl, vor Gericht u. a., deren wir gedacht haben, die ihm aber nicht zur Hand waren oder zu persönlich oder zu unbedeutend schienen.

Goethe hatte die aufgenommenen Gedichte an manchen Stellen, wo es nöthig schien, verändert; besonders alle persönlichen Beziehungen getilgt, wodurch einzelne Gedichte wesentlich umgestaltet wurden; viele aber waren in sich so vollendet, daß sie ohne jede Aenderung aufgenommen werden konnten. Nirgendwo hat der Dichter auf die Reinigung des Reimes Rücksicht genommen. So reimen denn auch hier **i ü, ei eu äu,** auch **e ö, ä ö** (Blätter Götter, Zähne Söhne), **ch** und **g** (Eichen Neigen, reichtest zeigtest, Zweig Gesträuch), **d** und **t** (Freude heute und Seite). Im Fischer ist sogar die zweimal statt des Reimes eintretende Assonanz (ihm List und hin) nicht verbessert worden. Alle Aenderungen beziehen sich auf Ausdruck, Gedanke und Komposition.

Die volle schöne Gabe, welche Goethe in seinen lyrischen Gedichten der Welt gemacht hatte, fand eine sehr kalte Aufnahme; selbst August Wilhelm Schlegel begrüßte sie mehr mit höflicher Anerkennung als mit einsichtiger Bewunderung des reichen dichterischen Gehaltes und der hohen innern Formvollendung, durch welche die meisten dieser aus lebendig bewegter Seele und durchempfundenem Gefühl geflossenen Gedichte sich auszeichnen. Herder schrieb an seine Gattin, es seien unglaublich schöne Stücke darunter, nur hätte Goethe manches weglassen sollen; nicht nur daß er den Kritikern das Maul darüber aufreiße, sondern auch weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals für den Druck bestimmt seien. Körner bewunderte darin

gehörte, waren alle bisher ungedruckt. Keines dieser Gedicht
gehört nachweislich in die Zeit der Liebe zu Friederiken, fün
dagegen sind aus der Liebe zu Lili hervorgegangen, eines ist i
Juli 1774 gedichtet, sechs fallen in die Zeit seiner Verbindun
mit Frau von Stein, eines bezieht sich auf Karl August, zw
sind durch sein glückliches Verhältniß zu Christianen veranlaß
Früh fallen auch das Heidenröslein, Stirbt der Fuchs
blinde Kuh. Von einer Anzahl dieser Lieder läßt sich eine be
stimmte Entstehungszeit nicht sicher vermuthen. Dahin gehöre
die tief empfundenen, durch süßen Wohlklang sich auszeichnende
Lieder der Abschied, an die Entfernte, rastlose Liebe
Wonne der Wehmuth, Sorge. Da wir wissen, wie leich
Goethe auch bloß gedachte dichterische Situationen seelenhaft aufz
fassen und darzustellen wußte, wovon auch die Lieder seiner dramat
schen Stücke zeugen, so scheint uns nichts der Annahme zu wide
sprechen, daß er diese Lieder, wie später so manches zu Schiller
Musenalmanach, zu dem bestimmten Zwecke der Aufnahme i
seine Sammlung gedichtet, wie es ja von Künstlers Apotheo
feststeht. Auch von den Sprüchen, den reimlosen Gedichten a
seine Spröde und Anliegen, den neckischen an die Gelieb
gerichteten, Nähe überschriebenen Versen und den schönen Sprüche
Beherzigung und Erinnerung dürfte man dies wohl an
nehmen dürfen, wenn freilich die Möglichkeit einer frühern Ent
stehung nicht ausgeschlossen ist. Auffällt es, daß Goethe in di
erste Sammlung schon zwei Epigramme aufnahm. Die zweit
Sammlung, deren Schmuck die Oden sind, beginnt mit den
schon aus Herders Volksliedern bekannten Klaggesang au
dem Morlackischen, dann folgen die Oden Mahomets Gesang
Gesang der Geister über den Wassern, meine Göttin
Harzreise, an Schwager Kronos, die durch Seefahrt un

Adler und Taube getrennt sind von Prometheus, Ganymed, Gränzen der Menschheit und das Göttliche. Daran schließen sich die Epigramme (Herzog Leopold, dem Ackersmann, Anakreons Grab, die Geschwister, Zeitmaß, Warnung, Einsamkeit, erkanntes Glück, erwählter Fels, ländliches Glück, Philomele, geweihter Platz, der Park, der Lehrer, Versuchung, ungleiche Heirat, heilige Familie, Entschuldigung), das Lied an die Cicade nach dem Anakreon, endlich die auf die Kunst bezüglichen Gedichte (die Nektartropfen, der Wanderer, Künstlers Morgenlied, Amor als Landschaftsmaler, das freilich weniger hierher gehört, Künstlers Abendlied, Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Monolog des Liebhabers, guter Rath). Von diesen 40 Gedichten waren die meisten (28), und unter ihnen die bedeutendsten, bisher ungedruckt. Eine genaue Zeitbestimmung fehlt nur von dem Distichon ungleiche Heirat, das aber auch kaum nach 1785 fallen dürfte, und der schönen Paramythie die Nektartropfen. Vgl. oben S. 193. Den Schluß des Bandes bilden Hans Sachs, auf Miedings Tod, Künstlers Erdewallen und Künstlers Apotheose und das Fragment die Geheimnisse, von denen nur Hans Sachs und Künstlers Erdewallen gedruckt waren.

Sehr viele Gedichte, noch außer den vier auf den Wunsch von Herders Gattin und wahrscheinlich von Frau von Stein ausgelassenen, hatte Goethe, wie wir ihn selbst äußern hörten, von seinen beiden Sammlungen ausgeschlossen. Vergleichen wir sie zunächst mit den vermischten Gedichten in Himburgs viertem Bande, so fehlen von den dort gegebenen außer den Gesängen aus Lila und den neuen Arien zu Erwin und Elmire die frühe Ode an Zachariae, das J. G. Jacobi gehörende Lied im Sommer, die epigrammatischen Gedichte Sprache, der Re-

zensent, ein Gleichniß und den Männern zu zeigen, von denen die letztern im wandsbecker Boten und in der Iris standen. Von dem leipziger Liederbuche hatten siebzehn Stücke eben so wenig Aufnahme gefunden als das von Goethe selbst wohl ganz vergessene an Venus. Seine Beiträge zum wandsbecker Boten fehlen, aus dem göttinger Musenalmanach die schon genannten Epigramme Sprache, Autoren und Rezensent, aus der Iris ob ich dich liebe (vgl. oben S. 114) und den Männern zu zeigen, aus dem Merkur Proserpina und die Uebersetzung der Canzonetta, aus dem Almanach der deutschen Musen das Gedicht an H. Schlosser, aus Goethes Anhang zu Mercier das Sendschreiben, endlich alle aus den Maskenzügen einzeln erschienenen Gedichte. Ausgeschlossen waren die in Singspielen und Dramen, welche die neue Sammlung brachte, enthaltenen Liedern; aus den noch unvollendeten ungleichen Hausgenossen hatte er ein Lied, erster Verlust, aufgenommen, aber die andern lyrischen Stücke noch zurückgehalten. Noch größer ist die Zahl der ungedruckten Gedichte, die hier wegblieben. Beginnen wir mit den der weimarischen Zeit angehörenden, so bemerken wir zunächst den Ausfall des herrlichen Gedichtes Ilmenau auf den Herzog, wozu wohl nur die persönlichen Beziehungen auf diesen veranlaßten, mit dessen freundschaftlichem Verhältniß zu ihm er nicht prunken mochte. Weiter fehlen das berühmte Lied Ueber allen Gipfeln ist Ruh, Novemberlied, Epiphanias, zwischen beiden Welten und manche andere an Frau von Stein gerichtete Verse, versus memoriales, neue Heilige, Lug oder Trug, Warnung, die zwei Gedichte auf Musäus, aus früherer Zeit Wanderers Sturmlied, Elysium und Pilgers Morgenlied, die Goethe wohl abhanden gekommen waren, Eigenthum, das garstige

Gesicht, Mamsell N. N., das Diner in Koblenz, Gellerts Monument, die der Zeit nach nicht feststehenden Hypochonder, Menschengefühl, vor Gericht u. a., deren wir gedacht haben, die ihm aber nicht zur Hand waren oder zu persönlich oder zu unbedeutend schienen.

Goethe hatte die aufgenommenen Gedichte an manchen Stellen, wo es nöthig schien, verändert; besonders alle persönlichen Beziehungen getilgt, wodurch einzelne Gedichte wesentlich umgestaltet wurden; viele aber waren in sich so vollendet, daß sie ohne jede Aenderung aufgenommen werden konnten. Nirgendwo hat der Dichter auf die Reinigung des Reimes Rücksicht genommen. So reimen denn auch hier **i ü, ei eu äu,** auch **e ö, ä ö** (Blätter Götter, Zähne Söhne), **ch** und **g** (Eichen Neigen, reichtest zeigtest, Zweig Gesträuch), **d** und **t** (Freude heute und Seite). Im Fischer ist sogar die zweimal statt des Reimes eintretende Assonanz (ihm List und hin) nicht verbessert worden. Alle Aenderungen beziehen sich auf Ausdruck, Gedanke und Komposition.

Die volle schöne Gabe, welche Goethe in seinen lyrischen Gedichten der Welt gemacht hatte, fand eine sehr kalte Aufnahme; selbst August Wilhelm Schlegel begrüßte sie mehr mit höflicher Anerkennung als mit einsichtiger Bewunderung des reichen dichterischen Gehaltes und der hohen innern Formvollendung, durch welche die meisten dieser aus lebendig bewegter Seele und durchempfundenem Gefühl geflossenen Gedichte sich auszeichnen. Herder schrieb an seine Gattin, es seien unglaublich schöne Stücke darunter, nur hätte Goethe manches weglassen sollen; nicht nur daß er den Kritikern das Maul darüber aufreiße, sondern auch weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals für den Druck bestimmt seien. Körner bewunderte darin

hoff' ich, erfreuen soll.“ An die Stelle der frühern Begeisterun für Italien war jetzt eine realistische Anschauung getreten, welch in scharfer Weise die Mängel und Schäden des dortigen Leben traf. Von Venedig schickte er den 15. April an Herder ein Blat Epigramme, das sie den Freunden mittheilen sollten; dem Herzog habe er eines gesandt, das sie sich zeigen lassen möchten. Un zweifelhaft das diesen feiernde Epigramm 35. Am 23. schickte er an Knebel, am 30. an Charlotte von Kalb ein ähnliches Blatt. Es seien dies Früchte, bemerkt er der Freundin dabei, wie sie in einer großen Stadt gedeihen; überall finde man Stoff, und es brauche nicht viel Zeit sie zu machen. Unter den ihr ge- schickten waren manche nicht der züchtigsten Art. Am 4. Mai meldet er Herders Gattin, das Büchlein der Epigramme sei schon auf 100 angewachsen; wahrscheinlich gebe ihm die Reise noch eins und das andere dazu. „Ich kann nicht leugnen, daß manchmal diesen Monat über sich die Ungeduld meiner bemäch- tigen wollte. Ich habe aber auch gesehen, gelesen, gedacht, gedichtet, wie sonst nicht in einem Jahr, wenn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und ver- gnügt macht.“ Nachdem er seiner glücklichen Entdeckung in Be- zug auf die Schädelbildung gedacht hat, bemerkt er: „Von anderm Fleiß und Unfleiß, von Abenteuern, Launen und der- gleichen muß das epigrammatische Büchlein dereinst das mehrere zeugen. — Meine Gesinnungen sind häuslicher, als Sie denken.“ Dabei fließt ihm gleich ein herzliches Epigramm in die Feder:

> Weit und schön ist die Welt, doch, o wie dank' ich dem Himmel,
> Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört.
> Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
> Ehre bringts ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.*)

*) Riemer (Briefe von und an Goethe S. 219) wurde durch eine Aeußerung von Goethe veranlaßt, das Epigramm in den Oktober 1792 zu verlegen.

An demselben Tage kam Freund Meyer bei Goethe an, Tags darauf die Herzogin, welcher Goethe die Merkwürdigkeiten Venedigs zeigte. Ihr theilte er auch sein Epigrammenbüchlein mit. Die Epigramme, die dem Einsamen so reichlich sich ergossen, waren jetzt verstummt, wenn nicht noch die längere Gewohnheit eins oder das andere ihm entlockte.

Am 20. Juni kehrte er nach Weimar zurück, von wo er gleich dem Herzog ins preußische Lager in Schlesien folgen sollte, doch verzögerte sich seine Abreise. Den 1. Juli schreibt er dem Herzoge: „Da mein letzter Band (der auch den Faust enthielt) nunmehr gedruckt ist, scheine ich mir erst ein freier Mensch; in der letzten Zeit drückte dieses Unternehmen doch zu stark auf mich. Desto mehr lasse ich jetzt bloß den Genius walten. An meinem Büchlein Epigrammen schreibe ich ab. Es sind freilich viele ganz lokal und können nur in Venedig genossen werden". Eine Abschrift derselben widmete er jetzt der Herzogin Mutter. Am 9. meldet er Knebel, sein libellus epigrammatum sei jetzt zusammen geschrieben, doch könne er ihn noch nicht aus der Hand geben, sein Gemüth treibe ihn jetzt mehr als jemals zur Naturwissenschaft. Erst am 26. trat er die Reise an, von welcher er am 6. Oktober zurückkehrte. Der einzige dichterische Ertrag derselben waren zwei Zustände und Stimmungen schildernde Epigramme (antiker Form sich nähernd 21. 22). In Dresden unterhielt er sich viel mit Schillers vertrautem Freunde Körner, dem er auch seine Begriffe von Stil und Klassizität in der Kunst mittheilte, und ihm einige seiner Elegien vorsagte. Die große Bestimmtheit und Lebhaftigkeit der Darstellung des Objekts, die einen über der Sache den Künstler vergessen lasse, zog diesen an; auch fand er Sprache und Vers sehr gefeilt. Nach der Rückkehr nahm die Abfassung einer kleinen anatomischen Schrif

sehr in Anspruch. Von der beabsichtigten Herausgabe der Elegien und Epigramme hielt ihn Herder ab. Er hatte unterdessen seine neue Wohnung vor der Stadt bezogen, in welcher ihm durch einen Zufall die Unhaltbarkeit der newtonschen Farbenlehre aufging.

Im Jahre 1791 bestimmte der Herzog ihn zur Uebernahme der Leitung des von ihm gegründeten Hoftheaters. Beim Beginn des Frühjahrs, am 24. März, richtete er an den Herzog, dessen Abreise zu seinem Regimente das böse Wetter einige Tage verschoben hatte, bei Uebersendung eines wunderlichen naturphilosophischen Werkes, das leichte Reimgedicht:

Zu dem erbaulichen Entschluß,
Bei diesem Wetter hier zu bleiben,
Send' ich des Wissens Ueberfluß,
Die Zeit Dir edel zu vertreiben.

Gewiß, Du wirst zufrieden sein,
Wenn Du wirst die Verwandtschaft sehen,
Worinnen Geist und Fleisch und Stein
Und Erz und Oel und Wasser stehen.

Indeß macht draußen vor dem Thor, *)
Wo allerliebste Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor seine Späße vor.

Mit dem Schauspieler und Direktor Schröder trat Goethe während des kurzen Aufenthaltes desselben vom 20. bis zum 22. April in nähere Verbindung, und er schrieb am 25. in das

---

*) Vor dem Thore seines Gartens, wo er die Kätzchen der Weiden schon blühen sah. Bei den Späßen Amors ist an das sich schon reich in der Natur regende Liebesleben zu denken. Die zwölf Kategorien Kants deuten auf alle Möglichkeiten. Eine Beziehung dieser Verse auf ein Gedicht der Naturdichterin Bohl in Lobeda ist in Gosches Archiv II., 518 seltsam genug versucht worden.

von ihm in den Händen der Frau Kummerfeld gelassene Stammbuch den Spruch:

Viele sehn Dich mit Wonne, Dich wünschen so viele zu sehen;
Reise glücklich! Du bringst überall Freude mit hin.

Zu der am 7. Mai stattfindenden Eröffnung der herzoglichen Bühne dichtete Goethe einen Prolog in dem gangbaren dramatischen Verse. Forsters Uebersetzung der Sakontala, welche dieser den 17. an Herder sandte, entlockte Goethe schöne, ihren Werth aussprechende Verse (antiker Form sich nähernd 23). Eine Einladung zur Theilnahme an der in Berlin bei Vieweg erscheinenden deutschen Monatsschrift veranlaßte ihn, dieser eine Anzahl venediger Epigramme unter dem Titel Sinngedichte, und jenen Prolog einzusenden, die im Juniheft erschienen; das folgende Heft brachte die dreizehnte der römischen Elegien unter der Ueberschrift Elegie. Rom 1789 und das Sinngedicht auf die Sakontala. Außerordentlich nahmen Goethe im Sommer seine optischen Studien in Anspruch, neben denen die Dichtung seines für die Bühne bestimmten Großkophta nur langsam gedieh. Lyrisch fühlte er sich so wenig angeregt, daß er dem Herzog diesmal mit wenigen prosaischen Zeilen zu seinem Geburtstage Glück wünschte. Doch schrieb er zur Wiedereröffnung der Bühne, am 1. Oktober, einen kurzen Prolog. Am 24. wurde Cimarosas Oper die theatralischen Abenteuer (L'impressario in angustie) aufgeführt, am 3. Dezember wiederholt. Goethe soll damals in das Stück eine Arie eingelegt haben, die aber erst sechs Jahre darauf als „Arie aus dem Direkteur in der Klemme" in Schmieders Journal für Theater und andere schöne Künste erschien, später in zwei Lieder, die Spröde und die Bekehrte (Lieder 8. 9), getheilt wurde. Auffallen würde es, daß Goethe, der in der deutschen Monats-

schrift im Oktober neue Sinngedichte und im folgende[n] März seinen zum Jahresschlusse gedichteten Epilog erscheine[n] ließ (den Prolog vom 1. Oktober brachte der Theaterkale[n]der), diese Arie nicht veröffentlicht haben sollte. Der Groß kophta war unterdessen vollendet worden; schon am 17. De[-] zember kam er zur Aufführung. In Berlin ward er gedruckt er bildete mit Cagliostros Stammbaum und dem römische[n] Karneval den ersten Band von Goethes neuen Schriften.

Das Jahr 1792 trieb erst gegen Ende, nach der Rückkeh[r] aus Frankreich, zwei zufällige lyrische Blüten. Seine dichterisch[e] Thätigkeit beschränkte sich auf einen Epilog zum Schlusse der Bühne am 11. Juni und den Plan zu ein paar Theaterstücken. Wie er im Dezember bei der Fürstin Galizin in Münster zu dem hübschen paramythischen Epigramm der neue Amor (antiker Form sich nähernd 28) veranlaßt wurde, berichtet Goethe ausführlich am Schlusse seiner Campagne in Frankreich. Während seines Aufenthaltes zu Trier Ende Oktober hatte es ihn zuerst wieder zu dichterischem Ausdrucke getrieben. Hier schrieb er die Verse:

> Triersche Hügel beherrschte Dionysos, aber der Bischof
> Dionysius trieb ihn und die Seinen herab.
> Christlich lagerten sich Bacchantenschaaren im Thale;
> Hinter die Mauern versteckt, üben sie alten Gebrauch. *)

---

*) Goethe war in Trier von dem mit alter und neuer Literatur bekannten jungen J. H. Wyltenbach mit der Geschichte der Stadt bekannt gemacht worden. Der Herzog hatte in dem Kloster St. Maximin seine Wohnung genommen, wodurch Goethe Gelegenheit erhielt, dieses „weitläufige, wahrhaft fürstliche Gebäude" kennen zu lernen. „Diese reichen und sonst überglücklichen Menschen" hatten schon lange vom Kriege große Unruhe erlitten, und man mochte noch [s]chonend verfahren, ein gewaltiger Gegensatz des Ritter- und Mönchthums th[at] sich hervor". Der Bischof Dionysius geht in Triers Sagengeschichte zurück.

Die eigentlich lyrische Stimmung hatte Goethe ganz verloren, nur noch in den Epigrammenton konnte er sich finden. Zur Uebung in Hexametern und um sich den Gedanken an die bedrängenden Welthändel zu entreißen, griff er zu einer Umbildung des niederdeutschen Reineke Fuchs in dieser Versform, da er diese auch ruhig fortsetzen könne, wenn er im Frühjahr den beim Heere weilenden Herzog aufsuchen werde. Im April entschloß er sich, da der Schauspieler Beck in der Rolle des Schnaps in A. Walls beiden Billets außerordentlich gefallen hatte, die Hauptpersonen dieses Stückes mit der in der ersten Fortsetzung, dem Stammbaum, hinzugetretenen des alten Martin in einer eigenen Posse auftreten zu lassen, zu deren Erfindung ihn ein von seinem Diener auf der französischen Grenze gefundenes Mantelsäckchen mit Jakobinermütze, Nationalkokarde und Uniform brachte. Er schrieb in acht Tagen den Bürgergeneral. Auf seiner am 12. Mai angetretenen Reise zur Belagerung von Mainz beschäftigten ihn Reineke und seine optischen Studien, deren er jetzt als Ableiter des Denkens mehr als je bedurfte. Den 7. Juni schreibt er an Jacobi, wenn er seine Faulheit überwinden könne, sende er ihm eine Elegie. Diese muß doch wohl das Gedicht sein, das er am 19. Juli durch Jacobi an die Fürstin Galizin schickt und zarten Herzen empfiehlt. Auf eine von Jacobi gemachte Mittheilung erwiedert er am 19. August: „Daß mein räthselhaft Gedicht seinen Effekt nicht verfehlt und von einem Frauenzimmer zuerst verstanden worden, ist mir sehr lieb.“ Wir vermuthen, daß das Wiedersehen (Elegien II, 4) gemeint ist, so daß hier der erste Versuch einer eigenen Art von Elegien, die eine ernstwehmüthige Stimmung in elegischer Form aussprechen, mitten in dem Lager sich gebildet hätte. Nach der Uebergabe von Mainz trieb es Goethe, nachdem

Horen und wollte auch dichterische Briefe schreiben, über der Inhalt und Ton er sich mit Schiller unterhalten haben wir Zum 6. Oktober dichtete er wieder einen Prolog zur Eröffnun der Bühne. Den 17. schreibt Schiller, er sehe den Elegien un der Epistel mit großem Verlangen entgegen. Zwei Tage später*) verspricht Goethe die Elegien wahrscheinlich zu Ende der Woc zu schicken; sie seien schon abgeschrieben, nur hielten ihn noc einige widerspenstige Verse hier und da auf. Unterdessen hatt Schiller auch wegen der Herausgabe eines Musenalmanach mit einem Verleger abgeschlossen, wobei er darauf zählte, da ihn Goethes Güte nicht im Stiche lassen werde. Am 26. sende dieser die Elegien mit dem Wunsche, daß Schiller sie nich aus der Hand geben, nur denen, die bei der Aufnahme ein Stimme hätten, vorlesen möge; er wünscht sie dann zurück, „um vielleicht noch einiges zu retouchiren". Die Epistel werde abgeschrieben und folge bald mit einigen Kleinigkeiten; dann aber müsse er dem dritten Buche des Romans sich zuwenden. „Wegen des Almanachs werde ich Ihnen den Vorschlag thun, ein Büchelchen Epigramme ein- oder anzurücken. Getrennt bedeuten sie nichts; wir würden aber wohl aus einigen hunderten (so hoch waren also die venediger Epigramme gestiegen), die mitunter nicht produzibel sind, doch eine Anzahl auswählen können, die sich aufeinander beziehen und ein Ganzes bilden. Das nächstemal, daß wir zusammen kommen, sollen Sie die leichfertige Brut im Neste zusammen sehn." Schiller fand in den Elegien eine Wärme, eine Zartheit und einen echten körnigten Dichtergeist, der einem wohl thue unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt; es sei eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius. Einige klein

---

*) Irrig ist die Datirung vom 16.

Züge, deren er sich vom Vorlesen erinnerte, habe er darin vermißt, doch begreife er wohl, daß sie aufgeopfert werden mußten. Ueber einige Stellen wolle er seine Zweifel bei der Rücksendung bemerken. Das Anerbieten wegen der Epigramme sei für den Almanach sehr vortheilhaft; vielleicht ginge es, mehrere selbständige Lieferungen daraus zu machen. Den 28. schickt Goethe die erste Epistel mit einigen Kleinigkeiten; die zweite mache er fertig. Den 2. November kam er selbst auf einige Tage nach Jena, wo man den Druck der Elegien auf ein späteres Heft verschob, wogegen Goethe den Eingang seiner Unterhaltungen der Ausgewanderten für das erste, die erste Erzählung und die zweite Epistel für das zweite Heft zu liefern versprach. Die erste Epistel erschien wirklich im ersten Stücke. Den 23. Dezember sandte Goethe die zweite Epistel für das zweite Stück; die zweite Hälfte derselben möge die dritte werden. Die Briefe schlagen einen leichten, einfachen Ton an, über den aber ein echt dichterischer Hauch schwebt, der ihnen eine hohe künstlerische Bedeutung gibt, aber leider brach Goethe damit bald ab. Er hatte unterdessen das dritte Buch des Romans so sehr gefördert, daß er dessen Abschluß bereits Weihnachten melden konnte. Dieses Buch beginnt mit Mignons wundervollem Heimwehliede, das erst der neuen Bearbeitung des Romans seinen Ursprung verdankt. Aus den beiden ersten Strophen weht des Dichters eigene wehmüthige Erinnerung an seinen ersten Aufenthalt in Italien. Dem sehnsüchtig schmachtenden Tone des das tiefe Herzensweh aussprechenden Liedes entspricht die gewählte Reimform. Die Strophe besteht aus sechs fünffüßigen männlich auslautenden jambischen Versen; nur der vorletzte die Frage wiederholende und zugleich den sehnsüchtigen Wunsch beginnende Vers ist, wie auch sonst häufig, um einen Fuß kürzer. Auch enthält dieses Buch noch ein Spott-

gedicht auf den Baron, der nach dem Ruhme eines
strebte. Die jambische Strophe besteht aus einem vi
abwechselnd reimenden System und einem schließenden
die Verse sind ganz dieselben wie im Mignonliede. G
Schiller fühlten sich am Ende dieses Jahres zu künstlerisch
und Schaffen innigst verbunden und im schärfsten Geg
den meisten Dichtern der Zeit. Gerade damals war
wieder mit einer Ode hervorgetreten, welche den Abstand ih
seitigen Richtungen und die Manier, welcher der Altm
Ode immer mehr verfiel, auf das schärfste zeigte; es w
13. Dezember in der neuen hamburger Zeitung e
Ode die Mutter und die Tochter auf die genfer
als eine Tochter der französischen. Auf die darauf bezüg
verloren gegangene Aeußerung Goethes bemerkte Schille
Ode noch nicht gelesen hatte, schon der Titel lasse e
Geburt erwarten. Der arme Bürger, den Schillers Be
grausam getroffen hatte, war wenige Tage vor Schi
ladung an Goethe in Noth und Elend hingeschieden,
überließ sich der alte Gleim seinen immer schwächern
losern Reimereien. Voß hatte eine freiere Bahn ein
obgleich auch er von Klopstock ausgegangen war und
hielt. Goethe hatte in diesem Jahre außer dem Migno
den Episteln nur den hübschen Prolog geliefert, in w
sich zweimal auch dreifüßige Verse erlaubte.

Im Anfange des Jahres 1795 nahmen Wilhelm
die Unterhaltungen, die anatomischen Studien
Theater den Dichter in Anspruch. Bei einem kurzen Auf
Jena las Goethe dem Freunde die venediger Epi
vor. Schon am 11. Februar konnte er ihm das vierte
Wilhelm Meister übersenden, das von lyrischen Stü

dem schon dem ersten Entwurf angehörenden Sehnsuchtsliede Mignons (Kap. 11) die Strophen des Harfenspielers enthält:

> Ihm färbt der Morgensonne Licht
> Den reinen Horizont mit Flammen,
> Und über seinem schuldgen Haupte bricht
> Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen,

wo wieder die auf die vorigen Verse reimenden beiden Schlußverse um einen Fuß länger sind (vgl. oben S. 35). Das Unglück, das der Arme überall zu schauen glaubt, spricht sich hier einfach ergreifend aus.

Vielleicht fällt in diese Zeit auch der Anfang eines zweiten Theiles der Zauberflöte. Die mozartsche Oper war am 16. Januar 1794 zuerst mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden, und dieser Beifall erhielt sich auch, als im April die neuen Schauspieler eintraten. Man könnte denken, gleich damals habe Goethe den Plan zu einem zweiten Theile gemacht. Zu einer nähern Zeitbestimmung fehlt jeder Anhalt. In dem erhaltenen Bruchstücke hat der Dichter sich in den Gesängen und Liedern die mannigfachsten Versmaße erlaubt. Auffällig ist die große Freiheit, mit welcher hier häufig sehr lange Verse mit kürzern wechseln, aber es fehlt diesem Entwurf eben die letzte Feile, obgleich Goethe ihn erst sechs Jahre später in einem Taschenbuch erscheinen ließ. Als der Dichter vom 29. März bis zum 2. Mai in Jena des vertrautesten Umgangs mit Schiller genoß, ersann er ein Trauerspiel im altgriechischen Geschmack mit Chören, einen befreiten Prometheus, wovon nur ein Monolog des unglücklichen Menschenvaters nebst dem Chor der ihn besuchenden Nereïden ausgeführt wurde, der uns verloren gegangen ist. Sonst verhandelte er mit Schiller über die Fortsetzung des Romans und der Unterhaltungen sowie über die Elegien, die im sechsten Hefte der Horen erscheinen sollten; auch sagte er

Beiträge zum Musenalmanach zu. Schon am Tage nach der Rückkehr sandte er den größten Theil der Elegien, die er bald zurückwünschte; auch sollte für den Almanach, besonders an den Herren X Y Z, einiges bald folgen. Es war wohl eine Epistel gegen Kunstkritiker. Auf Schillers Bemerkungen über die Elegien, von welchen manches nicht mittheilbar sei, antwortete er, es sei wohl nicht viel damit zu thun, als daß man die zweite und sechszehnte ganz weglasse, da ihr verstümmeltes Ansehen auffallen werde, setze man nicht statt der anstößigen Stellen etwas Unbedenkliches, wozu er sich ganz und gar ungeschickt fühle. Schiller mochte die ganzen Elegien sehr ungern entbehren, doch dürfe man der Schamhaftigkeit dieses Opfer bringen; bei einem spätern besondern Abdrucke könne man das Gestrichene ja wiederherstellen. Den 17. sandte Goethe endlich die Elegien, von welchen er die beiden ausgelassen, dagegen eine von Schiller in der sechsten angezeichnete Stelle nicht gestrichen hatte; verstehe man sie nicht, so brauche man ja Noten nicht allein zu einem alten, sondern auch zu einem benachbarten Dichter. Ueber des Philologen Fr. Aug. Wolf die Einheit Homers bekämpfende Prolegomena ad Homerum äußert er, die Idee möge gut sein, und die Bemühung sei respektabel, wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten; am Ende sei in dem ganzem Krame mehr Subjektives, als man denke. Auch diesen Freunden habe er dereinst eine tüchtige Epistel zugedacht. So hatte er noch damals die Absicht, in dieser neuen Kunstform mehrere Stücke zu liefern. Schiller wünschte, daß er wirklich Anmerkungen zu den Elegien gebe, die an den Schluß zu stehn kämen; aber als Goethe am 18. die letzten Elegien sandte, war davon nicht weiter die Rede.

versprach er Liedchen, und was dem Almanach frommen
lgen zu lassen; er sei fleißig und nachdenklich. Daß er
iller die Hoffnung geäußert hatte, in seinen ungedruckten
chen etwas zum Almanach zu finden, ergibt sich aus
ßerung vom 21., vielleicht hätte er unter seinen kleinen
einige Romanzen oder dergleichen, aus welchen sich
Vignetten für den Almanach ergäbe. Das in diesem
vollendete fünfte Buch Wilhelm Meisters enthält drei
Lieder von Philinen, dem Harfenspieler (2) und Mignon
e alle der neuen Bearbeitung angehören. Sie zeigen
Anmuth und Tiefe goethescher Lyrik, und wie wenig
noch in ihm erloschen war, obgleich er längere Jahre
n der Epigrammen-, zuletzt in der Epistelform gedichtet
r Dichter hat sich hier einfacher trochäischer und jambischer
er Strophen bedient; auffällt, daß im Liede Mignons
ten Strophe die männlich und die weiblich auslautenden
ers gestellt sind. Die Reime sind hier rein; nur einmal
und **ü**. Zu großer Freude gereichte damals den beiden
en Dichtern Herders Terpsichore. Der von Herder
Dichter (Balde) bleibe bei jedem Genusse derselbe,
Goethe, und erinnere, wie die Ananas, an alle gut
en Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren.
hter waren geneigt jede dichterische Individualität an-
, in welcher Form sie sich auch aussprechen mochte,
e nur kunstmäßig, der Dichter wirklich vom Geiste beseelt
sprach denn auch Vossens Luise sie lebhaft an. Vom
bis zum 4. Juni war Goethe in Jena, wo er Wolf
sen Methode und Gang in den Prolegomena ihm
Freude machte, wenn er auch über die Hauptsache sich
t entschied. Als er nach der Rückkehr die erste Hälfte

des fünften Buches von Wilhelm Meister Schiller i
verspricht er auch nächstens etwas für den Musena
Am 27. Juni schickt er „ein Blättchen" für den A
Gleich darauf verweilte Goethe drei Tage (vom 29.
zum 2. Juli) auf der Reise nach Karlsbad bei Schiller.
muß er schon alle Gedichte, welche der erste Theil de
almanachs von ihm enthält, dem Freunde zurückgelass
W. von Humboldt hatte schon vor seiner Abreise von
Schiller über Goethes Beiträge zum Almanach gesproc
denen ein Spinnerlied war, wohl ein von Goethe
eingelegtes oder umgedichtetes Lied, gewiß nicht die S
(Ballade 15). Unter den wirklich aufgenommenen Beiträg
gehören auch mehrere andere früherer Zeit an. Der B
für den achten Band der Schriften bestimmt gewesen
S. 208); die verschiedenen Empfindungen a
Orte und Antworten bei einem gesellschaftliche
spiel (Lieder 21. 22.) hatte er aus den ungleichen
nossen zusammengestellt; die zwei kophtischen Liede
Lieder 10. 11) hatte Reichardt zu der beabsichtigten
Mystifizirten bereits 1789 gesetzt; der Prolog war i
Oktober gesprochen worden. So bleiben als neu ge
die drei kleinen Gedichte übrig Nähe des Geliebten,
stille und glückliche Fahrt (Lieder 43. 52); dies
ohne Zweifel auf dem am 27. Juni Schiller übersandten
Zum ersten Liede nahm er Ton, Versmaß und das b
„Ich denke dein, wenn" aus dem Liede von Friderike Br
Melodie von Zelter in Reichardts musikalischer Bl
ihn sehr angezogen hatte. Alle drei Lieder sind für den A
und zum Zwecke der Tonsetzung durch Reichardt ge
beiden letztern im Gegensatze zueinander. Währen

Meeresstille der Dichter sich einer gewöhnlichen achtversigen zweitheiligen trochäischen Strophe bedient, ist das Versmaß der glücklichen Fahrt ganz eigenthümlich. Es sind zwei Strophen aus den kleinen Versen ◡—◡◡—◡, die ihren Abschluß durch einen um eine Silbe kürzern Vers erhalten. In der zweiten sechsversigen Strophe reimen V. 1 und 3 aufeinander, V. 4 auf 2, dagegen V. 6 auf 4 der ersten vierversigen Strophe. Beide Gedichte stellen die Zustände in anschaulicher Klarheit dar. Sonst konnte Goethe diesmal nur noch die venediger Epigramme für den Schluß des Almanachs durchsehn. An Voß sandte er von Jena aus auf dessen Einladung zur Theilnahme an seinem Musenalmanach „einige Kleinigkeiten", mit der Bemerkung, er sei arm an Gedichten, die in eine solche Sammlung paßten, doch hoffe er, künftig solle es besser werden. Er sandte das Gedicht das Wiedersehen, dessen Entstehungszeit wir 1793 setzen zu dürfen glaubten (vgl. oben S. 223) und das Lied Wer kauft Liebesgötter? (Lieder 23), welches Papageno und Papagena in der liegen gebliebenen Fortsetzung der Zauberflöte singen, vielleicht auch noch anderes aus dieser, was Voß zurücklegte. Das heitere Lied ist in achtversigen jambischen Strophen geschrieben, von denen die sechs ersten Verse paarweis reimen, die beiden letzten, von denen der letzte um eine Silbe kürzer ist, reimlos sind, aber sie lauten, da sie refrainartig gedacht sind, in allen Strophen auf dasselbe Wort aus.

In Jena hatte Goethe auch die erste Idee zu seinem Märchen für die Unterhaltungen gewonnen. Auf dem Wege nach Karlsbad dachte er einige alte Märchen durch und sann über die Behandlungsart derselben nach, ja er wollte, wie er an Schiller meldete, ehestens ein Märchen schreiben, damit sie einen Text zur Verhandlung darüber vor sich hätten. So suchte er sich nach

und nach in allen Kunstformen zu versuchen. Die zweite Hälft
des fünften Buches des Romans ward in Karlsbad abgeschrieben
und so könnte hier an den Liedern desselben noch manche
geschehen sein; auch das schon früher ausgeführte sechste Bu
ward hier fertig, dagegen konnte er zu der Reinigung d
Epigramme ebensowenig wie zu neuen Dichtungen gelange
Goethes Elegien fanden bei allen, welche echte Dichtung z
schätzen wußten, ungetheilten Beifall; nur der sonst nichts wenig
als verschämte Herzog Karl August wurde durch die Veröffen
lichung derselben sonderbar verletzt, wogegen es natürlich wa
daß der ihm grollenden Frau von Stein diese Elegien, welche
auf Goethes römische Liebe bezog, widerwärtig waren.

Als Goethe bei der Rückreise von Karlsbad am 10. Aug
durch Jena kam, wenn nicht schon früher, gab er Schiller zu d
Horen auch die Uebersetzung des ersten Theils des homerisch
Hymnus auf Apollon, die er vor ein paar Jahren, als er s
dem Griechischen zuwandte, gemacht haben wird. Den 17. sand
er die Epigramme auf einzelnen Blättern nummerirt an Schil
mit der Bemerkung: „Bei der Zusammenstellung habe ich zwa
die zusammengehörigen hintereinander rangirt, auch eine gewiss
Gradation und Mannigfaltigkeit zu bewirken gesucht, dabei aber
um alle Steifheit zu vermeiden, vornherein unter das venetianische
Lokal Vorläufer der übrigen Arten gemischt. Einige, die Sie
durchstrichen hatten, habe ich durch Modifikation annehmlich zu
machen gesucht. Nr. 78 („Was hat Newton gemacht") wünsche
ich, so unbedeutend es ist, an diesem Platze, um die Schule zu
reizen und zu ärgern." An der von Schiller wieder erbetenen Ueber-
setzung des Hymnus that er noch so viel, als die Kürze der Zeit
und seine Zerstreuung erlaubten. Während in den folgenden
Monaten Schiller zu Goethes höchster Freude herrliche lyrisch

Gedichte gelangen, blieb ihm selbst die lyrische Muse fern; er führte nur das Märchen zu den Unterhaltungen aus, das bloß zwei lyrische Strophen bringt. Die Vollendung des Wilhelm Meister, die optischen Untersuchungen, das Studium der Baukunst und andere Beschäftigungen und Zerstreuungen nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß Schiller auch vom folgenden Jahre, wo er nach Italien zu gehn gedachte, nichts Dichterisches von ihm erwartete. Doch noch vor dem Schlusse des letzten Monates kam Goethe der Gedanke zu den Xenien, von denen er schon am 26. ein Dutzend beilegte, worauf dann Schiller mit großer Lust auf diese Stachelverse einging. Ueber die Weiterentwicklung der Xenien, die endlich im folgenden Musenalmanach in vier größern Gruppen, Tabulae votivae, Vielen, Einer und den eigentlichen Xenien, nebst einer Anzahl einzelner Gedichte zur Erscheinung kamen, vgl. Schiller als lyrischer Dichter S. 149—169.

Außer den Xenien und der Fortsetzung des Romans gelangte Goethe am Anfang des Jahres 1796 zu keiner dichterischen Thätigkeit. Auf der Geburtstagsredoute des 29. Januar fand ein Aufzug des türkischen Hofes statt, der an die Herzogin folgendes von Goethe gedichtete Distichon als Huldigung sprach:

Sklaven sollten wir haben in Deiner Gegenwart? Alle,
Fürstin, machest Du frei, alle verbindest Du Dir.

Der Schluß des Romans verschlang zunächst Goethes ganze dichterische Thätigkeit. Nur zwei Lieder finden sich in diesem, Mignons ahnungsvolle Sehnsucht nach dem Himmelsleben (Lied 3), das Schiller das Wort auspreßte, gegen Goethe sei er nur ein poetischer Lump, und die närrischen Verse des tollen Friedrich (VIII, 10). Den Chorgesängen zu Mignons Bestattung (VIII, 4) gab der Dichter keine metrische Form. Wenn Goethe noch am 13. Juni an Zelter schreibt, im achten (vielmehr vierten) Bande

seines Romans bleibe kein Raum für Gesänge, so hatte er
wohl noch nicht die Absicht, Lieder in das achte Buc
flechten, wonach Mignons Lied später gedichtet sein muß.
Stammbuch Ifflands, der ihn durch sein Gastspiel sehr
hatte, schrieb er am 23. April das von der Noth aus
schwache Distichon:

Viel von Künsten und Künstlern wird immer in Deutschland gesp
Angeschaut haben wir nun Künstler und Künste zugleich.

In seinem lieben Jena, wohin er am 3. Mai ging, ward er
zunächst auf Veranlassung des Almanachs, mächtig
lyrischen Muse ergriffen. Vom 11. bis 14. dichtete er die
volle Idylle Alexis und Dora (Elegien II, 1), we
Seligkeit der Liebe und den Schmerz der Eifersucht i
glücklich erfundenen Lage des Liebenden sich rein mensc
gießen läßt. Schiller war entzückt über die herrliche D
welche den Almanach so glänzend eröffnete. Goethe h
hiermit wieder eine neue Dichtweise erobert, welche
römischen Elegien so unendlich weit ablag. Gleich
Gegensatz zu diesem rein edlen Tone dichtete er drei Tag
die Parodie auf die platte Natürlichkeit des mittelm
Predigers und Dichters F. W. A. Schmidt, der mit einem
der der Musen und Grazien aufgetreten war, die
Spottromanze Musen und Grazien in der Mark (
Lieder 18), wozu er die gewöhnliche achtversige zweitheil
chäische Form wählte. Ja er dachte auch schon an eine B
wozu er sich die Sage von Hero und Leander au
hatte. Die Freunde hatten sich bereits entschlossen, ne
spottenden Xenien ernstwürdige im Almanach zu bring
dieser Zeit schrieb er einmal an Schiller mit Beziehung a
Spaltung zwischen der Dichtung und den naturwissensch
Studien:

„Eine nicht hält mich zurück, gar zwei sinds, die mir gebieten. Die schöne Uebung im Distichon wird uns, wie ich hoffe, endlich dahin bringen, daß wir uns in einzelnen Hexametern bedeutend aussprechen. — Ich befinde mich in einer wahrhaft poetischen Stimmung; denn ich weiß, in mehr als einem Sinne nicht recht, was ich will noch soll."

Als er am 7. Juni nach Weimar zurückgekehrt war, beschäftigte ihn besonders die Vollendung seines Romans, woneben ihn die Sorge für den Almanach, dessen Druck eben begann, und die Uebersetzung des Cellini für die Horen in Anspruch nahmen. Zelter hatte ihn unterdessen sehr erfreut mit der Zusendung seines Heftes „Zwölf Lieder am Klavier zu singen", in welchem sich fünf von Wilhelm Meister befanden, die schon Reichardt für die Ausgabe des Romans gesetzt hatte. Gegen Mitte Juli kam er wieder eine Woche nach Jena, aber weder dort noch in Weimar fühlte er sich lyrisch gestimmt. Eine anmaßende Aeußerung Jean Pauls veranlaßte ihn zu dem scharfen Epigramme der Chinese in Rom (24), das er am 10. August an Schiller sandte, der es ganz warm in die Druckerei gelangen ließ. In den frühern Bogen des Almanachs standen von Goethe bereits Alexis und Dora, sechs ernste Sprüche in einzelnen Distichen, einer in zwei Distichen (das Heilige und Heiligste), ein anderer (der Freund) in einem, Musen und Grazien in der Mark und eine Anzahl einzelner Distichen unter der Ueberschrift Eisbahn. Als er am 16. August auf längere Zeit nach Jena zurückkehrte, einigte man sich über die Aufstellung dreier verschiedener Abtheilungen ernster Xenien unter den Ueberschriften Tabulae votivae, Vielen, Einer und der Unterschrift: G. und S.; den Schluß sollten die spottenden Xenien bilden, die Schiller anordnete. Goethe war unterdessen mit Allgewalt von

dem ihm schon mehrere Jahre in der Seele liegenden Stoff v
Hermann und Dorothea ergriffen worden, aus dem
eine ähnliche Elegie wie Alexis und Dora machen wol
Schon am 7. Juli hatte er an Schiller geschrieben: Außer He
und Leander habe ich eine bürgerliche Idylle im Sinne, weil i
doch so etwas auch muß gemacht haben." Aber aus der Elegie e
wuchs ein bürgerliches Epos mit einem politischen Hintergrund
So hatte er wieder eine neue Dichtform gewonnen, die von der den
Idyllencharakter nicht verleugnenden Luise von Voß, wie manche
Anregung ihm auch diese Dichtung gegeben hatte, doch als eine neue
Art sich wesentlich unterschied. Erstaunlich rasch und leicht bildeten
sich im September unter Schillers bewundernder Theilnahme die
vier ersten, später zu fünf erweiterten Gesänge des herrlichen
Gedichtes. Doch konnte er dieses, als er am 5. Oktober nach
Weimar zurückkehrte, bei der dort herrschenden „fürchterlichen
Prosa" nicht weiter fördern, nur das Gedichtete durcharbeiten.
Große Freude machte es ihm, daß sich von Schillers Musen-
almanach eine zweite, ja, da diese klein war, sogar eine
dritte Auflage nöthig machte. Doch da sie durch ihre rücksichts-
losen Angriffe auf alles Leere, Mittelmäßige und Verkehrte nicht
allein die Angegriffenen gewaltig gegen sich aufgeregt hatten, so
fehlte es nicht an plumpen und gemeinen Erwiederungen. Goethe
aber meinte, nach dem tollen Unternehmen mit den Xenien
müßten sie jetzt sich bloß großer und würdiger Kunstwerke be-
fleißigen und zur Beschämung der Gegner mit Hohem und Edlem
hervortreten. Wie erhaben er über seinen Gegnern stehe, bewies
bald auf das glänzendste die durch eine der schmutzigsten Gegen-
schriften veranlaßte Elegie Hermann und Dorothea (Ele-
gien II., 6), mit welcher er Schiller am 7. Dezember überraschte;
diese sollte nicht allein sein neues Gedicht ankündigen, sondern

auch ein zweites Buch Elegien beginnen. Dieser werde zunächst eine folgen, welche die Sehnsucht, ein drittesmal über die Alpen zu gehn, ausspreche, und so dachte er weiter, entweder zu Hause oder auf der beabsichtigten Reise nach Italien, fortzufahren. Diese Elegien würden demnach, abweichend von Alexis und Dora, nur eigene Lebensbeziehungen ausgeführt haben, was ihm eben mit so unendlicher Reinheit der Anschauung und inniger Wärme des Gefühls gelungen war. Die Angriffe gegen die Xenien trafen Goethe nicht, da sie ihm gerade den Beweis lieferten, wie sehr diese in künstlerischer Freiheit und Höhe der Auffassung über den Gegner standen, ja er dachte dieselben auf geistreiche Weise abzuwehren, und so hatte er schon einem dieser Gesellen das Xenion zugedacht:

Auch erscheint ein Herr F* rhetorisch, grimmig, ironisch;
Seltsam gebärdet er sich, plattdeutsch im Zeitungsformat.

Nur sollten sie so lange warten, bis alles ruhig sei und die Gegner sicher zu sein glaubten, um sie dann noch einmal „recht aus dem Fundament zu ärgern". Aber nicht allein die Xenien dienten den Gegnern zum Angriff, sondern auch die venediger Epigramme. Das dort geäußerte herbe Wort über die Härte der deutschen Sprache hatte Klopstock in dem Gespräch der zweite Weltstreit zu dem hölzernen Epigramme veranlaßt:

Ulfo!*) Du dauerst Dich, daß Du mich schreibest? Wenn Du mich kenntest,
Wäre Dir dieses nicht Gram. Ulfo, Du dauerst mich auch.

Goethe freute sich, daß Schillers Almanach auf einer solchen Höhe stand, wogegen der von Voß ihm und Schiller über alle Maßen schlecht schien. Seine eigene Dichtung stockte bald darauf, aber er hoffte, daß er im nächsten Jahre (1797) bei längerm Aufenthalte zu Jena wieder sich dichterisch gestimmt fühlen und

*) Ein altdeutscher Name, dessen sich die sogenannten Bardendichter bedienten.

nicht allein *Hermann und Dorothea* vollenden, sondern au
den *Almanach* mit bedeutenden Beiträgen ausstatten werd
da Schiller, den Wallenstein sehr in Anspruch nahm, für diese
wenig thun zu können glaubte. Am 18. Februar sandte er di
zwei ersten nochmals durchgearbeiteten Gesänge seines großen Ge
dichtes an Schiller; vier Tage später kam er selbst zur Vollendun
desselben nach Jena und schon am 21. März war der Scha
gehoben, so daß nur noch der Schluß zu dichten blieb und da
Ganze, besonders das Neuentstandene, der nachbessernden Han
bedurfte. Ehe er am 31. März nach Weimar zurückkehrte, schein
er auch andere Gedichte für den *Almanach* entworfen zu haben
Bei den mancherlei Gesprächen der Freunde über das Wesen un
den unterscheidenden Charakter des Epos und des Dramas, di
durch den von Goethe gefaßten Plan zu einem neuen epischen Ge
dichte veranlaßt wurden, wird auch der Ballade wieder gedacht wor
den sein (vgl. S. 236) und Goethe, wie es in seiner Art lag, schöpferisc
sich versucht haben. Schon damals dürfte er den *Zauberlehr
ling* (Balladen 27) gedichtet, auch sich an der *Braut vo
Korinth* (Balladen 28) versucht und das *Blumenmädche
des Pausias*, Gegenstück zu *Alexis und Dora* (Elegien II, 2
entworfen haben; denn für das erstere läßt sich keine ande
Zeit ausfindig machen, und wenn die beiden andern auch spät
entstanden, so scheint doch die Schnelligkeit, in welcher sie si
bildeten, eine längere Beschäftigung mit dem Stoffe vorauszusetze
Seine Ballade *Hero und Leander* hatte er damals bei Sei
gelegt; die beiden schaurigen Stoffe scheinen ihn mehr angezog
zu haben, und wenn Schiller am 2. Mai Goethe um den T
zu Mozarts *Don Juan* bat, um daraus eine Ballade
machen, so deutet dies darauf, daß die Freunde sich entschlos
hatten, zu dem diesjährigen Musenalmanach eine Reihe Balla

zu liefern, womit Goethe eben den Anfang gemacht haben dürfte, da es ihn trieb, sich in immer neuen Arten zu versuchen.

In Weimar beschäftigten den Dichter die Reinigung von *Hermann und Dorothea*, der Plan zu seinem neuen epischen Gedichte und manches andere, das ihn von der lyrischen Dichtung abzog, welcher er sich bei seinem Frühlingsaufenthalte in Jena zuzuwenden gedachte. Am 28. April sendet er Schiller die zwei letzten Strophen eines Gedichtes *die empfindsame Gärtnerin*. „Es sollte ein Pendant zu den *Musen und Grazien in der Mark* geben“, bemerkt er; „vielleicht wird es nicht so gut, eben weil es ein Pendant ist.“ Diese Aeußerung dürfte auf ein neuerdings begonnenes, aber nicht zum Abschluß gelangtes Gedicht deuten, nicht auf ein früher entworfenes, das er eben unter seinen Papieren gefunden und deshalb dem Freunde mittheilte. Er hatte gedacht, Schiller damit zu überraschen, doch es wollte ihm nicht gelingen, dazu einen passenden Anfang zu finden. Das Gedicht kam damals nicht zum Abschluß; erst in der Ausgabe letzter Hand erschien es unter der Ueberschrift *Hauspark* (Epigrammatisch 18). Zu den vielen gegen die *Xenien* gerichteten Angriffen kam im April auch einer des alten Gleim, des preußischen Grenadiers, der, obgleich er nichts weniger als hart angegriffen war, sich doch nicht enthalten konnte, die ihres Titels spottenden Gedichte *Kraft und Schnelle des alten Peleus* drucken zu lassen. Da derselbe in einem gereimten Gespräche zwischen Alexis und Dora sich zu dem Witze verirrt hatte, Dora nehme den Besen, um den *Sittenhaß* aus den *Xenien* wegzufegen, so belustigte es Goethe, diesem folgendes Gespräch zwischen denselben Personen entgegenzusetzen:

Alexis.

Sag, wie kommst Du zu dem Besen
Und, was schlimmer ist, zum Reim?

Dora.

Bin in Halberstadt gewesen,
Bei dem guten Vater Gleim,

worin sich einestheils das Groteske des Gedankens ausspri
einer so rein gezeichneten Gestalt wie Dora einen Besen in
Hand zu geben, andererseits das Bedauern mit dem guten Alt
der nicht sehe, welche ärmliche Person er hier spiele. Gle
selbst hielt Alexis und Dora sehr hoch.

Gleich nach seiner Ankunft in Jena, am 21. und 22. M
vollendete Goethe das Blumenmädchen des Pausias, d
Schiller bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums vollend
und der würdigste Anfang des neuen Almanachs schien.
demselben 21. hatte er auch die Idee zu seinem Schatzgräb
(Balladen 13) gefunden, den er Schiller am 23. mit dem Wuns
sandte, daß er ihm wohl und vergnüglich sei. Des Freund
warmer Beifall und das Gefühl, daß es ihm auch bei dies
so einfachen Gegenstande gelungen, eine rein künstlerische u
sittliche Wirkung zu erreichen, ermuthigte ihn zu weitern V
suchen. Die hier glücklich gewählte achtversige trochäische Stroph
form zerfällt in zwei auf eigenthümliche Weise gebundene vi
versige Systeme, von denen der erste und letzte Vers in bei
auf einander reimt, wie die innern Verse in jedem unter si
jedes System schließt mit einem um eine Silbe kürzern Ve
Die Reime sind rein, nur daß einmal **e** und **ö** sich entsprech
Schon fünf Tage später sandte er an Schiller das tief empfu
dene Lied an Mignon (Lieder 74), das ihm, während er
der Vollendung von Hermann und Dorothea beschäft

war, von selbst sich darbot, da er auch ein Lied in den Almanach zu stiften sich vorgesetzt hatte. Wenn Goethe an Schiller schreibt: „Sie erhalten zugleich ein Gedicht, das sich auch an einen gewissen Kreis anschließt", so kann damit nur unser Lied gemeint sein, das ganz in der Stimmung der Mignonlieder gedichtet ist; denn auf die beiden andern Beiträge Goethes zum Almanach, an die man sonst denken könnte, Erinnerung, jetzt Nachgefühl (Lieder 42), und Abschied (Lieder 48), paßt die Bemerkung gar nicht, das Gedicht schließe sich an einen gewissen Kreis an, und wenn Riemer und Eckermann das Lied in das Jahr 1796 setzen, so geschah dies aus bloßer Vermuthung; einen Anhaltspunkt in Goethes Tagebüchern hatten sie nicht. Daß zwischen das vierversige System sich vor dem vierten Verse ein Reimpaar schiebt, dessen letzter Vers viel kleiner ist, fanden wir auch schon sonst; eigenthümlich aber ist es, daß dieses fast refrainartige Reimpaar immer denselben Reim hat, Schmerzen Herzen, worin sich gleichsam der Grundton der Dichtung ausspricht. Bei den ganz reinen Reimen fällt der gleiche Reim von ist auf. In den Mai müssen auch die beiden im Musenalmanach gedruckten Gedichte Erinnerung und Abschied fallen. Es sind zwei auf die Trennung eines liebenden Paares bezügliche Lieder, bei denen durchaus kein persönliches Verhältniß zu Grunde liegt, sondern sie sind eben so rein ersonnen, wie Alexis und Dora und so manche Lieder, in welcher Goethe sich in besondere Lagen hineinversetzt. In dem erstern erinnert die Rosenzeit den Dichter, daß es eben diese Zeit sei, wo ihn einst die Liebe der ihm jetzt entrissenen Geliebten beglückt habe. Eigenthümlich gewählt ist die Reimform der sonst ganz geläufigen vierversigen trochäischen Strophen, da V. 2 und 4 nicht unter sich, dagegen in allen drei Strophen auf einander reimen. Einmal reimen hier **ie** und **ü**;

16*

Alexis.

Sag, wie kommst Du zu dem Besen
Und, was schlimmer ist, zum Reim?

Dora.

Bin in Halberstadt gewesen,
Bei dem guten Vater Gleim,

worin sich einestheils das Groteske des Gedankens ausſp einer so rein gezeichneten Gestalt wie Dora einen Besen i Hand zu geben, andererseits das Bedauern mit dem guten der nicht sehe, welche ärmliche Person er hier spiele. selbst hielt *Alexis und Dora* sehr hoch.

Gleich nach seiner Ankunft in Jena, am 21. und 22. vollendete Goethe *das Blumenmädchen des Pausias*, Schiller bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums voll und der würdigste Anfang des neuen *Almanachs* schien. demselben 21. hatte er auch die Idee zu seinem *Schatzgr* (Balladen 13) gefunden, den er Schiller am 23. mit dem W sandte, daß er ihm wohl und vergnüglich sei. Des Fre warmer Beifall und das Gefühl, daß es ihm auch bei d so einfachen Gegenstande gelungen, eine rein künstlerisch sittliche Wirkung zu erreichen, ermuthigte ihn zu weitern suchen. Die hier glücklich gewählte achtversige trochäische Stro form zerfällt in zwei auf eigenthümliche Weise gebundene versige Systeme, von denen der erste und letzte Vers in auf einander reimt, wie die innern Verse in jedem unter jedes System schließt mit einem um eine Silbe kürzern Die Reime sind rein, nur daß einmal **e** und **ö** sich entspr Schon fünf Tage später sandte er an Schiller das tief em dene *Lied an Mignon* (Lieder 74), das ihm, während e der Vollendung von *Hermann und Dorothea* besch

war, von selbst sich darbot, da er auch ein Lied in den Almanach zu stiften sich vorgesetzt hatte. Wenn Goethe an Schiller schreibt: „Sie erhalten zugleich ein Gedicht, das sich auch an einen gewissen Kreis anschließt", so kann damit nur unser Lied gemeint sein, das ganz in der Stimmung der Mignonlieder gedichtet ist; denn auf die beiden andern Beiträge Goethes zum Almanach, an die man sonst denken könnte, Erinnerung, jetzt Nachgefühl (Lieder 42), und Abschied (Lieder 48), paßt die Bemerkung gar nicht, das Gedicht schließe sich an einen gewissen Kreis an, und wenn Riemer und Eckermann das Lied in das Jahr 1796 setzen, so geschah dies aus bloßer Vermuthung; einen Anhaltspunkt in Goethes Tagebüchern hatten sie nicht. Daß zwischen das vierversige System sich vor dem vierten Verse ein Reimpaar schiebt, dessen letzter Vers viel kleiner ist, fanden wir auch schon sonst; eigenthümlich aber ist es, daß dieses fast refrainartige Reimpaar immer denselben Reim hat, Schmerzen Herzen, worin sich gleichsam der Grundton der Dichtung ausspricht. Bei den ganz reinen Reimen fällt der gleiche Reim von ist auf. In den Mai müssen auch die beiden im Musenalmanach gedruckten Gedichte Erinnerung und Abschied fallen. Es sind zwei auf die Trennung eines liebenden Paares bezügliche Lieder, bei denen durchaus kein persönliches Verhältniß zu Grunde liegt, sondern sie sind eben so rein ersonnen, wie Alexis und Dora und so manche Lieder, in welcher Goethe sich in besondere Lagen hineinversetzt. In dem erstern erinnert die Rosenzeit den Dichter, daß es eben diese Zeit sei, wo ihn einst die Liebe der ihm jetzt entrissenen Geliebten beglückt habe. Eigenthümlich gewählt ist die Reimform der sonst ganz geläufigen vierversigen trochäischen Strophen, da V. 2 und 4 nicht unter sich, dagegen in allen drei Strophen auf einander reimen. Einmal reimen hier ie und ü;

auch findet sich der gleiche Reim glüht. Das Lied Abschi
spricht die Entsagung des Liebenden aus, der dem Mädchen, d
ihn treulos verlassen, aber jetzt ihm wieder angehören will, ni
traut, da er ahnt, daß dessen Liebe nicht aus dem Herzen stamm
Das Gedicht ist in einfachen gereimten vierversigen jambisch
Strophen geschrieben; der dritte Vers der zweiten Strophe
um einen, der der vierten um zwei Füße länger, was absichtli
sein dürfte. Für die Annahme, daß diese beiden Gedichte früh
entstanden seien und Goethe sie später, um den Almanach z
füllen, aus seinen Papieren hervorgesucht habe, läßt sich ke
irgend stichhaltiger Grund auffinden. Auch der Zauberleh
ling (Balladen 27) wurde wohl noch im Laufe des Monats vol
endet. Der Dichter stimmte hier wieder einen ganz andern To
als im Schatzgräber an, indem er ein wunderliches griechische
Zaubermärchen durch höchst belebte, anschaulich das Unglaublich
vor Augen bringende Darstellung zu ergreifender Wirkung erhob
Neben der achtversigen trochäischen Strophe, in welcher die Vers
wechselnd reimen, nur V. 6 und 8 männlich auslauten und u
eine Silbe kürzer sind, wodurch sie den Abschluß der Stroph
bezeichnen, bedient sich der Dichter einer andern, zunächst bei
Zauberspruch des Lehrlings, darauf aber wird sie abwechseln
mit der andern auch sonst verwandt. Die vier ersten Verse habe
die halbe Länge der zwei schließenden trochäischen Dimeter,
daß das Hauptgewicht auf dem Schlusse ruht; die Reimform h
das Eigenthümliche, daß zwischen die wechselnd reimenden Ver
nach dem ersten ein Reimpaar tritt, so daß die langen Verse
und 6 auf die kürzern 1 und 4 reimen.

Den 3. Juni beendigte Goethe die Durchsicht von Herma
und Dorothea, nur der später gedichtete Schluß bedurfte n
einer strengen Durcharbeitung, die aber den Dichter nicht an weit

Versuchen in der Ballade hinderte, in welcher er mehrere von ganz verschiedenem Tone in edlem Wetteifer mit Schiller zu gewinnen suchte. Am 4. begann er die ihm schon lange im Sinne liegende Braut von Korinth (Balladen 28), deren Reinschrift er bereits zwei Tage später an Schiller gab. Hier hatte er eine schauerliche Sage benutzt, um die Stimmung des in seinem Untergang noch dem es verdrängenden reiz- und freudlosen Christenthum grollenden Heidenthums dichterisch einzuprägen. Auch hier ist die Strophenform glücklich zur bezeichnenden Darstellung erfunden. Auf ein System von vier größern trochäischen Versen, von denen die ungeraden weiblichen und die geraden männlichen Verse auf einander reimen, folgt ein männliches Reimpaar von kürzern Versen und zum Abschluß ein auf V. 2 und 4 reimender, diesen gleicher Vers. Nur zweimal reimen hier **i ü,** aber auch **ä ee,** einmal **e ö, ch** und **g** (genug Teich). Schon am 7. gedenkt das Tagebuch auch der indischen Legende der Gott und die Bajadere (Balladen 29), die zwei Tage später beendet ward, aber dann noch, wie auch die Braut von Korinth, der letzten Durchfeilung bedurfte. Hier ist es eine unserer christlichen Anschauung gleichfalls fern liegende Sage, in welche der Dichter uns so lebhaft hineinzuversetzen weiß, daß der reinmenschliche Gehalt derselben uns ergreift. In der dazu sinnreich gewählten Strophe schließen sich an eine achtversige zweitheilige gereimte trochäische Strophe drei jambisch anapästische Verse an, von welchen die beiden ersten aufeinander, der letzte auf Vers 6 und 8 reimt, so daß die Reimform große Aehnlichkeit mit der in der Braut von Korinth hat. Auch hier reimen mehrfach **i ü,** (selbst Dienste und Künste), **ei eu** und langes und kurzes **i;** ein paarmal steht hier das gleiche Wort im Reime. Auch die christliche Legende vom Hufeisen (Parabolisch 56) dürfte

Goethe in Jena, wo seine dichterische Quelle so reich floß, aus geführt haben, als Gegensatz zu der griechischen und der indische Ballade. Sie ist, wie Hans Sachs, in gereimten, paarweis re menden jambischen Versen gedichtet, in welchen der Anapäst häufi eintritt; auch in Reimen und Wortformen hat Goethe sich de Freiheiten des alten Meistersängers, aber mäßiger bedient als i dem diesem geweihten Gedichte. Noch zwei andere Stoffe hatt sich Goethe zur Behandlung als Ballade gewählt, die Kranich des Ibykus und den Amlet. Letztern nahm er am 14. nach den Saxo Grammatikus vor, aber er fand bald, daß dieser stark durchs Läuterfeuer gehn müsse, um brauchbar zu werden; doch könne man Herr darüber werden, so werde es immer artig, und wegen der Vergleichung (mit den Balladen aus Sagen anderer Völker) merkwürdig. Tags vorher hatte er den Abschluß von Hermann und Dorothea an Böttiger gesandt. Diesem schreibt er: „Da unsere Muse nach allen Kräften beschäftigt ist, einige Balladen- individuen hervorzubringen, so werden ihre historischen Unter- suchungen nicht sehr weit gehn. Es wäre daher sehr freund- schaftlich, wenn Sie uns Ihre Entdeckungen über die Urahnen dieser Familie mittheilen und dadurch uns auch in theoretischer Rücksicht fördern wollten.“ Von allen Beiträgen Goethes zum neuen Almanach ist nur der letzte, der neue Amor (antiker Form sich nähernd 28), nachweislich früher entstanden, aber aus der Stellung des Gedichtes darf man nicht etwa schließen wollen, Schiller habe dieses erst später erhalten, sondern Goethe wird, was er aus seinen ältern Papieren für Schillers Almanach pas- send hielt, gleich als er im Mai nach Jena kam, mitgebracht haben, wie Schiller ja auch die aus dem Nachlaß von Lenz ihm von Goethe gegebenen Stücke schon sehr frühe besaß, obgleich eines davon erst im zweiten Drittel des Almanachs erschien. Aus der Folg

der Gedichte im Almanach läßt sich gar nichts über die Zeit schließen, in welcher Schiller diese erhielt. Ein Gedicht von Siegfried Schmidt, das ihm erst zukam, als Goethe schon in Frankfurt war, steht schon auf dem zweiten Bogen. Eben so wenig folgt aus der Zeit, in welcher Schiller die Gedichte zur Komposition absandte; denn auch dies geschah erst sehr spät. Goethes Lied von Mignon ist von Zelter komponirt, dem er es am 7. Juli mit der Ballade der Gott und die Bajadere zugeschickt hatte; Goethes Erinnerung setzte Schillers Jugendfreund Zumsteeg, dem dieser sie vielleicht auch um diese Zeit nebst dem Zauberlehrling sandte. Der Kalender erwähnt nur der Sendung zweier Gedichte und eines Liedes an diesen, unter dem 11. und 31 August; der Almanach hat aber vier Melodien von Zumsteeg. Man traut Goethes damals sehr reger dichterischen Schöpfungskraft sehr wenig zu, wenn man meint, er habe nicht auch die Legende und die drei Liedchen dichten können. Von seiner damaligen Reimfertigkeit zeugen auch die Strophen, mit denen er am 13. Schiller eine Anzahl Mineralien übersandte:

> Dem Herren in der Wüste bracht'
> Der Satan einen Stein,
> Und sagte: „Herr, durch Deine Macht
> Laß es ein Brötchen sein!"
>
> Von vielen Steinen sendet Dir
> Der Freund ein Musterstück;
> Ideen gibst Du bald dafür
> Ihm tausendfach zurück.

Schiller war auch auf Goethes mineralogische Mittheilungen und Betrachtungen eingegangen, und Goethe hoffte durch dessen Bemerkungen selbst hierin gefördert zu werden. Noch am 16. sandte er ihm eine „mineralogische Gabe," aber schon denselben Abend mußte er nach Weimar zurück.

In Weimar konnte Goethe vor Zerstreuung und Unruhe wegen der beabsichtigten Reise nach der Schweiz und Italien zu keiner dichterischen Thätigkeit gelangen. Zunächst ging er an den Faust; da ihr Balladenstudium ihn wieder auf diesen „Dunst- und Nebelweg" gebracht, so riethen ihm die Umstände, meinte er, eine Zeit lang darauf herumzuirren. Den von Schiller ihm gesandten Ring des Polykrates fand er so gut dargestellt, daß er wünschte, sein Gegenstück möge ihm eben so gerathen; er meint die Kraniche des Ibykus, in welchen sich gleichfalls die Macht des Schicksals offenbaren sollte. Aber ward auch das Schema und die Uebersicht des Faust gefördert, und geschah auch sonst manches daran (die Vorspiele und die Zueignung werden gerade in diese Zeit gesetzt), zu einer anhaltenden dichterischen Thätigkeit wollte sich keine Stimmung finden, und so blieben auch die Kraniche liegen. Vom 11. bis zum 18. Juli verweilte Schiller bei Goethe. Damals kamen auch die Kraniche des Ibykus zur Sprache, mit denen es Goethe, da seine Schöpfungskraft eben stockte, nicht gelingen wollte, und wahrscheinlich trug er schon damals Schiller den Stoff an, oder beide Dichter wollten sich darin versuchen. Den 16. schrieb er deshalb an Böttiger: „Die Griechen haben ein Sprichwort die Kraniche des Ibykus (im Abdruck des Briefes steht Ybicus, ein vielleicht Goethe zur Last fallender Fehler), dessen Bedeutung Ew. Wohlgeboren wohl bekannt sein wird. Nun soll aus diesem Stoffe eine Ballade gebildet werden, und wir wünschten zu diesem Behufe einige Nachricht, wo sich diese Geschichte begeben und ob von dem Manne selbst etwas Näheres als sein letztes Schicksal bekannt wäre." Am Tage nach Schillers Abreise schreibt ihm Goethe: „Wenn wir so fortfahren, verschiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen, und indem wir die größern (wie Wallenstein

und Hermann und Dorothea) sachte fortleiten, uns durch kleinere (lyrische Gedichte) immer aufmuntern und unterhalten, so kann noch manches zu Stande kommen. Hier ist der Polykrates zurück, ich wünsche, daß die Kraniche (Schillers) mir bald nachziehen mögen." Man sieht, Goethe hatte den Stoff bereits aufgegeben. Spätestens bei diesem Besuche hatte er auch Schiller die Xenien für den Almanach gegeben, welche durch die Feier von Oberons und Titanias goldener Hochzeit eingeleitet werden sollten. Schiller nahm diese aber nicht auf, weil diesmal der Almanach ganz friedlich erscheinen sollte.

Auf der am 30. endlich angetretenen Reise sprach Goethe zu Frankfurt den dort als Hauslehrer stehenden jungen Hölderlin, der noch immer einige Neigung zum Mittelalter zeigte; er rieth ihm dagegen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Zustand zu wählen, wie er es selbst gern that und was ihm das Förderlichste für jeden jungen Dichter schien. In seiner Vaterstadt, wie zu Stuttgart richtete er auf das Theater und die Künste seine besondere Aufmerksamkeit. Auch der dichterische Trieb stellte sich auf der Weiterreise ein, und zwar war es zunächst wieder eine neue Art von Gedichten, auf die er gerieth, Gespräche in Liedern. Schon am 31. August meldete er Schiller, daß er auf dieses „poetische Genre, wovon wir in einer gewissen ältern Zeit recht artige Sachen haben", gerathen sei; sie müßten darin künftig mehr machen, das vielleicht dem nächsten Almanach zu Gute kommen werde. Wenn er sich zunächst die schöne Müllerin dazu ausersehen hatte, so mochten ihn manche Mühlen, an denen ihn der Weg vorbeiführte, um so mehr angereizt haben, als Paisiellos schöne Müllerin gern in Weimar gesehen war; ganz vor kurzem hatte er Vulpius mit einer bessern Uebersetzung dieses Operntextes beauftragt. Auch schwebte ihm eine Romanze

über künstlerische, besonders auch dichterische Behandlung. Den 21. verließen die Freunde Stäfa, um auf dem kürzesten Wege nach Weimar zurückzukehren. Als sie am 5. November zwischen Großenriedt und Schwabach durch ein Thal mit vielem Hopfenbau und einigen Mühlen kamen, versuchte er sich an dem dritten Liede von der schönen Müllerin, mit dem es ihm aber nicht ganz gelingen wollte. Fünf Tage später schickte er das vierte Lied (Balladen 20) an Schiller. Das Gedicht ist in denselben Versen wie das zweite Lied geschrieben, aber der kleine Vers steht hier nur einmal, an vierter Stelle; auf denselben folgt ein Reimpaar und zum Abschluß ein um eine Silbe kürzerer reimloser Vers. Auch tritt hier sehr häufig der Anapäst an die Stelle des Jambus.

In Weimar konnte Goethe zunächst zu keiner dichterischen Thätigkeit gelangen. Am Anfange des Jahres 1798 beschäftigte ihn der Gedanke, ob nicht ein dramatisches Stück zu schreiben wäre, das auf allen Theatern gespielt werden müßte und allgemein gefiele, wie es ihm mit Hermann und Dorothea gelungen sei. Zu der am 26. Januar stattfindenden Geburtstagsredoute ordnete Goethe wieder einmal einen Aufzug an, zu welchem er vier schöne Stanzen dichtete, welche das Glück des endlich erschienenen Friedens aussprachen. Schon hatte er für den Schluß des Almanachs einen Einfall, der noch toller sei als die Xenien, für den er sich aber die Redaktion vorbehielt; diesen Anhang sollten unzweifelhaft die Weissagungen des Bakis bilden. Leider sah er sich aber bald „von aller Produktion gleichsam abgeschnitten“, wie manches er auch im Sinne hegte. Darunter war auch ein Gedicht die Metamorphose der Pflanze (Gott und Welt 6), wozu er anfangs die Stanze oder Terzine wählen wollte; in letzterer hatte A. W. Schlegel das im letzten Almanach erschienene

…ometheus geschrieben. Aber erst achtundzwanzig
…r sollte er sich wirklich in dieser Reimform versuchen.
… Naturstudien hielten ihn damals von jeder dichterischen
…urück. Dazu nahmen ihn die Geschäfte und der endlich
…e Kauf eines Gutes in Oberrosla sehr in Anspruch. Erst
…z gelingt es ihm nach Jena zu kommen, wo er am 23. die
…ngen des Bakis beginnt, die Elegie über den Tod der
…immt und den Plan seiner Achilleis näher ins Auge
… schon am 7. April riefen ihn mancherlei Geschäfte
…ar zurück. Hier nahm er den Faust vor, damit ihm
…hsten Wochen, welche er bleiben müsse, nicht ungenutzt
… möchten. Daß die Stimmung des Frühlings, wie
…erkt hatte, lyrisch sei, kam ihm bei diesem „rhapsodischen
…hr zu Gute. Noch am 21. April meldete er, Faust
…age immer zugenommen; so wenig es sei (wenigstens
… Verse alle Tage), bleibe es eine gute Vorbereitung
…eutung. Aber die Gastvorstellungen Ifflands rückten
…g in den Hintergrund, und schon am 11. Mai hatte
…stische Doktor" dem Helden Achill weichen müssen.
…ld ein Jahr sei, daß er nichts Dichterisches mehr
…, fiel ihm schwer auf die Seele. Als er aber am
…ch Jena kam, galt es zunächst, das erste Stück seiner
…n, die Cotta übernommen hatte, würdig auszustatten,
… auch künstlerisch vortreffliche Gespräch über Wahrheit
…rscheinlichkeit bestimmt hatte. Ende Mai mußte
…ge Tage nach Weimar zurück. Als er am 4. Juni
… seiner kleinen behaglichen Wohnung auf dem alten
…osse eingekehrt war, nahmen ihn zunächst die Aufsätze
…opyläen ganz in Anspruch, aber bald darauf trieb
… lyrischen Dichtung zurück, da es die Ausstattung

des neuen Musenalmanachs galt. Schon am 13. schloß
Elegie Euphrosyne auf die hingeschiedene Becker, dieses
Denkmal herzlicher Liebe, warmen Gefühls und hoher Kunst
vollständig ab. Den 15. gelang ihm die heiter parodistische
derjenigen Kritiker, die von der Dichtung eine sittliche
forderten, in der jetzt deutscher Parnaß (vermischte
überschriebenen Ballade, in welcher die trochäischen Verse
verschiedensten Länge und Reimstellung zum Ausdruck der b
Darstellung auf das glücklichste verwandt sind. Unter
erwähnt Goethes Tagebuch der Müllerin Verrath (
19), das Blümlein Wunderschön (Balladen 10) u
Musageten (vermischte Ged. 27). Der Müllerin Ve
der sich von den drei übrigen Liedern, zu denen er gehört,
unterscheidet, daß er keine Gesprächsform hat, ist in der gewö
achtversigen zweitheiligen abwechselnd gereimten Strophe gesc
Neben den gewöhnlichen unreinen Reimen findet sich hi
zweimal der von **e ö.** Die schon in der Schweiz im
gehegte Ballade das Blümlein Wunderschön ist
Versmaße des Sängers geschrieben, nur tritt dem V
gemäß häufig, auch im letzten Fuß, der Anapäst statt des
ein. Bei dem Scherze die Musageten wandte Goethe
einmal reimlose trochäische Dimeter an. Gleich am f
Tage, den 17. Juni, schloß er endlich die Metamorph
Pflanze ab, in welcher er ein Lehrgedicht von so wund
Reize wie lebendiger Anschaulichkeit in elegischer Form sch
sich von den allegorischen Lehrgedichten der Engländer ebens
schied, wie von dem in Hexametern sich ergießenden beschr
Hymnus an Flora von C. von der Lühe, den Go
fünf Jahren kennen gelernt und nicht ohne Theilnahme vo
hatte. Vielleicht fallen in diese Zeit auch die gegen

gerichteten Hexameter die Kränze, welche durch die in diesem Frühjahr erschienene zweite, mit vielen neuern Gedichten vermehrte Ausgabe von Klopstocks Oden veranlaßt scheint. Vgl. die Erläuterungen zu diesem Gedicht (antiker Form sich nähernd 30). Schiller hatte in diesem Jahre noch zu keiner lyrischen Stimmung gelangen können.

Schon am 21. zog es Goethe nach seinem Gute zu Oberrosla, von wo er bald nach Weimar mußte. Am 4. Juli kehrte er nach Jena zurück, um seiner dichterischen Muse zu leben, da ihm neben der Ausführung des Tell ein Lehrgedicht über die magnetischen Kräfte vorschwebte, in der Weise seiner Metamorphose, doch schon eine Woche später zogen ihn unaufschiebbare Geschäfte nach Weimar, wo er „kaum zu ein paar leidlichen prosaischen Perioden Stimmung fand". Als er am 25. den Anfang der Propyläen zum Drucke absandte, konnte er diesen auch nicht den kürzesten dichterischen Spruch mit auf den Weg geben. Selbst sein Aufenthalt in Jena während der ersten Hälfte des August, blieb ohne dichterische Blüte; es war eben nach dem frischen Ergusse im Juni wieder eine Stockung eingetreten, so daß er nichts Neues zum Almanach schaffen, nur Schiller bei der Redaktion desselben mit seinem Rathe beistehn konnte. Seine eigenen reichen Beiträge, die er auf der Schweizerreise und in Jena gewonnen hatte, erschienen fast alle in der ersten Hälfte des Almanachs. Die ersten 23 Seiten nahmen Euphrosyne, die Musageten (bei denen er, wie bei zwei andern Gedichten, sich Justus Amman unterzeichnete) und die Metamorphose ein. Dem nach Weimar zurückgekehrten Freunde konnte Schiller die beiden ersten Aushängebogen schon am 28. August senden. Der dritte Bogen brachte die Verse vom 1. Oktober 1797 und das Blümlein Wunderhold; auf dem vierten begann Sänger-

würde, welchen Namen Schiller dem jetzt deutscher Pa
überschriebenen Gedicht gegeben hatte, wie er am 23. an G
schreibt, und unmittelbar darauf folgten bis zur Hälft
sechsten Bogens die vier Lieder von der Müllerin, die nur
je ein Gedicht eines andern Dichters von einander gesc
waren. Amyntas begann den siebenten Bogen. Da S
wegen der Füllung des Almanachs in Noth war, hatte G
schon am 29. August ihm die Aussicht eröffnet, noch etwas
Ende desselben zu liefern. „Können Sie noch etwas i
Almanach stiften", schreibt Schiller am 5. September
thun Sie es ja; denn es wird hart halten, den nöthigen
zu liefern." Er wünschte dazu die Verse, welche Goeth
Maskenzug auf der Geburtstagsredoute gemacht, die aber
im Journal des Luxus und der Moden erschienen w
Goethe schrieb bei Uebersendung derselben: „Ich habe in
meinen Papieren herumgesucht und finde nichts, womit ich
zum Almanach zu Hülfe kommen könnte. Noch zu der voig
Hochzeit (am 24. August) hatte ich ein Gedicht ganz disp
das leider nicht fertig ward, und selbst im Almanach
es noch immer zur rechten Zeit kommen. Aber woh
Stimmung nehmen!?!?" Als Schiller am 10. zu mehrtä
Besuche nach Weimar kam, scheint ihm Goethe sein Gedic
meine Lieder gegeben zu haben, das auf dem zehnten
der erst am 30. in die Presse ging, unter dem Name
Justus Amman erschien. Der Annahme, daß Goethe bei
augenblicklichen günstigen Stimmung die beiden einfachen St
des von der Geliebten treulos verlassenen Dichters gesch
steht nichts entgegen. Sie bilden ein merkwürdiges Geg
zu Schillers in dem vorigen Bogen stehendem Liede des
chens Klage, das Goethe allerliebst fand, und vollkomm

er Klage. Daß Goethe schon früher die beiden Strophen
: gegeben und dieser sie so lange aufgespart, ist höchst
scheinlich. Zu Wallensteins Lager lieferte dieser
oldatenlied, das er schon am 6. Oktober sandte. Vgl.
: als lyrischer Dichter S. 222 ff. Zu Jena schrieb er
November die Distichen:

Als das heilige Blatt von Maros Grabe getrennt ward,
Naht' es, der Asche getreu, welkend, polarischer Nacht.
Aber im Lande, bedeckt von Schnee, ergrünt es auf's Neue,
Bietet unwelkenden Schmuck traulich den Grazien an.

chneegott hatte sie damals früh und reichlich heimgesucht,
an demselben Tage an Knebel schreibt. Welcher Reisende
:berreis vom Grabe Virgils am Posilipo nach Jena gebracht,
in einem Topfe wieder blühte, wissen wir nicht. Eine
oliche Beziehung ist nicht ausgesprochen, aber wahrscheinlich
er die Verse Knebel als Beilage zu dem Briefe von dem=
Tage, in welchem er ihm für seine Uebersetzung des Properz
„Diese artigen Werke der Kunst bleiben immer das,
: waren", schreibt er diesem, „und ergetzen noch jetzt, wie
s, den, der sie zu empfinden und zu schätzen versteht."
Ende des Jahrs fällt auch die schöne Paramythie Phöbos
ermes (antiker Form sich nähernd 27), die Goethe dem
Hefte des zweiten Bandes der Propyläen vorsetzte, das
m Schlusse des Jahres zum Drucke abging. In das Ende
hres dürften die vier Hexameter auf Walpoles Burg von
ıto (The castle of Otranto, 1765) fallen:

Sind die Zimmer sämmtlich besetzt der Burg von Otranto,
Kommt, voll innigen Grimmes, der erste Riesenbesitzer
Stückweis an und verdrängt die neuen falschen Bewohner.
Wehe den Fliehenden, weh den Bleibenden! Also geschieht es.

ıde des Jahres übte der grausenhafte Roman Walpoles

auf die weimarer Damen große Wirkung. Den 13. De
bittet Goethe A. W. Schlegel nochmals um den Roman, da
einige Frauenzimmer in diese „Wunder" einführen wolle
28. sandte er den zerlesenen Roman neugebunden zurück.
Anzeige von Grübels Gedichten hatte er Anfangs Dezem
schrieben, welche am 23. in der allgemeinen Zeitung er
er wollte damit diejenige Partei ärgern, die nur höhere Gegen
der Empfindungen der lyrischen Dichtung würdig hielt,
selbst Schiller ward über das Lob ungehalten, das hi
spießbürgerlichen Dichtung gezollt wurde.

Im Anfange des Jahres 1799 fühlten sich weder Schille
Goethe zur lyrischen Dichtung gestimmt; den erstern nahm
beiden letzten Stücke seines Wallenstein ganz in Anspruch.
während Goethes Aufenthalt zu Jena im Februar wollt
nichts Dichterisches gelingen. Am 3. März klagt er Schille
Weimar aus, er sei vom schlimmsten Humor, der sich woh
verbessern werde, bis ihm irgend eine Arbeit von Bed
gelungen sei; er sehe keine zufriedene Stunde voraus,
wieder in Schillers Nähe sei, um auf eine erwünschte
thätig sein zu können. „Eine so lange Pause, als Sie d
in der Poesie gemacht haben", erwiedert Schiller, „darf nich
vorkommen, und Sie müssen darin ein Machtwort auss
und ernstlich wollen. Schon deswegen ist mir Ihre I
einem didaktischen Gedichte (einem großen Naturgedich
vielmehr mehrern Gedichten über die Naturerscheinunge
willkommen gewesen; eine solche Beschäftigung knüpft die
schaftlichen Arbeiten an die poetischen Kräfte an und wird
den Uebergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen
Wenn ich mir übrigens die Masse von Ideen und Ge
denke, die Sie in den zu machenden Gedichten zu vera

haben und die in Ihrer Phantasie lebendig liegen, so daß ein einziges Gespräch sie hervorrufen kann, so begreife ich gar nicht, wie Ihre Thätigkeit auch nur einen Augenblick stocken kann. Ein einziger dieser Plane würde schon das halbe Leben eines andern Menschen thätig erhalten." Gleich darauf ging Goethe an die Achilleis, von welcher er einen großen Theil, dem es noch an innerer Gestalt fehlte, bis in seine kleinsten Theile organisirt hatte; er hoffte, wenn er alle seine Kräfte darauf verwende, Ende September damit fertig zu sein. Am 16. hatte er von dem ersten der fünf bereits motivirten Gesänge schon 180 Verse geschrieben. Endlich am 21. gelang es ihm, nach Jena zu kommen, wo er gleich am 22. die schönen Verse der Spiegel der Muse (antiker Form sich nähernd 26) als Eingangsworte zu dem neuen Hefte der Propyläen schrieb, aber an demselben Tage arbeitete er an der Achilleis fort, der er sich jetzt ganz zu widmen gedachte. Für den Almanach wollte er diesmal so wenig als Schiller etwas liefern, da man den Entschluß gefaßt hatte, darin blos die epische Dichtung von Amalia von Imhoff die Schwestern von Lesbos zu bringen, deren genauere Durchsicht Goethe übernommen hatte; doch schwebte ihm eine Elegie vor, die sie als poetische Vorrede und Einleitung vor das Gedicht setzen und dadurch eine gute Wirkung hervorbringen könnten. Wahrscheinlich wollte er darin seine Freude aussprechen, daß Hermann und Dorothea eine begabte junge Dichterin und Künstlerin zu diesem Gedichte begeistert habe. Schon am 2. April konnte er Schiller, der eben Wallensteins Tod glücklich vollendet hatte, den ersten Gesang der Achilleis zur Durchsicht geben, aber zur Fortsetzung derselben war er noch nicht gekommen, als er sich am 10. zur Vorbereitung der Aufführung der ganzen wallensteinschen Trilogie mit Schiller nach Weimar begab.

Nach dem glücklichen Gelingen derselben kehrte Schiller nach Jena zurück, wohin ihm Goethe am 1. Mai folgte, um zunächst die in ein Familiengemälde gekleideten Briefe der Sammler und die Seinigen zu vollenden. Mit Schiller ward damals ein Schema über den Dilettantismus ausgearbeitet. Ein leidiges Beispiel, wie es mit dichterischen Dilettanten beschaffen sei, sollte Goethe gleich darauf an der Dichterin der Schwestern von Lesbos erleben, die durch seine darüber geäußerten Bedenken sich so verletzt fühlte, daß sie ihr Gedicht zurückziehen wollte; der Riß wurde nur durch Meyers Vermittlung hergestellt. Auch die Herausgabe von Goethes neuen Gedichten kam damals zur Sprache, und Schiller übernahm es, die Einleitung bei dem Buchhändler Unger, dem Verleger von Goethes neuen Schriften, zu übernehmen. „Goethe sagte mir dieser Tage", schreibt er gelegentlich den 26. Mai an Unger, „daß Sie ihn an einen neuen Band seiner Schriften erinnert hätten. Ich weiß nicht, ob er jetzt etwas Neues für diese Sammlung hat; ich habe ihm aber schon längst angelegen, die kleinern Gedichte, Elegien, Idyllen, Epigramme, Balladen, Lieder rc., die er in den letzten acht (vielmehr zehn) Jahren gemacht und in Almanachen und Journalen zerstreut hat, in einen Band, etwa den siebenten seiner Werke, zu sammeln. Eine solche Sammlung würde gewiß vielen sehr willkommen sein, und ich wünschte, daß Sie ihn dazu bereden könnten." Goethe, der nach Vollendung des ersten Gesangs der Achilleis den besten Muth zu dieser Arbeit gehabt, war doch bald damit ins Stocken gerathen; er fühlte, daß wieder einmal die Zeit des Ermattens seiner dichterischen Schöpfungskraft gekommen war. Da mußte es ihm denn am gerathensten scheinen, seine Zeit auf eine Durchsicht und Durchbesserung seiner neuern Gedichte, besonders der elegischen, zu verwenden, wobei er hoffen durfte, daß auch

gelegentlich seine Dichterader wieder in Fluß kommen werde. Hatte er ja auch eine ähnliche Arbeit mit der epischen Dichtung der Imhoff übernommen. Mancherlei Geschäfte und Zerstreuungen nahmen ihn seit seiner Rückkehr nach Weimar (am 27. Mai) in Anspruch, die ihn an jeder zusammenhängenden ruhigen Thätigkeit hinderten. Lebhaft beschäftigte ihn das Schema über den Dilettantismus, dem er gar zu gern, wie seinem Sammler, eine dichterische Form gegeben hätte, um die Arbeit allgemeiner und gefälliger wirken zu machen; dazu wollte er es nochmals mit Schiller auf das sorgfältigste durcharbeiten. Wenn sie dann ihre Schleusen zögen, werde es die grimmigsten Händel setzen, da sie geradezu das ganze liebe Thal überschwemmen würden, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt habe. Gerade in der lyrischen Poesie war ihm die „Impudenz“ des Dilettantismus am schrecklichsten. „Es ist hier eine größere Gefahr als bei andern Künsten“, heißt es in dem ausgeführten Schema, „eine bloße dilettantische Fähigkeit mit einem echten Kunstberufe zu verwechseln, und wenn dies der Fall ist, so ist das Subjekt übler daran als bei jeder andern Liebhaberei, weil seine Existenz völlige Nullität hat; denn ein Poet ist nichts, wenn er es nicht mit Ernst und Kunstmäßigkeit ist.“ Die Durchsicht seiner neuern Gedichte nach strengen Kunstanforderungen lag ihm sehr am Herzen. Den 26. Juni schreibt er an Schiller: „Ich lasse meine kleinen Gedichte zusammenschreiben, woraus ein wunderlicher Kodex entstehn wird.“ Unger erwähnte in seiner Antwort an Schiller Goethes mit keinem Worte. Wie gern wäre dieser nach Jena geeilt, um zu irgend einer Thätigkeit zu gelangen, aber die mancherlei Geschäfte hielten ihn in Weimar zurück, wo sie ihn weder zu wissenschaftlicher noch zu künstlerischer Thätigkeit gelangen ließen. Manche leidige Erfahrungen brachten ihn zu dem Entschlusse, in Zukunft aller

theoretischen Mittheilung, die doch nichts fruchte, zu entsagen und seinen Geist bloß auf Hervorbringung von Werken, welcher Art sie auch sein möchten, zu richten. Die Durchsicht der Schwestern von Lesbos war eine böse Arbeit. Das Werk sei artig gedacht und gut modellirt, bemerkt er, aber der Guß habe versagt; je weiter man komme, desto mehr gebe es zu thun, aber man müsse nur machen, daß man durchkomme. Da seine Hoffnung, nach Jena zu eilen, ein paarmal durch die „polypenartigen“ Geschäfte gehindert worden und er noch die Rückkunft des Herzogs abwarten mußte, entschloß er sich Ende Juli die Seinigen nach Jena zu schicken und ganz allein in seinen Garten zu ziehen. Hier begann er am 30., auf Veranlassung einer wunderlichen Vermuthung über den Ursprung der Sage von der Walpurgisnacht, die Ballade die erste Walpurgisnacht (Kantaten 3), in welcher er den Versuch machen wollte, eine dramatische Ballade so auszubilden, daß sie dem Tonsetzer zu einem größern Singstück Stoff gäbe. Wie er in der Braut von Korinth den Untergang des griechischen Heidenthums dargestellt hatte, so sehen wir hier die alten Germanen gegen das ihnen grausam aufgezwängte Christenthum sich zur Wehr setzen, im festen Vertrauen auf die Wahrheit ihres Glaubens, von dem sie nie lassen werden, müssen sie auch der äußern Gewalt weichen. Auch hier bewundern wir die mächtigste dichterische Gestaltungskraft bei einem Stoffe, der durch die Art der angewandten List, wie Goethe wohl fühlte, zu wenig Würde hat, aber dadurch steht das Gedicht eben so hoch, daß das Komische, was ihm anklebt, glücklich überwunden ist. Die Ballade lag ihm so sehr am Herzen, daß er selbst Schiller davon nichts verrieth. Sie zerfällt in drei Abtheilungen, in welchen dieselben beiden Strophen wiederkehren. Jedesmal beginnt ein Druide mit einer Strophe von dreizehn Versen, worauf der folgende Chor sich einer

vierversigen Strophe bedient. Zuerst reimen zwei Verse aus zwei Jamben, dann folgt ein vierversiges System, in welchem die innern den ersten ganz gleichen und die äußern anderthalb Fuß längern Verse reimen; dann folgen wieder die beiden kleinern Reimverse, aber statt des vierversigen ein fünfversiges System, in welchem V. 1, 3 und 5 und die um eine Silbe längern 2 und 4 reimen. Der Chor besteht aus zwei reimenden Dimetern und zwei gleichfalls reimenden um eine Silbe kürzern Versen. Darauf folgt ein trochäischer Gesang, in der ersten Abtheilung von einem aus dem Volke, in der zweiten von einem heidnischen, in der dritten von einem christlichen Wächter. Auf zwei reimende trochäische Dimeter folgt ein System aus vier wechselnd reimenden Dimetern; den Schluß bildet ein anderes, gleichfalls (mit Ausnahme des vorletzten um die Hälfte kürzern Verses) aus Dimetern, die alle aufeinander reimen, nur der dritte auf den Schluß des frühern Systems. Der daran sich schließende Chor weicht in den drei Abtheilungen von einander ab; in der ersten besteht er aus fünf, in den beiden andern aus sechs dem Schlusse der Strophen gleichen, nur in der Reimstellung verschiedenen Versen; in den sechs Versen haben wir drei Reimpaare; von den fünf Versen reimen 1, 4 und 5 und die beiden andern. In der dritten Abtheilung tritt zwischen den Gesang des Druiden und den Chor der Ruf des einen christlichen Wächters mit dem Chore der heidnischen Wächter, welcher wörtlich den Schluß des Druiden wiederholt, so daß das Ganze mit der festen Ueberzeugung schließt, der alte Glaube werde im Herzen des Volkes unerschütterlich bestehn.

Endlich traf Ungers Aufforderung ein, Goethe möge im siebenten Bande eine Sammlung seiner neuen Gedichte geben. Den 3. August schreibt dieser an Schiller: „Meine Einsamkeit im Garten wende ich vor allen Dingen dazu an, daß ich meine

…klicherweise am leichtesten verbessern, wobei … Sinn mitgewinnt. Aus den römischen … manchen prosodischen Fehler, und ich hoffe …icht. Bei passionirten Arbeiten, wie z. B. …a, ist es schon schwerer, doch muß man sehn, …ngen kann, und am Ende sollen Sie, mein …dung haben. Wenn man solche Verbesserungen … zu Stande bringt, so zeigt man doch immer …, so auch Respekt für die Fortschritte in der …n Vossen und seiner Schule nicht absprechen … müßte diese Sammlung in manchem Sinne, …t, als ein Fortschritt erscheinen.“ Schiller … in dem Entschlusse, auf die Reinheit des …ch zur Vollendung der Dichtung gehöre, zu …te er nicht übel, in einer Vorrede oder sonstwo …undsätze auszusprechen, damit man das nicht … oder Uebertretung (nach den strengern Grund-…e, was aus Prinzipien geschehe. Die Arbeit … da Goethe daneben auch das Gedicht der … begonnenen Druck im Almanach durchgehn …a er selbst an einer strengen Revision seiner …r, die „Frauenzimmerlichkeiten“ der jungen …as loser und lockerer vorkamen. Da sich …s Gedicht allein den Almanach nicht fülle, … nicht reuen zu lassen, dazu allenfalls das …cke zu geben, er selbst wolle sein Möglichstes … zu schaffen, obgleich er bis jetzt weder wisse …r sehr langsam schritt die Durchsicht der …nches andere ihn lebhafter anzog und die … Verbesserung nicht kommen wollte. Am

16. September gelang es ihm endlich, Schiller in Jena
suchen, wo ihn zunächst die Gedichte beschäftigten, bei
prosodischer Reinigung er A. W. Schlegel zu Rathe zog.
bald nahm die auf den Wunsch des Herzogs übernommene
setzung des voltaireschen Mahomet seine Zeit in Anspruch.
Sendung neuer Melodien von Zelter, unter andern zum Za
lehrling und zum Lied Erinnerung, erfreute ihn, doch
dieser zu der ihm anvertrauten ersten Walpurgisnac
durch das Ganze wehende Luft noch nicht finden können.
er den 13. Oktober nach Weimar zurückkehrte, war sein bo
Wesen „so prosaisch, wie der vossische Almanach". Endli
4. November konnte er die erste Hälfte seiner neuen G
zum Drucke an Unger absenden, durch den er auch Zelt
seine Lieder danken und um die versprochene Fortsetzung
ließ. Fünf Tage später ging er wieder auf mehrere T
nach Jena, wo er Mahomet zu Ende übersetzte, den Pla
natürlichen Tochter faßte und das Schema zur Farben
entwarf. An den Gedichten geschah wohl wenig, d
begann er sich in derben Sonetten wider den Kunstdilettant
auszusprechen. In dieser bisher noch nicht gebrauchten kuns
Dichtform glaubte er die beste Weise gefunden zu haben
Dilettantismus zu Leibe zu gehen. Schiller, der unte
mit seiner Familie nach Weimar gezogen, schreibt am 7. Deze
„Das bekannte Sonett hat hier eine böse Sensation ge
und selbst unser Freund Meyer hat die Damenwelt verfüh
in Horreur zu nehmen. Ich habe mich vor einigen Tage
lebhaft dafür wehren müssen. Mich soll es im geringste
befremden, wenn ich hier auch keine andere Erfahrung
als die des Widerspruchs mit dem Urtheil des Tages."
am folgenden Tage kehrte Goethe wieder nach Weimar

Hier nahm ihn zunächst Mahomet sehr in Anspruch, der am nächsten 30. Januar zur Darstellung kommen sollte.

Am 1. Januar 1800 sandte er seine römischen Elegien A. W. Schlegel zu nochmaliger Durchsicht. Als er sie mit Schlegels Korrekturen und Bedenken zurück erhielt, ging er sie nochmals durch, um sie dann vor dem Drucke noch einmal Schlegel vorzulegen. Da er aber selbst nicht von Weimar wegkonnte, sandte er sie ihm am 26., und zwar in zwei Abschriften, einer, in welcher die von ihnen beanstandeten Stellen angestrichen waren, und einer mit den von ihm versuchten Aenderungen. „Vielleicht finden Sie Mittel", schrieb er, „die bisher refraktären Stellen zu zwingen. Sollte es nicht überall gehn, so wollen wir uns drein ergeben und der Zukunft etwas vorbehalten." Schon am 3. März sandte er die Elegien mit den durch rothe Dinte bezeichneten Verbesserungen an den Verleger. Schlegels Vorschläge hatte er meist aufgenommen, wie er diesem am 5. bei Uebersendung des zweiten Buches der Elegien mittheilt. „Meine gegenwärtige Lage ist so unpoetisch als unkritisch", bemerkt er dabei, „und es sind mir daher bei diesem Geschäft, dem ich nicht ausweichen kann, die freundlichen Winke um desto schätzbarer." Den 20. sandte er ihm auch die Epigramme, die am meisten seiner Hülfe bedürfen würden, die Weissagungen des Bakis und die Metamorphose der Pflanze. Während er so zu den ganz vollendeten Gedichten sich der Verbesserungen eines so kundigen Metrikers bediente, hatte er reiflich erwogen, was er aus den im Verein mit Schiller in den Almanach auf 1797 gegebenen epigrammatischen Gedichten machen solle. Zunächst wurden die Xenien als bloß gegen einzelne gerichtete Spottverse ganz ausgeschlossen. Die ihm allein angehörenden, Eisbahn überschriebenen Distichen schienen ihm so zu einem Ganzen abgerundet, daß sie mit geringen metrischen

Aenderungen Aufnahme verdienten, und da sie das Hauptwintervergnügen in der Natur darstellten, so kam ihm der Gedanke, sie als Winter zu bezeichnen. Nun bot ihm aber der Musenalmanach noch zwei andere Reihen Epigramme, die in ähnlicher Weise den Frühling und Sommer darstellten, weshalb er sich entschloß, diese, obgleich mehrere Schiller angehörten, mit dem Winter zu verbinden; es waren die unter den Ueberschriften Vielen und Einer. Schiller, dem er diese drei Abtheilungen vorlegte, ermunterte ihn aus den sonst im Almanach unter den Tabulae votivae und einzeln gegebenen Distichen ohne Rücksicht ob sie Goethe oder ihm selbst angehörten, nun auch einen Herbst auszusuchen. Diesen mit den übrigen drei Jahrszeiten übersendet Goethe am 22. März dem Freunde „zu gefälliger Durchsicht"; vielleicht falle ihm etwas ein, das dem Ganzen wohlthue; denn er selbst finde sich in gar keiner poetischen Jahrszeit. „Es hat mich gefreut, die vier Jahrszeiten nun komplet zu finden", erwiedert Schiller sogleich. „Die Auskunft, die Sie getroffen, ist sehr gut, und wenn Sie allenfalls unter die zum Herbste zusammengestellten Distichen noch eins oder das andre einstreuen wollten, das eine leichtfaßliche Beziehung auf die Jahrszeit hätte, so würde nichts mehr zu wünschen sein. Die Distichen will ich indessen genau ansehn und mündlich wollen wir uns dann darüber besprechen." Hiernach dürfte wenigstens das letzte Distichon auf Schillers Wunsch noch hinzugekommen sein. Am 23. fand die Besprechung mit Goethe statt. „Anbei sende ich die Theaterreden, womit ich den Band meiner Gedichte zu schließen gedenke", schreibt Goethe am nächsten Morgen. „Sie sind freilich ein' bißchen mager, indessen mögen sie so hingehn. Vielleicht entschließe ich mich, noch eine zu machen zum Schluß der diesjährigen Wintervorstellungen; vielleicht wär' das die

schicklichste Art, wie man die Oppositionspartei (im Theater-
publikum) mit einem heitern Ernst chikaniren könnte.“ Schiller
erwiederte: „Die Theaterreden sind ein recht interessanter Beitrag
zu den Gedichten. Sie haben einen eigenen und dabei durchaus
so hübsch häuslichen Charakter, daß sie dadurch reizen und
anziehen. Da Sie, wie Sie gestern sagten, die noch ungedruckte
Elegie, welche so viel persönliche Beziehungen auf Sie selbst hat
(Hermann und Dorothea), mit abdrucken lassen und mit
diesen geselligen und gefälligen Theaterreden schließen wollen,
so möchte ich um so weniger rathen, das Publikum durch die
abgerissene Erscheinung des Fragments aus dem Faust von
Oberons Hochzeit scheu und irre zu machen. Ueberlegen
Sie es wenigstens noch einmal, ob es nicht besser ist, es bei dem
gutmüthigen Ton zu lassen, der in dem Ganzen der Sammlung
einmal herrscht.“ Auch Schlegel, der gegen Ende des Monats
nach Weimar kam, legte er die Jahrszeiten und die Episteln,
wohl auch die Theaterreden, vor. „Haben Sie Dank“, schreibt
er diesem bald darauf, am 2. April, „daß Sie meine Jahrszeiten
ausschmücken wollen. Die Episteln dächt' ich, ließe man liegen,
bis sich etwa die Lust findet, etwas Neues in dieser Art zu
machen.“ In demselben Briefe heißt es: „In dankbarer Erwiederung
Ihrer Sendung (Schlegel hatte seine Uebersetzung von Horatio
Walpoles Schriften gesandt) lege ich das erste der famosen Sonette
bei; nach und nach sollen die übrigen anlangen. Ueber dem
Portal steht das gegenwärtige wahrlich nicht unbedeutend.“
Offenbar können hier keine Sonette Schlegels gemeint sein, sondern
solche von Goethe selbst, die er nun erst durchgehn und mit
neuen vermehren will, ehe er sie Schlegel vorlegt. Das, was
er an den Anfang stellen will, ist wohl dasjenige, welches, wie
wir hörten, schon in Weimar große Aufregung erregt hatte. Diese

Sonette dachte er vorab noch zurückzulegen, nur etwa Freunden mitzutheilen; aber er wollte sich zur Reinigung derselben der Hülfe des kundigen Sonettendichters bedienen. An demselben 2. April sandte er die zweite Abtheilung der Elegien und die Epigramme zum Drucke ab, acht Tage später den Schluß des Bandes, die Weissagungen des Bakis, die vier Jahrszeiten und die Theaterreden.

Der bald darauf erscheinende siebente Band der neuen Schriften begann mit Liedern. Das erste derselben an die Günstigen (Lieder 2) war offenbar als Einleitung zur Sammlung neuerdings gedichtet. In zwei sechszeiligen zweitheiligen trochäischen Strophen wird hier der Gedanke anmuthig ausgesprochen, daß Lieder die Empfindungen des Dichters aussprechen sollen. Daran schlossen sich zunächst die Lieder die Spröde und die Bekehrte (Lieder 8. 9), welche als eine Arie schon vor drei Jahren im Journal für Theater und andere schöne Künste erschienen waren. Drei andere noch ganz unbekannte Gedichte folgen darauf, der Musensohn, an Lina, an die Erwählte. Ein Zweifel, daß diese drei Liebeslieder gerade zu der neuen so magern Liedersammlung gedichtet worden, scheint kaum statthaft. Der Musensohn ist in derselben jambischen Strophenform wie die trochäische des Liedes an die Günstigen geschrieben, an Lina in der einfachen vierversigen jambischen Strophe, an die Erwählte in der Verdoppelung derselben. Daß der Dichter, der in den folgenden Jahren noch so manche frische Lieder sang, die vorliegenden nicht während des vorigjährigen Gartenaufenthaltes gedichtet haben könne, wird niemand ernstlich zu behaupten wagen, und daß er Neues zu geben gedachte, sagt er selbst. Auf diese neuen Lieder folgen die aus den letzten Almanachen nebst Melodien bekannten Nähe des Geliebten,

an Mignon, Nachgefühl (früher Erinnerung überschrieben), Abschied, Meeresstille und glückliche Fahrt, dann die ebenfalls dort schon meist mit Melodien gedruckten, aus Singspielen genommenen, kophtische Lieder, Antworten, verschiedene Empfindungen und Wer kauft Liebesgötter? (letzteres aus dem vossischen Almanach), endlich zum Schlusse das gleichfalls in Musik gesetzte Scherzlied Musen und Grazien. Auffallend bleibt es, daß Goethe das Gedicht an meine Lieder aus dem Almanach auf 1798, wohl aus Versehen, nicht aufnahm. Die schon gedruckten Lieder sind hier unverändert, nur im letzten steht V. 26 von statt vom. Die zweite Abtheilung bilden Balladen und Romanzen. Sie beginnen mit dem Sänger aus Wilhelm Meister und den aus den Singspielen und Faust genommenen das Veilchen, der untreue Knabe, Erlkönig, der Fischer (der nach unsrer Annahme auch ursprünglich Einlage war) und der König in Tule (sic). Darauf folgen aus den Almanachen das Blümlein Wunderschön und der Schatzgräber. Die Spinnerin, die sich hier anschließt und in dieser Abtheilung neben der ersten Walpurgisnacht das einzige neue Gedicht ist, müssen wir als zum Zweck der Sammlung im vorigen Jahre hinzugedichtet betrachten. Sie ist im besten Volkston gedichtet, zeigt aber zugleich höchsten Kunstverstand. Das Versmaß ist eine einfache wechselnd reimende vierzeilige Strophe, deren gerade weiblich auslautende Verse um eine Silbe kürzer sind als die ungeraden männlichen, was der Beklommenheit der redend eingeführten Spinnerin entspricht. Die Trochäen sind ganz rein. An die Ballade von der Spinnerin schließen sich die vier von der Müllerin in der Folge, in welcher sie der Musenalmanach brachte, aber ohne die Nebenbezeichnungen Englisch u. s. w. Den Schluß bilden die drei dem germanischen,

dem griechischen und indischen Heidenthum angehörenden Balladen, die erste Walpurgisnacht, die Braut von Korinth und der Gott und die Bajadere. Alle diese Balladen haben mit Ausnahme des Königs in Thule und des Junggesellen mehr oder weniger kleine Veränderungen erlitten, die aber nie die Verbesserung des Reimes betreffen.

Da der zweite Theil der Sammlung mit Ausnahme der Theaterreden nur Gedichte in Distichen hat, so waren die weder unter diese noch in die beiden ersten Abtheilungen gehörenden Dichtungen von selbst ausgeschlossen. So fehlen denn hier die Gedichte der Besuch, die Musageten, Sängerwürde (später deutscher Parnaß) und selbst die christliche Legende, der Uebersetzung der Canzonetta Romana und älterer in der ersten Ausgabe übergangener Gedichte nicht zu gedenken. Auch die an die Herzogin gerichteten Stanzen zur Geburtstagsredoute von 1798 blieben weg. Die Elegien erschienen in zwei Büchern, bloß durch I und II unterschieden; das erste enthält die römischen Elegien. Alexis und Dora beginnt das zweite, darauf folgen der neue Pausias, Euphrosyne, das Wiedersehen, Amyntas, die Metamorphose der Pflanzen, endlich die hier zum erstenmal gedruckte Elegie Hermann und Dorothea. Freilich liegt ein großer Mißstand dieser Anordnung darin, daß der Dichter nur in den wenigsten Gedichten dieses zweiten Buches persönlich seine eigenen Zustände und Stimmungen ausspricht, wie in dem ersten Buche. Zu manchen persönlichen Elegien, die er früher sich gedacht hatte, fand er leider damals nicht die rechte Freiheit der Seele, und so mußte er sich begnügen, die vorhandenen Elegien nur so zusammenzuordnen, wie es eben ging, wenn er die ihm vorschwebende Eintheilung in zwei Bücher festhalten wollte. Zweckmäßiger wäre es wohl gewesen, die

nzelnen Elegien in entsprechender Folge vorangehn und auf
e die römischen Elegien als geschlossene Sammlung folgen zu
issen. Alle hier zum zweitenmal erscheinenden Elegien haben
ehr bedeutende metrische Verbesserungen unter Schlegels Beihilfe
rhalten; auch sonst ist der Ausdruck häufig gehoben und gereinigt.
Ein schlimmer, leider später nicht verbesserter Druckfehler ist im
neuen Pausias 82 geschlungnen statt geschwungnen.
Noch viel stärkere Veränderungen haben die daran sich anschließenden
Epigramme erfahren. Hier ist zum erstenmal der Dank an
den Herzog Karl August in den herrlichen mit „Klein ist unter
den Fürsten Germaniens freilich der meine" beginnenden Versen
aufgenommen und als 34b nach Epigramm 34 (hier als 34a
bezeichnet) eingeschoben. An die Epigramme schließen sich die
hier zum erstenmal gedruckten Weissagungen des Bakis
und die neu zusammengestellten vier Jahrszeiten an, in
welchen die einzelnen Distichen manche Veränderungen erfahren
haben, mehrfach auch von zwei zusammen gehörenden eines
gestrichen ist, da eben alle Epigramme nur aus einem Distichon
bestehn sollten. Keine Aufnahme gefunden haben das gegen
Jean Paul gerichtete Epigramm der Chinese in Rom, die
meisten Xenien, von denen, wie von den Tabulae votivae,
ur wenige, auch ein paar, die Schiller angehören, in den Herbst
zogen wurden. Auch der neue Amor, Sakontala, an
Knappschaft von Tarnowitz und am 1. Oktober 1797
en von den gedruckten, wie manche noch ungedruckte. Die zwei
vielmehr anderthalb Episteln schloß Goethe hier aus, weil er
r weitere Episteln zu schreiben gedachte. Alle Gedichte in
metern blieben weg, nicht allein die noch ungedruckten gegen
äus und Klopstock gerichteten, sondern auch Phöbos
Hermes aus den Propyläen. Von den sechs hier als

Theaterreden gegebenen Prologen und Epilogen war nur einer, der Prolog zu dem Krieg von Goldoni, ungedruckt, aber alle haben einzelne Verbesserungen erhalten. Der zum Schlusse der Theatervorstellungen dieses Winters beabsichtigte Epilog, der wider die Gegner der Theaterleitung sich wenden sollte, kam nicht zu Stande. Schiller war mit seinem Rathe durchgedrungen, daß alles Polemische vermieden werde, und so ward auch Oberons goldene Hochzeit ausgeschlossen.

Schiller hatte bereits im vorigen Oktober eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte begonnen, welche aber durch die schwere Krankheit seiner Gattin, dann seine eigene verzögert wurde Er hatte die Gedichte ganz in bunter Folge zusammengestellt, auch ohne Rücksicht auf die Zeit der Abfassung, doch war jedem Gedichte die Jahrszahl seiner Entstehung beigefügt. Außer wenigen Gedichten früherer Jahren brachte die Sammlung nur die seit 1795 entstandenen.

Das endliche Erscheinen des siebenten Bandes von Goethes neuen Schriften, der auch unter dem Titel Goethes neueste Gedichte ausgegeben wurde, ging ohne bedeutende Wirkung vorüber. War ja das meiste hier gebotene längst bekannt und für die feinen, kunstvollen Verbesserungen hatte man so wenig Sinn, als man den Werth dieser Vereinigung der verschiedensten Geistesblüten einer solchen edlen Dichternatur zu würdigen wußte; nur im Stillen wirkte die Sammlung auf reinere, von edlem Kunstsinne angewehte Gemüther. Eine besondere Wirkung hatte Goethe von der mit liebevollster Sorgfalt gehegten Sammlung auch nicht erwartet. Viel verstimmter als er war Schiller, da dessen Gedichte gleichfalls keine warme Aufnahme fanden. Goethe wandte sich zunächst seinem Faust und einer Uebersetzung des voltaireschen Tankred zu. Im September arbeitete er zu Jena

besonderer Lust an seiner in antiker Würde auftretenden
na. Als auf dem Privattheater der Herzogin Mutter
ers einaktiges Stück die stolze Vasthi in Masken gespielt
en sollte, schrieb Goethe dazu einen Epilog in schönen an
Herzogin Mutter gerichteten Stanzen, und zum Geburtstag
lben, dem 24. Oktober, dichtete er das Maskenfestspiel
äophron und Neoterpe, das bei der Aufführung sich des
sten Beifalls zu erfreuen hatte. Darauf arbeitete er nicht
an der Brockenszene in Faust und an der Helena, sondern
e auch die Uebersetzung des Tankred zu Ende. Die für
Schluß und den Anfang des Jahrhunderts in Aussicht
mmenen Festlichkeiten unterblieben, weil der Herzog sich
gen erklärte; zur Redoute am letzten Tage des Jahres
ete Goethe einen Maskenzug an, aber von dabei gesprochenen
chten findet sich keine Spur.

Von der Krankheit, die ihn gleich am zweiten Tage des
n Jahrhunderts befiel, genas er nur sehr langsam, wo ihn
zunächst Faust und die natürliche Tochter anzogen;
yrischen Dichtungen war seit der Herausgabe seiner Sammlung
hst keine Rede. Am 25. März begab er sich nach seinem
zu Oberrosla, wo „der ländliche Aufenthalt schon erquickend
 war"; „man ergetzte sich", wie er in den Annalen schreibt,
reier Lust, und manches herkömmliche und willkürliche Fest
gefeiert." In diese Zeit, vor die am 15. April erfolgte
ehr, scheint das Gedicht frühzeitiger Frühling (Lieder 67)
llen, das Zelter, der von jetzt an meist goethesche Lieder
e, in deren Tonsetzung er sich ganz an des Dichters Ausdruck
niegte, bereits in den ersten Tagen des folgenden März
oethes Hand hatte. Das liebliche, von frischer jugendlicher
ith erfüllte Gedicht ergießt sich in kleinen vierzeiligen Strophen,

in welchen die wechselnd reimenden Verse — ◡ ◡ — ◡ und — ◡ ◡ — dem Liede eine reizende Bewegung geben. Den 21. kehrte Goethe auf das Land zurück. Vielleicht entstand damals Schäfers Klagelied (Lieder 70), das Zelter im folgenden März von der Justizräthin Hufeland in Jena empfing, der es Goethe schon im Herbste unseres Jahres mitgetheilt haben wird.*) Das Lied ist ganz im schlichten, tief innerlichen Volkston gedichtet, ja es fängt mit dem Verse eines Volksliedes an, dessen Strophenform es durchaus folgt. Man könnte in diese Zeit, wo er bei fortschreitender Genesung sich gemüthlich gestimmt fand, aber eine gewisse Empfindsamkeit noch zurückgeblieben war, auch das tief bewegte Lied Dauer im Wechsel (in einer gangbaren trochäischen Form) setzen (gesellige Lieder 6), das in der Zeit der Blüten gedichtet ist.

Am 30. August kehrte er in bester Stimmung aus dem pyrmonter Bade nach Weimar zurück. Den 18. Oktober zog ihn die Ordnung der Bibliothek nach Jena, das er in diesem Jahre noch nicht besucht hatte; dort blieb er mit einer kurzen Unterbrechung bis zum 10. November. Zur gesellschaftlichen Unterhaltung in Weimar hatte er sich vorgenommen, alle vierzehn Tage Mittwochs nach dem Theater eine kleine ausgesuchte Gesellschaft zum Abendessen bei sich zu versammeln, wo denn neue Lieder von Schiller,

*) Falk berichtet (Goethe aus näherm persönlichen Umgange S. 278 ff.), Goethe habe das Gedicht (denn er meint dieses, wenn es auch den Anfangsvers, unter dem er es anführt, mit dem Bergschloß gemein hat) einer geistreichen Dame in Jena verehrt, dann aber auch der Gräfin von Egloffstein als seiner Dame in dem gleich zu erwähnenden Mittwochskränzchen als ein treuer Ritter in jenem Kreise zu Füßen gelegt; diese habe, als sie erfahren, daß er das Lied schon einer andern gegeben, sich tief verletzt gefühlt. Das Mittwochskränzchen war schon im April 1802 durch Kotzebues Donnerstagsgesellschaft gesprengt worden wonach das Lied jedenfalls nicht später fallen kann.

ihm und andern Mitgliedern nach bekannten Melodien gesungen werden sollten. Für diese Gesellschaftsabende sollte jede Dame sich einen Herrn auf die Dauer des Winters wählen. Die Damen waren Schillers Gattin und Schwägerin, die Gräfin Frau Hofmarschall Karoline von Egloffstein nebst zwei andern Damen Egloffstein und die Fräulein von Göchhausen, von Wolfskeel und Amalia von Imhoff, die Herren außer Goethe Schiller, Wolzogen, Meyer, Hauptmann von Egloffstein und vielleicht noch ein anderer Egloffstein. Die verhängnißvolle Zahl 13 scheint Goethe mit Laune gewählt zu haben. Vgl. Schiller als lyrischer Dichter S. 251 f. Amalia von Imhoff schreibt: „Jeder hat eine Moitié, die für den Winter bleibt, und zu jedem Abendessen werden abwechselnd drei Gäste gebeten. Die Gräfin Egloffstein präsidirt als Moitié unseres Vorstehers, wie billig; zum Nachbarn habe ich den Hauptmann Egloffstein gewählt, der ein heiterer und natürlicher Mensch und deswegen ein guter Gesellschafter ist.“ Zum ersten Kränzchen, am 11. November, dem Tage nach Schillers Geburtstag, dichtete Goethe das Stiftungslied (gesellige Lieder 2). Aber die in Weimar stark auftretenden Masern störten das Kränzchen, so daß das zweite erst am letzten Dezember, einem Donnerstag, stattfand. Zu diesem ward Goethes Lied zum neuen Jahr (gesellige Lieder 1) gedichtet. Aber auch das Gedicht Weltschöpfung, jetzt Weltseele (Gott und Welt 2), ein gesellschaftlicher Scherz nach der Anschauung der Naturphilosophie, könnte sehr wohl zum letzten Jahrestage gesungen worden sein. Es sind vierversige Strophen, von denen die geraden Verse aus drei und die ungeraden aus sechstehalb Jamben aufeinander reimen. Das nächste Mittwochskränzchen hätte den 13. Januar 1802 stattfinden müssen, aber es fehlt jede Andeutung, daß dies wirklich zu Stande kam; sonst könnte

man vermuthen, Goethe hätte für diesen Abend den a
italienischen Liede, das Reichardt gesetzt hatte, frei übert
Nachtgesang (Lieder 75) bestimmt. Den 17. ging
Jena, von wo er erst am 28. zurückkehrte. Zur Gebu
redoute am 29. Januar hatte er den Maskenaufzug ang
und dazu die schönen, an die Herzogin gerichteten, den
erläuternden Stanzen gedichtet, welche Amor, den sein
vorstellte, dieser überreichte. Daß vielleicht in diese
Ballade der Rattenfänger fällt, werden wir unten seh
man zur zweiten Aufführung von Schillers Turando
Räthsel wünschte, so schrieb Goethe dazu das Räthsel a
Schalttag (vermischte Ged. 52). Zu einem weitern Mit
kränzchen ließ er sich nicht bestimmen. Amalia Imhoff
am 4. Februar, einem Donnerstag, Goethe habe seine Kr
geschlossen; frage man ihn warum, so sage er: „Sprecht,
der Bär." Schon am 8. kehrte er nach Jena zurück,
die Anordnung der Bibliothek so sehr in Anspruch nahr
er auf den Vorschlag Schillers, vor der Abreise des nach
sich begebenden Erbprinzen zurückzukehren, um dem Scheide
Ehren ein Kränzchen zu geben, nicht eingehn und schriftl
dem Prinzen Abschied nehmen wollte, obgleich Schill
vorstellte, der Erbprinz möchte gern dem von Kotzebue beabsi
großen Klub entgehn und lieber in ihrem kleinen Kre
erfreuen. „Mein hiesiger Aufenthalt ist mir ganz erfr
schrieb er am 19., „sogar hat sich einiges Poetische gezei
ich habe ein paar Lieder auf bekannte Melodien zu
gebracht." Diese beiden Lieder waren wohl das Ti
und Generalbeichte (gesellige Lieder 7. 9), von denen d
erst, als er sich entschlossen hatte, am 22. dem Erbpri
Ehren ein Kränzchen zu veranstalten, durch Einschiebun

Strophe zu diesem Zwecke bestimmt worden zu sein scheint. Am Ende des Monats ward Goethe durch einen Besuch Zelters außerordentlich erfreut. Zu Jena hatte er sich in so guter dichterischer Stimmung befunden, daß er auch die Sage von dem Grafen und den Zwergen in allerliebster Weise in dem später sogenannten Hochzeitsliede (gesellige Lieder 12) zu behandeln angefangen hatte. Die äußere Form des Liedes war außerordentlich glücklich erfunden. Es ist eine zweitheilige Strophe von neun jambisch anapästischen Versen, die Goethe schon in Leipzig angewandt hatte, nur daß die kleinern Verse hier um einen Fuß kürzer sind. Vgl. oben S. 66. Zuerst haben wir ein System von vier wechselnd reimenden, dann eines von fünf Versen, von denen die drei ersten und die zwei letzten aufeinander reimen. Dreifache Reime in dieser Art fanden wir auch schon in den leipziger Liedern. Die kleinern Verse folgen in beiden Systemen den größern. Zelter hörte die fünf ersten Strophen davon, die ihm unendlich wohl gefielen. Mehrere andere Lieder nahm er zur Tonsetzung bei seiner Abreise mit. Unter den damals von Goethe erhaltenen Liedern waren das Tischlied und frühzeitiger Frühling.

Anfangs März begab sich Goethe wieder nach Jena, wo er so lange als möglich bleiben wollte, damit die begonnene Bibliotheks-einrichtung nicht ins Stocken gerathe. „Einiges Lyrische hat sich wieder eingefunden", schreibt er den 4. Mai an Schiller. „Daß die Gegend in dieser Blüthenzeit außerordentlich schön sei, darf ich Ihnen nicht sagen." Wir werden kaum irren, wenn wir hierbei an die Gedichte Bergschloß (Lieder 15) und Frühlingsorakel (gesellige Lieder 3) denken. Das erste ist nach demselben Volksliede wie Schäfers Klagelied, ja es entspricht der ersten Strophe desselben genauer als dieses, was aber keineswegs

beweisen dürfte, daß es vor dieses Gedicht falle. In d
Falle würde Goethe wohl dieses, nicht das mit demselben
beginnende Schäfers Klagelied Zelter gegeben haben.
Frühlingsorakel gründet sich auf einen Volksabergla
den Goethe vielleicht in einem Volksliede glücklich verwandt
In der achtversigen Strophe desselben reimen die Verse paar
nur das zweite Reimpaar endet weiblich. Den 15. kam er
Weimar zurück, begab sich aber schon am 6. Juni wieder
Jena, um das Vorspiel zur Eröffnung des neuen Theate
Lauchstedt zu dichten, das er schon am 13. Schiller vor
konnte. In demselben befindet sich das Sonett Natur
Kunst (Sonette 2), am Schlusse vier Stanzen und ein
aus zehn kleinen Versen (— ◡ ◡ — ◡) mit einem um
Silbe kürzern Verse, in welchem nur V. 1 und 5, 2 u
7 und 8 reimen. Bei einem spätern längern Aufenthalt
Jena im August brachte, wie er an Zelter schrieb, weder
noch Stille etwas hervor, woran der Tonkünstler sein Be
haben könnte. Hierbei vergißt er freilich, daß der Mai
einzelne lyrische Blüten gebracht hatte.

In diese Zeit dürften auch die Verse fallen, welche G
zur Erklärung einer Kupfertafel mit Abbildungen von Mine
für Kinder schrieb:

> Nicht auf der grünen Erde nur
> Am heitern Sonnenschein
> Erfreut sich mannigfach Natur;
> Auch in die Felsen tief hinein
> Zeigt sich der Form und Farbe Spur.
> Hier dürfens kleine Muster sein.
>
> Vernimm, wie Quarz und Kalk so rein
> In Säulen sich und Tafeln häuft;
> Ein schmales, schön gefärbtes Band
> Harmonisch durch den Jaspis läuft;

Ein millionenkörnger Sand
Als Fels durch alle Lande reicht;
Ein Pflanzenhaufen sich verkohlt,
Verschüttet in der Erde zeigt.
Vernimm, daß, wer auf Berge steigt,
Meermuscheln oft herunterholt.
Und ferner wird man dir erklären,
Wie du dereinst nach manchem sauern Schritt
Erfahren wirst, wohin Granit,
Porphyr und Marmor auf der Welt gehören.
Hast du an Stein und Felsen dann genug,
Gleich werden dich Metalle reizen,
Nach denen Kunst, Gewalt und Trug
Mit unverwandter Mühe geizen.
Du findest in der Erde Schoß
Mit stillen, achtungsvollen Freuden
Das Gold als ein metallisch Moos
Sich wachsend von dem Steine scheiden,
Das Silber als Gesträuch, das Kupfer als Gestrippe.
Bewundrung stammelt deine Lippe,
Und neue Schätze werden bloß.
Wenn geometrisch Zinn und Blei
In Fläch' und Ecke sich beschränken,
So wird das Eisen oft sich frei,
In Zapfen tropfend, niedersenken.
Aus des Zinnobers roher Kraft
Läuft dir Merkur in Kügelchen entgegen,
Und was das Zink, der Kobalt Gutes schafft,
Das weiß dein Lehrer auszulegen.
Was nun auf diesen Blättern fehlt,
Das zeigt er dir im Kabinete;
An seiner Hand besuche dann die Stätte,
Wo unverhüllt sich uns Natur verhehlt,
Die dich und jeden Stein beseelt.

s Goethes junger Freund der Arzt Dr. Nic. Meyer im
und Februar 1802 in Weimar zu Besuch war, hatte ihm
hter dreizehn Kupfertafeln naturgeschichtlicher Gegenstände

des Malers Horny aus Zürich vorgelegt, zu welchen dieser ein Text wünschte, um sie zum Gebrauche für Schulen herauszugeben. Auf Goethes Wunsch schrieb Meyer diese Erklärung der Tafeln in Versen nebst Einleitung, und trat dann seine Reise nach Wien an. Die vierzehnte Tafel, welche vielleicht auf Goethes Wunsch hinzugefügt ward, war damals noch nicht vollendet. Als diese endlich vorlag, dichtete Goethe die oben mitgetheilte für Kinder höchst anziehende, von reinstem Natursinne durchwehte Erklärung in jambischen Reimstrophen von wechselnder Länge und Reimstellung. Nur einmal haben wir einen auf die vorige Strophe reimenden Vers. Erst im folgenden Jahre erschienen diese Abbildungen und Erklärungen mit Erzählungen von Jakob Glatz in Schnepfenthal als naturhistorisches Bilder- und Lesebuch.

Im Spätherbste beschäftigte den Dichter die Durchsicht seiner in diesem und dem vorigen Jahre entstandenen Lieder. Er sei eben im Begriffe, eine Partie kleiner Gedichte durchzuarbeiten, schreibt er den 3. November an Zelter, die er gern zusammenhalte, bis er an jedem in seiner Art nichts weiter thun könne. Wahrscheinlich dachte er schon damals an deren Herausgabe in einem Taschenbuche. Auch einzelnes Neue könnte damals zu diesem Zwecke entstanden sein, wie Ritter Kurts Brautfahrt (Balladen 11), wozu der Stoff ihm längst bekannt war. Die Strophenform ist eine schon im leipziger Liederbuch gebrauchte, in welcher er noch 1799 das sehnsüchtige Lied an die Erwählte gedichtet hatte. Auch das Gespräch Wanderer und Pächterin (Balladen 21) könnte man in diese Zeit setzen, da es Goethe durch die Beschäftigung mit der natürlichen Tochter nahe gelegt war und er den ersten Gedanken dazu auf seinem Gute gefaßt haben könnte. Eigenthümlich ist die hier gewählte vierversige

Strophe dadurch, daß wir statt vierfüßiger fünffüßige trochäische Verse finden; auch die Reimform, daß die innern und äußern Verse reimen, gehört zu den seltenern. Das Gedicht ist in dem vornehmen Tone geschrieben, der den hier auftretenden Personen höhern Standes gemäß ist. Doch kommen wir hier nicht über Vermuthungen hinaus, sicher dagegen ist, daß er erst um diese Zeit das Hochzeitslied vollendete, welches er am 17. Dezember an Zelter mit der Bemerkung schickte, jetzt erst habe es, wie ihn dünke, Art und Geschick. Diese muntern Wundergeburten möge er im treuen musikalischen Sinne hegen, das Gedicht ja nicht aus den Händen geben, wo möglich geheim halten. Goethe war in der letzten Zeit lebhaft dichterisch angeregt; wie Voß schreibt, der sich damals in Jena angesiedelt hatte, wollte er jetzt die Sprache des Theaters höher stimmen, auch im Gebrauch edlerer Versarten, und sogar in der Ode sich versuchen. Selbst zu Scherzversen auf Gleim und das Journal des Luxus und der Moden fühlte er sich aufgelegt. Vgl. zahme Xenien IV, 12, Invektiven 2. Aber der Dezember ward für ihn sorgenvoll; die schwere Niederkunft seiner Gattin und der Tod des Kindes griffen ihn gewaltig an. Doch konnte er den frühern Schluß von Paläophron und Neoterpe, der an die Herzogin Mutter gerichtet war, da das Stück zum nächsten Neujahrstage auf der öffentlichen Bühne erscheinen sollte, zweckmäßig umgestalten.

Am Anfange des Jahres 1803 ward er wirklich krank, und er fand sich so leidend, daß er die drei ersten Monate sich ganz einsam zu Hause hielt, wo er die natürliche Tochter mit tiefer Seelenbewegung vollendete, woraus er selbst Schiller ein Geheimniß machte. Besonders anziehend waren ihm damals kleine bei ihm veranstaltete Konzerte, bei welchen besonders Lieder von Zelter vorgetragen wurden, der ihn neuerdings durch

seine Melodien zum Hochzeitsliede und dem neuen Amadi[s]
erfreut hatte. Die Hoffnung, diesen selbst einige Zeit bei sich [zu]
haben, ging nicht in Erfüllung; dieses hatte er um so me[hr]
gewünscht, als die Hebung der Oper auf dem herzoglichen Theat[er]
mit Rücksicht auf die im Spätjahre erwartete Ankunft der m[it]
dem Erbprinzen vermählten russischen Großfürstin Marie ih[m]
damals am Herzen lag. Seinem jungen Freunde Nic. Meye[r],
der ihm einige seiner Dichtungen geschickt hatte, rieth er a[m]
7. Februar, nicht durch „difficile“ Silbenmaße seinen Gedichte[n]
den Eingang zu erschweren. Zwar sei er in Stanzen, Sonette[n],
Terzinen und dergleichen gewandt genug, doch könne er bei o[ft]
wiedergefordertem gleichem Reim den uneigentlichen Ausdrück[en]
nicht entgehn, wodurch wohl manchmal eine schöne Wendu[ng]
gelinge, aber der Vers auch oft dunkel und schielend werd[e];
deshalb möge er bei solchen Gelegenheitsdichtungen die leichteste[n]
und freiesten Versarten gebrauchen, der schwerern sich nur al[s]
Würze bedienen.

In den Februar oder März mögen einige der schärfs[ten]
Angriffe gegen die im Freimüthigen gegen ihn und Schiller
verbündeten Triumvirn Kotzebue, Merkel und Böttiger fallen,
die wir unter den Invektiven finden. In den Ultimatum
überschriebenen derblustigen Versen wird neben Merkel und
Kotzebue auch Spazier, der Herausgeber der seit 1803 erschienenen
Zeitung für die elegante Welt, als noch lebend genannt. Spazier
starb bereits 1805. Anfangs des Jahres 1803 (im Februar
oder März) schreibt ihm der Herzog: „Hier schicke ich Dir ein[e]
neue Zeitung, die Du vielleicht mit der eleganten sammeln
willst. Man muß das Zeug mithalten, um im Laufe de[r]
Impertinenzen zu bleiben.“ Das Ultimatum könnte u[m]
dieselbe Zeit fallen. Zwei Invektiven haben eine merkwürdig[e]

n Terzett vermehrte Sonettform, wobei im dritten ein
Reim eintritt, nur ein Reim der beiden ersten Terzetten
ıdet. An einem vom Balletmeister Morelli zur Feier der
ẏr des Erbprinzen beabsichtigten Kinderballe hatte auch
: Antheil genommen, vielleicht auch Verse dazu gemacht
ı Aussicht gestellt.*) Am 28. März gab er dem rückkehrenden
nzen ein kleines Abendessen. Den 2. April kam endlich
atürliche Tochter zur Aufführung. Leider war der
r noch immer wegen seines andauernd krankhaften Zustandes
ımt. Dennoch dichtete er zum 1. Mai, dem Geburts-
erlobungstage der Fräulein von Wolfskeel, die launigen
magisches Netz (vermischte Ged. 30) in denselben reim-
trochäischen Dimetern, in welchen er vor fünf Jahren
Musageten geschrieben hatte. Am 14. begab er sich nach
wo ihn auch die letzte Durchsicht seiner Lieder beschäftigte,
deren Verlag Schiller mit dem am 21. auf der Rückreise
eipzig in Weimar ankommenden Buchhändler Cotta abschloß.
na mögen noch einige Lieder entstanden sein; man könnte
.e glücklichen Gatten (gesellige Lieder 4), Trost in
nen und Sehnsucht (Lieder 71, 73) denken, von denen
:ste in innig empfundener Weise das Glück der Gatten an
nd ihren Kindern ausspricht, das zweite den Genuß eines
chtig schmachtenden Herzens am Liebesschmerz mit Benutzung
nfangs eines Volksliedes darstellt, das dritte eine hübsche
phantasie gibt. Das erste ist in einer gewöhnlichen
eiligen achtversigen jambischen Strophenform geschrieben.
:n Strophen der beiden andern reimen nur die geraden
, in der einen vierversigen wechseln vier- und dreifüßige

———

Vgl. Charlotte von Stein II, 164.

seine Melodien zum Hochzeitsliede und dem neuen Amadis erfreut hatte. Die Hoffnung, diesen selbst einige Zeit bei sich zu haben, ging nicht in Erfüllung; dieses hatte er um so mehr gewünscht, als die Hebung der Oper auf dem herzoglichen Theater mit Rücksicht auf die im Spätjahre erwartete Ankunft der mit dem Erbprinzen vermählten russischen Großfürstin Marie ihm damals am Herzen lag. Seinem jungen Freunde Nic. Meyer, der ihm einige seiner Dichtungen geschickt hatte, rieth er am 7. Februar, nicht durch „difficile" Silbenmaße seinen Gedichten den Eingang zu erschweren. Zwar sei er in Stanzen, Sonetten, Terzinen und dergleichen gewandt genug, doch könne er bei oft wiedergefordertem gleichem Reim den uneigentlichen Ausdrücken nicht entgehn, wodurch wohl manchmal eine schöne Wendung gelinge, aber der Vers auch oft dunkel und schielend werde; deshalb möge er bei solchen Gelegenheitsdichtungen die leichtesten und freiesten Versarten gebrauchen, der schwerern sich nur als Würze bedienen.

In den Februar oder März mögen einige der scharfen Angriffe gegen die im Freimüthigen gegen ihn und Schiller verbündeten Triumvirn Kotzebue, Merkel und Böttiger fallen, die wir unter den Invektiven finden. In den Ultimatum überschriebenen derblustigen Versen wird neben Merkel und Kotzebue auch Spazier, der Herausgeber der seit 1803 erschienenen Zeitung für die elegante Welt, als noch lebend genannt. Spazier starb bereits 1805. Anfangs des Jahres 1803 (im Februar oder März) schreibt ihm der Herzog: „Hier schicke ich Dir eine neue Zeitung, die Du vielleicht mit der eleganten sammeln willst. Man muß das Zeug mithalten, um im Laufe der Impertinenzen zu bleiben." Das Ultimatum könnte um dieselbe Zeit fallen. Zwei Invektiven haben eine merkwürdige

dieser Stanzen sind die ersten Lieder sämmtlich als Gesellschafts-lieder gesungen worden. Erst mit dem frühzeitigen Frühling beginnen andere, das individuelle Gefühl darstellende Lieder, wobei der Dichter sich einmal in den Zustand eines auf dem Berge stehenden Schäfers versetzt. Mit dem zehnten in Gesprächs-form gekleideten Liede beginnt eine ganz bunte Folge in Bezug auf Inhalt, Ton und Form. Alle Lieder zeigen große Gewandtheit, Leichtigkeit, Frische und künstlerische Gestaltung. Mit Recht bemerkte Solger einmal, Goethe singe in seinem fünfzigsten Jahre noch Lieder mit der vollen Kraft jugendlichen Gefühls. Die Reime sind etwas reiner gehalten als früher, wenn auch **i ü, ei eu, ai ei, eu, äu, e, ä** oder **ö** mehrfach reimen, ja auch Todten Boden, blasen Straßen, Tosen großen, Wiesen fließen. Auffällt es, daß ein paarmal das Gesetz, daß die ungeraden Verse nicht reimen, in einigen Strophen verletzt wird.

Alle diese Gedichte gehören in die Jahre 1801—1803. Ein Grund, eines derselben früher zu setzen, ist nicht vorhanden, auch nicht bei der Ballade der Rattenfänger. Riemer berichtet, unter den von Goethe in der frühern Theaterzeit für Bellomo und Morelli gemachten Programmen zu Kinderballetten seien die Weiber von Weinsberg und der Rattenfänger von Hameln gewesen; zum letztern habe die Ballade der Rattenfänger gehört. Daß Goethe sich unter Bellomo, der im Frühjahr 1791 von Weimar schied, mit dem Theater befaßt habe, ist unbekannt; der Balletmeister Morelli verließ Weimar erst Ostern 1803. Da Goethe den Rattenfänger 1799 noch nicht unter seine Gedichte aufnahm, so fällt er wohl später. Man könnte denken, Goethe habe ein solches Kinderballet auf dem Kindertheater bei Hof, etwa im Jahre 1802, kurz vor der Reise des

er Stanzen sind die ersten Lieder sämmtlich als Gesellschafts-
er gesungen worden. Erst mit dem frühzeitigen Frühling
nnen andere, das individuelle Gefühl darstellende Lieder,
ei der Dichter sich einmal in den Zustand eines auf dem
ge stehenden Schäfers versetzt. Mit dem zehnten in Gesprächs-
n gekleideten Liede beginnt eine ganz bunte Folge in Bezug
Inhalt, Ton und Form. Alle Lieder zeigen große Gewandtheit,
tigkeit, Frische und künstlerische Gestaltung. Mit Recht be-
lte Solger einmal, Goethe singe in seinem fünfzigsten Jahre
Lieder mit der vollen Kraft jugendlichen Gefühls. Die
re sind etwas reiner gehalten als früher, wenn auch **i ü,
u, ai ei, eu, äu, e, ä** oder **ö** mehrfach reimen, ja auch
ten Boden, blasen Straßen, Tosen großen, Wiesen
ßen. Auffällt es, daß ein paarmal das Gesetz, daß die
raden Verse nicht reimen, in einigen Strophen verletzt

Alle diese Gedichte gehören in die Jahre 1801—1803. Ein
d, eines derselben früher zu setzen, ist nicht vorhanden, auch
bei der Ballade der Rattenfänger. Riemer berichtet,
den von Goethe in der frühern Theaterzeit für Bellomo
Morelli gemachten Programmen zu Kinderballetten seien
Weiber von Weinsberg und der Rattenfänger von
eln gewesen; zum letztern habe die Ballade der Ratten-
er gehört. Daß Goethe sich unter Bellomo, der im Frühjahr
von Weimar schied, mit dem Theater befaßt habe, ist
nnt; der Balletmeister Morelli verließ Weimar erst Ostern
Da Goethe den Rattenfänger 1799 noch nicht unter
Gedichte aufnahm, so fällt er wohl später. Man könnte
Goethe habe ein solches Kinderballet auf dem Kinder-
bei Hof, etwa im Jahre 1802, kurz vor der Reise des

n zum Hochzeitsliede
Die Hoffnung, diesen
nicht in Erfüllung; di
s die Hebung der Oper a
auf die im Spätjahre
zen vermählten russisch
Herzen lag. Seinem j
ge seiner Dichtungen g
nicht durch „difficile“ S
zu erschweren. Zwar s
dergleichen gewandt ge
rtem gleichem Reim den
, wodurch wohl manch
der Vers auch oft du
er bei solchen Gelegenh
Versarten gebrauchen,
en.

Februar oder März n
n die im Freimüthige
Triumvirn Kotzebue, M
den Invektiven find
n derbluftigen Versen
Spazier, der Herausgebe
elegante Welt, als n
1805. Anfangs des
hreibt ihm der Herzog:
, die Du vielleicht mit
muß das Zeug mith
zu bleiben.“ Das
fallen. Zwei Invektiven

vermehrte Sonettform, [illegible]
itt, nur ein Reim der beiden [illegible]
nem vom Ballermeister [illegible]
rinzen beabsichtigten [illegible]
commen, vielleicht auch [illegible]
llt.*) Am 28. März gab er [illegible]
es Abendessen. Den 2. [illegible]
ichter zur Aufführung. [illegible]
egen seines andauernd [illegible]
dichtete er zum 1. [illegible]
der Fräulein von [illegible]
es (vermischte Ged. [illegible]
ueiern, in welchen er [illegible]
rieben hatte. Am 14. [illegible]
letzte Durchsicht seiner Lieder [illegible]
hiller mit dem am 21. [illegible]
nkommenden Buchhändler [illegible]
nige Lieder entstanden [illegible]
atten (gesellige Lieder [illegible]
cht (Lieder 71, 73. [illegible]
ndener Weise das Glück [illegible]
usspricht, daß [illegible]
Herzens am Liebes[illegible]
iebes darstellt, das [illegible]
as erste ist [illegible]
jambischen [illegible]
den andern reimen [illegible]
rfigen wechseln [illegible]

*) II, 164.

amtlich als Gesellschafts-
ühzeitigen Frühling
ühl darstellende Lieder,
Zustand eines auf dem
em zehnten in Gesprächs-
, bunte Folge in Bezug
igen große Gewandtheit,
taltung. Mit Recht be-
einem fünfzigsten Jahre
ndlichen Gefühls. Die
rüher, wenn auch i. A.,
ehrfach reimen, ja auch
sen großen, Wiesen
ll das Gesetz, daß die
gen Strophen verletzt

ahre 1801—1803. Ein
t nicht vorhanden, auch
zer. Riemer berichtet,
heaterzeit für Bellomo
Kinderballetten seien
Rattenfänger von
Ballade der Ratten,
llomo, der im Frühjahr
eater befaßt habe, ist
ieß Weimar erst Ostern
1799 noch nicht unter
l später. Man könnte
allet auf dem Kinder-
ärz vor der Reise des

Tode des Freundes schrieb; ein innigerer lyrischer Ausdruck der Verehrung versagte ihm noch, wie ja überhaupt die rein lyrische Form seit der Herausgabe seiner „der Geselligkeit gewidmeten Lieder" ihm fremd geworden war, wovon auch die Verse im Götz zeugen.

Am 2. Juli begab er sich mit den Seinigen nach Lauchstedt, wo er eine würdige Todtenfeier für den geschiedenen Freund zu veranstalten gedachte, doch zog es ihn von hier nach Halle. Dort war es, wo er am 12. Juli mit Beziehung auf Wolf in das Stammbuch seines Sohnes die Verse schrieb:

Fest bewahre des Würdigen Bild! Wie leuchtende Sterne
Säte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Als er nach Lauchstedt zurückgekehrt war, betrieb er die dramatische Aufführung von Schillers Glocke, die im August an dem Monatstage seiner Geburt, am 10., mit einem herrlichen hier gedichteten Epilog in Stanzen glücklich gelang. Darauf begab er sich wieder nach Halle, worauf er am 14. mit Wolf die Reise nach Helmstedt zu dem wunderlichen Beireis antrat, der sich am 17. in das Stammbuch seines ihn begleitenden Sohnes eintrug. Von hier besuchten sie mit dem Probst Henke den unfern vom Wege nach Halberstadt wohnenden sogenannten tollen Hagen. Goethe schrieb sich in das Stammbuch des dortigen Hauslehrers, des jungen Theologen Weitze. Da Wolf von dieser Reise ein Distichon sich angemerkt, das Goethe „in Stammbücher" geschrieben:

Vieles gibt uns die Zeit, und nimmts auch, aber der Bessern
Holde Neigung, sie sei ewig Dir froher Besitz,

so könnte Bernays Recht haben, wenn er glaubt, eben dieses Distichon sei „der Vers", den dieser in das Stammbuch von Weitze stiftete. Wolf hat aber auch noch ein Distichon erhalten

das Goethe auf dieser Reise in seines Sohnes Stammbuch schrieb:

> Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
> Weiß und an fremdem Genuß sich wie an eignem zu freun.

Man kann zweifeln, ob diese Distichen Goethe bei dieser Gelegenheit gedichtet oder er früher gedichtete bloß benutzte. Daß er gleich nach dem Tode Schillers zuerst wieder die Form des Distichons wählte, haben wir gesehen. Als er aber am 1. September zu Lauchstedt auf den Wunsch von Wolfs liebenswürdiger, in manchen Sprachen-erfahrner Tochter einen Weihespruch in deren Stammbuch stiftete, wählte er wieder die neuere Reimform. Er schrieb (vgl. zahme Xenien III, 34):

> Was auch als Wahrheit oder Fabel
> In mancher Sprache Dir, mein gutes Kind, erscheint,
> Das alles ist ein Thurm zu Babel,
> Wenn es die Liebe nicht vereint.

Die Bezeichnung „als Wahrheit oder Fabel" deutet auf die Kritik, deren Meister ihr Vater war.

Noch vor der lauchstedter Reise war die Unterhandlung mit Cotta wegen einer schon vor Schillers Tod in Aussicht genommenen neuen Ausgabe seiner Werke in zwölf Bändern zum Abschluß gekommen. Die Ankündigung derselben sandte Goethe schon am 12. August zum Einrücken ab. Den ersten Band sollten hier die sämmtlichen lyrischen Gedichte bilden.

Von Gedichten aus den vier letzten Monaten des Jahres ist keine sichere Spur vorhanden. Vielleicht fällt in dieselben, jedenfalls in den Lauf des Jahres, der Spott auf Kotzebues Erinnerungen von einer Reise nach Lievland und Rom:

> Bist du gemündisches Silber, so fürchte den schwarzen Probirstein!
> Kotzebue, sage, warum hast Du nach Rom Dich verfügt?

Schon am 25. Mai hatte er an Eichstädt geschrieben, der Verfasser prostituire sich zuweilen durch Unwissenheit oder Vorschnelligkeit. Wahrscheinlich gehören sie in die Sommermonate.

Zum 30. Januar 1806 dichtete Goethe nach der Melodie des God save the King das unter der Begleitung eines preußischen Trompeterchors von allen Anwesenden im Theater gesungene Lied: „Herzlich und freudevoll" (am Ende der Maskenzüge), das mit Beziehung auf die Herzogin, deren Geburtstag man feierte, die Hoffnung auf den Frieden zuversichtlicher aussprach, als es die Lage der Dinge erlaubte; es sollte eben nur die in banger Angst schwebenden Herzen an dem festlichen Tage beruhigen. In den Anfang des Jahres fällt auch das lustige Lied Vanitas! vanitatum vanitas (gesellige Lieder 12), eine auf äußere Veranlassung gemachte Parodie eines geistlichen Liedes. Auch von den wenigen noch ungedruckten Liedern, welche die neue Ausgabe brachte, werden einige um diese Zeit fallen. Während Goethe mit der Durchsicht der Gedichte beschäftigt war, schrieb er auch die bedeutende Anzeige von des Knaben Wunderhorn, in welcher er sich über den Werth der sogenannten Volkslieder mit liebevoller Anerkennung ausspricht. Sie seien so wahre Poesie, als sie irgend nur sein könne. „Hier ist die Kunst mit der Natur in Konflikt, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehn, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht." In den April fallen die vier Gedichte für das Album Federzeichnungen, das Tischbein der Herzogin Mutter gesandt hatte, eines in ihrem, eines in der

räulein von Göchhausen, eines in Meyers, eines in eignem
amen. Sie sind sämmtlich in gereimten trochäischen Dimetern,
ber mit verschiedener Reimform geschrieben.

Die Durchsicht der Gedichte ward unter Beihülfe des Haus=
hrers seines Sohnes, des vor drei Jahren aus Italien
urückgekehrten Riemer, jedenfalls vor der Ende Juni angetretenen
eise nach Karlsbad vollendet. Es galt hier die drei verschiedenen
Sammlungen der Gedichte, die beiden Abtheilungen oder Bücher
er Ausgabe 1789 (a), die Lieder, Balladen und Romanzen,
legien, Epigramme und sonstigen epigrammatischen Dichtungen
er neuen Schriften (b) (die Theaterreden waren mit Recht
on diesem Bande ausgeschlossen) und die geselligen Lieder (c),
n passender Ordnung zu verbinden und einige neue einzuordnen.
Goethe entschloß sich zwischen die Lieder, welchen diesmal auch
ie geselligen eingefügt wurden, und die Balladen und
Romanzen eine Abtheilung vermischte Gedichte einzuschieben,
ie freilich nicht glücklich gewählt war. Die Zueignung, welche
ie erste Ausgab: der Werke begonnen hatte, fiel weg und ward
ieder mit den Geheimnissen verbunden, zu denen sie ursprüng=
ch gehört hatte. Den Anfang bildet das Lied an die Günstigen,
mit auch b begonnen hatte; darauf folgen die vier ersten Lieder
a, nur das Stirbt der Fuchs ist wahrscheinlich der Abwechs=
g wegen vor Heidenröslein getreten; daran schließen sich
zweite bis vierte Lied von b und die beiden ersten von c
Jahrszahl 1802 fiel weg), weiter nach dem aus a genommenen
sellied zum Tanze von c 20. 19 und die in b etwas später
den Gedichte Antworten, verschiedene Empfindungen
Wer kauft Liebesgötter? Dann folgen drei Lieder aus a,
mit Umstellung des zweiten und Einschiebung des Liedes
e Erwählte aus b, weiter zwei aus b, eines aus a und

das in b übergangene aus dem *Musenalmanach* auf 17
mit der neuen Ueberschrift *am Flusse* (statt *an meine Liede*
aus a *die Freuden*, aus b *Abschied*, wieder zwei aus b, eines a
a und zwei aus b. Hiermit sind die aus b genommenen Lied
die in diese Abtheilung kommen sollten, zu Ende, nur *an Migno*
Musen und Grazien und *an Lina* waren noch zurückgelass
letzteres um den Abschluß zu bilden. Nun folgen aus a 10 Lie
(die 7 letzten ganz in der dortigen Folge), 5 aus c (4—6. 8. 1
aus a *auf dem See* und *vom Berge*, aus c *frühzeitig*
Frühling, aus a *Herbstgefühl* und *rastlose Liebe*, da
wieder aus c vier Lieder (9. 10. 12. 11.), aus b *an Migno*
aus c *Bergschloß*, aus a *Geistesgruß* mit sieben unmitt
bar darauf folgenden, nur daselbst durch *den Fischer* u
Erlkönig unterbrochenen Liedern. Darauf kommen sechs bi
zum erstenmal gedruckte Gedichte. Unter ihnen stehen an zweit
und sechster Stelle das hier sehr ungehörige *Räthsel* von 180
(oben S. 278) und das Lied *Vanitas!* aus dem Anfange des Jahr
Derselben Zeit möchte das an dritter Stelle stehende *Sonet*
(Epigrammatisch 1) angehören, welches das *Morgenblatt* scho
am 5. Januar brachte. Bei den drei übrigen, *Stoßseufzer*
Perfektibilität und *Vorschlag zur Güte* (Epigrammatisch
5. 7), kann man zweifeln, ob Goethe sie in der letzten Ze
gedichtet, oder aus seinen älteren Papieren ausgewählt habe
am wahrscheinlichsten dürfte ein früherer Ursprung für da
erste sein. Den Schluß bilden eigentliche Lieder, die beide
kophtischen Lieder (a), *Musen und Grazien* (b), d
Rattenfänger, *Frühlingsorakel* (c) und *an Lina* (b
Die Anordnung ist, wie in a, eine durchaus bunte, der For
wie dem Inhalte nach, wenn auch zuweilen eine Reihe ähnlich
zusammenstehen. Die Folge von a ward mehrfach umgestellt, besonde

aber durch die aus b und c eingefügten und die neu hinzugekommenen unterbrochen. Von manchen sieht man nicht, weshalb sie nicht in der zweiten Abtheilung ihren Platz gefunden haben.

Diese, vermischte Gedichte überschrieben, beginnt mit den in derselben Folge gegebenen 30 ersten Gedichten der zweiten Abtheilung von a; daran schließen sich der Chinese in Rom, den b noch nicht aus dem Almanach aufgenommen hatte, aus den Propyläen Phöbos und Hermes und der Spiege der Muse, aus dem Musenalmanach der neue Amor. Auf diese in Distichen geschriebenen Gedichte folgen dann aus der zweiten Abtheilung von a Liebesbedürfniß, Anliegen, an seine Spröde, aus dem Musenalmanach die Musageten, dann aus a die dort nach Anliegen stehenden Morgenklagen, aus dem Almanach der Besuch, aus c magisches Netz, aus a der Becher und Nachtgedanken und die wohl in dieses Frühjahr fallende Strophe an Silvien. Die letztere ist an die reizende Silvie von Ziegesar in Drakendorf gerichtet. Nach den Nachtgedanken folgen aus a Ferne, Lida, Nähe und Sorge, die von diesen hier nur durch die an Silvien gerichteten Verse getrennt sind. Daran schließen sich die 10 Gedichte, welche den Schluß der zweiten Abtheilung von a bilden, von dem nach Anakreon gedichteten an die Cicade an. Den Schluß bildet die aus dem Almanach genommene Sängerwürde, hier Dithyrambe überschrieben.

Die dritte Abtheilung, Romanzen und Balladen, gibt die in b stehenden in derselben Folge wieder, nur ist aus c nach dem Blümlein Wunderschön Ritter Curts Brautfahrt und nach der Müllerin Reue die dramatische Ballade Wanderer und Pächterin eingeschoben. In der folgenden Abtheilung sind die Elegien, ganz wie in b, in zwei Bücher geordnet.

Was den Text betrifft, so hat Goethe sich in den
vermischten Gedichten und Balladen nur an sehr
eine kleine Aenderung erlaubt, so im neuen Amadi
an Belinden, im Bergschloß, im Blümchen Wun
im Schatzgräber, in der Müllerin Verrath;
Abweichungen sind Druckfehler, wie im Veilchen,
im Gesang der Geister. Auch hier war Goethe nicht
bemüht, reine Reime überall herzustellen; die Haupt
ihm ja, wie er in einer Xenie sagt (zahme Xenien
Gedanken rein zu haben; das war ihm alle Reime
oft die Reimnoth den Ausdruck gefährde, war ihm
Beispiel nur zu sehr bekannt, und er sah in der zu
Reinheit der Reime eine ungehörige Schranke. In de
finden sich drei Abweichungen im neuen Pausias (V
eine Veränderung in Euphrosyne; in Hermann
thea ist die ursprüngliche Lesart hergestellt. Dasselbe
in den venediger Epigrammen geschehen, die auch sonst
Stellen Veränderungen erfahren haben. Auch die andern
sind hie und da verbessert, am bedeutendsten um
Epigramm Philomele.

Im August hatte Goethe mit Luden die von diesem
beschriebene Unterredung, in welcher er ein paarmal

Zu unsers Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne,
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.

Wenige Wochen nach der Plünderung von Weimar und seiner am 19. Oktober erfolgten kirchlichen Verbindung mit seiner Christiane Vulpius, an die er die Metamorphose der Pflanzen gerichtet hatte, am 10. November schrieb er, wie er in seinem Tagebuche anmerkt: „Hexameter zur Morphologie". Wahrscheinlich versuchte er damals schon die Metamorphose der Thiere (Gott und Welt 8), die er erst vierzehn Jahre später bei passender Gelegenheit, neu durchgesehen, erscheinen ließ. Auch die gereimten jambischen mit Anapästen untermischten Verse „Ist erst eine dunkle Kammer gemacht" (zahme Xenien VII, 9) werden von Riemer und Eckermann in dieses Jahr gesetzt.

Unterdessen hatte Goethe sich mit großem Eifer der weitern Durchsicht und Zusammenstellung seiner neuen Ausgabe gewidmet, wobei er zum Faust manche neue Szenen dichtete, an andere, welche in den neuesten Jahren entstanden waren, die letzte Hand legte. Erst im März erschienen die vier ersten Bände seiner neuen Ausgabe, die in den bewegten Zeiten ziemlich spurlos vorübergingen. Das wenige Neue, was die Gedichte boten, nebst der Laune der Verliebten und Elpenor, schien der Lesewelt nicht so bedeutend. Der im April erfolgte Tod der Herzogin Mutter erregte in ganz Weimar lebhafte Trauer. Goethe widmete ihr ein in Prosa abgefaßtes Lebensbild. Vom 7. Mai ist der Stammbuchspruch an die nach Dresden zu ihrer weitern Ausbildung gehende Malerin Karoline Bardua:

Wie wir Dich in unsrer Mitte
Ueben Dein Talent gesehn,

Mögest Du mit gleichem Schritte
Immer, immer vorwärts gehn!

Da die Weimarer Schauspieler, denen vor kurzem in der ersten Darstellung des *Tasso* das Höchste gelungen war, diesmal, statt in dem verödeten Lauchstedt, den Sommer in Leipzig spielen sollten, so schrieb Goethe zu der auf den 24. Mai festgesetzten Eröffnung der dortigen Vorstellungen einen von der Schauspielerin Wolff zu sprechenden Prolog, in welchem sie, nachdem sie der Umstände gedacht, welche diesmal die Weimarer Hofbühne nach Leipzig geführt, die freundliche Theilnahme der so hochgebildeten Stadt für die fremden Schauspieler sich erbittet, damit ihnen in diesem Raume der von außen fehlende erwünschte Friede zu Theil werde. Die neue Ausgabe hatte er so gefördert, daß er, ehe er Mitte Mai nach Jena ging, um sich von dort bald nach Karlsbad zu begeben, die weitern Bände mit einziger Ausnahme des letzten zum Druck abschicken konnte. Der achte enthielt außer dem vervollständigten ersten Theil des *Faust*, der so manches höchst bedeutende Neue, auch vieles Lyrische bot, die *Puppenspiele*, *Hans Sachs*, *Mieding*, die christliche *Legende*, die *Geheimnisse* (mit dem früher davon getrennten Anfange), den *Epilog zu Schillers Glocke*, den schon das Taschenbuch für Damen auf 1806 gebracht hatte, und die ganz neuen *Parabeln*. Der Dichter hatte sich vorgesetzt, das Wesen der *Parabel* nach ihren verschiedenen Richtungen in einer Zahl von Musterstücken darzustellen, hatte es aber nur zu einer einzigen in zwei Theile zerfallenden gebracht, der *ein Meister einer ländlichen Schule* (Parabolisch 35) überschriebenen. Dennoch hatte er daraus eine besondere Abtheilung *Parabeln* gemacht, wozu er bemerkte: „Werden fortgesetzt bis zum Dutzend, wodurch man den hier angedeuteten Charakter völlig zu umzeichnen hofft und zugleich

ſerer Zeit, welche das Charakteriſtiſche in der Kunſt ſo ſehr
ſchätzen weiß, einigen Dienſt zu leiſten glaubt.“ Die Parabel
int er eben zum Zweck dieſer neuen Ausgabe bearbeitet zu
en, um die verſchiedenen Arten der lyriſchen Dichtung zu
reten. Da er eine chriſtliche Legende nach der ihm vor-
ebenden Kunſtform gab, ſo wollte er im Gegenſatz dazu auch
ter der Parabel bieten. Der neunte Band der neuen
gabe brachte vor den Theaterreden zum erſtenmal die
kenzüge, ſoweit er ſie hatte auffinden können.

Von Jena begab Goethe ſich Ende Mai nach Karlsbad, wo ihn
Erzählungen zu den Wanderjahren beſchäftigten. Hier
er wieder den Kapellmeiſter Himmel, der immer vor ſeiner
nung vorüberritt. Auf ihn dichtete er die leichten Scherz-
an Uranius (an Perſonen 26), wie er ihn griechiſch nannte.
der Rückkehr ſchrieb er zu Weimar in kurzer Zeit das ſchöne
ſpiel auf die Rückkehr der ſeit Weimars traurigen Tagen
eſenden Erbprinzeſſin. Hier bediente er ſich in Nachahmung
Alten neben dem jambiſchen Dimeter längerer und kürzerer
äiſcher Verſe. Im Oktober ſchrieb er heitere jambiſche Verſe
as Album, das er für die Prinzeſſin Karoline mit Zeich-
gen ausgeſtattet hatte; humoriſtiſch gedenkt er hier der Ge-
te dieſes Albums, das er am Tage vor dem Unglücke
Jena gekauft hatte, und ſeiner bei geringer Anlage unüber-
lichen Zeichenluſt. Mit dem Plane zu einer neuen dra-
iſchen Dichtung, in welcher er ſich der verſchiedenſten antiken
maße zu bedienen gedachte, begab er ſich am 11. November
Jena, wo er den Anfang von Pandoras Wiederkunft
ührte, bald aber in Folge romantiſcher Aufregung zu leiden-
tlicher Dichtung von Sonetten im Weltſtreite mit dem in
getroffenen Zacharias Werner hingeriſſen ward. Vgl.

unsere Einleitung zu den Sonetten. Die „Sonettenwuth“ war mit dem Ende des Jahres vorüber, doch ging er die ihm gelungenen mit der Absicht durch, sie zu veröffentlichen, wozu es indeß nicht kam. Von seiner heitern Stimmung zeugt die launige Ballade Wirkung in die Ferne (Balladen 22), welche er im Januar 1808 Riemer diktirte. In der achtversigen jambisch-anapästischen Strophe reimen die vier ersten Verse wechselnd, die andern paarweis, und zwar besteht das erste Reimpaar bloß aus zwei Jamben; nur in den beiden ersten Strophen ist V. 6 um einen Fuß länger. Zunächst wandte er sich der Weiterdichtung der Pandora, dann den Erzählungen für die Wanderjahre zu.

Sein diesmaliger Sommeraufenthalt zu Karlsbad war sehr heiter; besonders erfreute ihn in der ersten Zeit die Verbindung mit der altbekannten Familie Ziegesar. Am 21. Juni wünschte er der anmuthigen, mit inniger Liebe an ihm hängenden Silvie von Ziegesar in einem Gedichte, zu dem er launig einen ihm zufällig in die Hände gekommenen gereimten Glückwunsch eines nach Bethlehem in Nordamerika ausgewanderten Herrenhuters an seine in Herrenhut zurückgebliebene Tochter zu deren elftem Geburtstag benutzte. Den 2. Juli war Pandora bis zu einem Hauptabschnitte vollendet. Gegen den 25. (die Reimschrift erfolgte am 27.) dichtete er die Stanzen auf die Erbprinzessin Auguste von Hessen-Kassel, die in die Mitte eines großen, mit Abbildungen der von ihr auf der Reise gesehenen Gegenden am Rande geschmückten Blattes von kunstgewandter Hand geschrieben werden sollten (an Personen 31). In den diesjährigen karlsbader Aufenthalt fallen auch die Verse, die Goethe in das Stammbuch der Frau H. D. von Berg schrieb, die aber nicht ursprünglich dafür bestimmt gewesen sein werden:

Wie es dampft und braust und sprühet
Aus der unbekannten Gruft!
Von geheimem Feuer glühet
Heilsam Wasser, Erde, Luft.
Hülfsbedürftge Schaar vermehrt sich
Täglich an dem Wunderort,
Und im Stillen heilt und nährt sich
Unser Herz an Freundes Wort.

Auf der Rückreise dichtete er am 12. September zu Hof das hübsche, den innigen Volkston so schön anschlagende Lied der Goldschmiedgesell (Lieder 18), wohl durch eine auf dem Wege gemachte Beobachtung veranlaßt. Daß in den einfachen vierversigen jambischen Strophen die geraden Verse alle auf Mädchen reimen, im ersten Theile (mit Ausnahme der zweiten, wohl spätern Strophe) der vierte Vers immer auf Lädchen, im zweiten auf Mädchen auslautet, gibt dem Ganzen einen besondern launigen Ausdruck.

Das meist der Farbenlehre und der Dichtung der Wahlverwandtschaften gewidmete Jahr 1809 brachte nur wenige lyrische Blüthen. Zu der schönen dramatischen Ballade Johanna Sebus, früher Schön Suschen genannt (Balladen 7), wurde Goethe durch eine Aufforderung von den Landsleuten der aufopferungsvollen Heldin veranlaßt. Er hatte sich mit ihr schon länger getragen, als er am 29. April sich nach Jena begab, wo er seinen neuen Roman endigen wollte, aber gleich am Anfange an einem bösen Anfalle seines alten Uebels litt. Als er sich wieder zu erholen begann, griff er gleich am 11. Mai die Ballade an, welche er am 21. vollendete und gleich darauf drucken ließ. Eine ganz besondere Wirkung macht das refrainartig an den Anfang tretende die äußere immer wachsende Gefahr schildernde Reimpaar, das in den drei ersten Strophen durchweg denselben

Reim braust, saust, in der vierten erbrausts, sausts, hat, erst in der folgenden letzten Strophe, nachdem die wilde Flut sich beruhigt hat, einen andern Reim zeigt. Die auf dieses Reimpaar folgenden Strophen haben ungleiche Länge, von zwölf bis zu vier Versen. Die paarweis reimenden Verse sind alle jambische Dimeter, in denen aber häufig der Anapäst eintritt. Eine neue Art volksmäßiger Balladen war dem Dichter, dem die beabsichtigte Wirkung eben so klar vorschwebte als die aus der genauen Betrachtung der Volkslieder sich ihm ergebenden Mittel zum Zwecke, hier vortrefflich gelungen. In denselben Sommer gehören die wohl während einer heitern Mahlzeit bei Knebel von Goethe aus dem Stegreif gemachten versus memoriales auf Okens natürliches System der Erze (nach dessen 1809 in den Osterferien geschriebenen Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze) und Knebels natürliches System des Organisch-Gebacknen (in der Ausgabe von Hempel III, 203).

Nach Vollendung der Dichtung und des Druckes der Wahlverwandtschaften kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er der in seinem Hause unter Eberweins Leitung seit mehrern Jahren bestehenden kleinen Singschule sich erfreute, in welcher mit Vorliebe Zelters Kompositionen von seinen und Schillers Gedichten vorgetragen wurden. Von Reichardt erschienen in diesem Jahre Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen in drei Abtheilungen. Manche einzelne Lieder waren von andern Tonkünstlern mehr oder weniger glücklich gesetzt worden. Bethovens wunderbare Kompositionen goethescher Lieder fallen frühestens in den Winter 1809 auf 1810. Der neueste Lebensbeschreiber Beethovens, L. Nohl, glaubt, daß die in dem gereiften Manne mit Gewalt hervorbrechende glühende Neigung zu Therese Malfatti diesen zur Komposition von Goethes warmen Liebes-

nſuchtslieder getrieben. Goethes Sehnſucht erſchien
Jahre 1810, in welches auch Herz, mein Herz,
der Wehmuth, mit einem gemalten Bande und
oll und leidvoll gehören. Früher fällt das Mailied.
r fand ſich durch Zelters ſich enge anſchmiegende Lieder viel
angezogen als durch Beethovens mächtige Tongewalt.*)
ere Veranlaſſungen weckten im nächſten Jahre (1810)
che Muſe. Auf dem von der Großfürſtin veranſtalteten
sballe zu Ehren des Geburtstages des Erbprinzen, des
r, ſollte ein von Goethe angeordneter romantiſcher Feſtzug
hrung kommen, in welchem die verſchiedenen Dichtungen,
mittelalterlichen Fürſten und beſonders die Ahnen des
n Hauſes eine vorzügliche Neigung geſchenkt hatten,
gfaltigen bedeutenden Geſtalten erſchienen und durch
nneſänger und Heldendichter in bezeichnenden Stanzen
rden. Die 27 dazu gehörenden Stanzen entſtanden in
mäßig kurzer Zeit, da der Entſchluß zu dem Feſtzuge erſt
nuar gefaßt war. Zum Geburtstage der Großfürſtin,
wurde die Aufführung wiederholt, aber mit Beziehung
feierte ein Maskenzug der ruſſiſchen Nationen hinzugefügt.
m lieferte Goethe ein Feſtlied, ein Gaſtlied und ein
, eine herzliche Anſprache an die mit dem Erbprinzen
enburg verlobte, dem Dichter ſo ſehr am Herzen liegende
Karoline. Die gewählten eigenthümlichen Versarten
bezeichnend. Auch Zelters Liedertafel trieb den Dichter zu
Liedern. Eine Woche vor dem zweiten Feſtzuge (die Gedichte
m 8. Februar begonnen) ſandte er an Zelter, das für
chtete, ſpäter Rechenſchaft überſchriebene heitere

Reißmanns „Geſchichte des deutſchen Liedes" S. 212 ff.

Gesellschaftslied (gesellige Lieder 16), in welchem der
daß jeder in seinem Kreise tüchtig wirken, Kraft und
bewahren müsse, statt trüben Träumereien sich hinzug
belebter Weise zur Darstellung gelangt. Goethe, der
förmigkeit der gewöhnlichen leeren, oft mühseligen Gese
lieder bedauerte, hatte hier eine ganz neue Form erfunden
er die einzelnen Personen hervortreten, sich und ihr Th
sprechen ließ. Die einzelnen bedienen sich der gew
zweitheiligen achtversigen trochäischen Strophe, der Ch
ganz gleichen vierversigen. Schillers Lied an die Fre
in derselben Form geschrieben, nur hat die Strophe be
dort eine andere Reimstellung. Zelter erfreute ihn gleich
mit einer sehr gelungenen Komposition seiner Johanna
welcher er eine Melodie seiner neuen Lieder beifügte. D
liche Erfolg, den sein Gesellschaftslied bei Zelters Li
am Geburtstage der Königin gehabt, ermunterte Goethe
Liede **Ergo bibamus** (gesellige Lieder 17), das
März dichtete. Zelter, der es bereits am 3. April erhie
es sogleich in Musik. Hier herrscht wieder ein ganz
Ton, der heitere Uebermuth des Vergessens aller R
alles Kummers in frohem Freundeskreise. Die Vers
dazu ganz vortrefflich gewählt. Es sind dieselben V
welchen Schillers **Reiterlied** und die **vier Weltalter**
sind, aber während bei Schiller die Strophe bloß sechs V
da am Schlusse ein Reimpaar eintritt, haben wir hier im
Theile der Strophe einen dreifachen Reimvers und zum
einen kleinen auf **Ergo bibamus** oder **Bibamus** ga
dem zweiten und vierten auslautenden Vers, wodurch da
eine eigenthümliche Einheit und lebendige Frische erhält.
Am 12. April begab sich Goethe nach Jena, wo

Drucke der Farbenlehre beschäftigt, am 18. Riemer das auf
on spottende Gedicht Katzenpastete (Parabolisch 2) in
rsigen jambischen Strophen schrieb, in welchem die Lehre,
die Fabel bewahrheiten soll, vorher ausgesprochen wird.
ie am nächsten 25. Mai erfolgende Gedächtnißfeier Schillers
em Theater dichtete er eine neue Strophe zum Schluß des
ogs zur Glocke. Den 16. trat er die Reise nach Karlsbad
Hier schrieb er auf den Wunsch der karlsbader Bürgerschaft
Gedichte auf die Anwesenheit der Kaiserin von Oestreich,
m 6. Juni in Karlsbad ankam und bis zum 22. blieb.
iesen das herzliche Gefühl seiner Verehrung in würdigster
aussprechenden Gedichten ist eines in Sonettenform, eines
tanzen gedichtet, die beiden andern in eigenthümlichen
hen aus trochäischen Dimetern und um eine Sylbe kürzern
. In beiden geht ein vierversiges System von wechselnd
den Dimetern voran, auf die einmal eines aus fünf Versen
von denen die Dimeter V. 2—4 aufeinander reimen und
die beiden andern um eine Sylbe kürzern Verse; das
mal haben wir statt fünf sechs Verse, von denen 1 und 6
e Verse), 2 und 5, 3 und 4 (volle Dimeter), reimen, also
chiastische Reimstellung gewählt ist. Des Abbate Casti
sehr ehrbare, aber außerordentlich schöne" galante No-
n in Stanzen, von denen Goethe einige in Italien vom Dichter
hatte lesen hören, kamen ihm in Karlsbad zufällig gedruckt
Hände, und veranlaßten ihn, sich in einer ähnlichen ero-
Erzählung zu versuchen, die aber eine sittliche Wendung
sollte. Das in Goethes Werke nicht mit aufgenommene,
chon 1861 bekannt gewordene Gedicht das Tagebuch ist
Meisterstück anschaulicher Schilderung sinnlich verfänglicher
nde und, man möchte sagen, sinnlich-sittlichen Humors, aus

welchem ein rein menschlicher Sinn schalkhaft uns entgegenle
daß die Liebe noch mehr als die Pflicht uns der Tugend zu er
vermöge, zeigt die mit drastischem Leben fast vor Aug
stellte Geschichte. Goethe würde in diesem Felde manche ä
Versuche gemacht haben, hätte ihn nicht die Beobachtung
zurückgehalten, daß solche Schilderungen in unserm Vol
unsittlich und verführerisch gelten müssen. Eine ähnliche S
rung in Werthers Briefen aus der Schweiz konnte ma
nicht vergeben. Hier wie dort liegt nichts Selbsterlebtes zu G

In Teplitz, wohin er sich zur Nachkur begab, war er
Tage mit Zelter zusammen, der damals manches aus der Pa
setzte. Goethe gab ihm auch kleinere Gedichte, unter ander
den Scherz Schneidercourage (Epigrammatisch 9), nach
Volksliede, und die auf denselben Reim endenden Verse geni
Treiben (Epigrammatisch 28), welche dieser zum Theil gle
Musik setzte, das letztere als Kanon, dessen er schon am 3
gedenkt. Auch den Spott auf den Physiker Mollweide,
Weißmacher (Invektiven 16), dichtete er in der heitern Stim
die er in Teplitz genoß, veranlaßt durch die Mittheilun
Grafen Reinhardt, daß dieser Mollweide eben in Zachs m
licher Korrespondenz gegen seine Farbenlehre aufg
sei. Auch dem geistreich witzigen Fürst von Ligne und
Tochter trat er sehr nahe. Auf ein französisches Gedic
Fürsten, welches seine Ankunft in Teplitz als eine Meteorersch
feierte, ihn als Apostel des guten Geschmacks, als Ehre
Vaterlandes pries und ihm Verlängerung seines Leben
Folge seiner Kur weissagte, erwiederte Goethe:

> In früher Zeit, noch froh und frei,
> Spielt' ich und sang zu meinen Spielen;
> Dann fing's im Herzen an zu wühlen:
> Ich fragte nicht, ob ich ein Dichter sei,

Doch daß ich liebte konnt' ich fühlen.
So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eignen dichterischen Thaten.
Man sagt, mir sei als Ernst und Spiel
Nicht übel dies und jen's gerathen.
Gern hör' ich Gutes von der Kunst,
Der ich mein Leben treu geblieben,
Doch mich in meinen Freunden lieben,
Dies, edler Mann, dies ist die schönste Gunst.

So stellte er also das Glück edler Freundschaft hoch über
lle dichterischen Erfolge, die er bescheiden seiner natürlichen Be-
abung zuschreibt, nur die Liebe zur Kunst nimmt er für sich
Anspruch. Mit der Tochter des Fürsten hatte er eine Wette
ngegangen. Auf den gegen sie verlorenen Gulden schrieb er
2. September die launigen Verse:

Ein klein Papier hast Du mir abgewonnen,
Ich war auf Größeres gefaßt;
Denn viel gewinnst Du wohl, worauf Du nicht gesonnen,
Worum Du nicht gewettet hast.

Zwei Tage später dichtete er die Verse *Fliegentod* (Para-
ch 18), welche im Tode der Fliege schildern, wie wir durch
zen Genuß das Leben selbst zerstören. Ursprünglich folgte
in vierversiges System von wechselnd reimenden weiblichen
männlichen Versen ein männliches Reimpaar und drei gleich-
männliche Reimverse, die das Ununterbrochene bezeichnend
später trat eine Aenderung ein.

n Weimar aus ließ Goethe am 18. November Zelter
rmehrte Zigeunerlied und „einige Lieder und Späße"
die Riemer aus seinen Papieren aushob; unter diesen
das Gedicht *Problem* (Epigrammatisch 27) befunden
ür dessen Melodie Goethe am nächsten 2. Mai ganz be-
dankt. Zu Jena, wohin er am 23. ging, übersetzte er

aus der französischen Reisebeschreibung von Skjöldebran
Riemers Hülfe ein Lied eines finnischen Mädchens (g
Lieder 23), wozu das beigedruckte Finnische ihm das V
darbot; nur hat dort die zweite Strophe einen Vers me
die erste ist gereimt, in den beiden andern finden s
paar Reimverse. Goethe hatte in diesem Jahre seine alt
piere vorgenommen, da er die Vorbereitung zu seiner L
beschreibung betrieb, deren erster Band ihn zunächst besch

Am 18. März 1811 erhielt Zelter durch Riemer auß
finnischen Liede auch das sicilianische und das Schw
lied (gesellige Lieder 21. 22). Das erstere ist aus Gi
Meli in einer trochäischen und einer jambischen Strophe
Rücksicht auf das ursprüngliche Versmaß übersetzt, das Sch
lied aus dem Volksmunde mit geringen Veränderungen geno
Riemer fand beide wohl in Goethes ältern Papieren. D
März nach Tische begann Goethe für den Prinzen Friedri
Gotha die Kantate Rinaldo, die am 23. durchgesehen
und schon am 24. in reiner Abschrift vorlag. So rasch
Goethe noch damals, daß er in so kurzer Zeit die in den versc
sten Maßen und Reimformen sich bewegenden mancherlei Li
Stande brachte. Vorherrschen trochäische Maße, Dimeter und T
trochäen; daneben finden sich kleine jambische und jambis
pästische Verse, nur einmal bedient sich Rinaldo fünffüßiger J

Schon am 13. Mai begab Goethe sich nach Karlsb
ihn der erste Band von Wahrheit und Dichtung besch
Zur lyrischen Dichtung fühlte er sich nicht aufgelegt; de
ihm im heitern Laufe des Gesprächs zuweilen ein ge
Scherzwort entfuhr, wie am 26. Mai (nach Riemers Mitthe
er wohl auch sonst einem Spruch dichterische Form gab,
nicht in Betracht. Schon am 1. Juli war er wieder in

wo er am 3. das liebliche Knabenmärchen der neue Paris diktirte. Zu einer lyrischen Blüte kam es auch hier nicht; denn die Verse, welche er nach Riemer am 9. Juli aus dem Stegreife sprach, waren nur ein bon mot, das die Unterhaltung brachte. Nur dürfte der diesmal, ganz abweichend von seinen früheren Dichtungen dieser Art, in Trimetern geschriebene längere Prolog zur Eröffnung der Vorstellungen der weimarer Schauspieler zu Halle am 6. August noch in Jena zu Stande gekommen sein. In ihm zeichnet sich der herrliche Preis der durch Reils Fürsorge mit einem Soolbade ausgestatteten alten Salzstadt aus. In Weimar, wohin er gegen Ende August zurückkehrte, unternahm er gegen den Schluß des Jahres eine Bearbeitung von Shakespeares Romeo und Julie, welche zur Feier des nächsten Geburtstages der Herzogin gegeben werden sollte. Diese alles Anstößige entfernende, „concentrirte" Bearbeitung begann mit einem neu gedichteten Chorgesange der Diener in zwei siebenversigen daktylischen Strophen, in welchen die drei kürzern Verse 3 und 7 mit dem längern 5 und die übrigen paarweis reimen. Das erste in diesem Jahre zu Berlin erschienene Bändchen der Gesänge der Liedertafel brachte u. a. Ergo bibamus, den Kanon und Problem.

Zum Geburtstag der Herzogin am 30. Januar 1812 war er veranlaßt als Begleitung eines Korbes der schönsten Blumen die Verse zu dichten:

> Wir begegnen dem Entzücken,
> Wie es jeder fühlen mag,
> Und mit kindlich heitern Blicken
> Grüßen wir den schönsten Tag.

Auch zum Geburtstage der Großfürstin, dem 16. Februar, brachte er zwei kleine dichterische Spenden (an Personen 4). Im April reizte der Aerger über Jacobis Schrift von den göttlichen

und menschlichen Dingen ihn zu der Spottparabel, Groß ist die Diana der Epheser (Kunst 12), in sechsversigen Strophen von jambischen Dimetern, wobei die erste Strophe eine von den folgenden abweichende Reimstellung hat. Aber die immer bedenklichere politische Lage regte den Dichter so gewaltig auf, daß es ihn schon am 20. April nach Jena trieb und von dort am 1. Mai nach Karlsbad. Auf dieser Reise wird das allerliebste in unser Jahr gehörende Mailied (Lieder 66) entstanden sein, in welchem sich der alternde Dichter über alle äußere Noth in froher Empfindung der ewig neublühenden Natur erhebt und sich als jugendlichen, die Geliebte sehnsüchtig aufsuchenden Liebhaber in einem dramatisch belebten Bildchen darstellt. Wir haben hier wieder eine ganz eigene Form. Zwischen zwei sehr bewegten fünfversigen anapästischen Strophen steht eine zweitheilige achtversige aus kleinen wechselnd reimenden trochäischen Versen. Im Juli sollte ihn die Ankunft des Kaisers und der ihm so geneigten Kaiserin von Oestreich sowie deren Tochter, der Kaiserin von Frankreich, zu drei in prächtigen Stanzen geschriebenen Gedichten im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad veranlassen, in welchen er auf würdigste Weise sich der unter den damaligen Verhältnissen so schwierigen Aufgabe entledigte, indem er die echt menschlichen Gefühle zu reinem Ausdrucke brachte und die Gemahlin des welteroberenden Gewaltherrschers, dessen Größe er feiert, als Genius des Friedens begrüßt. In den Reimen hat sich der Dichter unbedenklich die frühern Freiheiten erlaubt; so reimen trennt Momente könnte, Geläute Seite, erzeugt schleicht um von **i ü, ei eu** nicht zu reden, aber die Reime sind sehr bezeichnend und häufig ganz ungewöhnlich. Am 13. folgte er der Kaiserin nach Teplitz, wo er sich bestimmen ließ, am 29. und 30. das kleine Lustspiel die Wette zu dichten, das am 5. August

zur Aufführung kam. Denselben Tag schrieb er an den Abbate Bondi ein Sonett zum Dank für ein von der östreichischen Kaiserin ihm verehrtes Prachtexemplar von dessen Werken. Auch das Epigramm den Zudringlichen (Epigrammatisch 34) soll auf den 5. August fallen. Zum Schlusse einer Vorstellung des Tasso dichtete er eine Stanze, welche die der Kaiserin so nahe stehende Gräfin Odonell als Eleonore an diese als Huldigung „gebildeter und liebevoller Frauen" sprach. Das „hamburgische Morgenblatt" Orient hatte am 30. Juli Goethes vollständige Uebersetzung des Liedes La biondina (vgl. oben S. 286) gebracht. Aus den folgenden Monaten des Jahres ist uns nur ein Gedicht zum Geburtstag der Schauspielerin Wolff vom 10. Dezember bekannt, das der Dichter im Namen der Gesellschafterin seiner Gattin, Fräulein Ulrich, und seines Sohnes in paarweis reimenden fünffüßigen Jamben schrieb (an Personen 36). In unser Jahr fallen auch die vier gegen Wolkes Versuch, die deutsche Rechtschreibung zu verbessern, gerichteten Verse dem Buchstabensparer (Invektiven 17). Eine neue unveränderte Ausgabe der Gedichte war im Laufe dieses Jahres erschienen.

Auch während der ahnungsvollen Spannung am Anfange des Jahres 1813 sehen wir Goethe dichterisch aufgelegt. Am 4. Januar dichtete er zu dem beliebten Quodlibet Der Kapellmeister und die Prima Donna eine Baßarie von A. Bianchi völlig um (Hempels Ausgabe III, 61 ff.), indem er an die Stelle einer treulosen Schönen, die mit einem Abbé sich eingelassen hat, einen Liebhaber setzte, der hinter dem Rücken der Geliebten sich mit einem andern Mädchen abgibt. Er hat sich reimloser Verse bedient, und zwar derselben, welche er im Italienischen fand; nur hat er in der Mitte, welche in anderm Versmaße geschrieben ist, einen Vers mehr. Am 15. gleich nach Tisch dichtete er aus dem Stegreif das heitere Lied die

Lustigen von Weimar (gesellige Lieder 20) in einer ge-
läufigen achtversigen zweitheiligen jambischen Strophe. Viel-
leicht fiel eben um dieselbe Zeit die nach der Melodie des Liedes
„Namen nennen dich nicht“ gedichtete Gegenwart (Lieder 44);
wir wissen, daß diese in unserm Jahre bei einer Familientafel
aus dem Stegreif entworfen wurde. Das Morgenblatt hatte
das Lied Uelzens am Anfange des vorigen Jahres mit einer Melodie
von Berger gebracht. Der Text, der dort irrig Jean Paul beigelegt
war, schien ihm gar zu matt. Zur Geburtstagsfeier der Herzogin
hatte er diesmal die Idylle (Kantaten 1) gedichtet, die man
freilich mit Recht dunkel fand. Die Lust, in festlicher Vereinigung
an diesem Tage der Fürstin, von welcher man das Höchste er-
warten dürfe, huldigende Verehrung zu erzeigen, soll hier
zum Ausdruck gelangen; niemand darf sich von der Freude aus-
schließen und eine besondere Verehrung für sich in Anspruch nehmen.
Die wechselnden Versformen sind bezeichnend ausgewählt. Dem
diesmaligen Geburtstage der Großfürstin bereitete Goethe eine
ganz besonders glänzende Feier, nur war er so unwohl, daß
er die Gedichte dazu Riemer übertragen mußte. Am 14. März stiftete
er einen Spruch in das Stammbuch von Fräulein Ulrich (an
Personen 31). Den folgenden Tag schrieb er in eine der Groß-
fürstin von Meyer geschenkte schöne Brieftasche auf deren Wunsch
ein Sonett, welches das frohe Gefühl aussprach, daß Liebe und
Treue die schönsten Kränze widmen (an Personen 4). „Ich habe
so gut gedichtet und geschrieben, als es im Augenblicke gehn
wollte“, äußerte er gegen Meyer. Das leichte, liebliche Gefunden
(Lieder 12), das in unser Jahr gehört, fällt wohl um diese Zeit.
So hemmte die ängstliche Spannung Goethes Liederlust nicht.

Am 12. April besetzte ein preußisches Streifcorps Weimar.
Goethe war jetzt in Folge der drohenden Kämpfe so fieberhaft

regt, daß die Seinigen ihn drängten, sofort nach Teplitz ab-
sen. Am 17. verließ er Weimar. Der Aerger über das Lied
habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr," das er zu Leipzig
nem Deklamatorium vortragen hörte, veranlaßte ihn zu seiner
die dieses „elendesten aller deutschen Lieder" in Gewohnt, ge-
(gesellige Lieder 8). Als er dieses am 3. Mai Zelter sendet,
kt er: „Wäre das Dichten nicht eine innere und nothwendige
tion, die von keinen äußern Umständen abhängig ist, so hätten
Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entstehn können."
eplitz hielt er sich an die Vollendung des dritten Bandes von
rheit und Dichtung, aber auch die drei eigenthümliche Töne
agenden Balladen die wandelnde Glocke, der getreue
rdt und der Todtentanz (Balladen 23. 24. 26) entstanden
st; er half sich, wie er später an Zelter schreibt, mit solchen
en in der bedenklichsten Zeit hin. Die beiden ersten sind lehrende
rfabeln, die aber durch die lebendige Ausmalung hohen künst-
en Werth erhalten. Die erste schrieb er am 22. Mai nach
Scherze, den man ihm zu Weimar erzählt hatte. Der Ton
r einfach, die vierversige Strophe eine ganz gangbare. Den
thüringischen Volkssage entnommenen getreuen Eckardt
Goethe den 6. Juni an Riemer. Die Erzählung ist hier märchen-
und die Mahnung dringender. Dazu stimmt das gewählte
naß, dasselbe, das er in Gewohnt gethan nach dem zu
de liegenden Liede gebraucht, nur hat es dadurch gleichsam
Gespanntes erhalten, daß V. 3 und 6 nicht, wie gewöhnlich in
hen Strophenbildungen, aufeinander reimen. Den Todten-
sandte Goethe schon denselben 6. Juni an Riemer. Er ist
rausige Kirchhofsballade nach einer böhmischen Sage, wo-
ben galt, das wunderliche, alles Glaubens spottende Gespenster-
auf anschauliche Weise gleichsam zu beleben. Die Strophe

ist dieselbe wie in dem untreuen Knaben, nur daß s
Jamben mit Ausnahme der ersten regelmäßig die be
Anapäste eintreten. Am 20. Juni schreibt Goethe an
„Mich freut sehr, daß meine kleinen Gedichte Ihren Beifal
an dem mir sehr viel gelegen ist; denn Sie sehen dies
gebundenen ästhetischen Organisationen auf den Grund
andere sich allenfalls am Effekt ergetzen." Mit demselbe
sandte Goethe ihm sein Räthsel auf die Herbstzeitlosen,
wiederung eines von Riemer ihm gesandten wortsp
Scherzes auf den Namen Ansorge.

Da sind sie wieder,
Die losen Dinger!
An hübschen Händchen
Gar sechs der Finger!

Es rühmt das Volk sich
Als Zeitgefährte
Und ziert gar lieblich
Geschorne Bärte. *)

Kein Schneider kleidet
So viele Nackte,
Wenn er auch Höllen
Aus Höllen packte. **)

Sie wären Huren,
Wenn man sie würbe.
Doch ist ihr Leibchen
Nur gar zu mürbe.

---

*) Sie blühen erst, wenn die Wiesen gemäht sind.

**) Hölle ist hier, wie Biedermann bemerkt hat, das Loch im
welches die Schneider die abfallenden Reste werfen. Höllen aus
packen heißt aus einer Hölle die andere nehmen, so daß al
Hölle immer wieder eine andere wäre, und demnach der Vorrat
unerschöpflich.

Man ignoriret,
Woher sie kamen.
Ich nannte zweimal *)
Schon ihre Namen.

ist sehr leicht, über den Dichter loszuziehen, daß er in so schwerer
mit solchen Lappalien sich abgegeben. Aber Goethe hatte
kein Vertrauen auf eine glückliche Wendung der Dinge nach
bisherigen Erfahrungen von der eifersüchtigen Zwietracht
Deutschen und bei seinem Glauben an Napoleons Heldengröße;
also rettete er sich in Kunst und Dichtung, und in der
chen Dichtung trieb es ihn, sich in den verschiedensten
en zu versuchen. So war denn nichts natürlicher, als daß
uch durch Riemers Räthsel sich gleich zu einem Wettstreit
ihm veranlaßt sah, in welchem er diesen außerordentlich
wdten Verskünstler durch frische, spielende Leichtigkeit über=
Er selbst legte auf den Einfall eines Augenblicks nicht
geringsten Werth, scheint kaum eine Abschrift zurückbehalten
aben. Und doch wie glücklich ist das Ganze, welch ein
igener Griff gleich der Anfang!
Den 20. August kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er
Tage später die drei neugewonnenen Balladen, die er eben
gearbeitet hatte, Riemer vorlas. Am 12. Oktober dichtete er,
nend an ein französisches Vorbild, das neckische Gesellschafts=
offene Tafel (gesellige Lieder 15) zunächst für Zelters
rtafel, ein neuer Versuch in dieser Dichtform, der manche
lichkeit mit der Rechenschaft hat, aber doch wieder ganz
er Art ist. Die achtversige trochäische Strophenform, in
er V. 5 und 7 nicht reimen, wirkt dadurch eigenthümlich,

———

Mit Bezug auf dieje Dinger und Zeitgefährten. Nackte und
n. Ihr Volksname ist nackte Huren.

daß V. 6 und 8 refrainartig wiederkehren, wovon nur die beiden letzten Strophen nothwendig abweichen. Während der Tage der leipziger Schlacht schrieb er den merkwürdigen Epilog zum Essex in fünffüßigen Jamben. Am 21. Oktober wurde der Theil der französischen Nachhut, der in Weimar eingedrungen war, durch Kosacken, östreichische Dragoner und preußische Freiwillige vertrieben. Dem russischen Obristlieutenant von Bock sprach Goethe am folgenden Tage in einem kleinen heitern Gedicht (an Personen 49) seinen Dank aus. Den 30. November richtete er an die eben zurückgekehrte Gräfin Konstanze von Fritsch anmuthige, ein Angebinde begleitende Verse (an Personen 42). Am 3. Dezember schrieb Goethe eine witzige Entgegnung auf eine Fabel von Fr. Haug, welche das Morgenblatt vom 11. November brachte (Parabolisch 30, 3).*) Am Abend desselben Tages trug er seine neuen drei Balladen bei der Herzogin vor. In diese Zeit fällt auch wohl der Spott auf die neu poetischen Katholiken in der später Pfaffenspiel überschriebenen Parabel (Parabolisch 12).

Auch als die Verbündeten bereits den Rhein überschritten hatten, zweifelte Goethe noch an der Bewältigung Napoleons; der verhängnißvolle Gang der Dinge beklemmte ihn, da er nicht an die erwartete Niederwerfung durch die treu zueinander stehenden Mächte glauben konnte. Ludens Napoleon heftig angreifende Nemesis veranlaßte ihn am 5. Januar 1814 zu den Versen

> Ich kann mich nicht bereden lassen;
> Macht (Malt ?) mir den Teufel nur nicht klein!
> Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
> Der muß was sein.

---

*) Wenn er in der Handschrift das Datum des 3. November schrieb, muß wohl, durch einen geläufigen Irrthum, der Name des vorigen Monats genannt sein, da kaum das vom 11. datirte Morgenblatt schon am 3. in Weimar sein konnte, wenn auch die Blätter früher gedruckt wurden.

[...]sche Aeußerungen in dichterischer Form entfuhren ihm jetzt [...]tig, da er immer mehr zu knappen, bezeichnenden Sprüchen hin[...]te und solche gern, wohl oft erst nach längerer Zeit, in einer [...]nform gleichsam feststellte. Wie wenig er auch in die Hoff[...]gen der ausziehenden Freiwilligen einstimmen konnte, wie fest [...]uch überzeugt war, die meist ungeübten jungen Leute könnten [...]rer Stellung dem Vaterlande besser dienen als draußen unter [...]Waffen, so trieb es ihn doch, zu einer Vorstellung von Wallen[...]s Lager am Vorabende des Auszuges derselben, am [...]Januar, eine heitere Schlußszene zu dichten, welche die [...] Wünsche den Ausziehenden mit auf den Weg gab. Zum [...]rtstage der Herzogin, den diese diesmal in der Anwesenheit [...]Kaiserin von Rußland feierte, dichtete Goethe drei vierversige [...]riften (an Personen 6), über die wir nichts Genaueres [...]n. Aus der Spannung, in welche ihn die Entwicklung des [...]nderlichen saeculi" versetzte, wußte er sich oft durch der [...]tung holde Gabe aufzuschwingen. So wissen wir, daß er [...] 14. Februar das heitere, männlich entschiedene, alles aufs [...] nehmende Soldatenlied Kriegsglück (gesellige Lieder 14) [...]ete, in welchem er sich ganz in das Leben eines jugendfrischen [...]daten versetzt, wobei ihm so manche in Weimar gemachte [...]hrungen über den Vorzug der Soldaten bei den Frauen [...]chwebten. Die gewählte achtversige zweitheilige jambische [...]phe entspricht dem resoluten Tone. Unter dem „Singbaren," [...] „poetischen Allerlei", das er an demselben 14. Februar [...]r sandte, befand sich unter andern auch der Spruch meine [...]l (Epigrammatisch 45) und ein wohl verloren gegangenes [...]eiliges Gedicht, das Zelter auf die Kaiserin von Oestreich [...]. Den 16. schickte er an den Regierungsrath Peucer mit [...]heitern Versen einen Dukaten, den er durch die zu Dresden

am 15. August mit ihm eingegangene Wette, es werde nicht zum Kriege kommen, verloren hatte. Ein paar Reimsprüche, die Jahre und das Alter (Epigrammatisch 53. 54) theilte Goethe am 23. Zelter mit, woraus aber nicht folgt, daß sie ganz neuerlich entstanden waren. Diesen Winter über waren ihm manche derartige Sprüche in den Sinn gekommen, die er rasch hingeworfen hatte, und die ihm gelegentlich wieder vor Augen kamen. So sendet er auch um diese Zeit an Frau von Stein „allerlei Kuriosa", die „mit dem Winter aufthauten". Vier Tage später begleitet er ein der Gräfin Constanze von Fritzsch gesandtes Penséebouquet mit vier Versen, in welchen er scherzend darauf hindeutet, daß man jetzt kein französisches Wort mehr dulden wolle. Schrieb man ja damals kein Adieu mehr. Zu der im vorigen Dezember gedichteten Palinodie auf Haug brachten die drei ersten Monate des Jahres noch zwei andere auf Haugs Gedichte der Geist und die Schönheit und das Opfer im Morgenblatt vom 20. Januar und 15. März 1814 (Parabolisch 30.1.2). Die Gedichte im Morgenblatt hat Biedermann entdeckt.

Schon um diese Zeit muß Goethe sich an Hammers Uebersetzung des Diwan von Mohammed Schemseddin Hafis erfreut haben. Das 1812 und 1813 erschienene Buch war ihm zur Zeit zugekommen, aber er hatte es damals zur Seite gelegt, da einzelne Proben, die er in Zeitschriften gesehen, ihn nicht angezogen, und so rieth er auch Riemer, dasselbe nicht zu lesen, da es ihn zu sehr zerstreuen werde. Aber während in Frankreich die Geschicke auf der Spitze des Schwertes standen, vielleicht erst während die Kunde von Napoleons Siegen höchste Besorgniß erregte, las er sich in den Diwan hinein und befreundete sich so sehr mit der ihm hier lebendig entgegentretenden Welt, daß ihm der Gedanke kam, sich dieser Anschauung und dieses individuellen

es persischen Wesens als dichterische Form zur Mit-
seiner eigenen Auffassung und seines durch die nähere
z angeregten Gefühls zu bedienen. Der Divan wird
s damals schon zu von Hammers Fundgruben, Char-
entalischer Reisebeschreibung und andern Werken
iben, die ihn genauer mit dem persischen Leben, Dichten
en vertraut machten: aber zu einem Versuche, sich selbst
ischen Kostüms zu bedienen, wie er einst in den Elegien
sglück nach Rom verlegt hatte, fehlte ihm noch immer
Muth, den er bei der ängstlichen Spannung in Weimar
en konnte. Selbst die am 9. April eintreffende Kunde
zug der Verbündeten in Paris, der am 15. die von
s Abdankung folgte, ermuthigte ihn hierzu noch nicht,
nals leidend war und noch immer, wenn auch sein Herz
schwerem Druck befreit fühlte und frisch aufathmete,
r Spannung der weitern Entwicklung der Dinge auf dem
schen Felde entgegensah. Doch gab eine heitere Stimmung
leichte, lieblich fließende Lied Gleich und gleich
3) ein, das er am 22. April mit dem Spruche Egalité
matisch 61) und den Versen:

> Zu verschweigen meinen Gewinn,
> Muß ich die Menschen vermeiden;
> Daß ich wisse, woran ich bin,
> Das wollen die andern nicht leiden,

sandte.
Goethe sich nicht weit von Weimar entfernen mochte, be-
h am 13. Mai in das nahe Bad Berka, wo er zunächst
el zur Eröffnung der Vorstellungen der weimarer Schau-
Halle und zur Ehrenfeier des wackern um Halle hoch-
Reil dichten wollte. Aber schon am 17. erreichte ihn

der unerwartete Antrag Ifflands, ein Festspiel zu der et
vier Wochen erfolgenden Rückkehr des Königs für die b
Bühne zu dichten. Im ersten Augenblicke glaubte er die
erwartet ihn fast überfallende, ja beschämende Aufgabe v
abweisen zu müssen, aber schon am folgenden Tage hatte er
Gedanken gefunden, der ihm der Ausführung nicht unwerth
und den 24. konnte er das Programm zur Begutachtung a
land senden, dessen Ausführung ihm lebhaft im Sinne lag,
er auch erst Ifflands Antwort abwarten mußte. Zu Pf
(29. Mai) war Riemer bei ihm zum Besuche, auf den da
dicht Pfingsten (vermischte Ged. 55) sich zu beziehen s
Iffland, der über das Programm sehr erfreut war, äußert
einige Bedenken. Am 4. Juni drängte er den Dichter zu
der sich dann mit größtem Eifer an die Ausarbeitung gab.
Riemer, der die Vollendung des Festspiels für Halle überno
hatte, einem Briefe vom 6. ein Sonett der Ring beigelegt
so dichtete Goethe im Wettstreite mit ihm die der Ring
schriebenen Verse, welche so anmuthig das hohe Glück der G
wart der Geliebten bezeichnen:

Wäre der Rubin mir eigen,
Perlen wären um ihn her,
O, so wollt' ich bald erzeigen,
Wie so herzlich lieb er wär'.
Denn ich schlüf' ihn gleich zum Ringe,
Schlangen würd' ich um ihn ziehn,
Und ich sagte: „Liebe, bringe,
Bring' ihn der Geliebten hin!"

In keiner Verbindung damit stehen die darunter geschriebenen

Das Opfer, das die Liebe bringt,
Es ist das theuerste von allen;
Doch wer sein Eigenstes bezwingt,
Dem ist das schönste Loos gefallen.

Auf ein mit Randverzierungen geschmücktes Blatt schrieb Goethe am 8:

> Ich bliebe gern verschlossen still,
> Doch muß ich mich im Kreise zeigen.
> Vergebt, wenn ich mich rühmen will!
> Denn heute soll ja niemand schweigen.
> O wie's in meinem Busen ringt!
> Mir ist das schwerste Loos gefallen:
> Denn Opfer, wie sie Liebe bringt,
> Das sind die schmerzlichsten von allen.

Die Verse gehörten wohl zum Epimenides, wo sie später ausfielen. Dasselbe dürfte von den Versen gelten, die unter der ungehörigen Ueberschrift Waffen gegen Eifersucht in der hempelschen Ausgabe III, 64 stehen. Den Epimenides sandte Goethe schon den 9. an Riemer, nur der Anfang fehlte noch; wenn Riemer Sonntags nach Berka komme, sollte er auch diesen fertig finden. Riemer nahm das Stück zur Durchsicht und Abschrift mit in die Stadt, und schon am 15. ward es an Iffland gesandt. Epimenides war reich an den schönsten lyrischen Stellen und Liedern; auch an Stanzen fehlte es nicht.

Gleich nach Vollendung des Epimenides wird das Gedicht die Weisen und die Leute (vermischte Ged. 23) gedichtet oder vielmehr abgeschlossen worden sein. Auch dieses, in welchem verschiedene Philosophen auf die zudringlichen Fragen des Volkes scherzhaft erwiedern, ist, wie Rechenschaft und offene Tafel, als Gesellschaftslied gedacht. Es hat wieder einen ganz eigenen Ton. Am 18. begab Goethe sich zur Begrüßung der so geliebten und verehrten Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg nach Weimar. Gleich nach der Rückkehr begann er das erste Lied zum Divan, dessen Eintheilung damals noch ganz mit der im Persischen übereinstimmen sollte; das Lied Erschaffen und Beleben (I, 5)

in welchem des Hafis Sang und Exempel als Vorbild be
wird, ist vom 21., an welchem er auch den Spruch verg
Mühe (Epigrammatisch 42) schrieb; das Lied Bei
(II, 1), worin er ausspricht, daß, wie Hafis den Koran,
Bild unserer heiligen Bücher sich ins Herz gedrückt, gehört dem
Das erste ist in gewöhnlichen vierversigen jambischen Str
das andere in trochäischen Dimetern geschrieben, in welchen
vierversigen Systemen Reimpaare, einmal auch ein dreifache
eintritt. Auch die Divanslieder Fetwa und Der De
dankt (II, 3. 4) in reimlosen fünffüßigen Trochäen
damals versucht. Vom 21. sind auch die Verse:

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zum Spott.

Am 26. kam der Kapellmeister B. A. Weber nach Berk
Goethe zum Verdrusse, bedeutende Veränderungen im musik
Theile des Epimenides durchsetzte. Erst am 30. kehrte die
dem umgestalteten Stücke nach Berlin zurück. Goethe abe
sich darauf in Weimar des Besuches seines Zelter zu er
Vergebens wartete man dort auf die Ankunft des Herzog
zu Ehren man unter Goethes lebhafter Theilnahme die
festlich schmückte. Zu dieser Festfeier stellte Goethe eine
Gedichte, die ihm von Weimar und Jena zuströmten, un
Titel Willkommen zusammen, die aber erst bei der la
späteten wirklichen Rückkehr erschienen. Er selbst leitete s
die bedeutsam denselben Reim viermal wiederholende Stroph

Diese Stimmen, sie erschallen
Aus der Menge laut vor allen,
Dir zu Ehren, zu Gefallen:
Hör' auch sie mit Hulden an!
Was die Lieder wiederhallen,
Hast Du, Herr, in That gethan.

Zu einem Gedichte von Peucer fügte er eine Strophe hinzu (bei Hempel III, 321), welche Wieland redend einführt. Auch das Familiengemälde überschriebene Gedicht, in welchem er ein Gemälde des Glückes der Wiedervereinigung der herzoglichen Familie in Aussicht stellt, ist nach guter Ueberlieferung von ihm:

So leitet zu des Schlosses Pforten
Die Muse festlich jeden Schritt;
Es fehlet nicht an ernsten Worten,
Und manches heitre tönet mit.
Bald blüht in diesen Lustgefilden
Ein neues Fest dem treuen Blick;
Gemahlin, Söhne, Töchter bilden
Den schönsten Kranz, ein häuslich Glück.
Der Künstler steht entzückt im Schauen,
Entwirft mit Rubens' Hand und Kraft
Anständ'ge Ritter, hehre Frauen,
Und aller Stoffe Farb' und Saft.
Schon hat er's emsig unter Händen,
Er sieht es wachsend vor sich stehn;
Gelingt's ihm, schnell es zu vollenden,
So werdet Ihr's mit Freuden sehn.

Am 22. dichtete er das Divanslied Elemente (I, 7), das den „urgewaltigen Stoff" der Lieder bezeichnet, durch deren Mischung Hafis alle erfreue und erfrische. Es sind Strophen aus vierfüßigen Trochäen; in einer laufen alle Verse auf denselben Reim aus, in zweien reimen sie paarweis, in dreien nur die geraden. Aber reichlich ergoß sich der Strom der Lieder, als Goethe am 25. die Reise nach dem Rhein antrat. Vom 25. sind Phänomen, Liebliches (I, 9. 10) und Sollt' einmal durch Erfurt reiten, vom folgenden Tage Zwiespalt, Im Gegenwärtigen Vergangnes, Derb und Tüchtig, Lieblich ist des Mädchens Blick, Und was im Pend Nameh steht, Keinen Reimer wird man finden, Uebermacht, ihr könnt es

spüren, Wenn du auf dem Guten ruhst, So lang man
nüchtern ist (I, 11. 12. 15. IV, 3. 4. V, 2. 5. 7. IX, 5
das Scherzlied der neue Kopernikus (vermischte Ged. 5
und Jahrmarkt zu Hünefeld (Epigrammatisch 15), vom 2
Als wenn das auf Namen ruhte (V, 8). Alle di
Lieder zeigen geläufige Versmaße; sind gereimte vier- oder a
versige trochäische oder auch jambische Strophen angewandt, ein
mal paarweis reimende fünffüßige Trochäen. Auch in Wiesbaden,
wo er mit Zelter zusammen traf, dem er seine neuesten Sachen
mittheilte, wurden in den ersten Tagen noch ein paar Divans-
lieder gedichtet. Auf den 29. fällt Allleben, auf den 31. selige
Sehnsucht (I, 16. 18.)*). In den Juli gehört auch Höre
den Rath (IV, 1). Wir haben hier gewöhnliche vierversige
trochäische und jambisch-anapästische Strophen, letztere von verschie-
dener Reimstellung. Im August verstummte Goethes lyrische Muse;
erst am 31. entstanden zwei neue Divanslieder, und zwar die ersten
Liebeslieder, Unvermeidlich und Geheimes (III, 16. 17); es
sind wieder gewöhnliche vierversige jambische und trochäische Strophen.

Weder auf dem Ausfluge ins Rheingau **) noch in Frankfurt,
wohin Goethe sich von Wiesbaden begab, noch auf der Reise
nach Heidelberg zur Ansicht der Gemäldesammlung der Gebrüder
Boisserée fühlte er sich dichterisch gestimmt, auch nicht bei der

*) Noch I, 18 ist in der Handschrift nach den Buchstaben des Alphabets in der Weise des persischen Divans bezeichnet („Buch Sad. Gasele 1“), wie I, 7 („Buchstabe Sin. Gasele XIII“).

**) Freilich führen einige Gedichte die Ueberschrift Rhein und Main. 1814—1816, aber daß wirklich eines derselben dem Jahre 1814 angehört, ist nicht zu beweisen. Das Jahr 1814 ist nur genannt, weil das erste der Gedichte als Motto der später geschriebenen Beschreibung des Rochusfestes vom August 1814 vorgesetzt war, woraus eben nichts für die Zeitbestimmung folgt, vielmehr ist es erst, als Goethe die Beschreibung veröffentlichte, im Jahre 1817 gedichtet.

denkwürdigen Jahresfeier des siegreichen 18. Oktober, dessen lodernde Feuer er auf einem Thurme seines alten Freundes von Willemer sah, bei dem er an diesem Tage auf der Gerbermühle bei Frankfurt sich befand. Dessen liebreizende, erst seit drei Wochen ihm angetraute im vierunddreißigsten Jahre stehende Frau Marianne, welche dieser vor achtzehn Jahren von der Bühne in sein Haus genommen hatte, zeigte ihm damals alle Punkte der Gegend, aus denen die Feuer herüberschienen. Marianne ward von der Herrlichkeit dieser hohen Menschennatur ganz hingerissen. Goethe selbst trat ihr damals noch nicht näher. Die vier auf den Schenken bezüglichen, dem Oktober angehörenden Divanslieder (IX, 13. 17. 19. 20) dürften auf der Rückreise nach Weimar gelungen sein, wo er am 27. ankam. Auch die Verse auf die Verspätung der Aufführung des Epimenides (zahme Xenien VI, 92), die auf den Oktober bestimmt hindeuten, sind wohl auf der Reise geschrieben, wenn nicht erst nach der Rückkehr, wo er am 31. Zelter fragt, was für Geberden nach seiner Ansicht Epimenides schneiden werde, wenn er erwache. In dieselbe Zeit gehört die Strophe Verflucht sei, wer nach falschem Rath (daselbst 91) gegen die Selbstsucht, welche auf dem wiener Kongresse Deutschland um die Früchte der großen gemeinsam errungenen Siege zu bringen drohte. Am 19. November entstand Wanderers Gemüthsruhe (Divan V, 11), zwei Tage später das scharf gegen die Unzulänglichkeit der neuesten Dramatiker gerichtete Gedicht auf den Kauf (Epigrammatisch 71), am 1. Dezember die drei den falschen Geschmack des Theaterpublikums strafenden Strophen Das Parterre spricht (daselbst 70). So fühlte Goethe sich zu gleicher Zeit zu den Divansliedern und scharfen Angriffen auf die Mängel der Zeit getrieben. Auch anderes, dessen Entstehungszeit wir nicht kennen, dürfte damals gedichtet sein. So manches,

was ihm politisch mißfiel, trafen seine zahmen, aber
einschneidenden Xenien, in welche er fast unwillkürlich au
Dahin gehören besonders die Xenien VI, 85 („Mephisto sc
— 90 („Gott dank!“). Am 21. November schreibt er an
Mohammed Schemseddin habe sich auch wieder vernehmen
Noch lebendiger sprudelte der Divansquell, als er sich geg
10. Dezember nach Jena begab. An diesem Tage dichtete
Jena offenbar Geheimniß (II, 9) zur Vertheidigun
„heiligen Hafis“, am 11. der Winter und Timur (VI
eine fast wörtliche Uebersetzung einer Stelle aus einem
Timurs, in vierfüßigen reimlosen Trochäen, am 15. Das
ist ein Gänsespiel (IV, 17) und fünf Dinge (IV, 2
genaue Wiedergabe einer Stelle aus dem Pend Name
er am folgenden Tage fünf andere (IV, 3) vom we
Standpunkte aus entgegenstellte. Auch Sommernacht (I
soll vom 16. sein, so daß Goethe gerade im entschiedensten
satze zu der ihn umgebenden Wirklichkeit dieses Gespräch g
hätte, wie wir ähnliches auch sonst bei ihm finden; freilich
die Möglichkeit, daß er damals eine früher begonnene Di
neu durchgesehen und vollendet habe, wie wir wissen,
die in Berka im Juni begonnenen Gedichte II, 3. 4 erst d
zu Jena abschloß. Er begann auch hier die Siebensc
(XII, 10). Am 20. kehrte er nach Weimar zurück, wo er
zwei am 26. Juli angefangene Lieder vollendete, am 24. das
Anfangslied des Divans in sechsversigen sonderbar paarweis
den vierversigen und Dreistigkeit (I, 14) in abwechselnd
den trochäischen Strophen dichtete, und am 31. den Gedanke
die Liebe bleibe, in dem unter dem Namen Einladung jetzt d
Suleika eröffnenden Gedichte aussprach, in welchem a
verschränkte reimende Strophe von sechs Versen drei Rei

folgen. Wahrscheinlich hatte er damals schon die Ordnung der Bücher nach der Folge der Buchstaben des Alphabetes aufgegeben und eine Eintheilung nach dem Inhalt in zwölf Büchern sich vorgesetzt.

Am 27. meldet er Zelter, Hafis habe ihn fleißig besucht; auch sei er mit der neuen Ausgabe seiner Werke beschäftigt, die ihn zu wunderlichen Betrachtungen veranlasse, indem er genöthigt sei, über die abgeschiedenen und immer aufs neue spukenden Geister Revue zu halten. Daneben hatte er begonnen, seine italienischen Briefe und Papiere zu einem neuen Bande seiner Lebensbeschreibung (aus meinem Leben) zusammenzustellen. Bei seiner neuen Ausgabe nahmen ihn besonders die Gedichte in Anspruch, die jetzt vermehrt in zwei Bänden erscheinen sollten. Am 23. Januar 1815 bemerkt er Zelter, in seinen beiden ersten Bänden finde sich manches, das quellenhaft sei; der Freund werde es sammeln und auf seine Mühle leiten. Auf den Vorschlag, seine Gedichte nach Perioden zu ordnen, wie man es bei Schiller gethan hatte, ging Goethe nicht ein, er behielt die frühere Eintheilung nach den Dichtarten bei, deren Zahl er nur vermehrte und zum Theil umstellte. Dabei gab er jeder Abtheilung ein Motto in einem in ein Reimpaar aus vollständigen oder unvollständigen trochäischen Dimetern gefaßten Spruche. Die bei der vorigen Ausgabe mit den Geheimnissen verbundene Zueignung ward diesmal wieder von ihnen getrennt und dem Ganzen vorangestellt. Nicht allein wurden die seit der vorigen Ausgabe entstandenen Gedichte eingeschoben, sondern auch manche frühere, aber bisher verkommene oder aus Gründen nicht aufgenommene hinzugefügt, wodurch der eine Band Gedichte zu zweien ausgedehnt ward. Von der ersten Abtheilung Lieder wurden die geselligen Lieder, sowie eine Anzahl sonderbarer

Weise hierher gestellter Gedichte ausgesondert, die erstern al
Abtheilung hingestellt, die andern unter die vermischt
dichte oder die Balladen gebracht; dennoch blieben die
an äußerm Umfange der vorigen Ausgabe gleich. A
Einleitung ward die Vorklage gedichtet, nach blind
Christel, nach die Bekehrte das Gedicht Rettung einge
das er 1788 auf die Mahnung von Herders Gattin g
und in die vorige Ausgabe nicht aufgenommen hatte.
dem Gedichte der Musensohn stehen zwei den
1813 und 1814 angehörende Lieder. Auf Kriegserkl
folgen Liebhaber in allen Gestalten und der Goldsch
gesell; vom letzteren wissen wir, daß es 1808 gedichtet
die Entstehungszeit des andern ist nicht bezeugt, doch kö
den letzten Jahren angehören; ein Grund, es für älter zu halt
nicht vor. Nach der schönen Nacht, die dem leipziger
buch entnommen war, folgen acht ebendaher stammende
die der Dichter 1788 ausgeschlossen hatte, das 1783 g
Novemberlied, und nach der Nähe des Geliebten d
entstandene Gegenwart. Nach den Versen vom Ber
eingeschoben Blumengruß und im Sommer, von
letzteres irrthümlich aus der Iris aufgenommen ist,
J. G. Jacobi angehört; die Zeit des erstern läßt sich n
stimmen, doch könnte es sehr wohl 1813 oder 1814 ent
sein. Das weiter folgende Mailied fällt in den Frühlin
Nach Wanderers Nachtlied sind unter der Ueberschr
gleiches die Verse eingeschoben, die Goethe im Septembe
auf dem Gickelhahn schrieb. Zwischen Sorge und an
sind elf Lieder ausgefallen, an deren Stelle die wahrs
dem Jahre 1774 angehörenden Verse Eigenthum getret
der zweiten Abtheilung, gesellige Lieder, finden sich an

net die zwölf Gesellschaftslieder, welche die vorige Ausgabe unter
ı Liedern brachte; eingeschoben sind die neu entstandenen
ewohnt gethan (1813), Vanitas! (1806), offne Tafel
813), Rechenschaft, Ergo bibamus (181(), Die Lustigen
on Weimar (1813), die Uebersetzungen aus dem Sicilianischen
ıd dem Finnischen und das Schweizerlied, von ältern früher
ergangenen Stücken Epiphanias und das von Zelter gesetzte
geunerlied aus dem Götz. Mit Ueberspringung der ver-
ischten Gedichte folgen die Balladen (der Zusatz und
omanzen ist weggefallen) ganz in der frühern Anordnung,
r ist am Anfang das Lied Mignons eingefügt, das nicht
s Ballade gelten kann, nach dem Schatzgräber aus der Ab-
eilung Lieder der Rattenfänger eingefügt, nach der Spin-
erin das gegen 1777 fallende Gedicht vor Gericht zum erstenmal
ıfgenommen, und die drei 1813 entstandenen Balladen, dagegen
t die für die Kantaten bestimmte erste Walpurgisnacht hier
eggefallen. Den Schluß des ersten Bandes bildeten wie in der
origen Ausgabe, die Elegien, Episteln, Epigramme u. s. w.

Den zweiten Band eröffneten die Sonette aus dem No-
ember und Dezember 1807, von denen nur zwei auf Minna
erzlieb bezügliche zurückgehalten wurden; die Abtheilung Kan-
aten bildeten deutscher Parnaß (in der vorigen Ausgabe
Dithyrambe), die Idylle (1813), Johanna Sebus und
Rinaldo (1813). Jetzt erst folgen die vermischten Gedichte,
aber aus den hier früher verbundenen Gedichten sind zwei be-
sondere Abtheilungen ausgeschieden, antiker Form sich nähernd
und Kunst. Die dreizehn ersten Gedichte sind ganz dieselben
wie in der frühern Ausgabe, nur erscheint hier zuerst Wanderers
Sturmlied von 1772 eingefügt. Dann folgen königlich Ge-
bet und Menschengefühl (wohl beide, letzteres nachweislich,

Weise hierher gestellter Gedichte ausgesondert, die erstern als zweite Abtheilung hingestellt, die andern unter die vermischten Gedichte oder die Balladen gebracht; dennoch blieben die Lieder an äußerm Umfange der vorigen Ausgabe gleich. Als neue Einleitung ward die Vorklage gedichtet, nach blinde Kuh Christel, nach die Bekehrte das Gedicht Rettung eingeschoben, das er 1788 auf die Mahnung von Herders Gattin gestrichen und in die vorige Ausgabe nicht aufgenommen hatte. Nach dem Gedichte der Musensohn stehen zwei den Jahren 1813 und 1814 angehörende Lieder. Auf Kriegserklärung folgen Liebhaber in allen Gestalten und der Goldschmiedsgesell; vom letzteren wissen wir, daß es 1808 gedichtet wurde, die Entstehungszeit des andern ist nicht bezeugt, doch könnte es den letzten Jahren angehören; ein Grund, es für älter zu halten, liegt nicht vor. Nach der schönen Nacht, die dem leipziger Liederbuch entnommen war, folgen acht ebendaher stammende Lieder, die der Dichter 1788 ausgeschlossen hatte, das 1783 gedichtete Novemberlied, und nach der Nähe des Geliebten die 1813 entstandene Gegenwart. Nach den Versen vom Berge sind eingeschoben Blumengruß und im Sommer, von denen letzteres irrthümlich aus der Iris aufgenommen ist, da es J. G. Jacobi angehört; die Zeit des erstern läßt sich nicht bestimmen, doch könnte es sehr wohl 1813 oder 1814 entstande sein. Das weiter folgende Mailied fällt in den Frühling 1812 Nach Wanderers Nachtlied sind unter der Ueberschrift ei gleiches die Verse eingeschoben, die Goethe im September 178 auf dem Gickelhahn schrieb. Zwischen Sorge und an Lin sind elf Lieder ausgefallen, an deren Stelle die wahrscheinli dem Jahre 1774 angehörenden Verse Eigenthum getreten. I der zweiten Abtheilung, gesellige Lieder, finden sich anders G

ordnet die zwölf Gesellschaftslieder, welche die vorige Ausgabe unter den Liedern brachte; eingeschoben sind die neu entstandenen Gewohnt gethan (1813), Vanitas! (1806), offne Tafel (1813), Rechenschaft, Ergo bibamus (1810), Die Lustigen von Weimar (1813), die Uebersetzungen aus dem Sicilianischen und dem Finnischen und das Schweizerlied, von ältern früher übergangenen Stücken Epiphanias und das von Zelter gesetzte Zigeunerlied aus dem Götz. Mit Ueberspringung der vermischten Gedichte folgen die Balladen (der Zusatz und Romanzen ist weggefallen) ganz in der frühern Anordnung, nur ist am Anfang das Lied Mignons eingefügt, das nicht als Ballade gelten kann, nach dem Schatzgräber aus der Abtheilung Lieder der Rattenfänger eingefügt, nach der Spinnerin das gegen 1777 fallende Gedicht vor Gericht zum erstenmal aufgenommen, und die drei 1813 entstandenen Balladen, dagegen ist die für die Kantaten bestimmte erste Walpurgisnacht hier weggefallen. Den Schluß des ersten Bandes bildeten wie in der vorigen Ausgabe, die Elegien, Episteln, Epigramme u. s. w.

Den zweiten Band eröffneten die Sonette aus dem November und Dezember 1807, von denen nur zwei auf Minna Herzlieb bezügliche zurückgehalten wurden; die Abtheilung Kantaten bildeten deutscher Parnaß (in der vorigen Ausgabe Dithyrambe), die Idylle (1813), Johanna Sebus und Rinaldo (1813). Jetzt erst folgen die vermischten Gedichte, aber aus den hier früher verbundenen Gedichten sind zwei besondere Abtheilungen ausgeschieden, antiker Form sich nähernd und Kunst. Die dreizehn ersten Gedichte sind ganz dieselben wie in der frühern Ausgabe, nur erscheint hier zuerst Wanderers Sturmlied von 1772 eingefügt. Dann folgen königlich Gebet und Menschengefühl (wohl beide, letzteres nachweislich,

Weise hierher gestellter Gedichte ausgesondert, die erstern al
Abtheilung hingestellt, die andern unter die vermischt
dichte oder die Balladen gebracht; dennoch blieben die
an äußerm Umfange der vorigen Ausgabe gleich. A
Einleitung ward die Vorklage gedichtet, nach blind
Christel, nach die Bekehrte das Gedicht Rettung einge
das er 1788 auf die Mahnung von Herders Gattin g
und in die vorige Ausgabe nicht aufgenommen hatte
dem Gedichte der Musensohn stehen zwei den
1813 und 1814 angehörende Lieder. Auf Kriegserkl
folgen Liebhaber in allen Gestalten und der Goldsch
gesell; vom letzteren wissen wir, daß es 1808 gedichtet
die Entstehungszeit des andern ist nicht bezeugt, doch kö
den letzten Jahren angehören; ein Grund, es für älter zu halt
nicht vor. Nach der schönen Nacht, die dem leipziger
buch entnommen war, folgen acht ebendaher stammende
die der Dichter 1788 ausgeschlossen hatte, das 1783 g
Novemberlied, und nach der Nähe des Geliebten d
entstandene Gegenwart. Nach den Versen vom Ber
eingeschoben Blumengruß und im Sommer, von
letzteres irrthümlich aus der Iris aufgenommen ist,
J. G. Jacobi angehört; die Zeit des erstern läßt sich n
stimmen, doch könnte es sehr wohl 1813 oder 1814 en
sein. Das weiter folgende Mailied fällt in den Frühlin
Nach Wanderers Nachtlied sind unter der Uebersch
gleiches die Verse eingeschoben, die Goethe im Septemb
auf dem Gickelhahn schrieb. Zwischen Sorge und a
sind elf Lieder ausgefallen, an deren Stelle die wahrs
dem Jahre 1774 angehörenden Verse Eigenthum getre
der zweiten Abtheilung, gesellige Lieder, finden sich an

ie zwölf Gesellschaftslieder, welche die vorige Ausgabe unter
dern brachte; eingeschoben sind die neu entstandenen
nt gethan (1813), Vanitas! (1806), offne Tafel
Rechenschaft, Ergo bibamus (1810), Die Lustigen
imar (1813), die Uebersetzungen aus dem Sicilianischen
Finnischen und das Schweizerlied, von ältern früher
enen Stücken Epiphanias und das von Zelter gesetzte
erlied aus dem Götz. Mit Ueberspringung der ver-
n Gedichte folgen die Balladen (der Zusatz und
zen ist weggefallen) ganz in der frühern Anordnung,
am Anfang das Lied Mignons eingefügt, das nicht
de gelten kann, nach dem Schatzgräber aus der Ab-
Lieder der Rattenfänger eingefügt, nach der Spin-
s gegen 1777 fallende Gedicht vor Gericht zum erstenmal
men, und die drei 1813 entstandenen Balladen, dagegen
r die Kantaten bestimmte erste Walpurgisnacht hier
en. Den Schluß des ersten Bandes bildeten wie in der
lusgabe, die Elegien, Episteln, Epigramme u. s. w.
zweiten Band eröffneten die Sonette aus dem Ro-
und Dezember 1807, von denen nur zwei auf Minna
bezügliche zurückgehalten wurden; die Abtheilung Kan-
ilbeten deutscher Parnaß (in der vorigen Ausgabe
ambe), die Idylle (1813), Johanna Sebus und
o (1813). Jetzt erst folgen die vermischten Gedichte,
den hier früher verbundenen Gedichten sind zwei be-
btheilungen ausgeschieden, antiker Form sich nähernd
nst. Die dreizehn ersten Gedichte sind ganz dieselben
r frühern Ausgabe, nur erscheint hier zuerst Wanderers
ied von 1772 eingefügt. Dann folgen königlich Ge-
Menschengefühl (wohl beide, letzteres nachweislich,

der drei folgenden Stücke Neologen, Kritiker und Celebrität fehlt jeder feste Anhalt; wahrscheinlich sind sie kurz vorher gedichtet, wie die den Schluß bildende Parabel ins Jahr 1813 fällt. Die eigentlichen Parabeln, die Goethe im achten Bande gegeben und zu vermehren versprochen hatte, vergaß er hierher zu ziehen. Unter der Ueberschrift Gott, Gemüth und Welt erhalten wir 42 Reimsprüche, meist aus einem, acht aus zwei, zwei aus drei Reimpaaren, die dem Dichter wohl zu ganz verschiedenen Zeiten, zumeist in den letzten vier Jahren, zufällig, oft im Gespräche gekommen waren, und, gelegentlich niedergeschrieben, jetzt bei der Zusammenstellung vermehrt worden. Aehnlich verhält es sich mit der daran sich schließenden Abtheilung Sprichwörtlich. Hier haben wir 207 Sprüche, die größtentheils auf volksthümlichen oder mit treffender Kürze ausgesprochenen Sätzen beruhen, denen der Dichter zuweilen eine neue Anwendung gibt, manche aber geben in derselben knapp bezeichnenden Weise selbständig sein eigenes Urtheil. Auch diese Sprüche hatten sich in den letzten Jahren angehäuft, wurden aber bei der Durchsicht wohl durch neue vermehrt.

Die letzte Abtheilung Epigrammatisch beginnt mit dem Sonett (früher unter den Liedern); dann folgen Sprache, schon 1773 gedruckt, Vorschlag zur Güte (früher unter den Liedern), das noch ungedruckte Vertrauen, das wohl der jüngsten Zeit angehört, Stoßseufzer und Perfektibilität (früher unter den Liedern), Schneidercourage (1810), Katechisation (schon 1773 gedruckt), Totalität (hier zum erstenmal), physiognomische Reisen (1779), das garstige Gesicht (1773), Diner zu Koblenz (1774), Jahrmarkt zu Hünefeld (1814), Versus memoriales (1782), Neue Heilige (1786 oder 1787), Warnung (1778), Frech und

oisserée und deren Freund Bertram zur Begleitung
sses am 2. Januar 1815 abgesandten Scherzverse:
ingsfreunden in Köln, an Uranius (1807),
ichte an Tischbein (1806), Stammbuchweihe an
ich (1813), die vier Verse der schönen Vergeß-
Geburtstage, deren Beziehung noch nicht er-
ie mit Wahrheit und Dichtung, wohl dem ersten
), gesandten Verse und das Angebinde zur Rückkehr
n Konstanze von Fritsch (1813). Viele andere ähn-
oder scherzhafte Begrüßungen von Personen vermißt
e waren wohl zum Theil dem Dichter abhanden ge-
auch nur eine kleine Auswahl geben wollte. Unter
ng Kunst finden sich dieselben Gedichte, die früher,
ne des dort am Ende stehenden, den Schluß der ver-
edichte bildeten; hinzugefügt sind das schon 1776 als
uckte Sendschreiben, das noch ungedruckte der
zeit angehörende Gedicht Künstlers Fug und Recht
ist die Diana der Epheser (1812).
eu waren die darauf folgenden Abtheilungen des
des. In welche Zeit die den Anfang der Abtheilung
ch machende Erklärung einer antiken Gemme
ht zu bestimmen; möglich, daß Goethe sie machte,
theilung zu bereichern, so daß sie gleichsam ein Beleg
dem im Motto der Abtheilung ausgesprochenen Satze,
enieße man gern, was einen im Leben verdrieße.
folgende Katzenpastete gehört dem Jahre 1810;
Akademien gerichtete Stanze möchte aus der letzten
ogegen die Legende früher fallen könnte, wie die drei
utoren, Rezensent, Dilettant und Kritiker
und 1774 gedruckt waren. Für die Entstehungszeit

Dichterwort nähere und entferntere Freunde zu erfreuen und seines Antheils zu versichern. Wir gedachten schon der in die neue Ausgabe übergegangenen Gedichte auf Frankenberg und die Boisserées am Anfange des Jahres. Während er mit der neuen Ausstattung der Gedichte beschäftigt war und sich immer tiefer in den Orient versenkte, drängte es ihn, dem am 14. Dezember verstorbenen, ihm so innig befreundeten Prinzen von Ligne, ein „des frohesten Mannes des Jahrhunderts“ würdiges Requiem zu schreiben. „Ich habe mich dadurch (durch eine Uebersicht des Lebens des Prinzen) auf das wunderbarste angeregt gefunden und sogleich angefangen“, schreibt er am 29. Januar dem Herzog, „unserm abgeschiedenen Freunde ein Requiem zu dichten, wovon einstweilen der Eingang beiliegt. Ich bin schon weit hinein und wäre schon fertig, wenn nicht die Bewegung der festlichen Tage (der Geburtstage der Herzogin, des Erbprinzen und der Großfürstin) meine geringe Thätigkeit für das nächste in Anspruch nähme. Ich hoffe aber bis zur Hälfte Februars das Ganze zu Stande zu bringen.“ Leider blieb das so fein ersonnene Gedicht, wie einst das Gedicht auf Glucks Nichte, nach der herrlichen Ausführung des Anfanges ganz liegen; vollendet würde es eine der reichsten und ergreifendsten Dichtungen dieser Art gewesen sein. Nachdem ihn die Aufführung von Calderons Zenobia am 30. Januar und seiner Proserpina am 3. Februar lebhaft in Anspruch genommen, setzte ihn die Krankheit seiner Frau in große Sorge. So konnte er in der nächsten Zeit nicht zu der heiter ruhigen Stimmung gelangen, welche die Fortsetzung forderte. Das Morgenland verschlang ihn ganz; denn selbst die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der Bibliothek zogen ihn so an, daß er sich die Schrift anzueignen und sich mit der Sprache, so gut es in der Eile gelingen wollte, bekannt zu machen suchte. Am

11. Januar meldet er Knebel, er habe sich die Zeit her (vom 21. Dezember an) meist im Orient aufgehalten, wo denn eine reiche Erndte zu finden sei. „Man unterrichtet sich im Allgemeinen und Zerstückelten wohl von einer so großen Existenz, geht man aber einmal ernstlich hinein, so ist es vollkommen, als wenn man ins Meer geriethe. Indessen ist es doch auch angenehm, in einem so breiten Element zu schwimmen und seine Kräfte darin zu versuchen. Ich thue dies nach meiner Weise, indem ich immer etwas nachbilde und mir so Sinn und Form jener Dichtart aneigne. Es ist wunderlich, zu sehn, wie die verschiedenen Nationen, Franzosen, Engländer, Deutsche, wie die verschiedenen Stände, Theologen, Aerzte, Moralisten, Geschichtschreiber und Dichter, den ungeheuren Stoff, jeder nach seiner Art, behandelt, und so muß man es denn auch machen, wenn man ihm etwas abgewinnen will, und sollte man dabei auch die Rolle des Kindes spielen, das mit einer Muschel den Ocean in sein Grübchen schöpfen will.“ Wenn er Knebel bemerkt, die Gedichte, denen er seinen Beifall geschenkt, seien indessen wohl auf das Doppelte angewachsen, so ist offenbar, daß er seit dem 20. Dezember viel mehr Divanslieder gemacht haben muß, als nach unserm Wissen (vgl. oben S. 328) in diese Zeit fallen. Manche Lieder, deren Entstehungszeit uns unbekannt, mögen damals gedichtet, auch andere später weggefallen sein. Wenn der Herzog für ein im Anfange des Jahres erhaltenes Persicum dankt, das sehr geistreich und galant sei, so könnte man dabei an das Gedicht denken, mit dem das Buch Suleika schließt. Knebel hatte ihm Anfangs Februar ein paar orientalische Stücke mitgetheilt, die er wohl in englischer Uebersetzung gefunden hatte. Wenn Goethe am 8. erwiedert, er habe sie sogleich aufgereiht, so werden dabei V, 4 und VIII, 52 gemeint sein, die am

vorigen Tage entstanden. Fünf Tage später schrieb er in die Mitte eines mit einer breiten Einfassung von goldenen Blumenranken in der Art türkischer Handschriften verzierten Blattes das schöne Gedicht an Willemer (an Personen 65) in Strophen aus je zwei paarweis reimenden trochäischen Dimetern, in welchem er seinen freundlichen Dank für die herzliche Aufnahme auf der Gerbermühle im vorigen Oktober aussprach. Der jungen Frau ward nur in den Worten „edler Kinder treu Bekenntniß, elterliches Einverständniß" gedacht. Auf den 17. fallen zwei an die Geliebte gerichtete Divanslieder (VIII, 14. 16), fünf Tage später XII, 8, den 23. V, 17 in gereimten fünffüßigen Trochäen (eine Sura des Korans) und IX, 21 (nach Oelsners Mahomet), den 25. die Parabel X, 6. Der 2. März gab ihm den Spott über die Verheerung Frankreichs durch die Deutschen in paarweis reimenden jambischen Versen (Politika 3) ein. Auf den 10. fallen II, 2 (in gereimten fünffüßigen Trochäen) und XII, 3a, auf den 17. die Parabeln X, 5 (nach Saadi) und 8, auch die erste Bearbeitung von VIII, 15. So hatte er in letzter Zeit besonders Liebesgedichte für den Divan begonnen, dann die Bücher der Parabeln und des Paradieses mit mehrern Stücken ausgestattet. Von diesen Liedern trägt das handschriftlich auf einem Folioblatte erhaltene XII, 3a die Bezeichnung „Bl. 46 Nr. 31", woraus nur folgt, daß es in einer Sammlung, die er veranstaltet hatte, das einunddreißigste war. Ein starker Katarrh hatte ihn damals befallen; gleich darauf erfüllte die Kunde von Napoleons Landung Goethe mit neuer Sorge. Wie ein Spott sah es aus, als gerade in dieser Zeit, am 30. März, Goethes *Epimenides* zum erstenmal auf der berliner Bühne erschien. Goethe hatte zu diesem noch zwei Strophen gedichtet. Das beginnende Frühjahr fand ihn sehr leidend, und der Gang

der Dinge in Wien verstimmte ihn gewaltig. „Was will man in so bedenklichen Zeiten denken und sagen?“ schreibt er den 22. April an Voigt. Doch zur Festfeier von Schillers und Ifflands Andenken am 10. Mai dichtete er einen neuen Schluß seines Epilogs der Glocke und ein Nachspiel zu Ifflands Hagestolzen; beide erschienen gleich darauf im Morgenblatt. Als er den 3. Mai dem Schauspieler Wolff einige von ihm selbst in Sepia gezeichnete Landschaften zum Geburtstag verehrte, fügte er dazu die Dilettant und Künstler überschriebenen Verse (Kunst 21). Den 10. meldet er Voigt, nächstens werde er nach Wiesbaden abgehn. „Die verzögerte Ankunft unseres gnädigsten Herrn scheint eine frühere und bälder geendete Kur anzurathen, wozu ich durch meine Krankhaftigkeiten veranlaßt, durch freundliche ängstliche Antriebe, ja gewissermaßen durch ein Geheiß unserer gnädigsten Fürstin genöthigt werde.“ Am 13. erklärte man zu Wien Napoleon in die Acht.

Goethes lyrische Dichtung war die Zeit über verstummt. Am 15. Mai schrieb er in ein Stammbuch die hübschen Verse zu einem Bildchen der Ruine Hanstein bei Göttingen (an Personen 43), wo er in echter Divanslaune bemerkt, als er auf dieser Ruine gesessen, sei ihm die ganze Welt umgraut gewesen, da damals kein liebes Kind seiner gedacht, er keiner angehört habe.

> Ihr wißt ja selbst, was sie erheitert,
> Die Horizonte stufenklar erheitert.

Den 17. vollendete er das gerade vor zwei Monaten begonnene Divanslied des Buches Suleika. Am 20. dichtete er zum Schenkenbuch die lustige Aeußerung seiner Ueberzeugung, daß der Trinkende gottgefällig sei (X, 4), worin alle ungeraden Verse auf sei auslauten, die geraden gleichfalls denselben Reim haben,

dreimal mit ich nicht enden. Weiter ging er in der Nachbildung der Gaselenform nicht, die er nur spielend versuchen wollte. Um diese Zeit wird auch das hübsche Gedicht an den Prälaten Dietz fallen, dessen er in den Noten zum Divan gedenkt.

Den 24. trat er die Reise an. Zu Eisenach entstanden an diesem Abende die Divanslieder VIII, 2. 3. X, 10. XI, 2, die ihm wohl zum Theil schon auf der Reise in Gedanken schwebten; auf denselben Tag fallen auch III, 10. X, 9. Unter den in Eisenach gedichteten befinden sich die beiden, welche sich auf den Entschluß beziehen, seine bisher namenlose Geliebte Suleika und sich selbst Hatem zu nennen. Auch an den beiden folgenden Tagen dürfte es an Liedern nicht gefehlt haben; wir wissen nur, daß zu Frankfurt am 27. I, 6. III, 12. IV, 6. 22. IX, 10 und an demselben Tage zu Wiesbaden VII, 2 entstanden ist, unter denen eines, in welchem zwei Reime durchgehen, in den geraden Versen mit einer Ausnahme dasselbe Wort wiederkehrt, ein anderes auf Hudhud (den Wiedehopf) ohne Reim ist; eines ist jetzt an Suleika überschrieben, die aber im Gedicht, das auch kein Liebeslied ist, nicht genannt wird. Denselben Tag wird auch das Lied zu der am 30. stattfindenden Jubelfeier von Kirms und von Schardt, dem ältern Bruder der Frau von Stein, gedichtet sein, das Goethes Sohn an diesem Tage vortrug. Die fünf ersten Strophen desselben gingen in den Divan über (IV, 11).

Ende Mai wurden die am Schlusse des vorigen Jahres begonnenen Siebenschläfer (XII, 10) vollendet. Um diese Zeit schreibt Goethe an Zelter, er könne ihm nichts aus seinem „orientalischen Divan“ schicken, weil er nichts Singbares darunter finde, dann aber sei auch jedes einzelne Glied desselben so durchdrungen von dem Sinne des Ganzen und so innig orientalisch, daß es von

er äußerst lebendig und mittheilend. Aus seinem Divan l
er gern und außerordentlich schön vor. Willemers Gattin, sei
liebe Marianne, erfreute ihn durch ihren seelenvollen Vortr
von Liedern. Am 19. schrieb er die auf den wunderlichen alte
Medizinalrath Ehrmann bezüglichen Verse „Pfeifen hör' ich fer
im Busche," das letzte der unter Rhein und Main 1814—181
zusammengestellten Gedichtchen. Die Divanslieder waren gan
verstummt; den Dichter beschäftigte ein großer Aufsatz über di
Alterthümer und Kunstwerke am Rhein. Besonders glänzen
und herzlich ward Goethes Geburtstag gefeiert. Am 8. Octobe
zog er nach Frankfurt, von wo er am 15. zu kurzem Besuch
nach der Gerbermühle zurückkehrte, da er sich entschlossen hatt
mit Boisserée nach Heidelberg zu reisen. Jetzt erst begann da
geistreiche Liederspiel zwischen Goethe und der reizenden Frau
die er als seine Suleika feierte. An demselben Abend dichtet
er in Hatems Namen das Lied: Nicht Gelegenheit mach
Diebe (VIII, 3), worauf Marianne am folgenden Tage m
ihrem prächtigen: Hochbeglückt in Deiner Liebe (VIII,
erwiederte. Suleikas Frage: Als ich auf dem Euphra
schiffte und Hatems Antwort (VIII, 8. 9) fallen auf den 1
Der folgende Tag, der letzte von Goethes Anwesenheit, ward wied
sehr heiter und glänzend gefeiert. Marianne sang mehrere Lied
Goethes und einige Volkslieder, Goethe las Liebeslieder d
Divan, aber auch seinen Todtentanz. Am Morgen des 1
brach er mit Boisserée auf. In Heidelberg, wo sie am Mitt
des 21. ankamen, fand er die von Jena her ihm vertraulich b
kannte Gattin des Kirchenrath Paulus, bei welchem er sich
arabischer Schrift übte. Auf den 21. fallen die Lieder VIII.
und 48, das letztere in einer gangbaren achtversigen Stroph
das erstere in reimlosen freien Versen. Am folgenden Ta

die drei Liebesgespräche zwischen Suleika und Hatem
12. 13. 36 gedichtet. Eine Einladung Boisserées an Mari-
mit ihrem Gatten nach Heidelberg zu kommen, veran-
iese zu dem herrlichen Liede Was bedeutet die Be-
g? (VIII, 42). Am frühen Morgen des 24. dichtete
auf dem heidelberger Schlosse; damals schrieb er wahr-
h die Lieder VIII, 33 und 43, die, wie wir wissen, an diesem
tstanden. Mittags kam Marianne mit ihren Schwestern
elberg an. Auf den folgenden Tag fallen die gefühlvollen
VIII, 19. Ehe Marianne am 26. Heidelberg verließ, ver-
er mit ihr eine briefliche Verbindung in morgenländischer
prache mit Zugrundelegung von Hammers Hafis. Den-
Tag schrieb er das Gespräch zwischen Suleika und Hatem
21. Marianne sandte ihm ihr liebliches: Ach, um Deine
en Schwingen (VIII, 45). Am 28. vertheidigte sich
wegen seiner Liebestrunkenheit in dem heitern Liede: Sie
wegen der Trunkenheit (IX, 14). In diese Zeit
ich das in den Divan nicht aufgenommene Scherzgedicht
Eilfer:

Wo man mir Gut's erzeigt, überall
's ist eine Flasche Eilfer,
Am Rhein und Main, im Neckarthal,
Man bringt mir lächelnd Eilfer,
Und nennt gar manchen braven Mann
Viel seltner als den Eilfer;
Hat er der Menschheit wohl gethan,
Ist immer noch kein Eilfer.
Die guten Fürsten nennt man so
Beinahe wie den Eilfer;
Uns machen ihre Thaten froh,
Sie leben hoch im Eilfer.
Und manche Namen nenn' ich leis,

Still schöppelnd meinen Eilfer;
Sie weiß es, wenn es Niemand weiß,
Da schmeckt mir erst der Eilfer.
Von meinen Liedern sprechen sie
Fast rühmlich wie vom Eilfer,
Und Blum' und Zweige brechen sie
Mich kränzend und den Eilfer.
Das alles wär' ein größres Heil
(Ich theilte gar den Eilfer),
Nähm' Hafis auch nur seinen Theil
Und schlürfte mit den Eilfer!
Drum eil' ich in das Paradies,
Wo leider nie vom Eilfer
Die Gläubgen trinken! Sei er süß,
Der Himmelswein, kein Eilfer!
Geschwinde, Hafis, eile hin!
Da steht ein Römer Eilfer!

Die geraden Verse enden hier auf dasselbe Wort, die ungeraden reimen paarweis, nur ist der vorletzte Vers, da das Gedicht aus einer ungeraden Zahl von Distichen besteht, ohne Reim — eine sich ihm von selbst aufdrängende freie Nachahmung der Form der Gasele. Den 30. dichtete Goethe VIII, 25, am 1. Oktober VIII, 31. Obgleich sich schon am 6. eine ängstliche Unruhe seiner bemächtigte, schrieb er doch den 17. noch das Liebesgespräch VIII, 38. Boisserée begleitete den fast fieberhaft Beunruhigten denselben Tag auf der Rückreise nach Darmstadt, wo er sich von ihm trennte. Auf den 10. fallen das heitere Gespräch zwischen Hatem und Suleika VIII, 24 und ein Chiffrebrief an Mariannen.

Den 12. kehrte Goethe, dessen Buch Suleika diese Zeit über durch die Neigung zu der liebenswürdigen Frau einen reichen Zuwachs gewonnen hatte, so froh und munter, wie er seit zehn Jahren nicht gewesen, nach Weimar zurück. Dort schrieb er am 21. die Dankverse an den Obristen von Geismar (an Personen 50), der vo

Jahren Weimar gerettet hatte und im vorigen Jahre an
Tage festlich begrüßt und beschenkt worden war. Auch
ivansdichtung verstummte nicht ganz. Den 24. und 25. Ok-
entstanden Vollmondnacht (VIII, 47) und das in reim-
ganz freien Versen sich ergießende Lied IX, 18. An Zelter
t er den 29., unter den vielen Stücken, um die der Divan
hrt worden, seien welche von der jüngsten und frischesten
; schon könne er nach dem Inhalte in Bücher abgetheilt
n; sei auch manches Singbare darunter, so walte doch nach
alischer Art die Reflexion vor, was auch den Jahren des
rs gezieme. Den 7. November dichtete er Hochbild und
klang (VIII, 43., 44), den 12. vier Verse an die in Be-
ng der Großfürstin nach Petersburg reisende Gräfin Konstanze
ritsch (an Personen 43). Den 18. kam er auf einige Tage
Jena, wo er den 21. an eine nach Süden gereiste Freundin
itern Verse schrieb:

In einer Stadt einmal
Auf dem Stadthaus
Ein großer Saal,
Darin ein lustig Mahl.*)
Unter den Gästen
Eine artige Maus,
Wie's bei solchen Festen
Geht, im Champagnersaus.
Sie hatte nicht so viel getrunken
Als Schiller, ich und alle,
Sie war mir aber um den Hals gesunken.
In keiner Falle
Fing man so lieblich Mäuschen.
Niedlich war sie, niedlicher im Räuschchen.
Ich hielt sie feste, feste,
Wir küßten uns aufs beste;

*) Goethe wollte wohl „ein lustger Schmaus" schreiben.

Doch wickelt sie sich heraus,
Fort ist die Maus.
Die treibt sich in Osten und Süden.
Gott schenk' ihr Lieb' und Frieden!

Das Stadthaus ist das im Jahre 1800 umgebaute, mit einem größern Musik- und Tanzsaal und einem kleinern Speisesaale versehene zu Weimar. Es war wohl eine Freundin aus Jena, die damals bei einer Festfeier zu Gast war. Der Dezember setzte dem Dichter auch diesmal zu, doch brachte dessen Ende einige dichterische Spenden. Am 22. schrieb er das hübsche Lied II, 8, worin er sich mit Hafis vergleicht. Die Reimform ist eigenthümlich; die sämmtlichen ungeraden Verse reimen aufeinander, die geraden paarweis. Zwei Tage später gelingt ihm der glühende Ausdruck der Eifersucht in Lust und Qual (Lieder 19) und das einen schönen Liebestraum anmuthig schildernde, später Juni überschriebene Lied (vermischte Ged. 51). Zum Geburtstag wünschte er Frau von Stein bei Uebersendung von Zuckerwerk Glück (an Personen 126). Auf den 29. fällt das Logenlied (5) Dank des Sängers.

Unterdessen hatte Franz Schubert, der Deutschlands größter Liederkomponist werden sollte, sich Goethes Dichtungen zugewandt. Schon in den Jahren 1813 und 1814 hatte er einzelne Gedichte Goethes gesetzt, welche für seine eigenthümliche Begabung, die einer gewissen Schranke bedurfte und nur an voller Innigkeit der Seele sich wahrhaft erwärmen konnte, den entsprechendsten dichterischen Stoff boten. Die eigentliche Vollendung seines Liederstils gewann Schubert erst im Jahre 1815, in welchem er so manche goethesche Lieder setzte, an denen er bis zu seinem frühen Tode (1828) seine Meisterschaft bewährte, der aber bei seinen Lebzeiten die volle Anerkennung versagt blieb. Leider war auch Goethe so sehr von Zelters Melodien mit ihrem einfach deklamatorischen

Vortrage eingenommen, daß er dem begabtern Schubert, der seinen Liedern und Balladen die höchste musikalische Verklärung und die allerweiteste Verbreitung verleihen sollte, nicht gerecht werden konnte.

Auch der Anfang des Jahres 1816 fand Goethe dichterisch gestimmt. Gleich auf den 2. Januar fallen seine die Sehnsucht nach einem Hüttchen, in welchem er sich mit der Geliebten freue, lieblich schildernden neunversigen Strophen Mai (vermischte Ged. 52). Den 5. schreibt er den Divansspruch V, 13, den 6. (Epiphanias) die bildlichen Verse an Boisserée (an Personen 98), die ihn warnen, mit seinen Gemälden nach Berlin zu ziehen, den 8. das Divanslied VIII, 23, den 12. den Spruch:

„So sei doch höflich!" Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Die Kunde von dem am 16. erfolgten Tode seiner geliebten Prinzessin Karoline ergriff ihn tief schmerzlich. Zu der ihr gewidmeten Trauerloge dichtete er die schönen warm empfundenen achtversigen trochäischen Strophen, deren erster Theil eine vom zweiten abweichende Reimstellung hat (Loge 4). Auch das Gedicht Symbolum (Loge 1) in fünfversigen Strophen, von denen 1 und 4, 2 und 3 reimen, gehört in dieses Jahr. Auf den 31. fällt der Divansspruch VIII, 27. In den Januar gehört auch der Spruch: „Schilt nicht den Schelmen" (zahme Xenien V, 49), in den Februar die scharfe Invektive auf Kotzebues Neidsucht (Invektiven 8). Goethe hatte unterdessen eine von Frau Städel, der Tochter Willemers, gemachte Zeichnung Frankfurts von der Gerbermühle aus, die er zu seinem Geburtstage empfangen hatte, vervielfältigen lassen, um sie an nähere Freunde mit bezüglichen Versen zu vertheilen. An Willemer sandte er sie mit den Versen: „Also lustig sah es aus" (Rhein und Main 12). Für Willemers

Tochter, Frau Scharff, fügte er das Distichon hinzu (in
Versform hatte er lange nicht mehr geschrieben):

> Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig;
> Nun, abnehmend mit Eil, könnten gefallen sie mir.

An den Grafen Reinhard richtete er am 26. die Verse:
Empfindung, dann Gedanken" (Rhein und Main 3), mit
er das Bildchen auch an Boisserée sandte, wie mit andern an a

Im Februar war auch die Zusammenstellung einer
von Divansliedern zu dem nächsten cottaschen Taschenbu
Damen vollendet. Eine darauf bezügliche Anzeige bracht
Morgenblatt schon unter dem 24. Februar und als
unter dem 22. März die Gedichte I, 4. 5. Die Samm
Westöstlicher Divan. Versammelt von Goethe. In
Jahren 1814 und 1815, im Taschenbuch enthielt fo
Gedichte in der hier angegebenen Folge I, 5. 6. 9. II,
VI, 49—52. III, 1. 15. 17. 18. I, 18. Die Suleikalieder
hier mit Absicht ausgeschlossen, meistens nur wirkliche Nachb
gen gegeben.

Zu der bei Herrn von Helldorf am 15. März veranst
Darstellung lebender Bilder schrieb Goethe die einleitende S
(an Personen 164). In den März fallen auch die beiden er
deutenden, durch die Beschäftigung mit seinen ältern natur
schaftlichen Arbeiten hervorgerufenen, die Abtheilung Got
Welt unter der Aufschrift Prooemion eröffnenden Str
In demselben Monate schickte er Boisserée in Erwiederung
Sendung desselben eine Abbildung eines Krystalls mit den V

> Granit, gebildet, anerkannt,
> Es war ein wirklich freundlich Senden;
> Empfanget nun aus gleicher Hand
> Ein Bild, das auch die Welten spenden!

Das regte sich in Gottes Frühe,*)
Doch spät erst kommt es zum Betracht,
Und gibt Betrachtern Qual und Mühe.
Ich hab es mühsam oft bedacht,
Und ich bemerk' es alle Tage!
Wie unterstünde sich die Lust,
Uns zu versüßen Qual und Plage,
Wär' sich nicht Lust der Qual bewußt!**)

Dem Schauspieler Genast gab er bei Niederlegung seiner Regie zwei seiner Handzeichnungen mit zwei freundlich seiner Thätigkeit gedenkenden Reimpaaren (an Personen 121). Als am 7. April die Huldigung der Beamten und Stände zu Weimar stattfand, wobei Goethe zur Rechten des Thrones stand, dichtete er die Verse: „Sage mir, was das für Pracht ist" (zahme Xenien VI, 104). Auch die auf die gewissenlos ungeschickte Verpackung der von Frankreich zurückerhaltenen Kunstwerke bezüglichen Verse Museen (vermischte Ged. 89) und zwei als Unterschrift der S. 347 erwähnten Abbildung Frankfurts an Antonie und Christian Brentano gerichtete Strophen (Rhein und Main 14. 15) gehören in den April. Am 14. sandte er an Zelter die beiden lustigen Scherzsprüche das Publikum und Herr Ego, die ohne Ueberschrift in den zahmen Xenien VI, 25 stehen. Die ihn am 18. überraschende Kunde vom plötzlichen Tode der ihm so geneigten und herzlich verehrten Kaiserin von Oestreich schlug ihn so mächtig nieder, daß er zu keinem Worte dichterischer Feier der Hingeschiedenen fähig war. Auch daß sein Berka am 25. niederbrannte, griff ihn, da er ohnedies leidend war, sehr an.

Am 11. Mai ging Goethe zu seiner Herstellung nach Jena.

---

*) In der noch jungen Schöpfung.

**) Immerfort noch forsche ich diesem Geheimnisse nach; denn die Mühe des Forschens ist mit Lust verbunden, welche die Mühe versüßt.

Dort dichtete er vier Tage die später Frühling übers Jahr überschriebenen Verse (vermischte Ged. 52), in welchen er mit jugendlich lebhafter Anmuth den Reiz der Geliebten feiert, der über alle Blumenpracht gehe. Auch das in dieses Jahr gehörende heitere Gedicht Gegenseitig (vermischte Ged. 58) fällt wohl um diese Zeit. Am 25. schreibt er Riemer, diese vierzehn Tage habe er ein beweglicheres und geselligeres Leben geführt; auch seien ihm schöne Aufschlüsse über die Elemente der natürlichen Dinge geworden. Das erste Heft über Kunst und Alterthum erschien ohne jeden dichterischen Spruch. Jetzt erst kamen die bisher von der Buchhandlung zurückgehaltenen beiden ersten die Gedichte enthaltenden Bände der neuen Ausgabe der Werke in den Handel. In Jena müßte auch das auf die Vermählung des Herzogs Bernhard (am 30. Mai) im Namen der Loge Amalia verfaßte Gedicht geschrieben sein, worin die Verse:

Er kam zurück, ein Jüngling noch; für's Leben
Frühreif durch's Leben; denn die Zeit war schwer,

aber man hat dieses Gedicht eben ganz irrig Goethe zugeschrieben. Die am Anfange des Juni sich wiederholenden schrecklichen Krämpfe seiner Gattin riefen den Dichter nach Weimar zurück. Der 6. entriß ihm die treue Gefährtin seines Lebens, deren unendlichen Verlust er in den aus tiefer Seele fließenden, an die Düsterheit des Tages anknüpfenden Versen aussprach:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen. *)

Sechs Tage später sprach er A. von Humboldt, dessen Heft zur

*) Es beruht wohl auf Irrthum, wenn Zelter von einem Divansgedichte sprach, das Goethe gemacht, als seine Frau im Sterben gelegen habe.

les lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales er in den Trauertagen erhalten hatte, seinen Dank in den schönen Versen aus, in welchen er ihm mittheilt, dieses habe ihn zu Erhebung aus seiner schweren Bedrängniß ermuntert (an Personen 97). Am 24. vertraut er Boisserée, daß sein Zustand an die Verzweiflung grenze, und da sei er auf das allerfalscheste Mittel zur Zerstreuung gerathen, er habe seine alten Papiere hervorgesucht. Bald darauf ging er auf kürzere Zeit nach Jena, wo er am 30. die später Poesie genannten Verse (Parabolisch 15) schrieb, welche den Werth der Dichtung für die erste Bildung des Menschen ähnlich schildern, wie den der Kunst (vgl. oben S. 193) die Nektartropfen. Als er in der ersten Woche des Juli nach Weimar zurückkehrte, erfreute ihn Zelters Besuch.

Am 20. wollte er mit Meyer die Reise nach Heidelberg antreten, aber ein Unfall, den er nach zweistündiger Fahrt mit dem Wagen hatte, bestimmte ihn, auf die Reise zu verzichten und einen längern Aufenthalt in dem kleinen Badeorte Tennstedt zu nehmen. Die sieben Wochen, die er hier theils mit Meyer, theils allein verbrachte, wandte er den Heften über Kunst und Alterthum und über Naturwissenschaft zu. Zu den erstern schrieb er die Beschreibung des Rochusfestes, dem er als Motto die Verse „Zu des Rheins gestreckten Hügeln" (Rhein und Main 1) vorsetzte. Zur Feier des Brunnenfestes soll er auf den Wunsch der Brunnengäste ein Lied gedichtet haben. Vielleicht sandte er damals an Marianne Willemer zur Erinnerung an das vorige Jahr einen in eins geschlungenen Myrten- und Lorbeerkranz mit den Versen an Personen 87, und könnte auch die Erwiederung daselbst 128 auf den mit dem Gedichte 127 gesandten Kranz Mariannens sich beziehen. Er las damals auch thüringische Chroniken. Darauf bezieht es sich, wenn er am 28. August an Zelter schreibt, er sei in diesen

Tagen veranlaßt worden, einige Blicke ins Deutschthum zu lenken, und nach seiner Art könne er nicht lassen, sogleich einige Schritte (produktiv) zu thun: könne er dabei etwelche Balladen erhaschen, so solle es sein größter Gewinn sein. An seinem Geburtstage schickt er mit dem Bildchen von Frankfurt die an seinen vorigjährigen Geburtstage errinnernden Verse (Rhein und Main 12) an Louise Friderike von Niebeckr, geborene von Fritsch. Den 11. September kam er nach Weimar zurück, wo er zum 27. die vier gehaltvollen Stanzen zum Jubelfeste des Staatsministers Voigt (an Personen 59) schrieb. Gleich darauf hatte er wieder einen zweitägigen Besuch von Zelter, der durch Versehen einige Gedichte Goethes mitnahm, andere wohl von ihm erhielt; unter diesen war wohl die spätere Fassung des Gedichtes So ist der Held (vermischte Ged. 59). Damals las er ihm die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen (Balladen 3), deren Schluß ihm nicht gelingen wollte, und die Legende vom Paria (Balladen 30), der noch als Einleitung des Paria Gebet vorausgehn sollte. Beide Stoffe hatten ihm vierzig Jahre in der Seele gelegen. Vor drei Jahren hatte er aus dem erstern eine Oper machen wollen; in der letzten Zeit zu Tennstedt wird er es mit der Balladenform versucht und gleichzeitig auch den Paria unternommen haben. Die Behandlungsart beider ist durchaus verschieden. In der ersten herrscht das dramatische Element, wobei die Redenden gar nicht bezeichnet werden, während in der zweiten die Erzählung ununterbrochen fortläuft; über beiden aber liegt ein wunderbarer fast mystischer Schleier. Zur Ballade vom Grafen ist eine äußerst bewegte zweitheilige neunversige Strophe gewählt, die von der im Hochzeitliede darin verschieden ist, daß der erste Theil nicht mit dem vierten, sondern erst mit dem fünften Verse schließt; auch ist der nur aus einem Verse bestehende nur

zweimal in das Gegentheil veränderte Refrain von großer Wirkung. Der Paria bedient sich reimloser trochäischer Dimeter, wogegen Goethe bisher bloß Strophen gereimter Dimeter zu Balladen verwandt hatte, und zwar nur abwechselnd mit andern Strophen. Das schöne Logenlied Verschwiegenheit nahm Zelter diesmal wohl zur Tonsetzung mit; er hatte es am 10. November schon längst gesetzt, sandte es aber erst am 2. Dezember.

Am 9. Oktober schickte er der Gräfin Karoline Odonnell, geb. Clary,*) auf ihr Verlangen eine seiner gebrauchten Schreibfedern mit zwei Strophen zu (an Personen 66), in welchen in der ersten auf zwei abwechselnd reimende Reimpaare zwei reimlose Verse folgen, die beiden ersten Verse der zweiten auf V. 5 reimen, V. 3 und 4 die Reimworte von V. 1 und 3 der ersten wiederholen, auf die dann auch noch V. 5 reimt, wie endlich die Schlußverse beider Strophen aufeinander reimen. Den 25. bittet er Zelter, ihm die kleinen Gedichte, die er mitgenommen, wieder zuzuschicken, da er seine Sorgfalt, dergleichen Dinge zu sammeln, nicht gern unterbrochen sehe. Im November ging er auf dessen Gedanken einer Kantate zur hundertjährigen Feier des Reformationsfestes ein, aber sein Entwurf kam nicht zur Ausführung. Den 6. Dezember dankte er in vier Versen (an Personen 44) für ein von der Gräfin Konstanze von Fritsch aus Petersburg gesandtes Geschenk, da er augenblicklich ihr nicht anders danken könne. Vier Tage später spendete er Gubitz für dessen zum Vortheil hülfloser Krieger herausgegebene Gaben der Milde zwei im Sommer 1814 gedichtete Divanssprüche (IV, 4. 5) unter der bezeichnenden Ueberschrift Wonne des Gebens. Auch Schadows Aufforderung, ein Lied für den Künstlerverein in Berlin zu liefern, entsprach Goethe gern;

*) Goethe irrt, wenn er sie Titinne nennt; Titinne Odonnell war die Tochter des Fürsten von Ligne, wie Biedermann bemerkt hat.

er äußerst lebendig und mittheilend. Aus seinem Divan las er gern und außerordentlich schön vor. Willemers Gattin, seine liebe Marianne, erfreute ihn durch ihren seelenvollen Vortrag von Liedern. Am 19. schrieb er die auf den wunderlichen alten Medizinalrath Ehrmann bezüglichen Verse „Pfeifen hör' ich fern im Busche," das letzte der unter Rhein und Main 1814—1816 zusammengestellten Gedichtchen. Die Divanslieder waren ganz verstummt; den Dichter beschäftigte ein großer Aufsatz über die Alterthümer und Kunstwerke am Rhein. Besonders glänzend und herzlich ward Goethes Geburtstag gefeiert. Am 8. Oktober zog er nach Frankfurt, von wo er am 15. zu kurzem Besuche nach der Gerbermühle zurückkehrte, da er sich entschlossen hatte, mit Boisserée nach Heidelberg zu reisen. Jetzt erst begann das geistreiche Liederspiel zwischen Goethe und der reizenden Frau, die er als seine Suleika feierte. An demselben Abend dichtete er in Hatems Namen das Lied: Nicht Gelegenheit macht Diebe (VIII, 3), worauf Marianne am folgenden Tage mit ihrem prächtigen: Hochbeglückt in Deiner Liebe (VIII, 4) erwiederte. Suleikas Frage: Als ich auf dem Euphrat schiffte und Hatems Antwort (VIII, 8. 9) fallen auf den 17. Der folgende Tag, der letzte von Goethes Anwesenheit, ward wieder sehr heiter und glänzend gefeiert. Marianne sang mehrere Lieder Goethes und einige Volkslieder, Goethe las Liebeslieder des Divan, aber auch seinen Todtentanz. Am Morgen des 19. brach er mit Boisserée auf. In Heidelberg, wo sie am Mittag des 21. ankamen, fand er die von Jena her ihm vertraulich bekannte Gattin des Kirchenrath Paulus, bei welchem er sich in arabischer Schrift übte. Auf den 21. fallen die Lieder VIII. 18 und 48, das letztere in einer gangbaren achtversigen Strophe, das erstere in reimlosen freien Versen. Am folgenden Tage

wurden die drei Liebesgespräche zwischen Suleika und Hatem VIII, 12. 13. 36 gedichtet. Eine Einladung Boisserées an Marianne, mit ihrem Gatten nach Heidelberg zu kommen, veranlaßte diese zu dem herrlichen Liede Was bedeutet die Bewegung? (VIII, 42). Am frühen Morgen des 24. dichtete Goethe auf dem heidelberger Schlosse; damals schrieb er wahrscheinlich die Lieder VIII, 33 und 43, die, wie wir wissen, an diesem Tag entstanden. Mittags kam Marianne mit ihren Schwestern in Heidelberg an. Auf den folgenden Tag fallen die gefühlvollen Verse VIII, 19. Ehe Marianne am 26. Heidelberg verließ, verabredete er mit ihr eine briefliche Verbindung in morgenländischer Chiffresprache mit Zugrundelegung von Hammers Hafis. Denselben Tag schrieb er das Gespräch zwischen Suleika und Hatem VIII, 21. Marianne sandte ihm ihr liebliches: Ach, um Deine feuchten Schwingen (VIII, 45). Am 28. vertheidigte sich Goethe wegen seiner Liebestrunkenheit in dem heitern Liede: Sie haben wegen der Trunkenheit (IX, 14). In diese Zeit fällt auch das in den Divan nicht aufgenommene Scherzgedicht auf den Eilfer:

Wo man mir Gut's erzeigt, überall
's ist eine Flasche Eilfer,
Am Rhein und Main, im Neckarthal,
Man bringt mir lächelnd Eilfer,
Und nennt gar manchen braven Mann
Viel seltner als den Eilfer;
Hat er der Menschheit wohl gethan,
Ist immer noch kein Eilfer.
Die guten Fürsten nennt man so
Beinahe wie den Eilfer;
Uns machen ihre Thaten froh,
Sie leben hoch im Eilfer.
Und manche Namen nenn' ich leis,

und darüber sogar seine Reise nach Karlsbad aufgab. Unter einen Aufsatz Bekenntnisse über die Erzlager, besonders die Gänge, schrieb er am 15. Juli:

> Bekenntniß heißt nach altem Brauch
> Geständniß, wie man's meint;
> Man rede frei, und wenn man auch
> Nur zwei und drei vereint.

Den 6. August kam Staatsrath Schultz von Berlin zu ihm nach Jena, von wo sie nach Weimar sich begaben. Schultz, der ihm durch die Farbenlehre sehr nahe getreten war, blieb bis zum 20. Das in dieser Zeit gearbeitete erste Heft zur Morphologie erschien auffallend ohne jeden Reimspruch. Bei den am 17. Oktober gefeierten Wartburgfest war es ihm freilich nicht wohl zu Muthe, doch fand er die Art, wie die von deutscher Begeisterung gehobene Jugend mehrere Schriften Kotzebues dem Feuer überantwortet hatte, so bedeutend, daß er am folgenden Tage, wo er in Eisenach war, dies Ereigniß in zwei scharfen gegen jenen gerichteten Strophen (Invektiven 7) als Rache wegen seiner Verhöhnung des deutschen Geistes darstellte. Das Neckische zeigt sich auch in der äußern Form, da nach zwei oder drei Reimpaaren drei aufeinander reimende Verse den Abschluß der Strophe bilden. Auf das Reformationsfest schrieb er die Verse, in denen er auch für sich das Recht des Protestirens in Kunst und Wissenschaft in Anspruch nimmt (Epigrammatisch 66), doch bleibt die bestimmte Abfassungszeit derselben immer fraglich.

Am 6. November begab er sich wieder nach Jena, wo er mit kurzen Unterbrechungen fast volle acht Monate zubrachte. In das Ende dieses Jahres muß wenigstens der erste Entwurf der merkwürdigen orphischen Urworte (Gott und Welt 10) fallen, welche ausdrücklich in unser Jahr gesetzt werden. Daß er

ren Weimar gerettet hatte und im vorigen Jahre an
age festlich begrüßt und beschenkt worden war. Auch
sdichtung verstummte nicht ganz. Den 24. und 25. Ok-
standen **Vollmondnacht** (VIII, 47) und das in reim-
z freien Versen sich ergießende Lied IX, 18. An Zelter
: den 29., unter den vielen Stücken, um die der Divan
worden, seien welche von der jüngsten und frischesten
hon könne er nach dem **Inhalte** in Bücher abgetheilt
sei auch manches Singbare darunter, so walte doch nach
cher Art die Reflexion vor, was auch den Jahren des
gezieme. Den 7. November dichtete er **Hochbild** und
ng (VIII, 43., 44), den 12. vier Verse an die in Be-
er Großfürstin nach Petersburg reisende Gräfin Konstanze
ch (an Personen 43). Den 18. kam er auf einige Tage
, wo er den 21. an eine nach Süden gereiste Freundin
n Verse schrieb:

In einer Stadt einmal
Auf dem Stadthaus
Ein großer Saal,
Darin ein lustig Mahl.*)
Unter den Gästen
Eine artige Maus,
Wie's bei solchen Festen
Geht, im Champagnersaus.
Sie hatte nicht so viel getrunken
Als Schiller, ich und alle,
Sie war mir aber um den Hals gesunken.
In keiner Falle
Fing man so lieblich Mäuschen.
Niedlich war sie, niedlicher im Räuschchen.
Ich hielt sie feste, feste,
Wir küßten uns aufs beste;

---

*) ethe wollte wohl „ein lustger Schmaus" schreiben.

Zu den jüngern Dichtern der Zeit fand er sich in merkwü
Gegensatze. Im vorigen Juli hatte er Knebel einen Zettel g
auf welchem sich unter der Ueberschrift Neuester deu
poetischer Sternhimmel eine Reihe Namen dan
Dichter und Dichterinnen in alphabetischer Folge fanden
dem neuen Hefte über Kunst und Alterthum gedenkt
Unfugs, den die deutsche Sprache sich jetzt gefallen lassen
gegenwärtig sei der Zeitgehalt und zugleich die Sprache ers
so daß jedes müßige Talent sich der vorliegenden Aus
als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen könne.
den 10. Januar 1818 fallen die Verse:

Worte sind der Seele Bild.
Nicht ein Bild, sie sind ein Schatten,
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten.
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn, was wir haben?
Nun wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.*)

Wohl schon im Januar nahm er die Mansardzimmer des Gas
zur Tanne zu Camsdorf, einem Vororte von Jena, an der
in Besitz, von wo er der schönsten freiesten Aussicht genoß
die Wände dieses Zimmers schrieb er meteorologische Bemerk
und manche Spruchverse, wie sie ihm der Augenblick eingab
den Geburtstagen der Großherzogin und des Erbprinzen
er diesmal nicht nach Weimar, doch schrieb er zum 30. d
auf die an diesem Tage zu Weimar aufzuführenden Mask
bezüglichen leicht hingeworfenen Strophen (an Personen

*) Dem Dichter schwebt wohl das horazische Wort vor: Dum loqu
fugerit invida aetas (carm. I, 11, 7. 8). Vgl. Pers. I, 153:
aetas; hoc, quod loquor, inde est.

die an Freund Knebel gerichtet scheinen. Am 16. sprach er in einer Stanze sein herzliches Bedauern aus, auf dem zur Feier des Geburtstages der Großfürstin festgesetzten glänzenden Maskenball (den 18.) nicht erscheinen zu können (an Personen 163.) Denselben Tag schickte er an Zelter, der ihn durch seine Melodie zum irischen Klaggesang Pillalu erfreut hatte, „einige Stoßgebete als Zweige seines Paradieses", welche dieser mit seinem heißen Elemente infundiren möge. Unter diesen war das Gedicht um Mitternacht (vermischte Geb. 41), das er, als er in der Mitternacht im hellsten Vollmond aus einer heitern Gesellschaft zurückkehrte, aus dem Stegreife sprach. Die verschiedene Wirkung, welche die helle Mitternacht auf den Knaben, den Jüngling und den reifen Mann übt, ist hier tief gefühlvoll ausgesprochen, wobei er aber nicht von seiner eigenen Persönlichkeit ausgeht, vielmehr den Redenden zum Sohne des Pfarrers macht, der Mitternachts zum Hause des Vaters auf dem Kirchhofe gehn mußte. Die Strophe aus zwei fünffüßigen und zwei vierfüßigen wechselnd reimenden trochäischen Versen mit dem aus zwei Jamben bestehenden Refrain ist sehr bezeichnend. Welche andere Gedichte er damals Zelter sandte, wissen wir nicht, da nicht nachzuweisen ist, welches Lied „das neue Produktchen" (ein vom ihm gesetztes Liedchen Goethes) ist, welches Zelter am 12. März ihm sandte. Wahrscheinlich hatte er einige Spruchverse zum Divan mitgesandt, dessen Vollendung er jetzt beabsichtigte. Um diese Zeit gab auch Goethe die von ihm verlangte Inschrift für das rostocker Denkmal Blüchers (Politika 7). Im letzten Augenblick entschloß er sich doch zum 18. auf dem Maskenball zu erscheinen, wo er sich aber so stark erkältete, daß er erst in der zweiten Woche des März nach Jena zurückkehren konnte. Wolfs übertreue künstliche Uebersetzung der ersten hundert Verse der Odyssee veranlaßte ihn

zum Ausrufe: „Gott behüte mich vor deutscher Rhytmik wie vor französischem Thronwechsel!“ Zelters mitternächtlicher Sechsachteltakt erschöpfe alles; solche Quantitäten und Qualitäten der Töne, solche Mannigfaltigkeit der Bewegung, der Pausen und Athemzüge! dieses immer Gleiche und immer Wechselnde! „Da sollen die Herren lange mit Balken und Hütchen — ⌣ ⌣ — sich unter einander verständigen, dergleichen bringen sie doch nicht heraus.“ Auf den 19. fallen die anmuthigen Verse über die Freundschaft der Deutschen, die ihn alle in den Tod hassen, für das Buch des Unmuths im Divan (3). Neben dem Divan beschäftigten ihn die naturwissenschaftlichen Hefte. Die Urworte, welche das zweite Heft zur Morphologie eröffnen sollten, waren jetzt wohl abgeschlossen. Den 11. April schrieb er die Verse Nativität (Epigrammatisch 69), welche die wahre Deutschheit betonen. Vielleicht entstanden in diesen Tagen auch die Verse auf den Frühling 1818, der leider auch wieder trog:

> Das ist einmal ein Philisterjahr!
> Sie sind zufrieden ganz und gar
> Und preisen Gott mit großem Geschrei,
> Daß er wieder einmal vernünftig sei.
> Es ging ihnen aber oft so schlecht;
> Sie trauen ihm diesmal auch nicht recht.

Gleich darauf rief ihn die Geburt seines ersten Enkels nach Weimar zurück. Da er diesen sofort in die mineralogische Gesellschaft aufnehmen ließ, schrieb er dazu das humoristische Wiegenlied (an Personen 107) in vierversigen, leicht bewegten daktylischen Strophen. Bald darauf kehrte er nach Jena zurück, wo der Druck des Divans begann, zu dem er noch einzelnes hinzu dichtete. Am 1. Mai sendet er Boisserée die Verse aus dem Buche der Sprüche: „Warum ist Wahrheit weit?“ (28), zwanzig Tage später die Urworte, die er als „uralte Wundersprüche über Menschenschicksal“ bezeichnet.

Den 28. theilt er Zelter die Spottverse auf Müllner mit (Invektiven 18), die ein eben gelesener Artikel desselben im Morgenblatt veranlaßt hatte. Vom Divan waren damals schon zehn Bogen gedruckt, die bis VIII, 40 reichen, von dem neuen Hefte der Morphologie vier, also auch schon die Urworte. Zur Geburt des Erbprinzen (24. Juni), die auch den Dichter nach Weimar zog, lieferte er kein Gedicht, da er in Weimar zu keiner Ruhe gelangen konnte; manches hatte er hier noch vor seiner Karlsbader Reise abzuthun. Am 16. Juli meldet er Boisserée, der Divan sei bis auf den zwölften Bogen abgedruckt, der bis IX, 14 geht (die sämmtlichen Gedichte schließen mit Bogen 15); viel Neues werde er darin nicht finden. Zu Jena, wo er vor der Abreise nach Karlsbad einige Tage blieb, schrieb er am 21. das Gespräch zwischen dem Schenken und Hatem, den jetzigen Schluß des Schenkenbuchs, das nicht mehr aufgenommen werden konnte, weil der Druck dieses Buches, vielleicht aller zwölf Bücher, schon vollendet war. Ohne Zweifel waren die sämmtlichen 15 Bogen der Divansgedichte ausgedruckt, als Goethe vor dem Ende des Monats nach Karlsbad ging. Am 22. entstanden die Verse: „Was wird mir jede Stunde so bang?“ (III, 9).

Noch in Karlsbad, wo Goethe bis Mitte September blieb, dichtete er zwei Lieder zu dem im Drucke beendeten Divan, IV, 12 und X, 7, und die Verse „Was euch die heilige Preßfreiheit“ (zahme Xenien II, 24). Auch Gelegenheitsverse an die berühmte Sängerin Catalani, die Gräfin Odonnell, Graf Paar, Graf Löben, Gräfin Jaraczewska und Fürst Biron fallen in diese Zeit. Ende Oktober hatte er sich zu Weimar eines kurzen Besuches von Zelter zu erfreuen. Damals arbeitete er an seinen Noten und Abhandlungen zum Divan, da sich bei wiederholtem Vortrag der Lieder herausgestellt hatte, daß derselbe solche zu lebendigerer

zum Ausrufe: „Gott behüte mich vor deutscher Rhytmik wie vor französischem Thronwechsel!“ Zelters mitternächtlicher Sechsachteltakt erschöpfe alles; solche Quantitäten und Qualitäten der Töne, solche Mannigfaltigkeit der Bewegung, der Pausen und Athemzüge! dieses immer Gleiche und immer Wechselnde! „Da sollen die Herren lange mit Balken und Hütchen — ⌣ ⌣ — sich unter einander verständigen, dergleichen bringen sie doch nicht heraus.“ Auf den 19. fallen die anmuthigen Verse über die Freundschaft der Deutschen, die ihn alle in den Tod hassen, für das Buch des Unmuths im Divan (3). Neben dem Divan beschäftigten ihn die naturwissenschaftlichen Hefte. Die Urworte, welche das zweite Heft zur Morphologie eröffnen sollten, waren jetzt wohl abgeschlossen. Den 11. April schrieb er die Verse Nativität (Epigrammatisch 69), welche die wahre Deutschheit betonen. Vielleicht entstanden in diesen Tagen auch die Verse auf den Frühling 1818, der leider auch wieder trog:

> Das ist einmal ein Philisterjahr!
> Sie sind zufrieden ganz und gar
> Und preisen Gott mit großem Geschrei,
> Daß er wieder einmal vernünftig sei.
> Es ging ihnen aber oft so schlecht;
> Sie trauen ihm diesmal auch nicht recht.

Gleich darauf rief ihn die Geburt seines ersten Enkels nach Weimar zurück. Da er diesen sofort in die mineralogische Gesellschaft aufnehmen ließ, schrieb er dazu das humoristische Wiegenlied (an Personen 107) in vierversigen, leicht bewegten daktylischen Strophen. Bald darauf kehrte er nach Jena zurück, wo der Druck des Divans begann, zu dem er noch einzelnes hinzu dichtete. Am 1. Mai sendet er Boisserée die Verse aus dem Buche der Sprüche: „Warum ist Wahrheit weit?“ (28), zwanzig Tage später die Urworte, die er als „uralte Wundersprüche über Menschenschicksal“ bezeichnet.

theilt er Zelter die Spottverse auf Müllner mit (In-
8), die ein eben gelesener Artikel desselben im Morgen-
anlaßt hatte. Vom Divan waren damals schon zehn
druckt, die bis VIII, 40 reichen, von dem neuen Hefte
phologie vier, also auch schon die Urworte. Zur
es Erbprinzen (24. Juni), die auch den Dichter nach
og, lieferte er kein Gedicht, da er in Weimar zu keiner
angen konnte; manches hatte er hier noch vor seiner
Reise abzuthun. Am 16. Juli meldet er Boisserée,
n sei bis auf den zwölften Bogen abgedruckt, der bis
eht (die sämmtlichen Gedichte schließen mit Bogen 15);
s werde er darin nicht finden. Zu Jena, wo er vor
se nach Karlsbad einige Tage blieb, schrieb er am 21.
räch zwischen dem Schenken und Hatem, den jetzigen
es Schenkenbuchs, das nicht mehr aufgenommen werden
eil der Druck dieses Buches, vielleicht aller zwölf Bücher,
endet war. Ohne Zweifel waren die sämmtlichen 15 Bo-
ivansgedichte ausgedruckt, als Goethe vor dem Ende des
nach Karlsbad ging. Am 22. entstanden die Verse:
rd mir jede Stunde so bang?" (III, 9).
in Karlsbad, wo Goethe bis Mitte September blieb,
zwei Lieder zu dem im Drucke beendeten Divan, IV,
, 7, und die Verse „Was euch die heilige Preßfreiheit"
enien II, 24). Auch Gelegenheitsverse an die berühmte
Catalani, die Gräfin Odonnell, Graf Paar, Graf Löben,
araczewska und Fürst Biron fallen in diese Zeit. Ende
hatte er sich zu Weimar eines kurzen Besuches von Zelter
en. Damals arbeitete er an seinen Noten und Ab-
gen zum Divan, da sich bei wiederholtem Vortrag der
rausgestellt hatte, daß derselbe solche zu lebendigerer

Auffassung bedürfe. Im November besuchte er wieder Jena, doch ließ er sich auf den Wunsch der Großfürstin bereit finden, einen Maskenzug zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland zu dichten, in welchem einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt werden sollten. Zu ungestörter Ausführung desselben begab er sich im Anfange des Dezember nach Berka, wo er mit bewundernswerther Raschheit die umfangreiche, von dem ungebrochenen Schwung seiner Einbildungskraft so mächtig zeugende Dichtung zu Stande brachte und dabei die Vorbereitungen leitete. „Wir haben die alte Ehre Weimars gerettet“, schrieb er bald darauf an Knebel, „ich aber, wills Gott! von solchen Eitelkeiten hierdurch für immer Abschied genommen.“ In Bezug auf die Mannigfaltigkeit und Freiheit der Versmaße bemerkt er selbst später an Zelter, sie sei ihm unvorsätzlich unter dem Arbeiten gekommen; neuere Künstlichkeit habe er kaum berührt, achtversige Strophen (Stanzen) seien sein letztes Ziel gewesen. Auf die während der Anwesenheit der Kaiserin aufgeführte Charade *Benennung eines Kleinods* hat von Löper mit Recht die *Das Kleinod, das Vergißmeinnicht* (an Personen 130) überschriebenen drei Reimpaare bezogen. Dem am 18. Oktober gestorbenen Dichter Kosegarten hatte der Dichter, wohl auf die Bitte seines in Jena als Professor der orientalischen Sprache angestellten Sohnes, der ihm bei den Noten zum *Divan* so treffliche Dienste geleistet hatte, eine zur Grabschrift bestimmte vierzeilige trochäische Strophe gemacht.*)

---

*) Sehr zweifelhaft ist, ob die Stanze *an den Frauenverein*, di sich in Knebels Nachlaß, G. unterschrieben, unter Goethes Gedichten fand (Löpe bei Hempel III, 338), diesem angehört. Schon Ende 1816 hatte eine Au stellung des Frauenvereins stattgefunden; wir hören aber nicht, daß Goet dazu etwas geliefert, wie es z. B. Frau von Stein that.

Die Noten und Abhandlungen zum Divan beschäftigten Goethe im Jahre 1819 unausgesetzt. In ihnen gab er auch die neu entstandenen Divanslieder an Hafis und noch ein Paar (II, 11 und III, 2), ein Gedicht an den berühmten Orientalisten Silvestre de Sacy, die metrische Uebersetzung zweier Gedichte des damaligen Kaisers von Persien und Proben aus den Moallakât. Vgl. oben S. 188 Eine weitere Vervollständigung des Divans stellte er in Aussicht. Auch die Gedichte zum Maskenzuge vom 18. Dezember wurden durchgesehen und dem Druck übergeben. Sie erschienen im Mai, der auch ein neues Heft von Kunst und Alterthum (II, 1) brachte, worin mehrere Epigramme der Anthologie auf Myrons Kuh übersetzt waren. Der Divan war erst im August ausgedruckt. Sonst hatte das Jahr bisher nur eine Anzahl Gelegenheitsgedichte gebracht; so am 2. Januar die vier Verse an Julie von Egloffstein (an Personen 89, die nicht 1817 fallen), der auch wohl im Frühjahr der Reisesegen (daselbst 90) galt, die an Marianne von Willemer den 2. April mit seinem Porträt gesandte Erwiederung: „Eine Schachtel Mirabellen" (daselbst 73), und die am 10. August an Schillers jüngste, eben sechzehnjährige Tochter gerichteten Verse, deren Stammbuch ihm vergebens längere Zeit zum Einschreiben vorgelegen hatte:

Weil so viel zu sagen war,
Wußt' ich nichts zu sagen,
Ob die Blätter gleich ein Jahr
Mir vorm Auge lagen.

Jetzo, da Du sie entführt,
Mag die Feder walten;
Denn es bleibt, wie sich's gebührt,
Immerfort beim Alten.

Milde zum Verständlichen
Wird die Mutter mahnen,

Deutend zum Unendlichen
Auf des Vaters Bahnen.

Auch sogenannte zahme Xenien werden in diese Zeit fallen. In Karlsbad, wo er an seinem Geburtstag ankam, empfing er Glückwünsche zu seinem siebenzigsten Geburtstage von verschiedenen Seiten, wodurch er sich zu einem am 15. September geschriebenen Dankgedicht veranlaßt sah (Festgedichte 11), das freilich durch die Anspielung auf die Abbildung eines mit vierundzwanzig Söhnen zum Kaiser Karl IV. reitenden Ritter Waldstein, das er in Dux gesehen hatte, dunkel wurde. Die, welche ihm zu seinem Geburtstage diesmal beglückt haben, bezeichnet er als liebe Söhne und Töchter, welchen er in echt mittelalterlicher Weise ewige Seligkeit wünscht. Der etwas wunderliche Scherz verliert dadurch freilich an Faßlichkeit, daß nicht gesagt wird, sie hätten ihm Glück gewünscht, und sein Wunsch ihrer ewigen Seligkeit sei Erwiederung darauf. Vorzüglich war er wohl an diejenigen gerichtet, welche ihn in Karlsbad beglückwünschten und ihn zu einem Gastmahl auf den folgenden Abend eingeladen hatten, das er ablehnen mußte. Die Böswilligkeit von Goethes Gegnern hing sich an dieses Gedicht, und man forderte den Dichter öffentlich zu einer Erklärung desselben auf. Sonst kennen wir mit Sicherheit aus dem diesmaligen kurzen karlsbader Aufenthalt nur die Verse vom 25. September an den Grafen Karl von Harrach (an Personen 70). An Knebel sandte er zwei nicht von ihm herrührende Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie, die ihn schon vor drei Jahren angezogen hatten. Möglich ist es freilich, daß er in Karlsbad die später Metamorphose der Thiere (Gott und Welt 8) überschriebenen Verse neu bearbeitet hatte, die im zweiten Hefte zur Morphologie erschienen. Schon am 28. September ist er wieder in Jena, wo den 29. sein Arzt Reh-

dein und Fr. von Müller ihn besuchen, die einen „Hochgenuß" bei ihm haben. Am 5. liest er daselbst Müller „herzliche Gedichte aus der Morphologie" vor, ohne Zweifel die Metamorphose der Thiere und die bereits im Mai 1818 vollendeten Urworte. Am 16. schrieb Goethe die Parabel Fuchs und Kranich (Parabolisch 20). Auch die Gedenkverse auf den Tod des Schauspielers Malkolmi (an Personen 171) gehören in den Oktober, vor dessen Ende, am 24., er wieder in Weimar war. In Jena hatte er eine Handschrift der lateinisch geschriebenen Legende der heiligen drei Könige gefunden, die ihn lebhaft anzog. Zum Tauftage der während seiner Anwesenheit in Jena geborenen Gräfin Marie von Einsiedel, dem 30., schrieb er einige Verse (an Personen 106). In diese Zeit möchte auch der Spott auf Kestners Agape (Epigrammatisch 68) fallen. Das neue, noch vor dem Schlusse des Jahres zum Abschluß gelangte Heft Kunst und Alterthum (II, 2) brachte eine schon ältere Uebersetzung eines Monologs aus Byrons Manfred, als Motto eine Stanze, höchstwahrscheinlich aus den Geheimnissen (Epigrammatisch 97), und die Sprüche:

Jedem redlichen Bemühn
Sei Beharrlichkeit verliehn! —
Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

In den November dürfte die scharfe Aeußerung wider Voß (Invektiven 14) fallen, die gegen dessen bittere Schrift Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? gerichtet ist. Knebel gedenkt der Schrift gegen Goethe schon am 25. Oktober. Sie müssen vor die Kunde von Stolbergs Tod fallen, der am 6. Dezember dieses Jahres erfolgte. Gegen Ende des Jahres erlitt Goethe einen bedenklichen Krankheitsanfall, an dessen Folgen er lange litt.

Mitte Januar 1820 ging es mit ihm wieder leidlich. Die eben ins dreizehnte Jahr tretende Prinzessin Marie erfreute am 3. Februar durch ein Bild von Raphaels Gärtnerin, das mit einem innigen Glückwunsche begleitete (an Personen 11). Der März brachte nicht allein das neue Heft von Kunst und Alterthum, sondern auch das zweite zur Morphologie, das mit den Urworten begann, und mit dem Spruche „Mags die Welt zur Seite weisen" (zahme Xenien V, 67) schloß. Der Frühling belebte den zweiundsiebzigjährigen Dichter von neuem zu frischer Liederlust. Gleichsam zur Einweihung dieses frischen Geisteslebens übersetzte er das dem Papst Gregor zugeschriebene reimlose Pfingstlied Veni, creator spiritus, also in dem ursprünglichen Versmaße:

Komm, heilger Geist, Du Schaffender,
Und alle Seelen suche heim!
Mit Gnadenfülle segne sie,
Die Brust, die Du geschaffen hast!

Du heißest Tröster, Paraklet,
Des höchsten Gottes Hochgeschenk,
Lebendger Quell und Liebesglut,
Und Salbung heilger Geisteskraft.

Du siebenfaltger Gnadenschatz,
Du Finger Gottes rechter Hand,
Von ihm versprochen und geschickt,
Der Kehle Stimm' und Rede giebst.

Den Sinnen zünde Lichter an,
Dem Herzen frohe Muthigkeit,
Daß wir im Körper Wandelnden
Bereit zum Handeln sei'n, zum Kampf!

Den Feind bedränge, treib' ihn fort,
Daß uns des Friedens wir erfreun,
Und so an Deiner Führerhand
Dem Schaden überall entgehn!

Vom Vater uns Erkenntniß gib,
Erkenntniß auch vom Sohn zugleich,
Die wir dem beiderseitigen Geist
Zu allen Zeiten gläubig flehn!

Darum sei Gott, dem Vater, Preis!
Dem Sohne, der vom Tod erstand,
Dem Paraklet, dem Wirkenden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

der Hymnus, zu welchem sich Goethe am 12. April
hrhaft zelterische Komposition" erbittet, damit solche
nntag in seinem Hause chormäßig möge gesungen
Aber dieser konnte damit nicht zu Stande kommen.
r Goethe mit Zelters Tonsetzung so außerordentlich
daß er um die vielfachen andern, selbst um die von
ich wenig kümmerte, da er fühlte, daß ihm zu künstlerischer
ing derselben die Gabe fehle. Auch meinte er, Zelter
ie reinste und höchste Malerei in der Musik; es komme
, den Hörer in die Stimmung zu versetzen, welche das
gebe, wodurch sich in der Einbildungskraft die Gestalten
itung des Textes bildeten; Töne durch Töne zu malen
el. Ueber Jena ging er diesmal sehr früh nach Karlsbad.
rach er zu Jena bei dem ihm zu Ehren veranstalteten
en Mittagsmahle auf der Rose den Toast an Per-
. Unmittelbar darauf genoß er acht schöne Reisetage,
er den Wetterzustand un ddie Wolkenbildung sorgfältig
e. Zu Hof dichtete er am 24. April das schöne Divans-
laß (XII, 4). In Karlsbad schrieb er am 1. Mai die
on der Aepfelverkäuferin (Parabolisch 27) und die ge-
, der verstorbenen Kaiserin von Oesterreich gedenkenden
die Gräfin Odonnell (an Personen 58). Andere Gedichte
liche werden auf der Reise und gleich in der ersten

karlsbader Zeit entstanden sein. Schon am 3. Mai meldet er Zelter, es sammelten sich wieder neue Gedichte zum Divan, da die mohamedanische Religion, Mythologie und Sitte einer Poesie Raum gebe, die seinen Jahren zieme. „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe und Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend, was will der Großpapa mehr?“ Da er am 6. Juni schreibt, vier Divanslieder zum Buche des Paradieses hätten ihn selbst überrascht, so ist es wohl unzweifelhaft, daß nicht allein XII, 4 und 6 (letzteres ist am 10. Mai gedichtet), sondern auch XII, 5 und 7 während dieser karlsbader Reise entstanden sind; ob auch XII, 1 bleibt zweifelhaft.*) Den 15. Mai fällt das hübsche Liedlein St. Nepomuks Vorabend (vermischte Ged. 53), Ende Mai der Glückwunsch zum 31., Hardenbergs Geburtstag, (an Personen 59). Auch dichtete er hier die Verse an den Bücherverleiher Cuno:

Heuer, da der Mai beflügelt
Naht bei Tagen sich, den milden,
Seh' ich, was die Deutschen bilden,
Hier in Böhmen nachgespiegelt.

Was Du bringst in Heft und Bande**),
In Formaten groß und klein,
Sei es Heil dem guten Lande,
Mögens reine Bilder sein!

Wie außerordentlich aufgelegt er damals war, ergibt sich daraus, daß er auf dem Rückwege an einem Abende zu Schleiz den ersten

*) Im chronologischen Verzeichniß werden XII, 1. 4 und 6 unter dieses Jahr gesetzt, aber Riemer und Eckermann wagen in der Quartausgabe von XII, 1 nur zu sagen, daß es 1827 gedruckt sei.

**) Des Reimes wegen statt „Band“ oder vielmehr „Heften und Bänden“.

Theil der Erzählung Wo stickt der Verräther? niederschrieb. Bald nach der Rückkehr, am 6. Juni, schreibt er von Jena aus, in den vielen einsamen Stunden habe sich eine solche Schreib- und Diktirwuth bei ihm entwickelt, daß mehr Papier in diesen sechs Wochen verschrieben worden als sonst jemals. Auch eine Masse Sprüche, die er im neuen Heft von Kunst und Alterthum zu geben gedachte, stellte sich ungesucht ein. Während seiner längern Anwesenheit in Jena wurde ein neues Heft von Kunst und Alterthum (II, 3) gedruckt, das Goethe benutzte, um eine Anzahl seiner noch ungedruckten Gedichte mitzutheilen. Auf der Rückseite des Schmutztitels steht das Gedicht Nationalversammlung (Epigrammatisch 65), auf der des Titels die Strophee Dringe tief zu Berges Grüften (vermischte Ged. 48), die wohl beide vor kurzem entstanden waren, wie auch die auf der Rückseite des Titels der Abtheilung Poesie, Ethik, Literatur befindlichen Verse:

Töne, Lied, aus weiter Ferne,
Säusle heimlich nächster Nähe,
So der Freude, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wirkt geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hörens immer gerne,

deren Schluß an den Refrain der folgenden Ballade anknüpft. Er deutet hiermit auf die verschiedenen Arten des Liedes hin, das bald allgemeinern Inhalts ist, bald an besondere Personen sich wendet, und so das Herz trifft; der Schluß geht auf sittliche Sprüche. Unter jener Abtheilung stehen die Ballade vom [G]rafen (1816), Lust und Qual (1814), dann die Gedichte [M]ärz (1807), April, Mai, Juni, Frühling übers Jahr (von den drei letzten dieser hier sonderbarer Weise verbundenen

Gedichte wissen wir, daß sie 1815 und 1816 gedichtet sind), fürs Leben (das Gesellschaftslied von 1803, von dem sich Goethe wohl nicht erinnerte, daß es unter dem Titel die glücklichen Gatten in den Gedichten stand), für ewig (zu den Geheimnissen gehörend), zwischen beiden Welten (wohl aus neuester Zeit), aus einem Stammbuch von 1604 (frühestens 1818) und die wohl eben entstandenen auf Shakespeare bezüglichen Verse: „Saturnus eigne Kinder frißt" (Epigrammatisch 74). Zu den hier wieder abgedruckten Urworten gab er Erläuterungen. Weiter folgten zahme Xenien (später als erste Abtheilung derselben bezeichnet), in welchen er seine Ansichten und Stimmungen auf ernste oder humoristische Weise, meist in zwei oder vier kleinen Reimversen, ausspricht. Auf der Rückseite des Abtheilungstitels bildende Kunst gab er die Verse „Sprichst Du von Natur und Kunst" (Epigrammatisch 75). Der Druck dieses Heftes war freilich erst Anfangs September abgeschlossen, die zahmen Xenien aber schon am 22. August in Druck. Noch länger verspätete sich der Druck des dritten Heftes zur Morphologie, das die Verse „Ins Innre der Natur", „Freudig war vor vielen Jahren", „So schauet mit bescheidnem Blick" und „Freuet euch des wahren Scheins" (Gott und Welt 7. 9. 11. 21.) brachte. Sonst können wir nur wenige Gedichte aus diesem an solchen Blüten so reichen Sommer nachweisen. Für eine von der Gräfin Karoline von Egloffstein geschenkte Münze des römischen Kaisers Valerian dankt er in seiner „Einsiedelei Jena" am 10. Juli (an Personen 180). Auch die Verse an deren Schwester Julie zur Reise nach Dresden (an Personen 90) gehören wohl in diese Zeit. An seinem Geburtstage brachte er bei dem ihm zu Ehren veranstalteten akademischen Mittagsmahle einen schönen gereimten Trinkspruch auf das Wohl der Hochschule aus

(Festgedichte 16). Da Boisserée ihm zu seinem Geburtstage eine Abbildung der Medaille des mit Söhnen reich gesegneten Ritters von Waldstein schickte, so benutzte Goethe, anknüpfend an den vorjährigen allgemeinen Dank, diese Münze am 11. September zu einem launigen Geburtstagswunsche an die ihm sehr befreundete schöne Frau Luise von Ziegesar geborene von Stein (Festgedichte 12), indem er bei dieser zu Mittag die schön verzierte Abbildung auftragen ließ. „Bei meiner Lust zu Gelegenheitsgedichten", schreibt er an Boisserée, „macht es mir immer Vergnügen, wenn ein Bild sich aus dem andern, Scherz aus dem Ernste und Ernst aus dem Scherze sich entwickelt. Und hier tritt gerade der Fall ein, daß beide genannten Familien auch zahlreiche Nachkommenschaft haben, alle rüstig, wohl gebildet und am Hofe präsentabel." Am 18. September ward seine Schwiegertochter nach langen Leiden von einem gesunden Knaben entbunden. Durch dieses glückliche Ereigniß wurde er zu den an sie gerichteten herzlichen Versen an Personen 62 veranlaßt. Wie er der ältern Prinzessin Marie in diesem Frühlinge bei der Uebersendung eines Bildes zu ihrem diesjährigen Geburtstage Glück gewünscht hatte, so unterließ er es jetzt auch nicht, bei dem am 30. September einfallenden Geburtstage der jüngern, der Prinzessin Augusta, der jetzigen deutschen Kaiserin, diese zu beglückwünschen: mit Elzheimers Morgen sandte er ihr sechszeilige zweitheilige trochäische Strophen (an Personen 12), in welchen er sein Bedauern aussprach, daß sie heute nicht in dem von ihr geliebten Jena sich befinde, und den Wunsch der festfeiernden Stadt hervorhebt, sie im nächsten Frühling wiederzusehn. Drei Tage vorher hatte er Fr. Förster in Berlin zu seiner Vermählung einen heitern Glückwunsch gesandt (an Personen 5). Große Freude hatte er damals an dem in

Stanzen geschriebenen epischen Gedichte Olfried und Lisena von August Hagen, dessen frische Naturanschauung ihn sehr anzog.

Schon am 26. Oktober hatte der Druck des neuen Heftes von Kunst und Alterthum (III, 1) begonnen, dessen ersten Korrekturbogen Goethe an diesem Tage an Zelter schickte. Auch dieses Heft beginnt mit Gedichten, für deren Abfassungszeit, sofern dieselbe sonst nicht feststeht, hierdurch eine Grenze gewonnen wird. Titel und Schmutztitel sind zugleich mit dem ersten Bogen gedruckt. Auf der Rückseite des Schmutztitels stehen die später ins Einzelne überschriebenen Verse (Epigrammatisch 72), in welchen Goethe sich gegen das Treiben der jungen Dichter erklärt, die, ohne sich um die Kunst zu kümmern, sich ganz ihrer Neigung überlassen. Die Rückseite des Titels brachte ohne Ueberschrift die Parabel am Flusse (Parabolisch 19), welche den Gedanken ausspricht, daß der Mensch immer thätig vorwärts gehn müsse. Die erste Abtheilung, welche die Gedichte und Sprüche in Prosa bringt, hat auch hier den Abtheilungstitel Poesie, Ethik, Literatur, auf dessen Rückseite die schon am 30. Juni 1816 gedichteten, später die Poesie überschriebenen Verse (Parabolisch 15) stehen. Die Gedichte beginnen mit dem 1814 fallenden Gespräche die Weisen und die Leute. Daran schließen sich acht Parabeln, die der Dichter wohl zum Theil lang im Sinne hatte, da er schon 1806 mehrere Parabeln zu dichten sich vorgenommen hatte. Die hier ohne Ueberschrift gegebenen Parabeln sind Fuchs und Kranich (1819), die Frösche, die Hochzeit, drohende Zeichen, die Käufer (am 1. Mai 1820 gedichtet), (das Bergdorf, Fuchs und Jäger und Stets derselbe (das letztere vermischte Ged. 79, die andern unter Parabolisch).

In Weimar, wohin Goethe Ende Oktober zurückkehrte, wurde der Druck des Heftes von Kunst und Alterthum fortgesetzt

und der der Wanderjahre begonnen. Den 29. November sandte Goethe an Knebels jüngern Sohn einen herzlichen Glückwunsch zum Geburtstage des Vaters (an Personen 104). Am 17. Dezember schreibt dieser, er habe den Druck des neuen Heftes mit dem siebenten Bogen sistirt. Auf dem vierten Bogen stehen Bemerkungen zu den im vorigen Hefte abgedruckten Gedichten, auf dem fünften die Uebersetzung des Anfangs von Byrons Don Juan, auf dem siebenten unter dem Abtheilungstitel bildende Kunst und auf dessen Rückseite die jetzt Antike überschriebenen Verse (Kunst 13). Ein Versuch, aus Manzonis Graf Carmagnola die zweite Szene als Beispiel der Versbehandlung des italienischen Dichters zu übersetzen, genügte ihm nicht. Von Löper hat den Anfang dieses Versuches in der hempelschen Ausgabe III, 388 gegeben.

Aus dem Anfange des Jahres 1821 sind uns nur zwei Verse bekannt, welche er im Januar in das Stammbuch der Frau Hofmarschall von Spiegel schrieb, in denen er bittet, die für ihn bestimmten Blätter frei zu lassen, da er sich eben zur Dichtung nicht gestimmt fühle. Zur Eröffnung des neuerbauten Theaters zu Berlin schrieb er auf den Wunsch der königlichen Intendantur den schönen dramatischen Prolog, dessen Schluß er schon am 12. Mai sandte. Mitte Mai war der Druck des ersten Theils der Wanderjahre vollendet. Nach seiner in Kunst und Alterthum begonnenen Weise wurde auch hier eine Anzahl neuerer Gedichte vorgesetzt. Auf der Rückseite des Haupttitels, unter dem Nebentitel und auf dessen Rückseite stehen die Strophen vermischte Ged. 61, nur hat der dritte dort die erste Stelle. Dann folgen auf zwei Blättern die Sprüche: „Prüft das Geschick Dich“, „Was machst du an der Welt“, „Enweri sagts“, „Mein Erbtheil“, „Noch ist es Tag“ (Sprüche 5—7. 10. 12), die später Lebensgenuß überschriebenen

Verse (Epigrammatisch 96), das Gedicht an Ottilien vom vorigen September und der am 22. Juli 1818 gedichtete, später in den Divan aufgenommene Spruch: „Was wird mir jede Stunde so bang?“ Zum Roman selbst hatte Goethe das Wanderlied (vermischte Ged. 62) gedichtet; das schon Ende 1816 entstandene Künstlerlied (Kunst 23) war eingeschoben. Die Verwechslung zweier mit Widmungen versehener Exemplare der Wanderjahre, die er an Marianne von Willemer und Adele Schopenhauer gesandt hatte, veranlaßte ihn am 12. Juli zu den heiteres Mißverständniß überschriebenen Versen (an Personen 151). In dieses Jahr gehören die Verse an Julie von Egloffstein, in welchen er sie zum Uebergange von Miniaturbildchen zu größern Gemälden beglückwünscht (an Personen 92), und die mit Fouqués Zauberring ihrer wieder nach Petersburg gehenden Schwester Karoline gesandten:

> Ein Zauber wohl ziehet nach Norden,
> Doch halten die Ringe wir fest.
> Heil Dir, die im eisigen Norden
> Nicht Wärme der Heimat verläßt.

Am 1. Juni schrieb er zu G. Schwabs ihm handschriftlich mitgetheilter dichterischen Bearbeitung der Legende der heiligen drei Könige die Strophe „Wenn was irgend ist geschehen“ (das vorletzte der Gedichte an Personen), die Schwab auf einem besondern Blatte nach dem Titel drucken ließ. Den 14. erfreute ihn der Großfürst Nicolaus von Rußland mit seiner Gattin Alexandra, der Tochter des preußischen Königs, in seinem Garten, wo er in das Album der Großfürstin auf deren Wunsch die seine Verehrung so schön bezeichnenden, in der Form äußerst einfachen Verse schrieb „Der Frühling grünte“ (an Personen 8). Tischbein hatte ihn durch die Sendung eines Bandes allerliebster Zeich-

nungen erfreut, für die er am 3. Juni dankte, mit der Bemerkung, was nur eine dichterische Ader fühle, werde nicht unterlassen, an der Seite freundliche Zeilen beizufügen, wie sie dem Idyllendichter nicht unangenehm sein könnten. Goethes hübsche, treffend bezeichnende Gedichte zu Tischbeins Idyllen, die unter die Gedichte nicht aufgenommen sind (sie stehen in dem Aufsatze Wilhelm Tischbeins Idyllen), fallen in den Juni und Juli. Die von ihm begonnene Uebersetzung von Byrons English bards and Scotish reviewers vollendete er nicht, weil ihm die Kenntniß der darin berührten Einzelheiten abging. Um diese Zeit wird er auch wohl Howards Ehrengedächtniß (Gott und Welt 12) gedichtet haben. Er hatte die vier Strophen zur Bezeichnung der howardschen Namen der Wolkengestalt (daselbst 13—16) an londoner Freunde (Nöhden und Hüttner) gesandt, wohl nicht ohne den Wunsch zu äußern, daß diese dort bekannt werden möchten; diese aber glaubten, die Bekanntmachung derselben werde von größerer Wirkung sein, wenn ein einleitendes Gedicht des Verdienstes von Howard ehrenvoll gedächte. So schrieb er denn dieses Gedicht. Im Spätherbst war die englische Anzeige nebst Uebersetzung der fünf Gedichte in Goethes Händen, wonach die Dichtung spätestens in den Anfang des Sommers fallen würde. Er selbst berichtet, daß er in diesem Jahre seine uuter dem Namen Paralipomena ungedruckt oder ungesammelt in verschiedenen Futteralen verwahrten Gedichte wieder einmal geordnet und, da viele Gelegenheitsgedichte darunter gewesen, zu kommentiren begonnen, was wahrscheinlich im Juli während seiner Unpäßlichkeit zu Weimar geschah. Damals erhielt er vielleicht auch eine spanische Blumenlese von Perthes, aus welcher er wohl das Gedicht übersetzte:

Mein Beichtiger, mein Beichtiger,
Mein Beichtiger sagt: „Bruder,
Für Deine Sünden faste mir
Den vollen langen Tag!“
  Marguita doch, Marguita doch,
Marguita sagt: „Mein Schätzchen,
Komm Abends, komm zum Essen, komm!
Der Teufel hol' den Beichtiger.“

Am 26. Juni begab sich Goethe nach Marienbad, wo er drei Wochen lang, durch Regenwetter im Hause gehalten, sehr fleißig war, besonders mit geologischen Arbeiten beschäftigt. Am 21. August begab er sich zu dem Prälaten in Stift Tepl. Zu Marienbad fand er eine wohl zu seinem Geburtstage geschenkte schöngestickte Weste vor, wenn er diese nicht etwa von einer dortigen Dame geschenkt erhielt. Dadurch sah er sich zu dem anmuthigen Gedichte der vollkommenen Stickerin (an Personen 71) in wechselnder Reimform veranlaßt.*) Von Marienbad begab er sich nach Eger, wo er die Kunde von der in Karlsbad erfolgten Verwüstung erhielt, die ihn zur Rückkehr nach Jena bestimmte, wo er schon am 15. eintraf. Hier schrieb er erläuternde Gedichte zu seinen von Schwerdtgeburth herausgegebenen Handzeichnungen, von denen er das zur ersten schon am 26. September an Schultz schickte. Auch diese Verse zu seinen Handzeichnungen finden sich nicht unter seinen Gedichten, sondern nur in der Anzeige seiner radirten Blätter nach Handzeichnungen. In Jena gab er, wie er schon am 26. September meldet, ein neues Heft von Kunst und Alterthum (III, 2) und eines zur Naturwissenschaft (I, 4) in Druck. Für das erstere

---

*) Das Datum des 28. August muß irrig sein, da Goethe bereits am 25. Marienbad verlassen hatte und den 28., seinen Geburtstag, beim Grafen von Auersperg in Hartenberg verlebte.

schrieb und ordnete er damals eine zweite Abtheilung zahmer Xenien, die aber diesmal „mit Bakis Weissagungen untermischt" waren, womit er darauf hindeutete, daß manches darin etwas dunkel ausgedrückt sei. Diese stehen auf dem fünften und sechsten Bogen. Sie waren wenigstens am 14. Oktober schon ausgedruckt, wie sich aus Goethes Aeußerung von diesem Tage an Zelter ergibt: „Ich hoffe, man wird nach und nach das Gelegenheitsgedicht ehren lernen, an dem die Unwissenden, die sich einbilden, es gäbe ein unabhängiges Gedicht, noch immer nirgeln und niffeln. Unter den zahmen Xenien wirst Du künftig finden:

> Willst Du Dich als Dichter beweisen,
> Mußt Du nicht Helden noch Hirten preisen;
> Hier ist Rhodus! tanze Du, Wicht,
> Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!"

Diese nach einem schon 1773 von Herder zu seinen alten Fabeln mit neuer Anwendung (48) benutzten lateinischen Spruche gemachte Xenie nahm er unter die zweite Abtheilung nicht auf, weil diese eben ausgedruckt war. Das Heft schloß mit den jetzt Gleichgewinn überschriebenen Versen (Epigrammatisch 95). Das neue naturwissenschaftliche Heft begann mit einem Abschnitt Chromatik. Unter dem Abtheilungstitel stehen die jetzt Herkömmlich überschriebenen Verse (Gott und Welt 19); auf der Rückseite findet sich der Spruch: „Die ächte Konversation" (zahme Xenien III, 9). Der Druck der ersten Abtheilung war schon vollendet, als Goethe am 4. November nach Weimar zurückkehrte, wo er sich eines sechzehntägigen Besuches von Zelter, dessen Tochter und dem jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy zu erfreuen hatte. Da Mendelssohn Goethe erzählt hatte, seine ältere Schwester Fanny, von welcher er Liederkompositionen mitgebracht, klage über den Mangel an komponirbaren Texten, so gab Goethe Zelter die wohllautenden Verse:

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor,
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig auserkor:

Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut.
Ach, aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

Den 28. schrieb er bei Uebersendung eines neuen Exemplars der Wanderjahre an Adele Schopenhauer die Verse: „Verirrtes Büchlein“ (an Personen 152). An demselben Tage legte er einem Briefe an Schultz den halben Bogen seines neuen naturwissenschaftlichen Heftes vor, auf welchem deutsch und englisch Howards Ehrengedächtniß, die vier Strophen auf die Wolkenbildung und ein darauf bezügliches Nachwort eines londoner Freundes sich abgedruckt fanden. Auf der ersten Seite dieses Halbbogens stehen die jetzt Atmosphäre überschriebenen Verse (Gott und Welt 11), auf der letzten die später mit Wohl zu merken bezeichneten (daselbst 17). „Gedichte dieser Art, die wohl zu den didaktischen gerechnet werden können“, äußert er dabei, „habe ich mehr geschrieben, als ich wußte; ein Freund veranlaßt mich, alles zu sammeln, was sich gleicherweise auf Naturwissenschaft bezieht, und es findet sich schon manches, was einander freundlich antwortet.“ Der Freund, dessen er hier, und in gleicher Weise in den Annalen unter diesem Jahre und in einem Briefe an Boisserée vom 18. gedenkt, ist Riemer. Diesem schrieb er schon einen Monat früher von Jena aus: „Daß Ihre Theilnahme an meinen Naturgedichten mir höchst erfreulich sein müsse, sehen Sie aus beikommendem Blatt. Diese Strophen enthalten und manifestiren vielleicht das Abstruseste der modernen Philosophie. Ich werde selbst fast des Glaubens, daß es der Dichtkunst vielleicht

allein gelingen könne, solche Geheimnisse gewissermaßen auszudrücken, die in Prosa gewöhnlich absurd erscheinen, weil sie sich nur in Widersprüchen ausdrücken lassen, welche dem Menschenverstand nicht einwollen. Leider ist bei solchen Dingen das Wollen dem Vollbringen nicht sehr förderlich; es sind Gaben und Gunsten des Augenblicks, die zuletzt, nach langer Vorbereitung, zufällig, ungefordert erscheinen." Die Strophen, welche er damals an Riemer sandte, sind ohne Zweifel die später Eins und Alles überschriebenen (Gott und Welt 3). Riemers Beziehung auf die Urworte ist unmöglich, da diese schon zweimal gedruckt erschienen, ihm also nicht mehr neu waren. Vor dem Ende des Jahres war ein neues Heft von Kunst und Alterthum (III, 3) ausgedruckt, in welchem der in Marienbad geschriebene Aufsatz über Tischbeins Idyllen mit Goethes erläuternden Gedichten, die Verse zu seinen eigenen Handzeichnungen, die der Ausgabe derselben beigegeben waren, und um Mitternacht erschienen; letzteres war schon in diesem Jahre in Zelters neuer Liedersammlung bekannt geworden, die Goethe in diesem Hefte empfahl. Außer diesem Liede, das seine in Deutschland „ausgesäeten" Freunde und Freundinnen sich recht innigst aneignen und zu seinem Andenken von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile liebevoll wiederholen möchten, enthalte die Sammlung, bemerkte er, nahezu ein Dutzend seiner mehr oder weniger unbekannten Lieder, deren musikalische Ausbildung er durchaus empfehlen dürfe. „Sie zeigen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehrern Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Komponisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identifiziren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt, seine Intentionen ganz aufs neue wieder hervorgebracht fühlen mag und dabei erwarten darf,

daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange wiederzutönen geeignet sind.“ So ward hier Zelter als der eigentliche musikalische Deuter seiner Lieder in der allerentschiedensten Weise förmlich anerkannt. Wann Goethe in diesem Jahre den Paria (Balladen 30) aufnahm, wissen wir nicht; er berichtet nur in den Annalen unter 1821, eine indische, ihm längst im Sinne schwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende sei wieder lebendig geworden, und er habe sie völlig zu gewältigen gesucht. Wahrscheinlich gelang ihm diesmal das Gebet des Paria, das erste Gedicht der Trilogie, das er vor drei Jahren nicht hatte ausführen können. Unser Jahr hatte auch wieder eine neue unveränderte Auflage der Gedichte gebracht.

Am 15. Januar 1822 sandte Goethe an Boisserée die gegen die begeisterten Preiser der ägyptischen Kunst gerichteten Verse „Auf ewig hab' ich sie vertrieben (jetzt in die zahmen Xenien II, 28 eingeschoben zugleich mit der wohl gleichzeitigen Xenie: „Auch diese will ich nicht verschonen“). Das Felix Mendelssohn versprochene Stammblättchen schrieb Goethe am 20. (an Personen 117). Auch zum Geburtstage der Schauspielerin Genast, dem 31., dichtete er einige Verse (an Personen 225). Ihn beschäftigte damals außer naturwissenschaftlichen Dingen die Vollendung seiner Campagne in Frankreich, auf welche sich der Brief an Riemer vom 11. Februar bezieht, mit welchem er ihm die dazu geschriebene Zwischenrede schickt, unter welcher Riemer selbst bei der Herausgabe wunderlich eine schon zwei Jahre vorher im zweiten naturwissenschaftlichen Hefte gegebene Zwischenrede versteht. In den ersten Band seiner Werke schrieb er am 13. April auf den Wunsch des Kanzlers von Müller einige Verse (an Personen 94). Sonst wissen wir nur, daß Goethe die Sammlung seiner auf die Natur bezüglichen Gedichte vollendete. Er ordnete

sie wohl damals so, wie sie 1827 unter der Ueberschrift Gott und Welt erschienen; sie enthalten nichts Neues.

Schon Mitte Juni begab er sich nach Böhmen; am 19. kam er in Marienbad an. Seine zehnwöchentliche Reise war meist naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Betrachtungen gewidmet. Auf zwei Knaben, die im Aufspüren merkwürdiger Gebirgs- und Gangarten sich besonders thätig erwiesen, schrieb er am 21. Juli zum Abschiede die Verse an Personen 157. Schon am 8. August las er dem Polizeirath Grüner seine Uebersetzung von Manzonis Ode auf Napoleon vor. Denselben Tag bedient er sich gegen Zelter des Spruches „Anders lesen Grotius den Terenz“ (zahme Xenien IV, 25), der sich in Prosa schon im sechsten Buch von Wahrheit und Dichtung (1812) findet. Kurz vorher hatte er die Bekanntschaft des durch Gicht gebrochenen Naturdichters Anton Fürnstein gemacht, dessen Gedichte ihn anzogen; er ließ diesen mahnen, sich nur an ihm nahe liegende Gegenstände zu halten. In Marienbad hatte er Frau von Lewezow mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter Ulrike getroffen. Die anmuthige Frau, welche durch einen seltenen Glücksfall ihr verlostes Gut wieder gewonnen hatte, war mit ihren drei Töchtern den Winter über in Straßburg gewesen, wo sie einen großen Gesellschaftskreis um sich versammelte. Die unendlich liebreizende Ulrike machte schon damals einen mächtigen Eindruck auf den dreiundsiebzigjährigen Dichter, den Blick, Stimme und das ganze Wesen des engelgleichen Mädchens wundervoll anzogen. Am 18. verließ er in Grüners Begleitung Marienbad, um noch einige Tage in Eger zu bleiben, von wo er am 25. abreiste. Auf der Rückreise wird das Gedicht Aeolsharfen (vermischte Ged. 47) entstanden sein, in welchem er das sehnsüchtige Gefühl der voneinander getrennten Geliebten erklingen läßt. Dagegen möchten die Verse: „Die Gegenwart

weiß nichts von sich" (an Personen 116) beim Abschiede v
Marienbad entstanden sein. Beide sendet Goethe am 14. Dezemb
als Beilage an Zelter, was keineswegs spätern Ursprung beweis
da Goethe nicht selten frühere Gedichte seinen Freunden mittheilt.
Am 9. Januar 1824 schreibt er an Zelter, die letzte Strophe
der Aeolsharfen (er bezeichnet sie nur als Reimzeilen) sei
ihm ans Herz gewachsen, und er bittet den Freund, diese durch
schmeichelnde Töne wieder abzulösen. Auch die Uebersetzung des
Liedes das Sträußchen aus dem Böhmischen machte er in
Böhmen.

Vor Ende August war er wieder in Weimar zurück, wo er
zunächst an ein neues naturwissenschaftliches Heft (II, 1) und
das erste Heft des vierten Bandes von Kunst und Alterthum
ging. Schon Mitte November waren die sieben ersten Bogen
des letztern abgedruckt, welche den Prolog zur Eröffnung des
berliner Theaters, die Uebersetzung von sechs neugriechisch
epirotischen Heldenliedern, das Sträußchen aus dem Alt
böhmischen und den schon vor Jahren aus Glenarvon übersetzte
Pillalu (Klagegesang. Irisch) brachte. Die Uebersetzun
der griechischen Volkslieder dürfte in den Herbst fallen. Schon i
Jahre 1815 hatte Goethe zu Wiesbaden neugriechische Lieder in d
Ursprache und in der Uebersetzung erhalten. Am 25. Oktob
wünschte er dem Mineralogen Bergrath Prof. Lenz in Jena
seinem fünfzigjährigen Jubeltage auf heitere Weise Glück (an Pe
sonen 160). In den November, nicht erst in das folgende Ja
dürften auch die Verse auf den Arzt Dr. Schöne in Stralsu
fallen, der Goethe die Handschrift seiner Fortsetzung des Fau
übersandt und gefragt hatte, ob er seinen Sinn getroffen (
pektiven 18). Schon am 22. November gedenkt Zelter des E
scheinens eines neuen Faust, worauf Goethe am 14. Dezemb

nd erwiedert. Den 9. Dezember schreibt er an Schultz die
worte: „Es mag sich Feindliches eräugnen“ (zahme Xenien
50). In den Dezember fällt auch die Invektive 21, welche
rtikel der Haude- und Spenerschen Zeitung vom 12. veran-
hatte. Die Grundsteinlegung der weimarer neuen Bürger-
am 17. November nahm Goethes Theilnahme so lebhaft
spruch, daß er beschloß, dem Herzog, dem man dieselbe
te, zu Weihnachten den Dank des Landes auszusprechen.
einen Wunsch wurden von verschiedenen Seiten kleinere und
e Gedichte beigesteuert, welche zierlich geschrieben und ge-
n und mit dem Titel: „Dem Landesvater zum Weihnachten
Seinen Kindern“ beim Weihnachtsbaum dem Herzog von
viertehalbjährigen Urenkel übergeben wurden. Er eröffnete
ammlung durch die herzlichen Verse: „Bäume leuchtend, Bäume
nd“ (an Personen 9). Vor dem Ende des Jahres war das
Heft von Kunst und Alterthum ausgedruckt, welches mit
es Uebersetzung von Manzonis Ode auf Napoleon schloß.
Manzonis Adelchi übersetzte er den Monolog Swartos,
er die Weise des italienischen Dichters nachzubilden suchte,
e Hauptworte immer an den Anfang der Verse stellte, wo-
ein unaufhaltsames Uebergreifen bewirkt wird.
Im Anfange des neuen Jahres (1823) fand sich Goethe auf
aus, ja fast auf sein Zimmer beschränkt, wo er „in seiner
sten Schmiede gar manches hämmerte“. Der Anfang der
Hefte über Kunst und Alterthum, Naturwissenschaft und
ologie wurde in Druck gegeben. Das erstere trug auf der
te des Schmutztitels die Verse: „Was ist denn Kunst und
hum“ (Epigrammatisch 88), auf der des Titels „Sprich, wie
ch immer und immer erneust“ (Epigrammatisch 90). Den
g bildete der Versuch, aus den hier mit Riemers und Gött-

lings Hülfe übersetzten Bruchstücken des euripideischen Phaëthon den Gang des Stückes zu errathen. Auf dem vierten Bogen stand die Uebersetzung des neugriechischen Charon (des siebenten der neugriechisch-epirotischen Heldenlieder). Die vier ersten Bogen waren im Drucke, als Goethe am 23. Februar tödtlich erkrankte; doch schon am 26. schien alle Gefahr vorüber, am 16. März konnte er selbst mit Bleistift einige Worte an Zelter melden. Den 10. April schreibt er, die Hefte für Kunst und Alterthum und für das Wissenschaftliche seien während seiner Krankheit durch Freundes Theilnahme vorgeschritten. Schon im Mai faßte er den Gedanken an eine neue Ausgabe seiner Werke, in welcher er die bisherigen zwanzig Bände um zehn bis zwölf zu vermehren und seine letzten in kleinerm Format erschienenen Arbeiten heranzuziehen, auch Zerstreutes anzufügen gedachte. Den 13. Mai sandte er an Grüner die über Fürnstein handelnden Blätter aus Kunst und Alterthum (auf Bogen 5 bis 7) mit einem für den unglücklichen Dichter bestimmten Golddukaten und der Aufforderung, ein Weberlied zu dichten. Um diese Zeit müssen auch die Verse an Lord Byron (an Personen 61) gedichtet sein, welche er durch den von Byron ihm empfohlenen Sohn des englischen Gesandten Sterling in Genua ihm zusandte. Byron erwiederte gleich nach dem Empfange am 24. Juli. Noch im Mai dachte er den Sommer zu Hause zu bleiben, doch schon am 11. Juni hatte er sich entschlossen, Ende Monats wieder nach Marienbad zu gehn. Die drei Hefte wurden noch vor seiner Abreise vollständig von ihm korrigirt. Das Heft von Kunst und Alterthum brachte „als wahres Muster, wo die tiefsten sittlichen Gefühle unter psychischer Form sich in Aberglauben verwandeln, durch dessen Darstellung der Dichter sich selbst so vorsätzlich als ungläubig Schauder zu erregen trachtet", die Uebersetzung des

Bannfluches aus Byrons Manfred. Das naturwissenschaftliche Heft schloß mit dem oben S 379 erwähnten Gedichte Eins und Alles. Den 10. machte Goethe Eckermanns Bekanntschaft, der sich ihm durch die in der Handschrift eingesandten Beiträge zur Poesie empfohlen hatte. Seine Persönlichkeit machte auf den Dichter einen so vortheilhaften Eindruck, daß er beschloß, den anspruchslosen Mann, der sich an ihm herangebildet hatte, zum Mitarbeiter bei der neuen Ausgabe seiner Werke heranzuziehen. In diese Zeit dürften auch die Verse gehören, welche Goethe an den Schluß des vollendeten Albums der von Weimar abreisenden Gräfin Julie von Egloffstein schrieb (an Personen 93).

Den 26. Juni fuhr er von Weimar ab; da er diesmal nur kurze Tagereisen machen wollte, kam er erst am Abend des 29. in Eger an. Am Nachmittag des 2. Juli reiste er nach Marienbad. Den 11. schreibt er hier an Knebel: „Noch vor Thorschluß habe ich ein allerliebstes Quartier gefunden. — Durch ein sonderbares Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind; eine sogar ist passionirt für die Mineralogie." Unter diesen Damen befand sich wieder Ulrike von Lewezow, des Dichters geliebte Stella, deren Stimme für ihn einen seelenvollen Zauberklang hatte, deren Spur er überall verfolgte, deren Blick und Wesen ihn wunderbar ergriff. Im Juli scheint die Neigung sich noch nicht zu leidenschaftlicher Glut gesteigert zu haben. An Fräulein Parthey von Berlin, die ihm von Zelter Kuß *) und Reim brachte, wodurch er sich überrascht und verwirrt fühlte, richtete er die Verse: „Du hattest längst mirs angethan" (an Personen 74) **). Um diese Zeit fallen auch die Verse: „Tadelt

*) Denn im Briefe an Zelter vom 24. ist Kuß statt Gruß zu lesen.

**) Daß Fräulein Parthey diese Verse von Goethe besaß, weiß ich aus dem Munde ihres spätern Gatten, des Musikers und Komponisten Joseph Klein.

man, daß wir uns lieben", „Du Schüler Howards", „Wenn sich lebendig Silber neigt", „Du gingst vorüber?" und „Am heißen Quell" (an Personen 75—79), in denen allen die den jugendlich aufgeregten Dichter so mächtig ergreifende Neigung sich anmuthig ausspricht. Aber Anfangs August riß ihn die Leidenschaft mit solcher Gewalt hin, daß er Ulriken Herz und Hand anbot. Diese, welche Goethe innigst wohl wollte, war nicht abgeneigt, auf seinen Antrag einzugehn, aber er erkannte gar bald, wie wenig er im Stande sei, dem jugendfrischen Mädchen ein wahres Glück in seinem Besitze darzubieten, und so trat er selbst nach einem bittern Kampfe zurück, worauf Ulrike mit ihrer Mutter Marienbad verließ. Doch hatte er auch entsagt, sein Herz hatte noch nicht überwunden, er war noch nicht mit seinem Schicksal ausgesöhnt. Die Bekanntschaft und das wundervolle Talent der Frau von Szymanowska, erster Klavierspielerin der Kaiserin von Rußland, die vierzehn Tage in Marienbad verweilte, gaben ihn, wie er sich ausdrückt, sich selbst wieder. Hatte überhaupt die Musik in dieser Zeit eine nie empfundene Gewalt über ihn, so daß er bei dem Vortrage kleiner Lieder durch die Sängerin Milder sich der Thränen nicht enthalten konnte, so wurde er bei einem Vortrage der auch durch die Anmuth ihres Wesens hervorstrahlenden Frau von solcher Rührung ergriffen, daß er in Thränen zerfloß, in denen er sich selbst und die Kraft gefaßt den unendlichen Verlust zu ertragen, ganz wiederfand. Am 19. August schreibt er an Schultz: „Madame Szymanowska, ein weiblicher Hummel, mit der leichten polnischen Facilität, hat mir diese letzten Tage (nach dem 10.) höchst erfreulich gemacht; hinter der polnischen Liebenswürdigkeit stand das größte Talent gleichsam nur als Folie oder, wenn Sie wollen, umgekehrt. Das Talent würde einen erdrücken, wenn es ihre Anmuth nicht verzeihlich machte." Es bedurfte der innig verbundenen Macht der

e und der herzgewinnenden Anmuth der begabten Frau, um
Knoten, der seine Seele verschlossen hielt, aufzulösen, ihn
mit sich auszusöhnen. Frau von Szymanowska, äußerte
nige Zeit später, sei wie die Luft, so umfließend, so alsbald
end, so überall, so leicht und gleichsam körperlos. Die durch
ewonnene Beruhigung sprach er in einem in einfacher Form
derbar den empfangenen Eindruck wiedergebenden an sie ge-
ten Gedichte (vermischte Ged. 46) aus. Ihrer Schwester,
lein von Wolowska, die oft traurig gestimmt war und mit
sgedanken sich trug, widmete er zwei launige Gedichte
Personen 73. 115).*) Da er vernahm, daß man in
nar seinen diesmaligen Geburtstag auch als Fest seiner
sung feiern wollte, so sandte er an seinen Sohn zwei
zen (an Personen 75), welche dieser beim Festmahle selbst
Dank an alle Theilnehmer vortragen sollte. Er gedenkt
des Kreises erlesener Frauen, der sich in Marienbad ent-
habe und, wie Armida, nach ihrer Art zu kirren, durch
l und Tanz und Neigung zu verwirren wisse. Marienbad
te ihn jetzt nicht lange mehr fesseln; am 20. fuhr er nach
ab, wo er einige Zeit auszuruhen und sich von seinem
immer nachzitternden Schmerze zu erholen gedachte. Wäh-
die Nachricht von seiner Verheirathung bis an den Rhein
verbreitete, wo Schillers Sohn Zelter damit überraschte,
e niemand in Goethes Nähe davon zu reden; man wußte
icht, wie die Sache stehe. Als er am Morgen des 25. nach
bad fuhr, dichtete er im Wagen stückweise die herrliche Elegie
anzen (vermischte Ged. 45), in welcher er sich in den Augen-

Das letztere bezieht sich auf Geschenke, die sie unter die Gesellschaft
lte, aber nur an solche, „mit denen man gern sich gleichgestellt fand“.

blick zurückversetzt, wo der Schmerz, Ulriken entsagen zu müssen, sich in bittern Thränen ergoß. Das Gedicht ist einer der Gipfelpunkte leidenschaftlicher Liebesdichtung. Bis zum 5. September blieb er in Karlsbad, wo er die Szymanowska wiederfand, kehrte dann über Hartenberg am 7. nach Eger zurück. Jetzt schien der Schmerz über seinen unendlichen Verlust völlig überwunden. Den 8. schreibt er an Schultz, nach dem Text der heiligen Schrift müsse ihm viel verziehen werden; denn er habe in diesen Tagen viel geliebt, wozu er Zeit genug gehabt habe, ohne daß er deshalb in den Naturwissenschaften zurückgeblieben wäre. Am 11. verließ er Eger, den 13. kam er in Jena, den 16. in Weimar an. Das Gedicht auf die Szymanowska theilte er den Freunden mit. Die Poesie, äußerte er damals, mache ihm erst wieder Vergnügen, wenn er Nöthigung zu einem Gelegenheitsgedichte erhalte; überreich war er damals an Witz, Humor, Gemüthlichkeit und Einbildungskraft. So gab er die zarteste Erzählung von s e i n e r „Schönheit“ in Marienbad und von einer hübschen Regensburgerin, in welche ein Herr von Helldorf verliebt war. Daß der Hang zu Ulriken ihm noch viel zu schaffen machen werde, gestand er, doch hoffte er darüber hinaus zu kommen. Aber bald darauf zeigte er sich oft abgespannt und leidend. Er hatte unterdessen Eckermann bestimmt, in Weimar zu bleiben, um ihm bei seiner neuen Ausgabe zur Hand zu gehn. Ihm legte er auch am Abend des 27. seine neue E l e g i e vor. Denselben Abend spielte Frau Szymanowska bei ihm zu allgemeinem Entzücken. Die Anwesenheit dieser für ihn so bedeutend gewordenen Frau stimmte ihn außerordentlich heiter, aber um so schmerzlicher traf ihn auch der Abschied: vergebens suchte er den Schmerz durch Humor zu verscheuchen, ein Thränenstrom brach aus seinem Auge; sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und noch lange sah er

sehnsüchtig den Geschiedenen nach. Es war ihm, als ob er nicht allein sie, sondern auch Ulriken von neuem verloren habe. Damals waren von dem neuen Hefte Kunst und Alterthum schon fünf Bogen gedruckt, der sechste in der Durchsicht. Auf diesen Bogen befindet sich der das Heft beginnende Paria, dessen dritter Theil vielleicht erst in der letzten Zeit ausgeführt worden war. Die gleichfalls schon begonnenen neuen Hefte zur Naturwissenschaft und zur Morphologie brachten gar nichts Dichterisches. In der Nacht nach dem Abschiede von Frau Szymanowska wurde Goethe von einem heftigen Brustfieber befallen, das ihn äußerst bedenklich ermattete. Zelter, der am 24. nach Weimar kam, fand ihn sehr krank. Am 3. Dezember berichtet Goethe an Schultz, der katarrhalische Zustand, an welchem er noch leide, habe ihn von außen und nach außen gar viel bekümmert, wenn er auch nicht in sein Inneres eingedrungen; der Druck seiner Hefte gehe fort. Es war demnach ohne Zweifel auch schon die dritte Abtheilung der zahmen Xenien, welche auf dem sechsten und siebenten Bogen des neuen Heftes von Kunst und Alterthum steht, damals geordnet; einigen derselben begegneten wir schon früher. Unmittelbar vor den Xenien wird Tiecks ehrenvoll gedacht, der eben in seiner Novelle die Verlobung gegen Pustkuchens falsche Wanderjahre aufgetreten war. Die eben darauf bezügliche Xenie: „So ist denn Tieck aus unsrer Mitten" (zahme Xenien V, 94) findet sich hier nicht; da Riemer und Eckermann sie in unser Jahr setzen, so dürfte sie gleich beim ersten Erscheinen von Tiecks Novelle gedichtet sein, wofür auch der abgebrochene Anfang spricht. Als Zelter am 14. Dezember Weimar verließ, hatte sich Goethes Zustand so entschieden gebessert, daß er mit bester Hoffnung scheiden konnte.

Am Anfange des Jahres 1824 beschäftigte den Dichter die

Angelegenheit seiner neuen Ausgabe, zu welcher Eckermann tüchtig vorarbeitete, besonders seine einzeln gedruckten Gedichte „wie eine Ameise zusammenschleppte“. Eckermann selbst bemerkt, er habe in diesem Winter *verschiedene Abtheilungen zahmer Xenien* aus den konfusesten Konvoluten zusammengestellt und einen Band neuer Gedichte redigirt. Bald regte sich auch die lyrische Dichtung wieder. Zum Geburtstage des Erbgroßherzogs am 2. Februar schrieb er diesmal Verse, welche er, mit Bezug auf Byrons beliebtes Gedicht über den Korsaren, durch einen solchen überbringen ließ; es war sein eigener Sohn (an Personen 7). Bald darauf diktirte er einiges für das neue Heft von *Kunst und Alterthum*, wohl die *Einzelnes* überschriebenen Sprüche; am 24. legte er dies Eckermann vor. Das neue Heft (V, 1) brachte diesmal nichts Poetisches von ihm als zum Anfang die im vorigen Jahre an Byron gerichteten Verse und zum Schlusse die kurz vor Vollendung des Heftes entstandenen Verse „Das holde Thal“ (vgl. S. 391). Am 25. schrieb er in das Stammbuch der Frau von Spiegel auf die vor drei Jahren für ihn leer gelassenen Blätter vier Stanzen, deren mittlere diejenige ist, mit welcher er im großen Maskenzuge vom Dezember 1818 ihr Erscheinen als Prinzessin von Byzanz geschildert hatte (an Personen 83).

Da die Freunde des um die Landwirthschaft höchst verdienten Staatsraths Thaer in Mögelin, welche dessen dreiundsiebzigsten Geburtstag am 14. Mai zu feiern gedachten, sich wegen dabei zu singender Lieder nach Weimar gewandt hatten, so sah sich auch Goethe veranlaßt, den würdigen Mann zu preisen. Schon am 11. März sandte er das vollendete Lied (Festgedichte 10) an Zelter, der eine heitere Melodie dazu setzen möge. Im April dichtete er, da die weygandsche Buchhandlung in Leipzig ein Gedicht zur Einführung der Jubelausgabe seines *Werther* verlangte, die tief-

gefühlte Ansprache an Werthers Schatten (vermischte Ged. 44), welche er schon am 30. abschickte. Der Dichter stellte diese mit Recht sehr hoch; sie schien ihm seiner Elegie von Marienbad nicht unebenbürtig. Anfangs Mai, vielleicht am 2., wo er Abends mit Eckermann durch Oberweimar eine Spazierfahrt über die Hügel machte, dichtete er die anmuthigen Verse:

Das holde Thal hat schon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüt' und Blumen angefüllt,
Die Nachtigall singt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl, das ihr entgegen quillt.
Erfreue Dich der gottverliehnen Gaben!
Froh, wie er Dich erschuf, will er Dich haben.

Die Verse bildeten den Schluß des im Juni ausgedruckten neuen Heftes von Kunst und Alterthum. An demselben Abend sprach er im Anblick der untergehenden Sonne den Hexameter:

Untergehend sogar ists immer dieselbige Sonne,

eine Uebersetzung des griechischen Pentameters:

Δυόμενος γὰρ ὅμως ἥλιός ἐστιν ἔτι.

Erst später wohl setzte er diesem Hexameter noch den andern vor:

Nicht am Morgen allein, noch am Mittag einzig beglückt sie.

Schon am 24. März hatte er dieses Spruches gegen Müller gedacht, aber nicht in metrischer Fassung, sondern in der unbestimmten: „Auch im Untergehen bleibt sie dieselbe", wenn anders Müller genau berichtet. Die Kunde von Byrons am 14. April erfolgten Tode, die erst spät im Mai nach Weimar kam, erschütterte Goethe tief, aber er vermochte seinem Schmerze keinen Ausdruck zu geben, dagegen errichtete er ihm später im Euphorion seiner Helena ein prächtiges Denkmal. Auch die ihm gewidmeten Strophen: „Stark von Faust" (vermischte Ged. 136) fallen erst später. Auf die Jubelfeier Klopstocks in Schulpforta am 24. Juli

dichtete Goethe wohl die Strophen: „Ehre, Deutscher, treu und innig" (an Personen 113). Den 11. Juni beantwortete er in vier anmuthigen Versen die Frage des Grafen von Sternberg, eines sehr bedeutenden Pflanzenfreundes, ob er ihn in diesem Monate in Weimar antreffen werde (an Personen 150). Denselben Tag sprach er, als man ihn veranlassen wollte, Casimir Delavignes L'école des vieillards zu lesen, die Verse: „Was reimt der Junge, der Franzos" (zahme Xenien VI, 77). Am 23. Juli dichtete er die Strophe:

> Welch hoher Dank ist dem zu sagen,
> Der frisch uns an das Buch gebracht,
> Das allem Forschen, allem Klagen
> Ein grandioses Ende macht.

Welches Buch (etwa ein mystisches) gemeint sei, ist bisher noch nicht aufgeklärt. Einen Monat später, am 21. August, schrieb er zu einem kleinen Bildchen des Schlosses Belvedere in der Abendsonne einen hübschen symbolischen Wunsch (Gedichte zu Bildern 13). Aus den folgenden Monaten können wir wohl nur zufällig kein Gelegenheitsgedicht Goethes nachweisen; freilich zu bedeutendern lyrischen Dichtungen kam er damals nicht, da ihn neben der Darstellung seines Lebens der Schluß des zweiten Theils des Faust fesselte, von dem unter andern damals die Gesänge der Engel gedichtet worden sein dürften, von denen Goethe einen im nächsten März als Stammblatt versandte. Am 23. Oktober schrieb er in ein englisches Wörterbuch seiner Schwiegertochter:

> Dicke Bücher, vieles Wissen!
> Ach, was werd' ich lernen müssen!
> Wills nicht in den Kopf mir gehn,
> Mag es nur im Buche stehn.

Zum 3. Dezember, dem Jubelfeste des Kammerarchivar Rath Schelhorn zu Weimar, schrieb er einige freundliche Verse (an Per-

nen 161). In den Dezember fällt auch das scharfe Wort gegen n Verleger der falschen Wanderjahre, den Buchhändler Basse Quedlinburg (Invektiven 22). Nach einem Spruche Byrons, n er in Medwins Conversation of Lord Byron gefunden, rieb er die Verse: „Nein! für den Poeten ists zu viel" (zahme nien VI, 80). Die von der weygandschen Buchhandlung in ipzig gekommene Aufforderung zu einer größern Dichtung glaubte „bei seinen Jahren und übrigen Pflichten" ablehnen zu müssen.

Das folgende Jahr (1825) brachte keine lyrische Gedichte, da die Dichtung der Helena, welche der ersten Lieferung seiner uen Ausgabe ein besonderes Gewicht verleihen sollte, wie auch Mummenschanz im zweiten Theil des Faust, lebhaft in spruch nahm und ihn manches andere, besonders auch der rtragsabschluß mit Cotta und was damit zusammenhing, ab-. Bei der Helena galt es zunächst sich die antiken Versmaße zueignen, neben welchen in der zweiten Hälfte auch die neuern vortreten sollten. Auf die Einladung zum kölner Fasching n 13.—16. Februar) erwiederte er dankend am 3. in heiter erkennenden Versen (Festgedichte 9). Die Xenie „Wie ist denn Theaterbau?" (zahme Xenien V, 8) wurde durch den Brand weimarer Theaters in der Nacht des 22. März veranlaßt. f die Kunde von dem am 4. April erfolgten Tode des Grafen jen dichtete er die vier Verse: „Nun ist's geschehn!" (an Per-en 54). Am 5. Juni schrieb er in das wiederaufgefundene mmbuch seines Sohnes unter seine Eintragung vom 12. Juli 05 (die Verse an Personen 146) folgende in der ihm für solche se sehr beliebten Reimform:

> Manches ward indeß erfahren,
> Manches auch von uns gethan;
> Also hier nach zwanzig Jahren
> Fangen wir von neuem an.

Wohl in den Frühling oder Sommer dieses Jahres fallen die Liebeskolien nach dem Neugriechischen in derselben vierversigen Strophenform mit nur seltener Abweichung von der gangbaren Reimstellung. Sie sind von großer Zartheit und zeigen, mit welchem innigen Antheil sich Goethe der fremden Volksdichtung bemächtigt hatte. Drei gehaltreiche Lieder spendete er zur Logenfeier des 3. Septembers, des Jubelfestes des Großherzogs (Loge 6). An einen Jugendfreund, der zur Feier seines eigenen Jubelfestes nach Weimar kam und ihn am Vorabende desselben, am 6. November, besuchte, soll er auf Verlangen die freilich etwas gekünstelten, auf ein ewiges Leben, wie schon ein paarmal früher, hindeutenden Verse geschrieben haben:

Ist uns Jugendmuth entrissen,
Mag zum Troste dann Erfahrung
Sicher leiten zur Bewahrung
Aller, die wir treu uns wissen.
So in jetzgen Tagen träumen
Wir zurück wohl sonstig Walten
Steter Frühlingswelt uns Alten,
Um in ewig lichten Räumen
Ewge Jugend festzuhalten.

Unter sein Portrait, das er seinen Freunden zum Dank für Ihre Glückwünsche zum 7. November sandte, ließ er die wunderlich gezierten Verse drucken:

Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund;
Das Gefühl, das sie erregten,
Schließt dem Dichter selbst den Mund.

Seinem Urfreunde Knebel, der zu seinem Jubelfeste nicht in Weimar hatte erscheinen können, sandte er zu seinem achtzigsten Geburtstage, dem 30. November, sein Bild mit der vierversigen Strophe:

Dir ins Leben, mir zum Ort
Leuchtete dasselbe Zeichen;*)
Und so ging, so geh' es fort
Unsrer Freundschaft ohne Gleichen.

Dem Frauenverein zu Weimar sandte er Weihnachten drei Sträuße, zwei mit Versen aus dem an lyrischen Gedichten reichen Mummenschanz des Faust, der also damals auch wenigstens zum Theil vollendet gewesen sein muß, einen mit der Strophe:

In dem Frühling gar zu süße
Wären Rosen ohne Dornen;
Hier sind Lerchen ohne Füße,
Hier sind Ritter ohne Spornen,

die darauf deuten, daß in dem künstlichen Strauße Rittersporen ohne Blumen (Sporen) waren, und daß die Rittersporen mundartlich auch Lerchenklauen heißen, indem die Blumen derselben mit den Klauen (Krallen, Füßen) der Lerche verglichen werden. „Bei wirklichen Blumen wären Rosen ohne Dornen gar zu angenehm, hier aber gibt es Lerchen ohne Füße, Ritter ohne Sporen."

Während des Winters hielt sich Goethe mit allem Eifer an ine Helena, die er im Frühjahr 1826 zu Ende führte. Den Januar schrieb er den schönen Spruch: „Liegt Dir heute klar d offen" (zahme Xenien IV, 93), dessen er sich später häufig t Vorliebe bediente. Im März ward der Verlagsvertrag mit tta abgesandt und die Anzeige über den Inhalt der neuen sgabe abgefaßt, welche vier Bände Gedichte und als fünften und ften den Divan bringen sollte. Da er die zu seinem Jubel- geschlagene Medaille an manche Bekannte und Freunde zu

*) Das des Schützen (vgl. oben S. 189), unter dem er nach Weimar ge- en war.

senden veranlaßt war, so schrieb er als gangbare Beil
derselben vier Verse in der ihm stehend gewordenen Rein
in welchen er der ihn hocherhebenden Ehre die wohlth
Liebe der Freunde gegenüberstellt (an Personen 10). B
so häufigen Aufforderung, einige Verse von seiner Hand z
ehren, kam er auch auf den Gedanken, die zuerst beim Em
des Großherzogs im Sommer 1814 an der Zeichenschule,
elf Jahre später bei der Jubelfeier des 3. September an
Hause angebrachten Bilder in kleinerm Maßstab abbilden zu
um sie bei entsprechender Gelegenheit an Freunde oder F
mit bezüglichen Versen zu versehn. Der Bilder, deren Erkl
in der Schrift: „Weimar goldner Jubeltag" sich findet, sind
und zu jedem finden sich zwei, drei oder vier Gedichte, mei
einer, ein paarmal aus zwei oder drei der geläufigen vierve
Strophe. Nur von einzelnen wissen wir die bestimmte
stehungszeit. So fällt auf den 2. März der dem Symbo
überschriebene Spruch, zu dem die Büste der Natur enthüll
Genius „Suche nicht verborgne Weihe!" auf den 30. die a
Kirchenrath Paulus gerichteten Verse zu dem über der Er
schwebenden Genius „Zwischen oben, zwischen unten", glei
in den März „Memento mori gibts genug" zu dem
Bildchen, und die Verse zu dem beschildeten Arme „M
Herrliche der Welt". In das seinem zweiten Enkel ges
Stammbuch schrieb er am 28. März die Widmung „Eile Fre
dies zu reichen" (an Personen 137). Der Maler Rösel in
hatte ihm zu seinem vorigen Geburtstag eine gelungene
nung des Höfchens seines Geburtshauses zu Frankfurt nebst
Abdrücken derselben zukommen lassen. Durch die in Begl
des erbgroßherzoglichen Hofes nach Petersburg gehende
Karoline von Egloffstein sandte Goethe einen dieser A

Ansicht an seinen Jugendfreund Klinger mit den beiden
ruchversen an Personen 99. Mit denselben Versen schickt
das Bildchen an den Großherzog Georg von Mecklenburg=
relitz, der im vorigen Jahre ihn um eine Ansicht dieses Hofes
Brunnens ersucht hatte; denn dieser hatte bei den Kaiser=
nungen von 1790 und 1792 mit seiner Schwester Friederike,
tern Gemahlin des Herzogs von Cumberland, bei der Mutter
ethes gewohnt, wo die Geschwister auf diesem Hofe viel gespielt
tten. Nur steht hier im letzten Verse heitres statt frohes.
Zu größern lyrischen Dichtungen ergab sich ihm zunächst weder
he noch Stimmung, um so häufiger fand er sich zu kleinen
hterischen Ansprachen veranlaßt. So drückte er am 10. Mai
nen Dank der Frau Oberkammerherrin von Egloffstein aus,
ihm einen Krankenstuhl für seine durch einen Pferdesturz
ver verletzte Schwiegertochter geliehen hatte, in zwei Reimpaaren
Personen 122). Am 11. Juni sandte Goethe der Herzogin
Cumberland mit dem Bilde von Frankfurt die Strophen,
rschrieben „Den 15. und 16. August 1815" (Rhein und
n 9. 10). In den Juli gehören die Strophen an die
gerin Milder=Hauptmann und die, mit welcher er eine von
gewünschte Feder übersendet, sowie die zwei Strophen an
efeierte Henriette Sontag (an Personen 114. 119. 120). Den
den Monat erfreute ihn der Besuch seines Zelter, der bald
seiner Rückkehr ihm sein liebes schönes Liedchen (aus dem
n ?) übersandte, das sich leicht genug notirt habe. Diesem
auch seine vor vier Jahren versuchte Uebersetzung des
ogs des Ewarto in Manzonis Adelchi, um sie als
o zu behandeln; er hatte sie vorher wohl noch einmal
ehen. Am 11. August schrieb er eine freie Bearbeitung
nen Stelle Dantes von der Natur als Gottes Enkelin

noch nicht bedient hatte. Das Gedicht war der lyrische Höhepunkt dieses Jahres, in dessen Schluß nur einige kleine Gelegenheitsgedichte fallen. Ein buntgesticktes Kissen begleitete er am 19. October mit zwei Reimpaaren(an Personen 46), wo wohl ihrer zu lesen ist; im November schrieb er für ein Album unter das Bildchen des mit der Leier nach oben strebenden Adlers die am Schlusse veränderten Verse „Guter Adler nicht so munter“, am 23. Dezember in das Stammbuch des Grafen Moritz Brühl unter den über der Erdkugel schwebenden Genius die Strophe „Zwischen oben und unten“ zugleich mit den beiden, den dornburger Liedern (vermischte Ged. 37—39) hinzugefügten Strophen.

Die vier ersten Bände der Werke, welche die Gedichte enthalten, waren unterdessen durch Eckermanns Eifer mit Ausnahme der im vierten einzuschaltenden Helena vollständig geordnet und bereits zum Drucke abgegangen. Die beiden ersten Bände entsprachen der vorigen Ausgabe; nur waren die durch Versehen in dieser zweimal stehenden Gedichte die Freude und an Lottchen an der zweiten Stelle, unter den vermischten Gedichten, weggefallen, und zu den Sonetten am Schlusse zwei ungedruckte, persönlich an Minna Herzlieb gerichtete getreten. Der dritte neu hinzugekommene Band begann mit einer Abtheilung Lyrisches, welche die beiden in Kunst und Alterthum erschienenen Balladen und eigentlich lyrische Sachen brachte. Zunächst folgten, unter dem Titel Trilogie der Leidenschaft verbunden die Gedichte an Werther, die marienbader Elegie und die Verse an die Szymanowska (die beiden letztern bisher ungedruckt); daran schlossen sich die gleichfalls durch Ulrike von Lewezow veranlaßten bisher unbekannten Aeolsharfen, das ungedruckte Gedicht Ungeduld, dessen Entstehungszeit unbekannt ist, Lust und Qual (aus Kunst und Alterthum), Immer und überall (die Ueberschrift und

eite Strophe sind neu), die mit den Namen der Monate
bis Juni bezeichneten und Frühling übers Jahr, dann,
ein wunderliches, schon in Kunst und Alterthum be=
es Versehen, das bereits unter den geselligen Liedern
te Lied die glücklichen Gatten mit der Ueberschrift fürs
, weiter aus Kunst und Alterthum für ewig, zwischen
i Welten, Stammbuchblatt von 1604, um Mitter=
Darauf folgten die bisher ungedruckten Gedichte St.
nuks Vorabend (1820), im Vorübergehen (1813),
sten (1814), Aug' um Ohr (1817, jetzt an Personen
ann die den in den spätern Taschenausgaben ausgefallenen,
m Blick (im Register Kuß auf Blick) überschriebenen Verse:

> Wenn Du Dich im Spiegel besiehst,
> Denke, daß ich diese Augen küßte,
> Und mich mit mir selbst entzweien müßte,
> Sobalde Du mich fliehst:
> Denn da ich nur in Deinen Augen lebe,
> Du mir gibst, was ich gebe,
> So wär' ich ganz verloren;
> Jetzt bin ich immer wie neugeboren,

s früher Zeit stammen möchten, wie das darauf folgende
park, das hier zuerst erscheint, aber schon im Jahre 1797
ens begonnen wurde. Noch ungedruckt waren auch die
rauf folgenden Gedichte der neue Kopernikus (1814),
seitig (1816) und Freibeuter (aus unbestimmter Zeit).
chluß bildete das Wanderlied aus den Wanderjahren.
anz neu ist die Abtheilung Loge, deren sechs Stücke den
1815 bis 1825 angehören. Die folgende Abtheilung
und Welt hatte Goethe selbst vor mehrern Jahren zu=
gestellt und ihnen den Vorspruch des ersten naturwissen=
hen Heftes als Motto vorgesetzt. Sonst fehlen allen Ab=

theilungen des dritten Bandes die Reimpaare, wie sie Goethe 1814 zu den beiden ersten Bänden gedichtet hatte, nur steht vor der ersten Abtheilung das ältere Gedicht: „Töne, Lied“ (vgl. oben S. 369). Wie im zweiten Bande, finden sich auch hier die Abtheilungen Kunst, Parabolisch und Epigrammatisch, in welche die spätern zu denselben gehörenden Gedichte aufgenommen sind. Unter der Kunst erscheint zuerst das Künstlerlied von 1816, dann folgen aus Kunst und Alterthum die jetzt Antike überschriebenen Verse. Die weitern Sprüche, Begeisterung, Studien, Typus, Ideale, Abwege, Modernes, waren ungedruckt, ebenso die 1816 gedichteten Verse Museen. Bekannt waren die Gedichtchen zu Tischbeins Idyllen, woran sich die ungedruckten zu Gemälden einer Kapelle und auf ein Bild der Kore (vgl. oben S. 357) anschlossen. Darauf folgten weiter die schon bekannten Verse zu Goethes einzelnen Handzeichnungen, sodann unter der Ueberschrift Ländlich vier verschiedene Strophen, von denen die eine die Goethe jetzt beliebte Reimform ist, eine aus zwei Reimpaaren besteht (es sind die Verse: „Die Nachtigall, sie war entfernt“, die man später irrig unter die einzelnen neugriechischen Liebeskolien gesetzt hat), die erste Hälfte der Inschrift auf Goethes Gartenhaus (Ged. zu Bildern 15), die nach Goethes Tod Unerläßlich überschriebene Strophe (Kunst 17) und die Verse:*)

Erinnr' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts;
Sie denkt an mich, ich denk' an sie,
Und beiden hilft es nichts.

Den Schluß der Abtheilung bildeten die gleichfalls ungedruckten

*) Am 19. Juni 1826 las der Kanzler Müller dieselben auf einem Papiere, mit welchem Goethes älterer Enkel spielte.

die zweite Strophe sind neu), die mit den Namen der Monate März bis Juni bezeichneten und Frühling übers Jahr, dann, durch ein wunderliches, schon in Kunst und Alterthum berichtigtes Versehen, das bereits unter den geselligen Liedern gegebene Lied die glücklichen Gatten mit der Ueberschrift fürs Leben, weiter aus Kunst und Alterthum für ewig, zwischen beiden Welten, Stammbuchblatt von 1604, um Mitternacht. Darauf folgten die bisher ungedruckten Gedichte St. Nepomuks Vorabend (1820), im Vorübergehen (1813), Pfingsten (1814), Aug' um Ohr (1817, jetzt an Personen 101), dann die den in den spätern Taschenausgaben ausgefallenen, Blick um Blick (im Register Kuß auf Blick) überschriebenen Verse:

Wenn Du Dich im Spiegel besiehst,
Denke, daß ich diese Augen küßte,
Und mich mit mir selbst entzweien müßte,
Sobalde Du mich fliehst:
Denn da ich nur in Deinen Augen lebe,
Du mir gibst, was ich gebe,
So wär' ich ganz verloren;
Jetzt bin ich immer wie neugeboren,

die aus früher Zeit stammen möchten, wie das darauf folgende Hauspark, das hier zuerst erscheint, aber schon im Jahre 1797 wenigstens begonnen wurde. Noch ungedruckt waren auch die drei darauf folgenden Gedichte der neue Kopernikus (1814), Gegenseitig (1816) und Freibeuter (aus unbestimmter Zeit). Den Schluß bildete das Wanderlied aus den Wanderjahren.

Ganz neu ist die Abtheilung Loge, deren sechs Stücke den Jahren 1815 bis 1825 angehören. Die folgende Abtheilung Gott und Welt hatte Goethe selbst vor mehrern Jahren zusammengestellt und ihnen den Vorspruch des ersten naturwissenschaftlichen Heftes als Motto vorgesetzt. Sonst fehlen allen Ab=

Zu Regenschauer und Hagelschlag
Gesellt sich liebeloser Tag;
Da birgst du deinen Schimmer.
Ich klopf' am Fenster, poch' am Thor:
„Komm, liebstes Seelchen, komm hervor!
Du bist so schön wie immer."

Daran schließen sich drei ungedruckte Palinodien von
und 1815 und das gleichfalls hier zuerst erscheinende, aber
Zweifel früher gedichtete Valet.

Es folgt nun eine neue Abtheilung: Aus fremden Spra
die Uebersetzungen aus Byron, Manzonis Ode, das Sträuß
aus dem Altböhmischen, der irische Klaggesang und die
griechischen Gedichte. Den Schluß bilden die drei ersten
gedruckten Abtheilungen der zahmen Xenien.

Der vierte Band beginnt mit dem Maskenzuge von
zember 1818, an den sich Inschriften, Denk- und Se
blätter (100 Stücke) anschließen. Manche derselben sind
Ueberschrift, wie die marienbader Gedichte und die an Mar
von Willemer. Am Schlusse stehen die Erinnerungen an
storbene, zuerst die an seine Gattin. Die auf Rhein und M
bezüglichen haben ein besonderes Titelblatt, doch läu
Zahl fort. Die dritte Abtheilung gibt Dramatisches,
Prologe und Epiloge, eine Zwischenszene zu Faust, zwei Au
aus Nausikaa und mit besonderm Abtheilungstitel He
Den Schluß bilden drei weitere von Eckermann geordnet
theilungen der zahmen Xenien.

So bot die neue Ausgabe vieles Unbekannte, obgleic
diesmal noch manches zurückblieb, vor allem die Invektive
Politika, manche Gelegenheitsgedichte, einige Lieder des le
Liederbuchs und das erste erhaltene Gedicht, die Höllen
Christi; auch die Terzinen auf Schillers Schädel wurde

aufgenommen; die letzte Zeit hatte keine solche mehr geliefert. Noch jetzt blieb eine Anzahl früher gedichteter unbenutzt. Das Buch der Liebe war um 3 Stücke und eine Strophe, das der Betrachtungen um 9, das des Unmuths um 3, das der Sprüche um 11, das Buch Suleika um 3, das Schenkenbuch um 4, die Parabeln um 2, das Buch des Paradieses um 3 Stücke vermehrt. Die Theaterreden standen im zehnten, die Parabeln, Legende, Hans Sachs, auf Miedings Tod, der Epilog zu Schillers Glocke und die Geheimnisse, die Maskenzüge und die karlsbader Gedichte im dreizehnten Bande.

Goethes letzte fünf Lebensjahre waren vor allem der Vollendung des so lange auf ihm lastenden Faust, der Umarbeitung und dem Abschlusse der Wanderjahre und dem letzten Theile von Wahrheit und Dichtung gewidmet. Faust selbst ist reich an ausgezeichneten und mannichfaltigen lyrischen Stücken, in welchen größtentheils liebliche Zartheit, anmuthiges Leben und reines Gemüth den glücklichsten Ausdruck gewonnen, wenn auch hie und da ein Anflug der nüchternen Schwäche des Alters sich verräth. So gehört denn die Geschichte der Vollendung des zweiten Theils des Faust ganz eigentlich in die letzte Entwicklung seiner Lyrik; wir verweisen ihretwegen auf unsere Fausterklärung (Heft XII, 32 ff.). Aber auch mit sonstigen lyrischen Dichtungen, unter denen einzelne bedeutende sich finden, war Goethes Greisenalter gesegnet. Im Januar 1827 vollendete er die am Ende des vorigen Jahres begonnene herrliche Novelle mit den schönen Gesängen des den Löwen bezwingenden Knaben. Auch an die Helena ward die letzte Hand gelegt, so daß sie am Ende des Monats zum Druck abgehn könne. Zu derselben Zeit beschäftigten Goethe Bérangers Lieder, dessen großes Talent einen meist widerlichen Stoff fast anmuthig mache, hübsche frische

zurückgehalten. Gegen die Anordnung im einzelnen ist manches zu bemerken; besonders war die Trennung der Gedichte des dritten Bandes ungehörig, da Zusammengehöriges dadurch getrennt wurde. In Hinsicht der Reinheit des Textes hatte Goethe die größte Sorgfalt beabsichtigt, und zu diesem Zwecke Schubarth heranziehen wollen, was aber mißlang. Leider liegt bei den schon gedruckten Gedichten überall die an Fehlern reiche vorhergehende Ausgabe zu Grunde, aus der die meisten Druckversehen herübergenommen sind; so im Liede an Belinde, in Mignon, im Veilchen, im getreuen Eckart. Absichtliche Veränderungen finden wir wenige. So ist im Heideröslein Str. 3, 4 ihm statt ihr gesetzt, in der Müllerin Verrath Str. 3, 2 solchen statt frischen, im Edelknaben und die Müllerin V. 12 Birnen statt Birn. Im Sänger bleibt es zweifelhaft, ob reichen Str. 3, 7 absichtlich statt holen steht. Auch eine beträchtliche Anzahl neuer Druckfehler hat sich eingeschlichen, so daß jede Abweichung dieser Ausgabe an sich eben so wenig Gewähr hat als die Beibehaltung von Lesarten der von Druckfehlern entstellten vorhergehenden. Uebrigens wurde die Taschenausgabe vor der in Oktav gedruckt. Schon am 22. April 1827 waren die vier ersten Bände in der Taschenausgabe in Goethes Händen, der sie zum Vortheil der Oktavausgabe noch einmal durchgehn lassen wollte. Leider wurden die meisten Fehler in der Oktavausgabe nicht gebessert, sondern durch neue vermehrt.

Auch der fünfte und sechste Band, welche den Divan und die Noten und Anmerkungen dazu enthielten, waren vor dem Ende des Jahres durchgesehen, während die Helena zum vierten Bande noch fehlte. In die neue Ausgabe des Divan waren mehrere beim ersten Drucke in der ersten Hälfte des Jahres 1818 ausgeschlossene oder seit der Zeit neu entstandene Gedichte

Euripides, gleichfalls von fremder Hand, und drei Stanzen der Pflanzenfreund aus der Ferne, mit dem Bilde seiner Einsiedelei, die man gleichfalls Goethe beigelegt hat, da sie doch vielmehr an ihn gerichtet sind. Von Goethe selbst haben die zehn ersten Bogen nur die S. 397 erwähnte Strophe „Von Gott dem Vater stammt Natur", die Sprüche: „Anstatt daß ihr bedächtig steht" und „Sage mir, mit wem zu sprechen" (zahme Xenien VI, 12. 13) und die eben erwähnten chinesischen Gedichtchen. Auf den beiden Schlußbogen finden sich die Besprechung der böhmischen Poesie, die so schön die Weltdichtung feiernde Strophe: „Wie David königlich zur Harfe sang", die später als Motto der Abtheilung Volkspoesie in den Werken verwandt wurde, die drei Strophen Hafis („Was in der Schenke waren heut"), welche auch die neue Ausgabe des Divan (IX, 16) brachte, und die bereits erwähnte Warnung. In dem gleichfalls von diesem Hefte gebrachten Aufsatze Neueste deutsche Poesie stellte Goethe auch eine merkwürdige Würdigungstabelle poetischer Produktionen der letzten Zeit auf, die er gleichsam als Antwort auf so manche Zusendungen neuerer Dichter gab, auf die näher einzugehn ihm unmöglich sei. Man sehe manches schöne Naturell, bemerkt er, das sich von herkömmlichen Regeln befreit habe, sich nach eigener Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemühe, aber noch nicht dahin gelangt sei, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und in den von der Natur ihm gezogenen Kreis zu beschränken; auch halte es in jugendlichen Tagen schwer über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. So deutete er hier auf die dem jungen Dichter vor allem nöthige Beschränkung hin.

Auf Zelters Mittheilung, er sei wegen der Erklärung des Divansliedes Dreistigkeit (I, 14) angegangen worden, erklärte

er am 11. März, forderte man von ihm selbst einen Kommentar, so würde er ein anderes Gedicht desselben Inhalts und Gehalts, aber faßlich und dem Verstande zugänglich schreiben. Den 20. schickte er Riemers Gattin Stickmuster mit einem verspäteten Glückwunsch zum Geburtstag in einer vierversigen Strophe (an Personen 179). Dem von Zelter ihm empfohlenen Schauspieler Krüger von Berlin, dessen bewundertem Spiel als Orest er, weil ihm die Erinnerung an die Tage, wo er dies alles fühlte, dachte und schrieb, unbequem war, nicht beigewohnt hatte, schrieb er bei Uebersendung eines Prachtexemplars seiner Iphigenie am 31. die Verse: „Was der Dichter diesem Bande" (an Personen 155). Den 22. April sandte er durch Zelter an die Herzogin von Cumberland ein Packetchen zu beliebiger Ausrichtung, das wahrscheinlich seine Geburtstagsmedaillen enthielt; denn die Abbildungen seines elterlichen Höfchens und die Ansicht Frankfurts von der Gerbermühle aus mit den betreffenden Versen hatte er schon im vorigen Juni gesandt. Mit derselben Post schickte er an Zelter mehrere Geburtstagsmedaillen, zum Theil mit Inschriften versehen, zum Theil bloß mit seinem Ringe versiegelt, von denen der Freund die nicht an bestimmte Personen adressirten nach seinem Gefallen vertheilen möge. Einer Inschrift zur Jubiläumsmedaille ward S. 395 f. gedacht. Am 1. Mai schrieb er die Verse „Wenn am Tag Zenith und Ferne" unter das Bildchen des über der Erdkugel schwebenden Genius, unter ein anderes an seinem nächsten Geburtstage. Am 9. Mai nahm er wieder den von Rémusat übersetzten Roman die beiden Basen vor. Drei Tage später fuhr er in seinen Garten, wo es ihm bei der unvergleichlichen Frühlingsumgebung so wohl gefiel, daß er sich entschloß, daselbst den Frühling über zu wohnen. Hier ward der zweite Theil der Wanderjahre, wie er am 24. an Zelter schreibt, abgeschlossen, so daß er nur weniger Binsen

bedurfte, den Straußkranz völlig zusammenzuheften. Für sie wurd
das Lied der Auswanderer (vermischte Ged. 63) geschrieben
Auch begann er am vierten Akte des zweiten Theiles des Faust
Gleichzeitig entstanden die sogenannten chinesisch-deutsche
Jahres- und Tageszeiten, in welchen sich Goethe ganz i
die reine, ruhig behagliche, klar verständige chinesische Dichtun
hineinversetzt, welche die äußere Natur immerfort mit ins Spi
zieht und ohne dichterischen Schwung gleichsam als Leiteri
der Gedanken anmuthig verwendet. Auch das gegen Mai eintretend
Regenwetter trieb ihn nicht zur Stadt zurück. Im Garten übersetz
er glücklich ein hochschottländisches Lied (Uebersetzungen 11). Er
die Ankunft des Grafen Sternberg zog ihn wieder nach Weimar
Ihm gab er am 13. Juni das neue Heft Kunst und Alter
thum mit einer dessen Freundschaft feiernden Strophe (an Pe
sonen 95), und am folgenden Tage bereicherte er dessen Albu
mit den Versen in derselben ihm beliebten Strophenform:

> Wer das seltne Glück erfahren,
> Jugendkraft bei reifen Jahren,
> Schöner stets wird ihm die Welt.
> Schätze der Natur ergründen,
> Geist mit Element verbünden,
> Ists, was ewig jung erhält.

Den 15. schrieb er unter ein dem Bibliothekseretär Kräuter g
schenktes Bildchen von Frankfurt vier Verse, von denen die g
raden reimlos sind (Ged. zu Bildern 12). Bei Sternber
Abreise fügte er den vier ersten Bänden seiner Taschenausga
zwei Reimpaare hinzu, welche diese als Unterhaltung auf d
Reise bezeichnen (an Personen 96). Der im Mai von Wein
als Verlobte des Prinzen Karl von Preußen geschiedenen Pr
zessin Marie, die ihn vor ihrem Abschied im Garten besu
hatte er, wie er immer, wenn sein Gefühl zu mächtig aufger

war, sich nicht dichterisch aussprechen konnte, keine dichterische Spende zu weihen vermocht; von seiner Verehrung für sie zeugen die wenigen zarten Verse, die er am 20. unter ihr seinem Freunde Nic. Meyer gesandtes Bildniß schrieb (Ged. zu Bildern 14). Gleich darauf vollendete er die Uebersetzung der aus derselben Sammlung schottischer Lieder und Balladen, welcher er das hochländische Lied entnommen hatte, geschöpften Ballade Gutmann und Gutweib (Balladen 25), die er schon am 27. Eckermann vorlegte. Bei Uebersendung derselben an Zelter bemerkt er, die Ballade stehe sehr hoch; die glücklich lebendige Verschmelzung des Epischen und Dramatischen in höchst lakonischem Vortrag sei nicht genug zu bewundern. Was ihm noch weiter von dergleichen zu Theil werde, solle alsbald erfolgen; es seien dies denn doch Früchte seines Gartenaufenthaltes. Sein Garten war ihm seit dem vierwöchentlichen Aufenthalte in demselben wieder so lieb, ja so nothwendig geworden, daß er, wenn auch das Wetter und das Bedürfniß literarisch-artistischer Umgebung ihn in Weimar zurückhielten, er doch jeden Tag wenigstens einige Stunden daselbst zubrachte. Gegen Ende Juni dichtete er die drei freien Strophen, in welchen er Amerika glücklich preist, daß es keine verfallenen Schlösser und keine Basalte besitze, und ihm wünscht, daß es vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten bewahrt bleiben möge (zahme Xenien IV, 27.)*) Um diese Zeit hatte er auch in einer Xenie die Eigenheit unserer Tage berührt, daß man sich bei Dichtern statt an den Gehalt, bloß an die schöne Sprache halte, weil man meine, mit dieser allein sei schon etwas gethan; niemals sei es so arg gewesen, daß man so wenig Leser und so viel Aufpasser und Aufschnapper

*) Der Bericht, in welchem er Zelter die Verse mittheilt, in denen er sich vor einigen Tagen ergangen, war Fortsetzung des am 21. Juni geschriebenen.

habe. Diese Xenie scheint verkommen zu sein; denn von den vorhandenen läßt sich keine sicher darauf beziehen. Häufig ergoß er damals seine Verstimmung in solche Spottverse. „Da ich nicht mehr streiten mag, was ich nie gern that", schreibt er an Zelter, „so vergönn' ich mir zu spotten und ihre schwache Seite anzugreifen, die sie wohl selbst kennen." Manches dieser Art halte er um des lieben Friedens zurück, bemerkt er; vielleicht entschließe er sich ein Schwänchen (Allerlei) wahrhaften Manuscripts für Freunde zusammenzustellen, nur sei dies in jetzigen Zeiten keineswegs zu sekretiren, da man solchen Dingen eifrig nachspüre, um damit hervorzutreten.

Am 7. Juli wünschte er der Wittwe des elsässischen Generals Rapp, die sich in Weimar niedergelassen hatte, in drei Reimpaaren Glück zur Reise (an Personen 144). Den 23. August gedenkt er eines Gedichts auf die berühmte Sängerin Sontag, das er ihr noch vorenthalten habe, da es nur durch ein zweites mittheilbar werde. Es bezog sich wohl auf deren „proserpinenartiges" Profil, das, wie er bemerkte, eigensinnige Selbständigkeit und grandiöse Festhaltung an Ideen ausdrücke. Einen gewaltigen Eindruck machte auf ihn die Ankunft des Königs von Baiern, der selbst kam, ihn zum Geburtstage zu beglückwünschen und ihm das Großkreuz seines Verdienstordens zu überreichen. Da der Maler Rösel ihn auch diesmal, wie schon in den beiden letzten Jahren, zu seinem Geburtstage mit der Zusendung eines Bildes seiner Hand erfreute (wie es scheint, mit dem Eingang auf den Brocken), so sprach Goethe seinen Dank in drei vierzeiligen Strophen von verschiedener Reimstellung aus (an Personen 181). Als am 30. August der Kanzler Müller, aufgefordert, etwas zu ersinnen, wie er sich dem Könige dankbar erzeigen möge, ihm eine neue römische Elegie dazu vorschlug, lobte er den Gedanken,

e er, daß er ihn kaum auszuführen vermögen werde.
Könige aus Fulda an den Kanzler geschickte Gedicht
ls zu subjektiv; es sei nicht dichterisch, die Vergangenheit
zu behandeln, vielmehr müsse man es machen, wie
römischen Elegien; von der Erwiederung des Kanzlers
erkte er, dieser mache schöne Verse, ohne die Verskunst
haben. Kurz vorher, am 1. September, hatte er an
chrieben, man habe sich zu hüten, daß man nicht, wie
n Alter sein Talent trivialisire. Das Lesen einer mit
hreibungen versehenen Sammlung lebender englischer
atte ihn auf den Gedanken gebracht, eine ähnliche
er die lebenden weimarer Dichter zu versuchen, doch
von diesem flüchtigen Gedanken bald wieder abgelenkt.
eptember sandte er an J. D. Wagener in Leipzig, als
henk für dessen spanische Sprachlehre die Pracht-
seiner Iphigenie mit den rasch hingeworfenen Versen:

> Spanisches hast Du mir gesandt,
> Deutsches folgt hieneben;
> Beides ist gar wohl gekannt,
> Soll auch beides leben!
>
> Ziehn wir nun die achtzig Jahr
> Durch des Lebens Mühen,
> Müssen auch im Silberhaar
> Unsre Pflüge ziehen.
>
> Führt doch durch des Lebens Thor
> Traun so manches Gleise;
> Ziehn wir einst im Engelchor,
> Geht's nach einer Weise.

Schluß erinnert an den Dank von 1819 (oben S. 364)
Verse an einen Freund am Vorabende seines Jubelfestes
394). Solche Hindeutungen auf das andere Leben

waren seiner frischen Natur fremdartig und klingen etwas gezwungen, ja fast humoristisch. Am 13. schrieb er in das Stammbuch seines ältern Enkels unter einen von Frau Spiegel eingeschriebenen Spruch Jean Pauls die Verse: „Ihrer sechzig hat die Stunde“ (an Personen 110). In unser Jahr gehören auch die aus vier Reimpaaren bestehende Inschrift auf einem Steine seines Gartenhauses und die Verse auf die vor seinem Hause zu Weimar gaffend stehenden Fremden (Gedichte zu Bildern 15. 16). Gegen Ende des Jahres nahm ihn der Anfang des zweiten Theils des Faust bis zur Szene im Lustgarten in Anspruch, da dieser der neuen Ausgabe des Faust hinzugefügt werden sollte. Wie so häufig schrieb er auch diesmal zum kürzesten Tage des Jahres ein kleines Gedicht, diesmal an die junge Frau von Mandersloh (an Personen 187).

Zum neuen Jahre (1828) sprach er dem Herzog bei Uebersendung einer kleinen Gabe mit herzlichen Gefühlen des Dankes seinen Glückwunsch aus (an Personen 10), ohne zu ahnen, daß dieses Jahr den verehrten Freund und edlen Fürsten ihm entreißen werde. An demselben Tage schrieb er ins Album der Gräfin Karoline von Egloffstein drei kleine Gedichte, von denen das eine eine freundliche Widmung enthält, die beiden andern sich auf die beiden Seiten des Einbandes dieses Albums beziehen, von denen die vordere das römische Haus, die andere das sogenannte Kloster im Park darstellten (an Personen 102). Den 10. fragte Graf Brühl, der Intendant der berliner Bühne, bei ihm an, ob er gestatten würde, daß vor Deinhardsteins Hans Sachs statt des dazu gehörenden, ihm aber nicht gefallenden Prologs, sein Gedicht auf den alten Meistersänger gesprochen werde. Goethe ging, nachdem er das vor einem vollen halben Jahrhundert entstandene Gedicht sich mit der größten Gemüthsruhe vorgetragen

hatte, wo es zwölf Minuten dauerte, gern darauf ein, nur meinte er, da es die Beschreibung eines Gemäldes sei, müsse es wohl eine Einleitung erhalten, damit es nicht durch unerwartetes Eintreten unverständlich werde, und er erbot sich am 17. eine solche in gleichem Sinn und Stil niederzuschreiben, in welcher Vorhaben und Absicht erklärt und das folgende anschaulicher würde; das Ganze würde dann ungefähr eine Viertelstunde dauern. Gleich nach seinem Anerbieten bedachte er die Sache näher, und er entschloß sich einen nürnberger Bürger als Meistersänger auftreten zu lassen. So entstand rasch ein längerer Prolog, der mit gereimten fünffüßigen jambischen Versen beginnt, aber bald in vierfüßige übergeht; nur durch ein Versehen hat auch der dritte Vers bloß vier Füße. Graf Brühl ließ diesen Prolog mit dem ältern Gedichte abdrucken und unter den Zuschauern vertheilen; in letzterm hatte er nicht allein einen Vers nach Goethes eigener Angabe verändert, sondern auch ein paar andere Abweichungen sich gestattet. Goethe aber schlug statt der beiden von Brühl veränderten Verse ein paar andere vor, und gab statt der beiden letzten Zeilen, die man bei der Aufführung weggelassen hatte, damit das Ganze nicht zu unerwartet abschnappe, sechs neue.

Bald fand er Gelegenheit, der Großherzogin noch einmal als regierender Fürstin seine Huldigung darzubringen, da an ihrem Geburtstage die ersten Erzeugnisse der bei Stotternheim hinter dem Ettersberge eröffneten Saline dem Großherzog überreicht werden sollten. Er schrieb dazu im Namen des Salinendirectors K. Glenck einen Dialog zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik in paarweis reimenden fünffüßigen Jamben, die nur ein paarmal eine Silbe länger sind. Wohl nur zufällig bildet der Sinnabschnitt hier mehrfach gleiche Strophen. In diesem so glücklich gedachten als ausgeführten Gedichte wird

nur des Herzogs als Landesherrn gedacht, aber zum Schlusse a
des Tages „günstige Vorbedeutung“ hervorgehoben. Ein
Privatredouten gaben ihm Gelegenheit, aus dabei gespende
Gedichten das „wundersam im Stillen in Weimar waltende poeti
Talent“ zu erkennen. Er selbst arbeitete, nachdem der Anfa
des zweiten Theiles des *Faust* bis zur Szene im Lustgart
zum Drucke abgesandt war, an der Fortsetzung, aber es gi
damit sehr langsam, da er nur die Morgenstunden dazu gebrauch
konnte und im besten Falle bloß eine geschriebene Seite tägl
zu Stande brachte. Dabei förderte er das neue Heft von *Ku*
und Alterthum, das von ihm die beiden im vorigen Ja
übersetzten Gedichte *Hochländisch* und *Altschottisch* (*G*
mann und Gutweib) und das durch eine anmuthige Ueb
setzung seiner kleinen Gedichte veranlaßte *Gleichniß* (Pa
bolisch 17) in paarweis reimenden, ein paarmal durch Anapä
hübsch belebten vierfüßigen Jamben brachte. Das Heft bega
mit den schönen auf die Anwesenheit des Königs von Bai
bezüglichen Gedichten des Kanzlers von Müller, da er selbst
einer dichterischen Feier dieses ihn so tief ergreifenden ehrenvol
Besuches nicht gelangen konnte. Am 31. März bat Zelter
um ein freundliches dichterisches Wort an die Sängerin Mil
da deren Verehrer ihr am 9. April zur Feier ihrer fünfundzwan
jährigen Thätigkeit für die berliner Oper eine Porzelan
überreichen wollten; indessen konnte er beim besten Willen n
dazu gelangen, da er, wie er am 22. April schreibt, lange n
so gezupft worden als diese Wochen her. Noch am 2. Mai
er „bis zum Irrewerden beschäftigt“. Was ihn eben zunächst
drängte, war die Neubearbeitung der *Wanderjahre*. Lyr
Blüten trieb der diesmal seine gespannte Thätigkeit in Ansp
nehmende Frühling, obgleich er viele Stunden in seinem G

zubrachte, nur sehr wenige; bekannt sind die Trostverse an die Gräfin Rapp aus dem Mai (an Personen 145) und die in seinem Garten gedichteten Verse an eine Freundin, welche dort von ihm Abschied genommen hatte, vom 17. Mai (daselbst 129).

Tief erschütterte ihn die am 15. Juni eintreffende Schreckenskunde von dem auf der Rückreise von Berlin plötzlich erfolgten Tode des Großherzogs, der eine klaffende Lücke in sein Leben riß. Auf den Wunsch des Hofes ging er, um sich den trüben Eindrücken zu entziehen und sich von dem aufregenden Schmerze herzustellen, am 7. Juli nach dem reizenden großherzoglichen Schlosse zu Dornburg. Die über dem Eingange des dritten kleinsten Schlößchens daselbst stehende lateinische Inschrift von 1608*) zog ihn so lebhaft an, daß er, wie er am 18. an Müller schrieb, sie nach seiner Art zu übersetzen sich getrieben fühlte:

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!

Am 25. August schrieb Goethe hier das sehnsüchtige Liebeslied dem aufgehenden Vollmond in einfachen vierversigen trochäischen Strophen (vermischte Ged. 37). Zu der an seinem Geburtstage erfolgenden Bestattung des auf der Durchreise in Weimar verstorbenen ganz unter seiner Leitung herangebildeten Schauspielers P. A. Wolff sandte Goethe eine Leier aus Immergrün mit der Inschrift:

Mögt zur Gruft ihn senken,
Doch nicht starb,
Wer solch Angedenken
Sich erwarb.

Gleich darauf dürfte das tief empfundene ernstsinnige Lied der

*) Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

Bräutigam (daselbst 38) in Strophen aus vier abwechselnd reimenden fünffüßigen Jamben fallen. In den Anfang September gehören die mit reinem Natursinne das immer herrliche Walten der Sonne feiernden Verse, „Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten" (daselbst 39), in Strophen aus wechselnd reimenden trochäischen Dimetern. So wenig hatte den Dichter die volle Frische tief ergreifender Empfindung verlassen.

Erst am 11. September kam er nach Weimar zurück, wo er sich zunächst den Wanderjahren widmen mußte, da diese Weihnachten zum Drucke der fünften Lieferung abgesandt werden mußten. In seinem an Zelter gesandten Tagebuch von diesem Tage findet sich der auf seine eben abgeschlossene Himmelsbetrachtung bezügliche Reim:

Denn mit dem himmlischen Küchenzettel
Ists immer wieder der alte Bettel.

Welcher reichen Gestaltungskraft sich der Dichter noch erfreute, zeigte sich am 7. Oktober, wo er bei Tisch den ganzen Plan zu einer die ganze Geschichte des Moses darstellenden Oper von Szene zu Szene in geistreicher Ausführung vortrug. Von den deutschen Dichtern schien ihm damals keiner gegen die großen Ausländer die Probe zu halten, obgleich er die Bedeutung einzelner derselben nicht verkannte, wie er in Uhlands Balladen ein vorzügliches Talent fand, diesen überhaupt für einen sehr begabten Dichter erkannte, wenn auch seine politischen Gedichte ihm freilich als solche widerwärtig waren, da ein Dichter sich nicht mit Politik befassen dürfe, wie er Platens glänzende Eigenschaften nicht über dessen Mangel an Liebe und herzlichem Gefühl übersah, wie er selbst in seiner nächsten Nähe in Riemer, Peucer, dem Kanzler Müller, gegen den er freilich häufig seinen Humor spielen ließ, Eckermann u. a. schöne dichterische Begabung fand, auch die in deutschen Mundarten hervortretenden Dichter willkommen hieß;

nur eine höhere Weltbildung und reine Kunstvollendung vermißte er. Seine Gedanken waren auf eine Weltliteratur gerichtet.

In den letzten Monaten des Jahres fühlte er sich nur zu kleinen Sprüchen und Gelegenheitsgedichten veranlaßt. Am 25. Oktober erweiterte er die schon 1814 gedruckte Lebensregel (Epigrammatisch 49) zu der jetzt am Ende der vierten Abtheilung stehenden zahmen Xenie, indem er V. 3 f. durch drei andere Reimpaare ersetzte und sonst ein paar Veränderungen eintreten ließ. Am 12. November schrieb er in das Stammbuch von R. Meyer die Verse:

Angedenken an das Schöne
Ist das Heil der Erdensöhne.

Wohl um dieselbe Zeit oder kurz vorher oder nachher schrieb er die drei andern, jetzt damit verbundenen Sprüche (Epigrammatisch 93), wie sie im folgenden Jahre in der Zeitschrift Chaos gedruckt erschienen. Auf eine Sendung von Cedraten der Frau Bonne Duval zu Cartigny bei Genf erwiederte er, da deren Tochter schon längst eine Handschrift von ihm sich gewünscht hatte und Soret, der Erzieher des Erbprinzen, an den die Sendung gekommen war, ihm launig drohte, er werde sie nicht ausliefern, ehe Goethe sich zu einer dichterischen Gegengabe verstehe, mit vier, die Vortrefflichkeit der ihm gespendeten Gaben preisenden Reimpaaren (an Personen 178). Mehr aus dem Herzen floß ihm das zu Zelters siebzigstem Geburtstage, dem 11. Dezember, gedichtete Festlied, das von Rungenhagen zur Feier dieses Ehrentags in Musik gesetzt wurde (Festgedichte 7). Das Lied wird, da Zelter Baumeister und Liederdichter war, von Chören Bauender, Singender und Dichtender vorgetragen, die sich zuletzt vereinigen. Vortrefflich ist hier das Unglück eingeführt, das den alten Freund so oft getroffen, aber nicht niederzuschlagen vermocht habe. Das Ganze zeigt sich so schön ersonnen wie frisch ausgeführt;

durch leicht auf den Gedanken kommen, auch diese beiden Gedichte seien von Goethe, fehlten sie nicht in Goethes Werken, deren Herausgeber doch aus sicherster Quelle, von Goethes Schwiegertochter selbst, wissen mußten, daß sie nicht Goethe gehörten, wie denn auch Amalie Winter in dem Aufsatze Das Chaos in Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst S. 205 ff. das dritte Gedicht (das zweite übergeht sie) nicht Goethe gibt. Diesem dagegen schreiben die Werke und Amalie Winter die Verse An Sie im sechzehnten Stücke zu, die keine Unterschrift tragen (daselbst 134) und offenbar eine Erwiederung auf die Antwort im elften Stücke sind, weshalb diese hier stehn möge:

Wie wir selbst uns Räthsel bleiben,
Bleiben es Bescheid und Fragen;
Und will jeder Räthsel schreiben,
Ziemet Keinem drob zu klagen.

Schillernd sind der Sonne Lichter,
Schillernd auch die Haut der Schlange;
Liebt es gleich der Fürst der Dichter,
Macht Dein Schillern doch mir bange.

Zweifelst Du an dem Erkennen?
Laß uns darob nimmer rechten!
Magst Du selbst Dich doch nicht nennen,
Zwingst mit Fremdem mich zu fechten.

Was ich will, soll ich Dir sagen?
Eine unerschöpfte Frage!
Hab' ich immer doch zu klagen,
Daß ich selbst mein Wollen trage.

„Wahrheit, Festigkeit und Treue,
Unerschütterlicher Muth,
Keine Unthat, keine Reue,
Für das Schöne fromme Glut.

wir aus dem Januar nur die Scherzverse, mit denen er schwarze Bilder von Adele Schopenhauer dem Maler Rösel am 25. sandte, um ihnen Licht und Schatten zu geben (an Personen 182). Auf eine Sammlung künstlich ausgeschnittener Landschaften von Adele Schopenhauer beziehen sich auch die Verse aus unbestimmter Zeit an Personen 143. Als er die Wanderjahre fast beendigt hatte, fühlte er sich so wohlgemuth, daß er nicht abgeneigt war, wenn Genast und dessen Frau bei der weimarer Bühne verblieben, zwei einaktige Stücke in Prosa zu schreiben, eines von der heitersten Art, ein anderes grausam und erschütternd: aber obgleich jene in Weimar angestellt wurden, kam er nicht dazu. Gegen den 10. Februar fühlte er sich gedrungen, im Gegensatze zu den Schlußversen seines Gedichts Eins und alles: „Denn alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will“, die man bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Berlin zu seinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt hatte, in demselben Versmaße die sechs schönen, vom edlen Gefühle frischer Lebensthätigkeit durchdrungenen Strophen Vermächtniß (Gott und Welt 4) zu dichten, welche er dem zweiten Theile der Wanderjahre beigab. Sonst hatte er zu den Wanderjahren nur das Lied der Auswanderer gedichtet, welche sich bestimmt haben, sich in unbebauten Gegenden im Innern des Vaterlandes anzusiedeln (vermischte Ged. 63). Das im Gegensatze zum Wanderlied (daselbst 62) in demselben Versmaße geschriebene Lied wird in den Anfang unseres Jahres kurz vor den Abschluß des Romans fallen. Zu weitern dichterischen Ergüssen gelangte er in den nächsten Monaten nicht, da ihn besonders die Bearbeitung seines zweiten Aufenthaltes in Rom beschäftigte. Als am 8. Juni H. Stieglitz in Berlin, der sich durch seine Gedichte zum Besten der Griechen bekannt gemacht hatte, Goethe um einen

Beitrag zu dem von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Veit und Werder herauszugebenden berliner Musenalmanach bat, wozu er auch Zelters Empfehlung in Anspruch nahm, schrieb dieser den 18. Juli an letztern: „Die jungen Almanachsmänner sollen mir durch Dein Wort so weit empfohlen sein, daß ich über ihr Anliegen denken will; sie haben den ersten Bogen frei gelassen; also hab' ich Zeit. Find' ich etwas, wär' es auch nicht von Belang, aber doch nicht ohne Bedeutung, so send' ich es noch zur rechten Zeit." Am 15. August ließ er ihnen durch Zelter die vor drei Jahren geschriebenen chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten zugehn, die er wohl vorher bei seinem Aufenthalte im Garten, wo er sie gedichtet hatte, wieder durchsah. Zu einer frischen Dichtung kam er diesmal nicht, und so konnte er auch für den von A. Wendt herauszugebenden Musenalmanach nur das Gedicht zur Ueberreichung der ersten Erzeugnisse der stotternheimer Saline vom Anfange des vorigen Jahres spenden.

An Adele Schopenhauer gab er die mit dem Datum seines diesjährigen Geburtstages bezeichneten Sprüche:

Soll das Rechte zu Dir ein,
Fühl' in Gott was rechts zu sein.

Märkte reizen Dich zum Kauf,
Doch das Wissen blähet auf.

Bist Du Tag und Nacht beflissen
Viel zu hören, viel zu wissen,
Horch' an einer andern Thüre,
Wie zu wissen sich gebühre.

Diese befanden sich nebst „Memento mori! gibts genug" und „Suche nicht verborgne Weihe" (Ged. zu Bildern 2, 2. 5, 2) in

einem Kouvert, auf welches Goethe die Worte geschrieben: „Fräulein Adele Schopenhauer zu gemüthlicher Vertheilung.“ Die junge Freundin scheint den Dichter um solche handschriftlichen Blättchen gebeten zu haben.

Goethes Schwiegertochter Ottilie verband sich im August mit ihren Freundinnen und Freunden zu einer für ihren engern Kreis bestimmten Zeitschrift, die alle Sonntage unter dem Titel Chaos erscheinen sollte. Die Namen der Verfasser blieben ein Geheimniß, um das nur Ottilie wußte; in jedem Blatte sollten wenigstens drei Sprachen, außer dem Deutschen Französisch und Englisch, erscheinen. Goethe gab dazu Eigenes und Fremdes. Mitgetheilt wurde es nur an Freunde, die selbst Beiträge lieferten und in Weimar sich aufgehalten hatten. Das erste Blatt erschien auf Goethes Geburtstag. Dieser selbst spendete gleich zum ersten Stücke die Verse an die junge Frau von Mandersloh (an Personen 187), in das dritte das dornburger Gedicht der Bräutigam, in das vierte die Verse mit einem buntgestickten Kissen von 1826 (an Personen 46), in das sechste die vier Angedenken überschriebenen Sprüche (vgl. oben S. 419), in das achte die drei „Stark von Faust, gewandt im Rath“ (an Personen 136), die auf Byron zu gehn und an Goethes Schwiegertochter gerichtet scheinen, in das elfte die vier Distichen die neue Sirene (antiker Form sich nähernd 29). Auch letztere Verse scheinen schon früher geschrieben, etwa auf Henriette Sontag. Dagegen dichtete Goethe zu demselben am 5. November erscheinenden Stücke eine neckische, 6. 7. 8 unterschriebene Erklärung seiner Neigung zu einer Dame, die ihn aus diesen Versen erkennen möge (an Personen 133). Eine Antwort darauf findet sich in derselben Nummer des Chaos, und eine andere in Stück 13, beide an Ihn überschrieben und wunderbar genug mit derselben Chiffre 6. 7. 8. Man könnte da-

liebe in den diesmal von Moritz Veit herausgegebenen berliner Musenalmanach stiftete. Er sandte das Gedicht am 18. Juli an Zelter, dem er es auch anheimstellte, das Lied zu seinem Ehrentage den „guten Taschenbuchsbrüdern“ zu geben. „Der treffliche Cotta brüstet sich in dem nächsten Damentaschenbuche mit königlichen Gedichten (von König Ludwig)“, schreibt er dabei; „ich konnte nichts dazu liefern und mußte die doppelt dringenden Anforderungen ablehnen. Was sie brauchen, hab' ich nicht, und was ich habe, können sie nicht brauchen.“

Den 28. August erhielt er von seinen frankfurter Gönnern einen silbernen Becher mit vielen Flaschen guten Weines nebst Versen, welche auf sein Lied Generalbeichte Bezug nahmen, wodurch er sich denn zu dem heitern, im Versmaß der Generalbeichte gedichteten Liede Erwiederung der festlichen Gaben (Festgedichte 14) veranlaßt sah, das er nun mit dem letzten Logenlied in Cotta's Taschenbuch für Damen gab. In diesen Herbst muß auch das Gedicht fallen, welches er an den Arzt Nic. Meyer, nach dem Erscheinen von dessen Jugendgedichten unter dem Namen: Eros. Poetisches Taschenbuch auf 1831, richtete; er stellte darin diese Sammlung als die neueste Geburt des Eros dar, welche derselbe dem mit dem Heil- und Dichtergotte gleich vertrauten Freunde anvertraut habe.

Der neugeborne Eros.

Wenn von Eros' ersten Wunden
Früh der edlern Sehnsucht Zug
Glutgereinigt zu gesunden
Dich zu Phöbos' Haine trug,

Wo zu Rosen, schnell verblühend,
Deren Dorn Dich blutig stach,
Deine Hand, sich ernster mühend,
Daphnes schlanke Zweige brach:

„Uebereilen nicht noch Schwanken,
Nie Verwirrung, nie Gefahr,
Ordnung bis in die Gedanken
Und das Auge sonnenklar.“
Ist das meine Dein Begehren,
Stehen wir uns ewig nah;
Ist es nicht — laß Dich belehren!
Und ich bin zur Taufe da.

Verfasserin der Verse dürfte wohl niemand anders als Goethes Schwiegertochter sein. In Weimar selbst, wo das Chaos in den gebildeten Kreisen, auch am Hofe, lebhaftesten Antheil erregte, dachte man bei der von Goethe gemeinten Dame an die Gräfin Karoline von Egloffstein oder an die im Hause des Kanzlers Müller längere Zeit lebende Auguste Jacobi, eine Enkelin von Fr. Jacobi, von welcher Goethe sagte, sie verwandle mit ihrem scharfen Geiste alle Poesie augenblicks in Prosa, versire in beständiger Klarheit, aber in der des Irrthums. Amalie Winter gibt die beiden in den Werken getrennt als zwei Gedichte gedruckten Stücke (an Personen 134. 135) in offenbarem Versehen als ein Gedicht. Das letztere ist unzweifelhaft die Erwiederung auf die im achtzehnten Stücke mit der Unterschrift J. M. erschienene Antwort an Ihn:

Ich war's nicht; drum sei vergeben,
Daß Dein Ernst für Scherz genommen!
Doch Du bist's, und mir das Leben
Reinster Heiterkeit willkommen.
Möchte doch zuvor noch hören,
Ob wir beide Gleiches meinen?
Ist die Wahrheit zu beschwören,
Soll sie fester uns vereinen.
Nah' ich Dir, wie muß mich's freuen!
Scheid' ich, immer muß mich's schmerzen,
Und so wird sich stets erneuen
Alte Lieb' im treuen Herzen.

am 4. Januar 1831 konnte er Zelter melden, daß die
ersten Akte fertig seien; der darauf begonnene vierte mußt
hinter Wahrheit und Dichtung zurücktreten. Zur eig
lyrischen Dichtung ward er von jetzt an nur selten geleg
veranlaßt. Auf die Bitte der Freunde der Sängerin Mar
sich durch Hummel an ihn gewandt hatten, dichtete er zur
ihres zweiundachtzigsten Geburtstages, des 23. Februar,
die seine langjährige Verehrung aussprachen (an Personen
154). „Da war mirs denn angenehm", schreibt er den
bruar an Zelter, „mich zu erinnern, daß ich 1771 (vie
1766—1768), als ein erregbares Studentchen, der Mlle. Schm
wüthend applaudirt hatte; das gab denn einen artigen par
Gegensatz, und so waren ein paar Strophen leicht entwo
Am 3. März schrieb er bei Rücksendung der Briefe der Fra
Willemer, mit der Bitte, die Sendung bis zu seinem Tod
eröffnet zu lassen, die herzlichen Verse „Vor die Augen
Lieben" (an Personen 190). Den 1. April zeigte ihm Baro
Reutern mit Gold und bunten Farben gemalte Randzeichn
für die er eine in die Mitte zu setzende Inschrift von G
Hand sich erbat. „Oben sah man ein Gebäude im goth
Stil", berichtet Eckermann; „reiche Arabesken mit eingeflo
Landschaften und häuslichen Szenen liefen zu beiden Seiten
unten schloß eine anmuthige Waldpartie mit dem frischesten
und Rasen." Nach Goethe selbst stellten die mit größtem
und bewunderungswürdiger Sorgfalt ausgeführten Miniatu
Lebensereignisse und Zustände von Reuterns selbst dar. D
Bedenken, ob es nicht besser sei, seine Verse durch die Hand
Schönschreibers in den so prächtigen und kunstreichen R
eintragen zu lassen, durch Eckermann gehoben wurde, schr
das kleine Gedicht (an Personen 184) eigenhändig mit de

Buchstaben ein; bei der Absendung fügte er die Verse „Wort und Bilder, Bild und Worte“ (daselbst 185) hinzu, welche die anziehende Kraft der von der Einbildungskraft belebten Worte und Bilder bezeichnen. Trotz eines dreiwöchentlichen Rheumatismus hielt er sich fortwährend an seinen Faust, „ganz ins innere Klostergartenleben beschränkt“, wie er am 1. Juni an Zelter schreibt. Gelegentlich kam es auch zu kleinen, einzelnen Personen gewidmeten Gedichten. Am längsten Tage des Jahres, den er auch sonst durch freundliche Reimverse gern bezeichnete, schrieb er Verse in das Stammbuch der schönen Melanie von Spiegel (an Personen 188), und in demselben Monat stiftete er in das Stammbuch der Schauspielerin Duran-Engels die an die Lustigen von Weimar (oben S. 313 f.) anknüpfenden Verse:

„Donnerstag nach Belvedere“,
Und so gings die Woche fort;
Denn das war der Frauen Lehre:
Lustige Leute, lustiger Ort!
Ueben wir auf unsern Zügen
Auch nicht mehr dergleichen Schwung,
Stiftet inniges Vergnügen
Heitern Glücks Erinnerung.

In den Juli fallen die dem Hofkünstler des Königs von Preußen Ludwig Döbler auf Verlangen gewidmeten Zeilen:

Was braucht es ein Diplom besiegelt?
Unmögliches hast Du uns vorgespiegelt. *)

---

*) Vgl. das Wort des Astrologen im zweiten Theil des Faust:

Unmöglich ists; drum eben staunenswerth.

Gegen den Kanzler Müller äußerte Goethe am 9. Februar 1821: „Um das Unmögliche bis auf einen gewissen Grad möglich zu machen, muß sich der Mensch nur keck mit rastlosem Streben an das scheinbar Unmögliche machen. Sah ich doch voriges Jahr in Dornburg einen Indianer sich einen ellenlangen Degen in den Schlund hineinstecken, wozu mehrjähriges tägliches Fortprobiren ihn geführt hatte.“

Schon am 20. Juli kann er Meyer mittheilen, daß der Faust vollendet vor ihm liege, er nur noch einige Kleinigkeiten zu berichtigen habe; vor Mitte August wußte er nichts mehr daran zu thun, so daß er sich von einer drückenden Last befreit fühlte. Am 11. August begleitete er eine Artischocke zum Danke für eine Sendung köstlichen Obstes mit folgenden Versen:

Gegen Früchte aller Arten,
Saftigsüßen, schmecklichzarten,
Aus gepflegtestem Revier
Send' ich starre Disteln Dir.
Diese Distel, laß sie gelten!
Ich vermag sie nicht zu schelten;
Das, was uns am besten schmeckt,
In dem Busen liegt versteckt.

Um diese Zeit nahm er auch wieder am Chaos thätigen Antheil. In die kurz vor seinem Geburtstag erscheinende letzte Nummer des ersten Jahrgangs lieferte er das dornburger Gedicht „Und wenn mich am Tag die Ferne". Vor seinem Geburtstag erhielt er, wie er schon am 20. Zelter meldet, von neunzehn Engländern, an deren Spitze Carlyle stand, ein goldenes emaillirtes Petschaft in Gestalt einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt; auf dem grünlichen Stein standen um einen Stern innerhalb eines Schlangenkreises in deutschen Buchstaben seine eigenen Worte: „Ohne Hast, aber ohne Rast". Seinen Dank sprach er in zwei freundlichen Strophen (an Personen 172) aus, die „Weimar den 28. August" unterschrieben, wahrscheinlich aber erst später gedichtet sind. Um in Weimar der glänzenden Festfeier seines Geburtstages, der sein letzter sein sollte, zu entgehn, begab er sich mit seinen Enkeln nach Ilmenau, wo er die heitersten Tage des ganzen Sommers genoß. Die Erinnerung an die einst hier mit dem heimgegangenen Großherzog verlebten Tage ergriff

wunderbar, besonders mußte er jenes am Häuschen auf dem Gickelhahn 1783 angeschriebenen Gedichts „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ gedenken, dessen Schriftzüge er erneuern ließ. Den achtzehn frankfurter Freunden, die ihn mit einer schönen Sendung alten Rhein- und Mainweins zu seinem Geburtstag erfreut hatten, dankte er in den sechs Strophen, die unter den Festgedichten (15) stehen. Sinnig zeichnet er hier die Entwicklung des Weins von der fröhlichen Lese an bis zu späten Jahren, wo er zur höchsten Kraft sich steigert, womit er die Entwicklung in Kunst und Wissenschaft verbindet, aber die Beziehung auf sein eigenes freundlich anerkanntes Wirken nebst der Reimnoth zwang am Schlusse den Ausdruck. Das Geschenk der von Fräulein Jenny von Pappenheim in Weimar ihm gestickten Pantoffeln erwiederte er mit den heitern Versen, in welchen er seine Verwunderung darstellt, wie es gekommen, daß er ein Paar Pantoffel küsse:

> Dem heilgen Vater pflegt man, wie wir wissen,
> Des Fußes Hülle, fromm gebeugt, zu küssen.
> Doch wem begegnets hier im langen Leben,
> Dem eignen Fußwerk Kuß um Kuß zu geben?
> Er denkt gewiß der holden, lieben Hand,
> Die Stich um Stich an diesen Schmuck verwandt.*)

In das Chaos lieferte er vom sechsten bis zum achtzehnten Stücke wieder mehrere seiner Gedichte, zuerst den nach England gerichteten Dank und die Verse an Fräulein von Spiegel vom 21. Juni. Das zwölfte Stück brachte das auch wohl in diesem Jahre geschriebene Gedicht auf eine Freundin, die in der Gegend bei Hasselau zwischen Franzensbrunn und Asch echten Granat, ohne Zweifel einen hier verlorenen Granatring, im Gestein gefunden hatte.

*) So stehen die Verse, etwas verändert, im Chaos.

Geognostischer Dank.

Haslaus Gründe, Felsensteile,
Vielbesucht und vielgenannt,
Seit der Forscher thät'ge Weile
Uns den Egeran genannt. *)
Was wir auch beginnen mochten,
War das eine nur gethan;
Wie wir klopften, wie wir pochten,
Immer war's der Egeran.
Von Aplomen, von Granaten
War genügsam nichts gedacht, **)
Und die geognostischen Thaten
Hemmte drohend nur die Nacht. ***)
Uns genügte, was wir fanden,
Doch, vom Glück ihr zugewandt,
Kam das einzige zu Handen
Einer schönen, lieben Hand.

Das vierzehnte Stück des Chaos brachte die vor kurzem gedichtete dankbare Erwiederung an Jenny Pappenheim (oben S. 433), das fünfzehnte den Spruch vom 2. Januar 1826, „Liegt Dir gestern klar und offen", und den in das Album des Grafen Sternberg vom 14. Juni 1827, das achtzehnte das letzte Gedicht an die frankfurter Festfreunde.

Nach dem Faust wandte sich Goethe zunächst wieder der Vollendung des vierten Bandes von Wahrheit und Dichtung zu. Von den lyrischen Dichtern der Zeit nahm er nur selten nähere Kenntniß. Als ihm Pfizers Gedichte zugeschickt wurden,

---

*) Von seinem Vorkommen bei Eger genannt, wie man ihn Vesuvian vom Vesuv nannte.

**) Man dachte nicht daran, auch nur ganz gewöhnliche Granaten, wie den Aplom, hier zu finden, begnügte sich mit dem Egeran.

***) Weitere Entdeckungen kamen nicht zum Vorschein. Die Nacht, wie bei Horaz carm. IV., 9, 27. 28 urgentur longa ignoti nocte. Nur ist freilich Flickwort, wofür man lieber uns lese.

las er in dem halbaufgeschnittenen Bändchen, wo ihm denn der Dichter wirkliches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu sein schien, aber doch ward es ihm beim Lesen gleich so armselig zu Muth, daß er es eilig zur Seite legte. „Das Werklein ist an Uhland dedizirt“, äußert er gegen Zelter, „und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschlecht Bezwingendes hervorgehn. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehn. Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß.“ Auffallend ist es, wie Goethe übersehn konnte, daß Uhland gerade von ihm ausgegangen war, wie dies Sintenis in der lehrreichen Abhandlung „Goethes Einfluß auf Uhland“ (1871) erwiesen hat, und wie er, weil seine Richtung auf die Erfassung der Natur und die hohe Bestimmung der Menschennatur, die sich mächtig bewähren müsse, Uhland abging, diesem jede tüchtige, zur That drängende Kraft absprach, indem er gerade von der politischen Wirksamkeit, in welcher Uhland eine so hervorragende Bedeutung für Deutschland gewann, sich als einer Bestrebung abwandte, welche den Dichter aufzehren werde, da es keine Sache für die zarte Natur eines Dichters sei, Mitglied der Stände zu sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen zu leben. Als ob er selbst nicht an den gewöhnlichsten Geschäfts- und Verwaltungsangelegenheiten sich so lange Zeit abgerieben hätte, ohne daß diese in seine Dichternatur erkältend eingedrungen waren, und die zart empfindende Seele des Dichters nicht zugleich männlich gestählt sein könnte zum Kampfe für das edle Gut bürgerlicher Freiheit, Selbständigkeit und Volkswürde. Bei aller Einseitigkeit, die in seinem Wider-

sprüche gegen Uhlands reinbesaitete, so menschlich edle und männlic
würdige Dichtung liegt, erkannte er doch dessen hohe Begabun
an, wenn er auch mehr die bedeutende Wirkung, welche von diese
neu aufgegangenen Gestirne ausging, bemerken als auf sei
wirklichen Vorzüge eingehn konnte, die auf der Tiefe seines G
müthes, der ruhigen Klarheit seiner Weltauffassung und d
reinen Einklang seines ganzen Wesens beruhte, die er mit Goe
gemein hat, wogegen, wie dieser zur Erkenntniß der Natur
des Menschengeistes, Uhland zum geschichtlichen Verständnisse de
geistigen Entwicklung sich gedrungen fühlte, und wenn er nich
an Goethes mächtige Gestaltungskraft reichte, er dagegen die ge-
müthliche und sittliche Seite der Menschheit mit warmer Em-
pfindung anklingen ließ. Vgl. S. 418.

Gegen Ende des Jahres widmete sich Goethe mit leiden-
schaftlicher Vorliebe naturwissenschaftlichen Betrachtungen. Im
Faust hatte er die reichste Ader lyrischer Dichtung ergossen, be-
sonders in den herrlichen Gesängen des Schlusses, in denen, bei
einzelnen Freiheiten und Unebenheiten der Form, doch der hohe
Geist des das Jenseits vorahnenden Dichters wirkt. Sonstige lyrische
Klänge entlockte ihm nur die Gelegenheit. Die neue Ausgabe
seiner von Bory nach Rauchs Standbild gemachten Medaille mit
einer sinnbildlichen Hindeutung auf seine Neigung zur organischen
Natur im allgemeinen*) sandte er einem Freunde**) am 3. No-
vember mit folgenden Versen:

---

*) Zwischen zwei Füllhörnern voll Blumen und Früchte steht ein Löwenkopf
mit offenem Rachen; darüber eine Janusherme, von welchen der eine jugendlich
Kopf einen Blumenkranz, der andere bärtige einen Eichenkranz trägt; oberhalb ei
Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

**) Man könnte auf den Hofgärtner Sckell in Dornburg rathen oder auf de
Garteninspector Dietrich zu Eisenach.

Von der Blüte zu den Früchten,
Allerlei Naturgeschichten,
Eigen sind sie Deinem Hügel.
Löblich ist's nach Wurzeln graben;
Denn um helle Tagesgaben
Flattern alle Lebensflügel.

Von den Früchten zu den Blüten
Niemals werden wir ermüden.
Den Genuß an solchen Gaben
Siehst Du hier in Erz gegraben.
Wie Dich auch Natur entzückt,
Kunst sei freundlich angeblickt!

Zu Zelters Geburtstag, dem 11 Dezember, schickte er als Begleitung eines Exemplars seiner silbernen Medaille (zwei aus Bronze hatte er früher geschickt) die Verse:

Ein Füllhorn von Blüten,
Ein zweites mit Früchten,
Wie möcht' ich gemüthlich
Zum Feste sie richten!
Doch saust ein Gestöber
In Lüften so wild;
Wo alles erstarret,
Genieße das Bild!
Begrüße die Bilder!
Sie gingen voran,
Und andere folgen —
So fort und fortan!

Unter den Papieren zum dritten Heft des sechsten Bandes von Kunst und Alterthum befand sich ein Aufsatz für junge Dichter, worin Goethe ausführt, wie schwer es sei, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleite, aber es keineswegs zu leiten verstehe, was er schließlich in das Reimwort bringt:

Jüngling, merke Dir bei Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Vielleicht fällt dieser Aufsatz Ende Januar 1832, da sich eine ähnliche Aeußerung über das Wesen und Treiben der jungen Leute, mit denen man, da man sie nicht los werde, in- und auswendig immerfort im Streite lebe, in einem gleichzeitigen Briefe an Zelter findet: „In der Folge, wenn ein freier Geist gewahr wird und ausspricht, was gar wohl einzusehn und auszusprechen ist, so müssen gar viele gute Menschen in Verzweiflung gerathen. Jetzt gängeln sie sich in schlendrianischen Labyrinthen und merken nicht, was ihnen unterwegs bevorsteht. Ich werde mich hüten deutlicher zu werden, aber ich weiß am besten, was mich im höchsten Alter jung erhält, und zwar im praktisch-produktiven Sinne, worauf denn doch zuletzt alles ankommt.“ In diesem Januar, dem letzten, den der greise Dichter erleben sollte, las er einen Theil der Handschrift des Faust seiner Schwiegertochter, welche den gedruckten, von ihr reichlich erwogenen Anfang des zweiten Theils gelesen und sich über denselben mit ihm besprochen hatte. Einiges, was beim Durchlesen Anstoß erregte, wurde damals verbessert, und der Dichter fühlte das Verlangen, einzelne Hauptmotive, die er allzukurz abgethan habe, weiter auszuführen, wozu er aber nicht gelangen konnte. Am 29. Januar ward Faust ausgelesen. Den von Zelter ihm mitgetheilten Text von Jouys Oper les Athéniennes, den Spontini setzen wollte, ging Goethe auf des letztern Wunsch genau durch und machte besonders über den ersten Aufzug Vorschläge zur klarern Hervorhebung einiger Punkte, wobei er betheuerte, daß er es nicht unangenehm empfinden werde, wenn man von seinen Vorschlägen

keinen Gebrauch mache. Recht gut wisse er, daß man besonders in Opern nicht alles motiviren dürfe, ja um des Kontrastes willen manches unversehens einführen dürfe, er wünsche aber den Zuschauer immer gern auch da verständigt, wo man seiner Einbildungskraft und seinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthe. Noch mancherlei Angenehmes sollten ihm die letzten Monate seines Lebens bringen. Inniger als je war sein Verhältniß zu Zelter, gegen den er sich über die Irrgänge des heranwachsenden Geschlechts ganz frei aussprechen konnte. Die lyrische Dichtung war verstummt; ein paar gelegentliche Spruchverse sind das einzige, wozu er sich veranlaßt fühlte; mit dem Faust hatte er seine dichterische Thätigkeit abgeschlossen, er sollte sein letztes, hochbedeutendes Vermächtniß bleiben. Bekannt sind nur der Reimspruch Bürgerpflicht vom 6. März:

> Ein jeder kehre vor seiner Thür,
> Und rein ist jedes Stadtquartier.
> Ein jeder übe seine Lektion,
> Dann wird es gut im Rathe stohn! *)

und die Stammbuchverse vom 7.:

> Fromme Wünsche, Freundes Wort,
> Waltet in dem Büchlein fort.

Nach Eckermann waren einige Verse in das Stammbuch des gastfreundlich von ihm aufgenommenen ältesten Sohnes der Frau von Arnim das letzte, was er schrieb. Waren es diese Verse? Lebhaft beschäftigte Goethe das in dem bei Anwesenheit seines Sohnes aufgegrabenen und casa di Goethe benannten Hause zu Pompeji gefundene große Mosaikgemälde, das nach seiner Auslegung die Schlacht bei Arbela darstellte, weshalb er noch am 11. in einigen

*) Vgl. dazu die Xenie: „Gib eine Norm zur Bürgerführung" (II, 34). Der Schluß ist nach einem bekannten Worte Luthers.

Zeilen vom Bibliothekar Kräuter sich Näheres über Oxathres, den Bruder des Darius, erbat. Erst in der Nacht vom 15. erkrankte er, stellte sich jedoch bald leidlich wieder her, aber ein neu schlimmerer Anfall traf ihn in der Nacht vom 19. Am 21. freute ihn das ihm schon längst bestimmte von Meyer gemalte Bild der Gräfin von Vaudreuil. Einen aus München während seiner Krankheit angelangten Steindruck seines Bildes von Stieler hatte er ihr als Gegengeschenk bestimmt, und schon vier Zeilen, „so nach seiner Art“, wie er sagte, gedichtet, welche er nach seiner Herstellung darunter schreiben wollte. Die Schwäche nahm aber immer zu; als ihm das Sprechen schwer wurde, schrieb er einige Worte mit dem rechten Zeigefinger in der Luft; leider konnte man sie, obgleich er dies mehrmals wiederholte, nicht deuten. Am 22. eine halbe Stunde vor Mittag verschied er, nachdem er schon anderthalb Stunden nicht mehr zu sprechen vermocht hatte. So sollte ihm der Trost verwehrt sein, ein letztes Wort vor seinem Scheiden an die Seinen zu richten.

Ueber die Veröffentlichung seines Nachlasses nahm Goethe mit Eckermann Absprache, der das Vorhandene zu etwa fünfzehn Bänden anschlug. Wenn der Verleger etwa über eine gewisse Bogenzahl nicht hinausgehn wolle und deshalb einiges ungedruckt bleiben müsse, sollte vor allem der polemische Theil der Farbenlehre zurückstehn. Die Herausgabe seines Nachlasses wurde wirklich auf fünfzehn Bände beschränkt, von denen der siebente lyrische Gedichte enthielt. Ueber die Art der Auswahl und Anordnung wird Goethe sich mit Eckermann verständigt haben. Den Anfang bildeten Jugendgedichte, mit der falschen Jahreszahl 1769. Auf die Verse Den Männern zu zeigen (oben S. 46 f.) folgten sechs Gedichte des leipziger Liederbuches, der Misanthrop, verschiedene Drohung, Mädchenwünsche, Bewegggrund,

Liebe wider Willen, wahrer Genuß; das erste und letzte Lied desselben blieb auch diesmal weg. Daran schlossen sich Lieder für Liebende, die aus den Singspielen „für die Zwecke des Komponisten und Sängers neu zusammengestellt" waren. Dann folgten die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten und eine neue Abtheilung vermischter Gedichte. Letztere beginnt mit dem schon 1827 in Zelters sechs Liedern für die Altstimme erschienenen Gedichte So ist der Held, woran sich die drei an Sie überschriebenen aus dem Chaos, die drei dornburger Gedichte, die Verse „Und wenn mich am Tage die Ferne" und die vier unter der Ueberschrift Angedenken vereinigten Reimsprüche anschließen. Das aus den Wanderjahren auszusondernde Gedicht bei Betrachtung von Schillers Schädel folgte, dem das Goethe so sehr am Herzen liegende Kein Wesen kann zu nichts verfallen und die Strophen aus der Novelle sich anschlossen. Hierauf kam die lustige Parabel von 1830 (vgl. oben S. 426), dann die Verse „Von wem auf Lebens- und Wissensbahnen" (später Bildung überschrieben), eins wie's andre, ein Gleichniß, „wie David königlich zur Harfe sang" (alle drei aus Kunst und Alterthum) und die ungedruckten Verse zum Divan, darauf Hochländisch und Gutmann und Gutweib (beide aus Kunst und Alterthum), die Worte „Wie ist heut mir doch zu Muthe" nach Horaz und die Strophe „Ein Wunder ist der arme Mensch geboren" aus den Wanderjahren, wo aber noch eine Strophe „Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren" folgt, und „Was wird mir jede Stunde so bang?", eines der vor den Wanderjahren stehenden Gedichte (vgl oben S. 374). Weiter folgten die noch ungedruckten Gedichte „Mein Beichtiger" (oben S. 376) und „Hab' ich tausendmal geschworen" (Epigrammatisch 23), aus Kunst und Alterthum „Da wächst der Wein"

(das. 24), die Verse zu *Werthers Leiden*, dann das Fr. Förster, nicht Goethe angehörende „Als ich ein junger Geselle war", aus dem *Chaos* die *neue Sirene* und „Stark von Faust", die noch ungedruckten *Frühling* 1818 (oben S. 360) und *Paulo post futuri* (Epigrammatisch 14 a), die Uebersetzung *Moderömerinnen* (oben S. 166), *Dilettant und Künstler* (von 1815) und zum Schlusse das *Sonett* aus *Was wir bringen* (Epigrammatisch 2). In einer besondern Abtheilung unter dem Titel *Original und Nachbildung* steht das Gedicht an Silvie von Ziegesar von 1808 mit vorhergehendem Abdrucke des dabei parodirten Geburtstagswunsches (oben S. 302). Darauf folgen zwölf Festgedichte von 1822—1831, die bis dahin nicht gedruckten *Gedichte zu Bildern*, 54 neue Gedichte der *Zuschriften und Erinnerungsblätter* und die *Politika*, von denen viele später mit Recht unter die *zahmen Xenien* verwiesen wurden. Ungedruckte *zahme Xenien* und der gegen Kotzebue gerichtete neue *Alcinous* bilden den Schluß.

Auch diesmal waren manche noch vorhandene Gedichte zurückgeblieben, von denen eine große Anzahl erst 1836 in der zweibändigen Quartausgabe der Werke Aufnahme fand. Die Herausgeber hatten hier auch die Ordnung der Abtheilungen geändert. Nach der *Zueignung* folgten zunächst die *Lieder*, an deren Spitze die Verse „Töne, Lied, aus weiter Ferne" aus *Kunst und Alterthum* trat. Die Lieder aus dem ersten, dritten und siebenundvierzigsten Bande der Ausgabe letzter Hand waren zusammengestellt, einige der früher in dieser Abtheilung gebrachten Stücke unter die *vermischten Gedichte*, eines unter *Parabolisch* gestellt, wogegen einzelne der *vermischten Gedichte*, der *geselligen Lieder* und der Abtheilung *Lyrisches* hier Aufnahme fanden; neu waren *Hans Liederlich* und die *Zerstörung*

Magdeburgs. Die zweite Abtheilung, gesellige Lieder, ist unverändert, nur ist Weltseele weggeblieben, da es unter Gott, Gemüth und Welt stand, und drei fremde Lieder sind unter die erste Abtheilung versetzt. Auf die geselligen Lieder folgen die der Loge, vermehrt um das 1830 gedichtete. Zu den nun folgenden Balladen sind Johanna Sebus und der morlackische Klagegesang hinzugekommen, von denen der eine unter den Cantaten, der andere unter den vermischten Gedichten stand. Hier treten dann die Cantaten ein, vermehrt durch die erste Walpurgisnacht, das Requiem auf den Fürsten Ligne und das Festlied auf Zelters siebzigsten Geburtstag, wogegen deutscher Parnaß und Johanna Sebus eine passendere Stelle gefunden haben. Die ganz neue Abtheilung Oden bringt die drei noch ungedruckten an Behrisch, hier nur an meinen Freund überschrieben, und die zwölf früher unter den vermischten stehenden Gedichte von Mahomets Gesang an bis das Göttliche. Nun kommen die vermischten Gedichte, die mit dem deutschen Parnaß beginnen, worauf außer mehrern schon früher hier stehenden Gedichten andere aus der Abtheilung Lyrisches, einige 1833 aufgenommene und Hans Sachsens poetische Sendung folgen. Neu sind „Was ist der Himmel, was ist die Welt?“ und Stammbuch Joh. Peter Reyniers. Keine Veränderung haben die Sonette erfahren. Unter Epigrammatisch finden sich die in dem ersten und dritten Bande unter dieser Abtheilung stehenden Gedichte neu geordnet mit einigen 1833 gedruckten und mehrern frühern unter den Liedern stehenden. Neu sind hier Etymologie, „Ein ewiges Kochen“, Erinnerung und das vermehrte Gedicht Lebensregel. Unter Parabolisch sind die bis dahin unter dieser Abtheilung stehenden mit einigen 1833 gedruckten, den Parabeln und der Legende vermehrt. Neu ist

Beruf des Storches. Die Abtheilung Kunst enthält die im zweiten und dritten Bande gegebenen Stücke; zu der darauf folgenden, welche schon im siebenundvierzigsten Bande eingeführt war, Gedichte zu Bildern, sind einige hinzugekommen. Die Abtheilung Gott und Welt heißt jetzt Gott, Gemüth und Welt; sie beginnt mit den gereimten Distichen, welche früher die letztere Aufschrift trugen. Hierher ist auch eine Reihe zahmer Xenien und das Gedicht entoptische Farben gezogen. Darauf folgen die Sprüche unter Sprichwörtlich und die sechs Abtheilungen zahmer Xenien, von denen die letzte durch neue vermehrt ist. Ganz neu ist die Abtheilung Invektiven, von welcher nur der neue Alcinous und eine Reihe hierher gezogener zahmer Xenien, aus denen auch das als Motto vorgesetzte Axiom genommen ist, früher bekannt waren. Die Abtheilung Politika aus dem siebenundvierzigsten Bande ist durch viele zahme Xenien und andere gedruckte Gedichte vermehrt worden; neu sind die Verse: „Was haben wir nicht für Kränze gewunden“, „Geburt und Tod“, „Der alte reiche Fürst“ und „Geld und Gewalt“ (Xenien VI, 81—83. 92). Unter Religion und Kirche erscheint an erster Stelle das bis dahin noch nicht aufgenommene Jugendgedicht die Höllenfahrt Jesu Christi, dann folgen sechs noch ungedruckte Sprüche, die schon 1821 gedruckten Verse auf Kestners Agape, endlich elf ungedruckte Sprüche, unter denen die Erwiederung an die Wittwe Krafft (oben S. 429). Auch der noch ungedruckte ewige Jude und die Geheimnisse finden hier ihre Stelle. Darauf folgen die Maskenzüge, die Gedichte im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad, die reich vermehrten Gedichte an Personen (Festgedichte, Inschriften und Erinnerungsblätter), die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten. Die Abtheilung antiker Form

sich nähernd ist durch das Gedicht Ferne (früher unter den Liedern), die bisher noch nicht aufgenommenen Feldlager, Wieliczka, Sakontala und siebzehn Distichen vermehrt worden. Auf die venediger Epigramme folgen die Weissagungen des Bakis, zu welchen sonderbar die beiden Distichen die Burg von Otranto gestellt sind, die vier Jahreszeiten, die zwei Episteln, um ein Bruchstück vermehrt, und die zwei Bücher Elegien. Nach Hermann und Dorothea und dem ersten Gesang der Achilleis folgt der vermehrte westöstliche Divan.

Die hier durchgeführte Anordnung dürfte nichts weniger als zweckmäßig sein, dagegen war diese später mehrfach, leider ohne die unterdessen neuentdeckten Gedichte wiederholte Ausgabe durch die neuen Gedichte und die den meisten beigefügte Angabe der Entstehung oder des ersten Druckes, trotz mancher Irrthümer, höchst wichtig. Da die fünfzehn Bände des Nachlasses im Jahr 1842 noch durch fünf neue Bände vermehrt wurden, so stellten die Herausgeber im ersten dieser nachträglichen Bände noch dasjenige von Gedichten zusammen, was in der Ausgabe von 1836 zum erstenmal gegeben war. Zuerst erscheinen hier die hinzugekommenen vermischten Gedichte, noch vermehrt durch die beiden 1838 bekannt gewordenen Elysium und Pilgers Morgenlied, dann die Vermehrung der Abtheilung an Personen, die Invektiven, die neuen zahmen Xenien und die neuen Stücke zum Divan. Aber schon zwei Jahre vorher war eine neue vollständige, neugeordnete Ausgabe in vierzig Bänden erschienen, welche sich näher an die Ausgabe letzter Hand anschloß, von der sie sich in der Anordnung nur dadurch unterscheidet, daß die Lieder aus Wilhelm Meister und die antiker Form sich nähernden Gedichte unmittelbar auf die Balladen folgen, die Abtheilungen Cantaten, an Personen, Gott,

Gemüth und Welt, Sprüchwörtlich und zahme Xenien in andere Bände verwiesen sind, die Politika, Gott und Welt und die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten vor die den Schluß bildenden Uebersetzungen treten. Die meisten Bereicherungen der Ausgabe von 1836 sind hier aufgenommen, auch die schon gedruckten Gedichte Elysium und Pilgers Morgenlied hinzugetreten, wie unter den an Personen mehrere sesenheimer Lieder. Jedenfalls verdient diese Anordnung vor der in der Quartausgabe befolgten den Vorzug, da sie sich möglichst enge an die Ausgabe letzter Hand anschließt. Erst ganz neuerdings hat Gödeke in die cottasche Ausgabe der Werke die meisten unterdessen neu aufgefundenen Gedichte aufgenommen.

Wir haben den reichen Schatz der goetheschen Lyrik von ihrer ersten Regung an durch die feurige, stürmische Jugend, durch die Jahre klarern Anschauens der Welt und kräftigen Zusammenhaltens, durch die reifen, zur hohen Kunsteinsicht gediehenen, nach vollendeter Darstellung der mannigfachsten Formen der Dichtung treibenden Mannesjahre, durch das ruhigere, die Welt mit sinniger Ruhe und weiser Beschauung erfassende höhere Alter bis in die Tage der schon sinkenden Kraft und des allmählich ersterbenden Feuers verfolgt: überall fanden wir das reine Gemüth und die innige Tiefe einer auf sich ruhenden, aus sich schöpfenden, selbstgewissen Natur. Seine Gefühle frisch zu ergießen, sie zur reichsten Blüte zu entfalten, war der Trieb seiner zart empfindenden, leicht in Schwung gesetzten, in reinen süßen Tönen nachhallenden Seele, der klare Anschauung und reiche Gestaltungskraft mit der Gewalt ergreifender, fast sinnlich das geistige Bild der

Dinge ausprägender Sprache zu Gebote standen. In der ersten Zeit sehen wir den jungen Dichter sich der gewohnten dichterischen Formen mit einer Leichtigkeit und Sicherheit bedienen, die sich frei fühlt von jedem steifen Anschmiegen an eine fremde Weise. Auch die Gedanken und Gefühle, denen die Gedichte des eben aus dem Knabenalter getretenen Jünglings Ausdruck geben, sind aus dem Tone der Zeit genommen, doch auch hier zeichnet ihn feiner Geschmack und eine scharf die Dinge bezeichnende Sprache aus, ja selbst der Sinn für die innere dichterische Form, für ein sich nicht in die Breite verlierendes, sondern in sich selbst abschließendes Ganzes ist in den leipziger Jugendgedichten nicht zu verkennen; nur in vier Oden, besonders in denen an Behrisch, verräth sich die Schwäche des sich überspannenden Jünglings. Erst in Straßburg sprangen die ersten frischen Liebeslieder aus seiner voll erregten Seele, die nun mit einemmale alles Zwanges ledig, sich selbst in schöner, weil ihr eigenes Gefühl rein ausprägender Form ergoß. Wie das Liebeslied gleichsam den vollen Brustton anschlägt, so war es auch eine der lyrischen Arten, welche unserm Dichter am glücklichsten gelangen, selbst in den höchsten Lebensjahren, wo er den Entsagungsschmerz noch in so feuriger Vergegenwärtigung des ihm winkenden Liebesglückes aussprach. Sein Lied folgte den mannigfachsten Wendungen und Wandlungen seines eigenen Liebesschicksals, wußte aber auch in den heitern oder düstern Liebestraum anderer sich zu versetzen und die ganze dämonische Gewalt dieser Leidenschaft ins volle Licht zu stellen, wobei die glückliche Erfindung der Situation und die Kunst, das Gefühl lebendig auszuprägen, ohne ins Breite sich zu verlieren, immer den rechten Anfangs- und Endpunkt zu finden, sich besonders bewähren. Nicht das beseligende Glück des Besitzes der Liebe sang er, sondern die Sehnsucht nach ihr und die wonnevollen

Schmerzen dieses „Glückes ohne Ruh“, dieser wehevollen Lust, die ihn glühend umtrieb, seine ganze Natur elektrisch durchzuckte; erst später, als er sich des ruhigen Genusses seiner Liebe freute, den er um so inniger empfand, als diese noch ein Geheimniß bleiben mußte und man sie ihm zum Verbrechen machte, ergoß er sich in keck sinnlicher freudiger Schilderung seines Liebesleben, aber nicht in lyrischer Unmittelbarkeit, sondern in erzählender oder elegischer Form. War Goethe als Liebesdichter von so außerordentlicher Bedeutung, daß er durch diese Lieder des Herzens und Gemüthes allein den Anspruch auf den Namen des ersten deutschen Liederdichters verdient, so hat er dagegen der Feier der Freundschaft keine dichterische Spende gebracht. Die unglücklichen Versuche in Oden an Behrisch und Zachariä gehören der leipziger Zeit an. Später hat er keine eigentlichen Freundschaftslieder gedichtet; denn das Lied dem Schicksal (vgl. zu Lied 83) ist eben so wenig ein Preis der Freundschaft zu Karl August, mit dem er dasselbe Schicksal theilt, als die herrliche Vision Ilmenau (vermischte Ged. 3), und das 35. der venediger Epigramme gibt den Ausdruck des Dankes an den edlen Fürsten. Freilich spricht er im Liede an den Mond (Lieder 82) auch sein Bedürfniß inniger Freundschaft aus, freilich gedenkt er auch in Liedern seiner Freunde, denen er manches kleine Lied, wie es die Gelegenheit brachte, anspruchslos weiht, aber von einem Freundschaftsenthusiasmus, der sich zu schwärmerischen Ideen verstieg, war er völlig frei, wie er überhaupt dem sich überspannenden Enthusiasmus durch seine auf reine Natur gestellte Richtung fern blieb. Welch ein Gegensatz in dieser Beziehung zwischen dem seine Freunde fast vergötternden, von dem Glücke der Freundschaft berauschten und zu den wunderlichsten Gedanken getriebenen Klopstock mit seinem hohen Pathos

und dem das Glück der Freundschaft ruhig genießenden oder des entschwundenen, wie in der Zueignung zum Faust, sehnsüchtig gedenkenden Goethe! Auch keine enthusiastischen Vaterlandslieder tönte seine sich nie überspannende, rein das frische, ihn lebendig ergreifende Gefühl austönende Leier. Wie sehr er auch das deutsche Gemüth ehrte, alles dessen, was den Deutschen in Wissenschaft und Kunst gelang, sich freute, wie hoch er auch den Werth der deutschen Sprache schätzte, ein politisches deutsches Vaterland, dessen er sich freuen konnte, bestand nicht, und sein so ganz auf das Wirkliche gestellter Sinn konnte sich nicht für Träume begeistern, die aus der einstigen deutschen Größe stammten, da ihm der Widerstreit der deutschen Fürsten untereinander und die Schwäche des pomphaft aufgestutzten deutschen Kaiserreichs sich widerwärtig aufdrängten. Seine Liebe zum deutschen Vaterlande gegenstandslos auszusprechen oder nach den so schönen Tagen deutscher Macht sich zurückzusehnen, ihre Wiederkehr sich schwärmerisch vorzuspiegeln, war seiner durchaus wahren Natur ganz unmöglich. Erst als die Franzosen den Rhein in Besitz nahmen und Deutschland zur Beute ihrer Eroberungssucht sich ausersehen zu haben schienen, da ergoß er seine Vaterlandsliebe in die begeisterte Rede seines als Deutscher und Bürger sich fühlenden und von ihm als solcher leibhaft hingestellten Hermann, nicht in ein vaterländisches Lied. Auch zum Preise Gottes hat Goethe sich nicht verstiegen, vielmehr sprach er später seine Freude darüber aus, daß er Gott, wie seine Gattin, im Liede rein erhalten, daß er nicht den Gottesglauben und die treue Liebe, welche ihn mit seiner Gattin verband, diese heiligen Herzensgeheimnisse, durch öffentliche Erhebung entweiht habe. Den christlichen Gott, dessen Preis und Ehre Klopstock so begeistert gesungen, feiert Goethe nie, nur als Knabe ließ er sich bestimmen, die

Höllenfahrt Christi im Tone der cramerschen Ode darzustellen; von den christlichen Sagen benutzte er allein die vom ewigen Juden, in deren ganz freier Bearbeitung er auf den Verfall des Christenthums hindeuten wollte, und die Legende von dem Hufeisen, wogegen er anderwärts den Kampf des Christenthums mit dem griechischen und deutschen Heidenthum vom Standpunkte des letztern aus ergreifend veranschaulichte. Das Christenthum als Religion der Liebe sollten die *Geheimnisse* preisen. Nur den Gott, den er in der Natur fand, hat er, wie früher im *Faust*, so später in einigen durch einfache Würde und lichte Klarheit inniger Ueberzeugung ausgezeichneten Gedichten verehrungsvoll gefeiert. Im sogenannten *geistlichen* Liede, das er, wenn es in andächtigem Schwunge sich erhob oder frommer Duldung und Fügung in Gottes Willen zum Ausdruck diente, wohl zu schätzen wußte, hatte er als Knabe sich versucht, und auch unter dem Einflusse der frommen Fräulein von Klettenberg mag er eines und das andere gedichtet haben, das aber nicht aus der Tiefe des Herzens stammte; wenn er später sogar ein geistliches Lied übertrug, so war es ein solches, in welchem er einen „Appell an das Genie" sah. An *geselligen* Liedern fehlte es schon in der frühesten Zeit nicht, aber erst später behandelte er auch diese, auf Anlaß seines Mittwochskränzchens, mit besonderer Rücksicht auf diese Kunstform.

Wie die Unruhe und der Schmerz der Liebe den Dichter zum lyrischen Ergusse trieb, so preßte er in Liedern auch alles das aus, was ihn sonst bedrängte oder aufregte. So spricht sich in manchen die *schmerzliche Spannung* oder *Beruhigun*[...] seiner Seele aus; meist sind es kurze Stoßseufzer oder B[...] schwichtigungen, die, von ergreifender Innigkeit und seelenhaf[...] Wärme durchweht, gleichsam die konzentrirte Empfindung ausprä[...] zuweilen aber veranschaulicht er auch in einem dichterischen B[...]

einen Seelenzustand, um ihn so man könnte sagen mit objektiver Treue zu schildern, wie vor allem in der Seefahrt (vermischte Ged. 15), in Adler und Taube (daselbst 16), in dem Gedichte der Becher (daselbst 31) und in Amor als Landschaftsmaler (Kunst 4). Ganz besonders ist es der Reiz der immer wechselnden Natur, die Macht ihrer Wirkung auf die von deren Erscheinungen tief bewegte und erfüllte Seele, die er im Liede ausspricht, und wenn Goethes eigenes Wort, seine Gedichte seien Gelegenheitsgedichte, sie seien durch die Wirklichkeit angeregt, hätten in dieser Grund und Boden, eine Aeußerung, die man in der Ausdehnung, welche man ihr gegeben, nicht wahr halten kann, sich irgendwo bewährt, so ist es hier. Nur tief in seine Seele dringende Empfindungen oder Gedanken, welche die Auffassung der Erscheinungen der Natur oder der Welt in ihm unwillkürlich hervortrieb, drängten ihn zur dichterischen Darstellung; es war kein Suchen und Haschen nach Ideen zur dichterischen Darstellung, keine Bilderjagd, wie ein bekanntes Wort von Kleist sagt, sondern die erschaute Idee trieb ihn zur Dichtung. So ist z. B. das Gedicht an den Mond (Lieder 82) der lebendige Ausdruck des zum Ergusse drängenden, ihm gleichsam auf die Lippen tretenden Gefühls, während bei so vielen Mondliedern der Dichter kaum am Schlusse zu innigem Gefühle gelangt ist, so daß er jetzt erst zu singen beginnen sollte. Goethes eigenes leipziger Lied an Luna (Lieder 33) ist dagegen eine nur gedachte Phantasie des im Tone der Zeit singenden, auf Wirkung ausgehenden Liebesdichters. In unserm Dichter war der geistige Eindruck nicht allein der Natur, sondern aller bedeutenden äußern Erscheinungen so mächtig, daß er sich durch sie zu den mannigfachsten Empfindungen hingerissen fühlte; sie drückten gleichsam ein Bild in die Seele, oder sie regten die in ihm liegenden

Gedanken und Empfindungen unwillkürlich an, daß er sie auszusprechen sich genöthigt sah, wovon die merkwürdigsten Zeugnisse die Harzreise, an Schwager Kronos, Wanderers Sturmlied (vermischte Ged. 12—14) u. a. bilden, in denen der Fortschritt nicht in den Empfindungen selbst, sondern in den aufeinander folgenden äußern Beobachtungen des auf der Reise befindlichen Dichters liegt, welche eben die Empfindungen anregen. Aehnlich läßt er in dem Gesang der Geister über den Wassern (daselbst 10) nur die Stimmen reden, die er im wunderbaren Treiben des Elements zu vernehmen glaubt. Ganymed und Grenzen der Menschheit (daselbst 18. 19) sind frische Blüten des Gefühls, welches der wonnige Frühling und das herannahende Gewitter in der Seele des Dichters erwecken. Man hat diese Gedichte, die sich auch in der äußern, freien Form von den in bestimmten Strophen sich bewegenden Liedern unterscheiden, mit Recht als Oden bezeichnet, insofern sich in ihnen nicht die einzelne augenblickliche Stimmung ergießt, sondern es den Dichter aus sich hinaus zu allgemeinen Anschauungen drängt, in welchen sich der Geist seiner höhern Würde und seiner Stellung im Reiche der Natur bewußt wird. So beginnt den Gesang der Geister die Vergleichung der Seele des Menschen mit dem Wasser, in den Grenzen der Menschheit tritt der Gegensatz des Menschen zur Gottheit hervor, in Ganymed die unüberwindliche Sehnsucht nach Gott, dem Vater der Liebe, in der Harzreise die Feier der die ganze Natur erfüllenden Liebe. Die Gedanken brechen hier tief empfunden, gleichsam aus der bewegten Seele sich emporringend, hervor, nicht in einfach ruhiger Auffassung, wie es in dem Spruchgedicht der Fall ist. In dieser Form der Ode, in welcher sich Wärme und Tiefe mit reiner Naturwahrheit auf das glücklichste verbinden, steht Goethe einzig da; es sind diese

hehren Gedichte der edelste, sinnigste Ausdruck einer schön menschlichen, die Welt rein, wahr und warm erschauenden Natur. Welch ein Gegensatz zwischen diesem bei aller Ergriffenheit der Seele von leidenschaftlicher Ueberspannung freien Ernste und dem entzückten oder verzückten Enthusiasmus, zu dem sich Klopstock versteigt! Ein paar andere Oden, meine Göttin und das Göttliche (daselbst 11 und 20), sprechen selbständig, ohne die äußere Veranlassung hervortreten zu lassen, das in dem Herzen des Dichters auf einmal in lebendigster Klarheit ausbrechende, längst in der Seele genährte Gefühl aus. Wie die Natur, so regte den Dichter auch der Anblick merkwürdiger, aus alter Zeit zu uns gleichsam herüber redenden Ueberreste zuweilen dichterisch auf, da das lebhafte Hineinversetzen in die Vergangenheit, ja das Verweben der Gegenwart mit derselben ein tief in seiner leicht anklingenden Seele liegender Zug war. Hiervon zeugen der Wanderer (Kunst 2), Geistesgruß und Bergschloß (Lieder 75. 76). Selbst einzelne Volkslieder und Melodien zogen den Dichter so mächtig an, daß er in ihrem Tone, zuweilen mit Beibehaltung des Anfangs, weiter zu dichten sich getrieben fühlte. Vgl. Lieder 5. 16. 17. 20. 43. 44. 64. 70. 72. 75. gesellige Lieder 12. 15. 19. Auch die Kunst, besonders die zeichnende, erfaßte den Dichter oft so mächtig, daß sie ihn zu bewegten Liedern trieb, in denen er sein ganzes gleichsam in die Kunst aufgehendes Wesen ergoß.

Neben dem eigentlichen tritt bei Goethe noch das epische Lied bedeutend hervor. Als epische d. h. erzählende Lieder bezeichnen wir diejenigen, in welchen der Dichter in überlieferte Sagen oder Geschichten oder Zustände sich mit ganzer Seele hereinversetzt und sie mit innigem Antheil vergegenwärtigt; man hat sie als Balladen, auch als Romanzen bezeichnet. Vgl. unsere Einleitung zu den Balladen. Aber unser Dichter hat auch eigene

rein ersonnene Situationen in dieser Weise behandelt, wie in den Gedichten der Sänger, die Spinnerin, vor Gericht, Wanderer und Pächterin (Balladen 2. 15. 16. 21). Zuweilen hat er sich hierbei der Form des Wechselliedes bedient, die sich ihm zuerst auf der Schweizerreise des Jahres 1797 aufdrängte (vgl. Balladen 17—21), ja er hat diese Form zur völligen Kantate ausgeweitet. Näher dem Epos als dem Liede steht die Elegie, in welcher Goethe so herrliche Dichtungen gelangen, theils auf sein eigenes Leben bezügliche (außer den römischen Elegien Euphrosyne und die Hermann und Dorothea überschriebene), theils frei ersonnene (Alexis und Dora, das Wiedersehen, Amyntas) oder wenigstens nach älterer Ueberlieferung umgedichtete (der neue Pausias). Von ganz eigenthümlicher Art ist die Erklärung eines die poetische Verklärung von Hans Sachs darstellenden Gemäldes, worin Goethe, der sich ganz in die Zustände des alten Meistersängers hereinversetzt, bei der Hervorhebung seines eigenthümlichen Werthes die Macht der Liebe auf den Dichter erglänzen läßt. Zu der erzählenden Dichtung gehören auch die Fabel und die Parabel. Goethe hat sich der erstern nur parabolisch bedient, besonders in der spätern Zeit, wo er zur Spruchdichtung immer entschiedener hinneigte, aber auch schon sehr frühe, da ihm der bildliche Gebrauch von Hause aus sehr geläufig war. Später bearbeitete er auch die Parabel kunstmäßig, ja er wollte Muster ihrer verschiedenen Arten aufstellen. In der beschreibenden Dichtung hat sich Goethe nicht versucht, dagegen unternahm er es, die Metamorphose der Pflanze, später auch die der Thiere anschaulich darzustellen; die beabsichtigte ähnliche Behandlung anderer Theile der Naturlehre kam nicht zu Stande. Hier tritt der naturwissenschaftliche Dichter in klarer Anschaulichkeit und frisch lebendiger

Bewegung auf das glänzendste hervor. Als eine Abart der beschreibenden Dichtung muß das Räthsel gelten; auch in diesem versuchte sich Goethe, aber mit weniger Glück als Schiller, der dasselbe durch reiche Belebung hob, während die Räthsel unseres Dichters kahl und nüchtern sind und sich mit der schlichten Angabe der bezeichnenden Eigenschaften des zu errathenden Gegenstandes begnügen, wenn sie nicht humoristisch sich ergehen. Vgl. Epigrammatisch 52. 81. 82. an Personen 24.

Auch als Spruchdichter bewährte sich Goethe ganz vorzüglich. Bei dem Spruche gilt es die treffende Darstellung einer erkannten Wahrheit, die von der mannigfachsten Art sein kann, die der Dichter aber so anschaulich darstellen muß, daß sie sich der Seele mit reinster Unmittelbarkeit einprägt. Hierher gehört auch das Epigramm, das Goethe mit vorzüglichem Geschick behandelte, da klare Anschauung der Dinge und lebendige Entfaltung sich bei ihm glücklich verbanden, auch ein stets frischer, scharf eindringender Humor ihm zu Gebote stand, wie ihn das satirische Epigramm fordert. Schon in frühester Zeit versuchte er sich im spottenden und polemischen Epigramm, wozu er sich zuerst gangbarer neuern Formen, in der ersten weimarer Zeit des Hexameters bediente; später wurde er durch Herders Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie zu Nachbildungen in elegischer Form veranlaßt, in denen er bald große Freiheit zeigte. Nach der Vollendung seiner Elegien drängte es ihn wieder zur elegisch epigrammatischen Form, in welcher er zunächst für seine Beobachtungen in Venedig ein sehr gefügiges Werkzeug fand, dessen er sich auch noch einige Jahre später gern und bequem bediente, besonders Ende 1795 und 1796, wo sich aus ihm auch der Gebrauch des einzelnen Distichons in den Xenien bildete. Alle diese Arten des Epigramms gediehen unter Goethes Hand zu wahrhaft kunstvollen Gebilden, in denen sein an-

stellung oder paarweis reimender meist vier-, selten fünffüßiger Verse. Schon in manchen frühern Gedichten finden wir den Gebrauch reimloser Verse von frei wechselnder Länge, so bereits im Wanderer, dann in Wanderers Sturmlied, Elysium, Pilgers Morgenlied, an Schwager Kronos, Adler und Taube und in manchen Kunstliedern. In seinem Mahomet hatte er sich nicht nur einmal freier Strophen, sondern auch in einem Liede einer Odenform bedient. Vgl oben S. 86 f. In der ersten weimarer Zeit schrieb er in reimlosen, nur mäßig wechselnden Versen Seefahrt und Liebebedürfniß (vermischte Ged. 15. 24); nicht viel später fallen die reimlosen trochäischen Dimeter Menschengefühl (daselbst 22) und das reimlose Gedicht Hypochonder (Epigrammatisch 29) in regelmäßig abwechselnden jambisch-anapästischen Versen mit kürzerm Schlußverse. Die 1779 beginnenden reimlosen Oden bewegen sich in freien Versmaßen. Ganz gleiche reimlose Verse zeigen der Becher und Nachtgedanken (vermischte Ged. 31. 32), beide von 1781, dagegen wechseln wieder die Verse frei ab in dem demselben Jahre angehörenden reimlosen Gedichte an Lida (daselbst 33). In Italien schrieb er einmal einen Glückwunsch an den Herzog in reimlosen fünffüßigen Jamben, uud die eben dort entstandenen Gedichte Amor als Landschaftsmaler und Kupido, loser eigensinniger Knabe sind in gleichen reimlosen Versen geschrieben. Vgl. oben S. 203 f. Bald nach der Rückkehr aus Italien fallen die in reimlosen fünffüßigen Trochäen geschriebenen Gedichte Morgenklagen und der Besuch (daselbst 28. 29), und auch die gleichen reimlosen Verse an seine Spröde und Anliegen (daselbst 25. 26) sind nicht später als 1788. Selbst nach der Verbindung mit Schiller dichtete er in gleichen reimlosen Versen für den Musenalmanach die Musageten (daselbst 27), und ganz dasselbe Versmaß brauchte er noch 1803

zum magischen Netz (daselbst 30). Daß er in kleinen Gelegenheitsgedichten zuweilen aus Bequemlichkeit den Reim sich erließ, kommt weniger in Betracht.

Bei seinen weit zahlreichern gereimten Gedichten liegt im Reime ein ganz besonderer Reiz und eine eigenthümliche Bedeutung, da dieser bei ihm meist auf den Hauptbegriffen ruht und das Gedicht gleichsam beherrscht, zugleich aber den lieblichsten, oft malerischen Wohllaut über dasselbe ergießt, wie denn seine Lieder überhaupt bei aller schlichten Einfalt der Sprache mit klangvoller Zartheit und reiner Tonfülle uns ins Ohr fallen, ohne dadurch an bezeichnendem Nachdruck zu verlieren, im höchsten Sinne des Wortes durch die Verbindung von Tonfall, Rhythmus, Wohlklang und leichtem Fluß singbar sind, ja gleichsam eine süße Melodie in sich tragen, wie das Lied des Vogels, das diesem unwillkürlich „aus der Kehle dringt“. Für die Reinheit des Reimes war Goethe so wenig wie die andern Dichter der Zeit besorgt, wenn er auch von Reimen, die, wie bei Schiller, auf falscher mundartlicher Aussprache beruhen, frei ist und nur der gangbaren Freiheit, **i** und **ü**, **ei** und **eu**, auch wohl **ä** und **ö**, **ß** und **s** zu reimen, mit Maß sich bedient. Aus Nachlässigkeit hat er freilich zuweilen den Stimmreim (Assonanz) statt des eigentlichen Reimes, wie auch andere Dichter, sich entschlüpfen lassen. Merkwürdig rein im Reime ist sein erstes erhaltenes Gedicht. Bei der künstlerischen Strenge, die er sich seit der Verbindung mit Schiller auflegte, achtete er auch auf den Reim sorgfältiger, aber er ließ doch lieber einen unreinen Reim gelten, als daß er seinetwegen den Ausdruck gezwängt hätte, wie er auch in antiken Maßen die Reinheit der Spondeen lieber aufgab als daß er zur strengen Beobachtung derselben ein nicht zutreffendes Wort gesetzt hätte; ihm war, wie es in einer zahmen Xenie (V, 69) heißt, den Gedanken rein

zu haben die edelste von allen Gaben, die mehr als alle Reime werth. Später ließ er in der Reinheit der Reime wieder etwas nach, besonders als er sah, wie man dem Reime zu Liebe den Ausdruck verkümmerte. Deshalb mied er auch die südlichen, eine Fülle gleicher Reime fordernden Klangformen und forderte jüngere Dichter auf, sich nicht durch Anwendung derselben Gewalt anzuthun. Unsere neuere deutsche Dichtung hat auf strengere Reinheit des Reimes besonders gehalten, doch bricht schon die Ueberzeugung durch, daß die freie Bewegung des Dichters in unserer weniger klangvollen Sprache zu sehr gehemmt wird, und wir, da selbst die Italiener sich gewisse Freiheiten darin gestatten, nicht zu strenge sein dürfen. In der Art der gewählten Reimverschlingung wie des Versmaßes selbst verräth sich Goethes feines Gefühl; freilich laufen dabei aus Nachlässigkeit manche Abweichungen unter, wie er auch nicht überall die beabsichtigte gleiche Länge der sich entsprechenden Verse durchgeführt hat. Die Freiheit, daß Verse von verschiedener Länge in der Strophe aufeinander reimen, nahm er von ältern Dichtern an, doch bediente er sich derselben später nicht mehr, da er die Ungehörigkeit derselben erkannte.

Der deutschen Prosodie und Metrik hatte er, als er nach Italien ging, keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, er war nur den gangbaren Dichtern und seinem eigenen tiefen Gefühle für Sprache, Rhythmus und Wohlklang gefolgt. Zu Rom trat er in nähere Beziehung zu K. Th. Moritz, mit dem er eingehend über die von diesem in seinem Versuch einer deutschen Prosodie aufgestellten Grundsätze verhandelte, aus denen er sich nur das aneignete, was seinem Gefühl gemäß war, wie er sich auch später gegen die Lehren von J. H. Voß und A. W. Schlegel verhielt, deren Verse, bei aller strengern Regelmäßigkeit, doch an eingeborenem Wohllaut und leichter Singbarkeit mit Goethes sich

ins Herz schmeichelnden Weisen nicht wetteifern können. So weit steht echte Dichternatur, die mit unwiderstehlicher Kraft ihre Blüten treibt, über allen nicht von dem vollen Hauche des Genius angewehten künstlichen Versuchen Wie sehr er aber das Bedürfniß fühlte, auch in der Versform künstlerische Schönheit walten zu lassen, zeigt die Sorgfalt, welche er der strengern Prosodie in seinen Elegien und Epigrammen vor dem Abdrucke in seinen neuen Schriften zuwandte. Vgl. S. 264 ff.

Was ihn zur Dichtung trieb, war seine innere Natur; die künstlerische Darstellung, das Heraussingen war ihm so nothwendig, wie dem Vogel sein melodisches Lied, es war der Drang, klar herauszustellen, was sich in seinem Innern regte, und so darüber Herr zu werden, ein ganz ähnlicher Vorgang, wie das Ausströmen des Gedankens in der Sprache ist. Eben deshalb ruhte aber auch seine Dichtung so oft längere Zeit, da er gleichsam neue Kraft in sich ansammeln mußte, um den vollen Strom derselben zu ergießen. Vielfach finden wir ihn zur Dichtung völlig unfähig, die dann wieder auf einmal sich mächtig ergießt; besonders ist es der Frühling und der Aufenthalt in freier, schöner Natur, fern von drückenden Geschäften und Sorgen, der seine Dichtung begünstigt; „die Poesie zu kommandiren" war ihm selten gegeben, wenn auch die drängende Noth ihn oft zu Kraftanstrengungen trieb, die ihres Zweckes nicht ganz verfehlten, zuweilen sogar seine volle dichterische Kraft weckten. Der lebendigste Trieb zur Dichtung war ihm die mächtig ihn erfassende Leidenschaft, die, nachdem sie ausgetobt hatte, poetische Perlen an den Strand trieb, aber auf die Darstellung seiner persönlichen Gefühle beschränkte sich seine Lyrik nicht, sein zartes, anklingendes Gefühl ließ ihn sich auch in fremde Zustände mit der Innigkeit des Selbsterlebens versetzen und aus diesem lebendigen Hineinleben dichte-

rische Gestaltung gewinnen, eine Fähigkeit, die jedem Dichter, der sich nicht auf seine eigenen Erlebnisse beschränken will, zu Gebote stehn muß, vor allem dem Dramatiker, und die besonders Goethe belebte, der, wie er selbst äußert, berufen war, „Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten“ und „von den vielen Stufen unseres Pyramidenlebens viel umherzuschauen“, und so „von außen und von innen gar manches zu gewinnen“.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist es, wie Goethe, als er mit Schiller zu kunstbewußter Uebung der Lyrik, zunächst zum Zwecke des Musenalmanachs, sich verbündet und auf die bestimmte Kunstform jeder Art seine Betrachtung gerichtet hatte, nach und nach sich aller verschiedenen Arten der lyrischen Dichtung bemächtigte und Musterstücke in ihnen zu dichten sich vorsetzte, bis er das ganze Feld erschöpft hatte. In späterer Zeit griff er, um seiner Dichtung eine neue Bahn zu eröffnen, zum persischen Tone, der ihm seinem Alter gemäß schien und ihm willkommene Gelegenheit bot, nicht allein den Charakter der persischen Dichtung frei nachzubilden, sondern auch seine eigenen Anschauungen und Gefühle gleichsam in fremdem Gewande vorzuführen. Als auch dieser Ton ihm nicht mehr anstand, griff er vorübergehend zu der durchsichtig klaren, netten und zierlichen, feinen und verständigen, aber aller frischen Gemüthlichkeit entbehrenden chinesischen Weise. Dabei verfolgte er mit entschiedener Vorliebe für eine Weltliteratur die Spuren der volksthümlichen Lieder der verschiedensten Volksstämme, wie der Neugriechen, der Serben, der Iren und Schotten, und suchte Musterstücke derselben nachzubilden. Aber seine eigene selbständige Schöpfungskraft hatte darunter nicht gelitten; nicht nur daß er sich häufig in Sprüchen und Gelegenheitsgedichten an Personen erging, auch gar manche bedeutende lyrische Dichtungen, besonders auf seine Liebe und die Natur

in ihrem göttlichen Wirken bezüglich, gehören dem Greisenalter an, und in den reichen lyrischen Theilen des zweiten Faust gelangen ihm die tiefsten und zartesten Töne, so daß sein ganzes Leben hindurch ihn des Sanges süße Gabe begleitete, welche ihm Freude, Trost, Ruhe und Klarheit, der Mit- und Nachwelt unvergängliche Perlen seines reichen Geistes, seines reinen Gemüthes, seines tiefen Kunstsinnes spendete.

Zusätze und Berichtigungen.

Zu S. 20 Z. 17. Goethes Freund Pfeil war nicht, wie dieser selbst in „Wahrheit und Dichtung" annahm, der bedeutend ältere Verfasser der „Geschichte des Grafen P**", Johann Gebhard Pfeil, sondern der am 10. November 1732 zu Freiberg geborene Johann Gottlob Benjamin Pfeil, der sich an den letzten Bänden der zu Leipzig bis 1760 erscheinenden „Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens" betheiligte. 1763 kam er als Hofmeister nach Leipzig, wo er 1768 als Jurist promovirte. Schon Meusel hatte 1786 im ersten Nachtrage bemerkt, daß jene „Geschichte des Grafen P*" und andere von ihm diesem Pfeil zugeschriebene Dichtungen dem ältern angehören. Von Löper bezweifelt auch die Wahrheit von Goethes Behauptung, dieser von ihm irrig als Hofrath bezeichnete Mann habe ihn auf das Bedeutende des Stoffs und das Konzise der Behandlung aufmerksam gemacht.

Zu S. 24, 1. Zachariä hatte eigene Kompositionen seiner Gedichte in zwei Heften einer „Sammlung musikalischer Versuche" erscheinen lassen. Neben Gleim, dessen „neue Lieder" im Frühjahr 1767 erschienen waren, und Zachariä waren vielleicht auch die 1758 erschienenen „scherzhaften Lieder" des leipziger Kreis-

steuereinnehmers Chr. Felix Weiße zu nennen, der auch 1761 „Amazonenlieder“ herausgegeben und sich durch Operntexte bekannt gemacht hatte. Goethe stand mit ihm auch in persönlicher Verbindung. Von Biedermann sieht, mit Beistimmung von Löpers, in Weißes Gedicht „die Vorsicht“ das Motiv zu Goethes „Das Schreien“ (vgl. S. 28, 15), so daß des Dichters Bezeichnung „Nach dem Italienischen“ eine irreführende Vorgabe wäre; letztere Annahme ist nicht besonders wahrscheinlich und die Aehnlichkeit zwischen beiden Gedichten zu einer solchen nicht groß genug.

Zu S. 28, 20 ff. Von Löper meint, ein großer Theil, und wohl der werthvollere, des leipziger Liederbuchs sei erst in Frankfurt gedichtet. Zu einer solchen Annahme möchte doch ein genügender Haltpunkt fehlen. Derselbe glaubt, das Hochzeitslied (vgl. S. 39, 8 ff.) sei durch die Verlobung der leipziger Geliebten hervorgerufen. Aber in dem Briefe, in welchem Goethe seiner Geliebten bekennt, er habe „etliche“ Gedichte auf ihre Hochzeit versucht, diese aber hätten seine Empfindungen zu viel oder zu wenig ausgedrückt (vgl. S. 46, 9 ff.), wird seines Liederbuchs in einer Weise gedacht, welche die Möglichkeit ausschließt, eines derselben habe darin Aufnahme gefunden. Fr. Oeser besaß das Gedicht, aber nicht in Goethes Abschrift.

Zu S. 40, 4 f. Der Schmetterling sucht den Platz auf, wo der Dichter sich seiner Liebe erfreut hat, findet aber dort ein anderes zärtliches Paar.

Zu S. 53, 1 ff. Die länger als vier Wochen dauernde ununterbrochene Anwesenheit Goethes im sesenheimer Pfarrhause steht durch seine eigene Aeußerung in einem Briefe an Salzmann so unzweifelhaft fest, daß die damit in Widerspruch tretende Angabe Jung Stillings, Goethe habe ihn am 14. Mai 1771 zu Schiffe begleitet, auf die Gödeke als einen festen Haltpunkt sich

stützt, zu den vielen Ungenauigkeiten gehört, denen Henrich Stillings Jugend sich zu Schulden kommen läßt. Daß Goethe selbst 1777 die Handschrift durchsah, kann die Sache nicht beglaubigen.

Zu S. 58, 24 ff. Daß dieses Lied (59) dem Jahre 1772 angehöre, behauptet Gödeke ohne jeden Beweis; nur ein urkundlicher Beleg könnte eine solche Behauptung rechtfertigen.

Zu S. 64, 14 ff. Den Othello widmete Goethe mit den wenigen Worten seinem Freunde Lerse, nicht, nach früherm ungenauern Berichte, dem livländischen Dichtergenossen.

Zum Schlusse von S. 97. An Lavater schreibt Fräulein von Klettenberg am 20. Mai 1774: „Goethe besorgt den Schattenriß (von mir). Dreimal bin ich gemalt, dreimal gezeichnet, und nie getroffen worden." Aber Goethe schickte dem zürcher Freunde nicht ihren Schattenriß, sondern eine frühere Zeichnung. „Hier ist ihr Bild, das ich gemacht habe", äußerte er dabei, „und das gleicht ihr, wie eine Schwester der andern. Es ist die Familie, sie selbst ists nicht. Im Schattenriß bezeichnet sich diese himmlische Seele noch weniger." Auch die mit unserm Gedichte gesandte Zeichnung kann sehr wohl zu den von der Klettenberg gemeinten Abbildungen gehören, so daß Goethe schon mehrmals seine Kunst an ihr versucht hatte, aber zur Zeit nur dieses eine Bild von ihr besaß.

Zu S. 216, 15. Am 7. September schrieb er in das Stammbuch eines Herrn von Anthing die Verse:

> Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
> In Proserpinens Park spazieren gehn,
> Doch besser scheint es mir im Schattenreiche
> Herrn Anthings hier spazieren gehn.

Das Stammbuch enthielt eine Reihe Schattenrisse merkwürdiger Männer und Frauen, wenn es auch nicht den Titel „Schattenrisse" oder einen ähnlichen führte.

Zu S. 276, 15 f. In Pyrmont schrieb er am 15. Juli das Stammbuchblatt:

Weise die Rose nicht ab von Deinem Busen! sie blühet
Noch auf den Wangen Dir, noch in dem Herzen Dir auf.

Zu S. 294, 4. Ein Gedicht Goethes an Frau Senator Stock in Frankfurt ist vom 1. Januar 1806. Abschrift besitzt S. Hirzel in Leipzig.

Zu S. 324, 2. Auch drei andere Gedichte schrieb Goethe am 21. Juli zu Berka, ein Logogryph „Das Erste bringt mir Lust genug u. s. w." und zwei Lieder im Divanstone „Daß ich bezahle, Um zu verführen u. s. w." und „Seit einigen Tagen Machst Du mir ein bös Gesicht u. s. w." Abschriften finden sich in der Goethebibliothek von S. Hirzel.

Zu S. 340, 3 f. Diese Vermuthung wird dadurch bestätigt, daß der begleitende Brief an Dietz vom 20. Mai ist, nach Hirzels Goethebibliothek S. 220.

Zu S. 348, 3 f. Das Distichon theilte zuerst K. J. Schütz (Goethes Philosophie II, 94) „aus einem Manuscript" mit. Daselbst gibt er das sonsther nicht bekannte Distichon:

Ich besänftge mein Herz, mit süßer Hoffnung ihm schmeichelnd;
Eng ist das Leben fürwahr, aber die Hoffnung ist weit.

Andere Distichen Goethes finden sich in Hirzels Bogen „Zur Hausandacht für die stille Gemeinde am 28. August 1871", der mir nicht zugänglich ist.

Zu S. 375, 2 v. u. Die spanische Blumenlese war ohne Zweifel die zur Ostermesse dieses Jahres bei Perthes und Besser in Hamburg unter dem Titel: Floresta de rimas antiguas Castellanas, ordinada por Don Juan Nicol. Böhr de Faber erschienene, die ich nicht vergleichen kann. Goethe wird sie wohl gleich nach ihrem Erscheinen empfangen haben. Die Lebens-

zu haben die edelste von allen Gaben, die mehr als alle Reime werth. Später ließ er in der Reinheit der Reime wieder etwas nach, besonders als er sah, wie man dem Reime zu Liebe den Ausdruck verkümmerte. Deshalb mied er auch die südlichen, eine Fülle gleicher Reime fordernden Klangformen und forderte jüngere Dichter auf, sich nicht durch Anwendung derselben Gewalt anzuthun. Unsere neuere deutsche Dichtung hat auf strengere Reinheit des Reimes besonders gehalten, doch bricht schon die Ueberzeugung durch, daß die freie Bewegung des Dichters in unserer weniger klangvollen Sprache zu sehr gehemmt wird, und wir, da selbst die Italiener sich gewisse Freiheiten darin gestatten, nicht zu strenge sein dürfen. In der Art der gewählten Reimverschlingung wie des Versmaßes selbst verräth sich Goethes feines Gefühl; freilich laufen dabei aus Nachlässigkeit manche Abweichungen unter, wie er auch nicht überall die beabsichtigte gleiche Länge der sich entsprechenden Verse durchgeführt hat. Die Freiheit, daß Verse von verschiedener Länge in der Strophe aufeinander reimen, nahm er von ältern Dichtern an, doch bediente er sich derselben später nicht mehr, da er die Ungehörigkeit derselben erkannte.

Der deutschen Prosodie und Metrik hatte er, als er nach Italien ging, keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, er war nur den gangbaren Dichtern und seinem eigenen tiefen Gefühle für Sprache, Rhythmus und Wohlklang gefolgt. Zu Rom trat er in nähere Beziehung zu K. Th. Moritz, mit dem er eingehend über die von diesem in seinem Versuch einer deutschen Prosodie aufgestellten Grundsätze verhandelte, aus denen er sich nur das aneignete, was seinem Gefühl gemäß war, wie er sich auch später gegen die Lehren von J. H. Voß und A. W. Schlegel verhielt, deren Verse, bei aller strengern Regelmäßigkeit, doch an eingeborenem Wohllaut und leichter Singbarkeit mit Goethes sich

ins Herz schmeichelnden Weisen nicht wetteifern können. So weit steht echte Dichternatur, die mit unwiderstehlicher Kraft ihre Blüten treibt, über allen nicht von dem vollen Hauche des Genius angewehten künstlichen Versuchen Wie sehr er aber das Bedürfniß fühlte, auch in der Versform künstlerische Schönheit walten zu lassen, zeigt die Sorgfalt, welche er der strengern Prosodie in seinen Elegien und Epigrammen vor dem Abdrucke in seinen neuen Schriften zuwandte. Vgl. S. 264 ff.

Was ihn zur Dichtung trieb, war seine innere Natur; die künstlerische Darstellung, das Heraussingen war ihm so nothwendig, wie dem Vogel sein melodisches Lied, es war der Drang, klar herauszustellen, was sich in seinem Innern regte, und so darüber Herr zu werden, ein ganz ähnlicher Vorgang, wie das Ausströmen des Gedankens in der Sprache ist. Eben deshalb ruhte aber auch seine Dichtung so oft längere Zeit, da er gleichsam neue Kraft in sich ansammeln mußte, um den vollen Strom derselben zu ergießen. Vielfach finden wir ihn zur Dichtung völlig unfähig, die dann wieder auf einmal sich mächtig ergießt; besonders ist es der Frühling und der Aufenthalt in freier, schöner Natur, fern von drückenden Geschäften und Sorgen, der seine Dichtung begünstigt; „die Poesie zu kommandiren" war ihm selten gegeben, wenn auch die drängende Noth ihn oft zu Kraftanstrengungen trieb, die ihres Zweckes nicht ganz verfehlten, zuweilen sogar seine volle dichterische Kraft weckten. Der lebendigste Trieb zur Dichtung war ihm die mächtig ihn erfassende Leidenschaft, die, nachdem sie ausgetobt hatte, poetische Perlen an den Strand trieb, aber auf die Darstellung seiner persönlichen Gefühle beschränkte sich seine Lyrik nicht, sein zartes, anklingendes Gefühl ließ ihn sich auch in fremde Zustände mit der Innigkeit des Selbsterlebens versetzen und aus diesem lebendigen Hineinleben dichte-

beschreibung von Perthes gibt darüber keine Auskunft. Böhr von Faber wird mehrfach darin erwähnt.

Zu S. 398, 6. Es muß Wagener heißen. Dieser Wagener war der Sohn von Goethes Freund J. D. Wagener (vgl. S. 413, 14 ff.). Er war zuerst am 26. Mai d. J. im Tell aufgetreten und zeichnete sich als Heldenspieler aus. Er hatte den Freiheitskrieg mitgemacht, seit 1816 Theologie studirt, dann sich seit 1819 in Begleitung einer deutschen Familie längere Zeit in Spanien aufgehalten, wo er auch eine spanische Blumenlese herausgab. Nach seiner Rückkehr hatte er mehrere geschichtliche Handbücher, auch Reiseerinnerungen geliefert, bis er sich getrieben fühlte, die Bühne zu betreten.

Eben sehe ich aus dem neuesten Hefte „Im neuen Reich" S. 292, daß nach einem Briefe des jüngern Boie vom 15. Januar 1775 (nicht 1774) dessen Bruder schon seit längerer Zeit Goethes Christel (vgl. oben S. 138) besaß; höchst wahrscheinlich hatte er es bei seinem Besuche Goethes im Oktober 1774 erhalten. Dieser schrieb es wohl kurz vorher bei der damaligen ungeheuern Schaffungskraft, aus der auch Faust hervorging. In dieselbe Zeit wird man demnach auch Jägers Nachtlied (vgl. S. 134) setzen müssen.

Zu S. 314, 7 bemerke ich noch, daß das Lied früher, wohl im Dezember 1812, gedichtet ist, da Goethe es schon am 12. dem Kanzler von Müller von Fräulein Engels zur Guitarre vorsingen ließ, und zu S. 107, 11 ff., daß, wie von Löper nachgewiesen hat, Goethe diese Verse erst zu Pempelfort im November 1792 mit Bezug auf eine Beurtheilung des Großcophta dichtete.

Inhalt.

Goethe als lyrischer Dichter.

Druck von J. C. F. Eichler in Freiberg.

64.

Lieder.

Zueignung.

Nur zufällig steht diese vor den lyrischen Gedichten, da sie nicht diesen, sondern der Sammlung der Werke als dichterische Weihe gelten sollte. Als Goethe im Jahre 1786 den Plan zur Herausgabe seiner Schriften machte, denen die ungedruckten wie die unvollendeten in neuer abgeschlossener Bearbeitung, mit einziger Ausnahme seines Wilhelm Meister, einverleibt werden sollten, beabsichtigte er derselben eine „Zueignung an das deutsche Publikum“ vorangehn zu lassen, die er in der Ankündigung seiner Sammlung ausdrücklich versprach und wirklich begann. Doch schon auf dem Brenner genügte diese ihm so wenig, daß er nach Vollendung der Iphigenie eine neue zu dichten sich entschloß. Da er aber zu Rom keine Stimmung zu einer solchen Ansprache an die Leser fand, entschloß er sich den Eingang seiner 1784 begonnenen, doch schon im folgenden Jahre liegen gebliebenen Geheimnisse (vermischte Ged. 68) zu diesem Zwecke zu verwenden. Vgl. B. I, 202. Diesen neu durchgesehenen, am Ende umgestalteten Eingang sandte er wohl am 13. Januar 1787 zugleich mit der Iphigenie zum Drucke ab, damit sie dem schon ausgedruckten ersten, den Werther enthaltenden Bande vorgesetzt werde.

Den Plan seiner das Christenthum als Religion der Liebe feiernden Geheimnisse theilte er Herder und Frau von Stein spätestens am 6. August 1784 mit. Die Idee zum Eingange war

Druck von J. C. F. Eichler in Freiberg.

64.

Lieder.

Zueignung.

Nur zufällig steht diese vor den *lyrischen* Gedichten, da sie
icht diesen, sondern der Sammlung der *Werke* als dichterische
Beihe gelten sollte. Als Goethe im Jahre 1786 den Plan zur
erausgabe seiner Schriften machte, denen die ungedruckten wie
ie unvollendeten in neuer abgeschlossener Bearbeitung, mit einziger
usnahme seines *Wilhelm Meister*, einverleibt werden sollten,
eabsichtigte er derselben eine „Zueignung an das deutsche Pu-
likum" vorangehn zu lassen, die er in der Ankündigung seiner Samm-
ung ausdrücklich versprach und wirklich begann. Doch schon auf
m Brenner genügte diese ihm so wenig, daß er nach Vollendung
r *Iphigenie* eine neue zu dichten sich entschloß. Da er aber
Rom keine Stimmung zu einer solchen Ansprache an die Leser
nd, entschloß er sich den Eingang seiner 1784 begonnenen, doch
on im folgenden Jahre liegen gebliebenen *Geheimnisse* (ver-
schte Ged. 68) zu diesem Zwecke zu verwenden. Vgl. B. I, 202.
esen neu durchgesehenen, am Ende umgestalteten Eingang sandte
wohl am 13. Januar 1787 zugleich mit der *Iphigenie* zum
ucke ab, damit sie dem schon ausgedruckten ersten, den *Werther*
altenden Bande vorgesetzt werde.

Den Plan seiner das Christenthum als Religion der Liebe
ben *Geheimnisse* theilte er Herder und Frau von Stein
tens am 6. August 1784 mit. Die Idee zum Eingange war

ihm vor kurzem zu Jena, wohin er am 24. Juli auf ein p[illegible] paar
Tage ging, vielleicht schon am 25., aufgegangen, wie sich aus sei[illegible] einer
eigenen Aeußerung an seine Herzensfreundin vom 12. Dezem[illegible]mber
ergibt, in diesen schönen Tagen habe ihn der fallende Nebel [illegible]el an
den Anfang seines Gedichtes erinnert, dessen Idee er hier im T[illegible] Thale
gefunden habe. Die Ausführung gelang ihm ganz unerw[illegible]wartet
am 8. August auf der mit dem Maler Kraus nach Braunsch[illegible]hweig
angetretenen Reise. An diesem Tage Abends halb 10 beri[illegible] richtet
er von Dingelstedt aus an Herder: „Zwischen Mühlhausen [illegible]t und
hier brach uns heute (jedenfalls am Nachmittage, da Dinge[illegible]elstedt
12 Meilen von Weimar entfernt liegt) die Achse des schw[illegible] er ge-
packten Wagens. Da wir hier (es war ein Sonntag) liegen
bleiben mußten, machte ich gleich einen Versuch, wie es mit jenem
versprochenen Gedichte gehn möchte. Was ich hier schicke, i[illegible]t zum
Eingang bestimmt, *statt der hergebrachten Anrufun*[illegible] *und
was dazu gehört*. Es ist noch nicht alles, wie es sei[illegible] soll;
ich hatte kaum Zeit, die Verse abzuschreiben.“ In Herders [illegible] Brief
waren herzliche Zeilen an Frau von Stein eingeschlossen, [illegible]welcher
er sagt, statt seine Liebe ihr so oft zu wiederholen, schicke er ihr
durch Herder etwas, das er heute für sie gearbeitet habe; um
sich während ihres Liegenbleibens in Dingelstedt zu beschäftigen,
habe er den Anfang des versprochenen Gedichtes gemacht. Drei
Tage später schreibt er derselben Freundin aus Braunschweig, sie
werde sich daraus nehmen, was für sie sei; sehr angenehm sei
es ihm gewesen, auf diese Weise ihr zu sagen, wie lieb er sie habe.
Am Morgen des 13. hatte er den Plan des Gedichtes schon viel
reiner gefaßt, so daß er bei schlechtem Wetter weiter darin fort-
zufahren hoffen konnte. Noch am Abend des 14. hat er nichts
weiter daran geschrieben. Zehn Tage später sendet er Frau vo
Stein am Schlusse eines französischen Briefes (da er versproch

hatte, ihr nur in dieser Sprache zu schreiben) folgende Stanze seines Gedichtes, das er so sehr liebe, weil er darin Gelegenheit habe, von ihr, von seiner Liebe unter tausend Formen zu sprechen, ohne daß es jemand außer ihr verstehe:

> Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
> So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächtge Sterne,
> Die mein Geschick an Deines festgehangen,
> Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
> Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
> Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
> Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Auch diese Stanze sollte in der Rede des Dichters an die aus dem Nebel ihm erschienene Göttin ihre Stelle finden, obgleich sie besser auf die Freundin selbst als in dieses paßte, wie ihm ähnliches früher in den Reden seines Tasso an die Prinzessin begegnet war. Den 30. hatte er wieder einige Stanzen an dem Gedicht geschrieben, das ihm ein großer Trost während der Abwesenheit von der Freundin war, für die er allein dichtete und deren wenige Worte darüber ihn unendlich entzückten. Auf einem im Nachlasse der Frau von Stein gefundenen Blatte befanden sich drei Stanzen, die Für ewig überschriebene (vermischte Ged. 34), die zweite der Geheimnisse („Doch glaube keiner") und die in die Abtheilung an Personen (166) gerathene, die im Inhaltsverzeichnisse des vierten Bandes der Ausgabe letzter Hand (Nr. 77) mit Anzuwenden bezeichnet ist. Nur die erste dieser Stanzen war für den Eingang bestimmt, wo sie sich unmittelbar an die eben mitgetheilte anschließen sollte, die Stelle der zweiten unmittelbar vor dem Anfange des „wunderbaren Liedes" selbst, die der dritten zwischen der siebenten und achten Stanze der Geheimnisse gedacht. Aber auch noch eine andere zufällig er-

haltene Stanze sollte in der Rede des Dichters an die Götti
stehn; wir meinen die jetzt Heut und ewig überschriebene, di
möglichst unpassend der Abtheilung Epigrammatisch (97) ein
verleibt ist. Da ihm Frau von Stein zu Ende des Jahres ode
am Neujahrstage 1785 die Vollendung des Gedichtes dringen
ans Herz legte, stellte er die vollendeten Stanzen zusammen, wo
bei wohl manche verändert, einzelne ausgelassen, vielleicht auc
eine oder die andere hinzugedichtet wurde. Am 4. Januar macht
er drei neue Stanzen, aber gleich darauf trat ein längerer Sti
stand ein. Mitte März faßte er den Entschluß, die Fortsetzu
des Gedichtes so zu betreiben, daß die Zahl der Stanzen mit d
im Jahre verflossenen Tagen gleichen Schritt halte, so daß
am Schlusse desselben auf 365 gestiegen sein und das Ganze vollend
vorliegen sollte. Wenn er in der vierten Woche des März schreib
gestern habe er zur Noth noch eine Stanze hervorgebracht, di
übrigen gern ihrer Liebe aufgeopfert, die ihn herzlich freue und
so herzlicher, je mehr sie sich zeigen möge, so hatte er sich für den
gestrigen Tag mehr Stanzen vorgesetzt, aber nur eine vollendet,
weil er zu lange mit der Freundin zusammengeblieben war. Am
Abend des 2. April machte er noch drei Stanzen, wodurch die
Gesammtzahl auf 51 stieg. Von da an findet sich keine weitere
Erwähnung des „großen" Gedichtes, dem er erst später den Namen
die Geheimnisse gab. Die Zahl der sämmtlichen Strophen
der Geheimnisse sammt der Zueignung beträgt 58, der sonst
bekannten nicht aufgenommenen sind vier. Nehmen wir an, daß
letztere schon damals ausgeschieden waren und daß er später kein
weitere verwarf, so müßte er wenigstens noch 7 Stanzen nach
dem 2. April gedichtet haben.

So viel wir wissen, versuchte sich Goethe hier zuerst in der
Stanzenform, deren meisterhafte Behandlung er 1774 an Heins

so bewundert hatte. Vgl. B. I, 104. 190. Wieland hatte sich 1767 in dem romantischen Gedicht Idris und Zenide zuerst der Stanzen, der Ottave rime, aber mit größerer Freiheit bedient. Während bei den Italienern die Verse gleich viel Silben zählen, alle Reime weiblich sind und in den sechs ersten Versen die geraden und ungeraden aufeinander reimen, wechselten bei ihm Jamben von 8 bis 13 Silben nach Belieben; die Reime der sechs ersten Verse waren nach Willkür bald wechselweise verschränkt, bald auf jede andere mögliche Weise zusammengeordnet, männliche und weibliche folgten nach Belieben aufeinander. Im Oberon (1780) ging er in dieser Freiheit noch weiter, indem er die Reime häufig nur einmal, dagegen zuweilen häufig dreimal wiederkehren und statt der Jamben auch Anapäste eintreten ließ. Diese Freiheit hielt er keineswegs für einen Fehler, sondern meinte, die meisten, welche Sinn für die Grazien eines Silbentanzes hätten, der bei aller seiner Freiheit niemals, oder doch nur selten, über die Wellenlinien der Schönheit hinaus schweife, würden darin eine Schönheit finden. Dennoch pries er später die hohe Vortrefflichkeit der goetheschen Stanze in den Geheimnissen. Der junge Heinse hatte im Jahre 1773 seiner Laidion ein Bruchstück eines Heldengedichtes in Stanzen hinzugefügt, in welchem er, wie er sagte, die regelmäßige Form des italienischen Versmaßes mit fünf weiblichen Reimen gewählt und da, wo Personen in lyrischer Begeisterung reden, immer einen Abschnitt nach der vierten Silbe gemacht hatte. Die ungleichen Jamben seien ganz wider die Majestät des ernsthaften epischen Gedichtes, bemerkte er im Vorworte, und die schöne Einheit der Melodie aller guten epischen Dichter müsse nothwendig beibehalten werden; ohne den Abschnitt könne die Stanze zwar den schönsten rhetorischen Wohlklang, aber im Deutschen nicht den musikalischen haben. Von den sechs ersten

Versen ließ er bloß die ungeraden Verse weiblich auslauten. Wieland war mit dieser regelmäßigen Form nicht zufrieden; der immer wiederkehrende Abschnitt nach der vierten Silbe schien ihm die Stanze eintönig zu machen. Heinse aber blieb dabei, daß er in lyrischen Stellen zur Vermeidung des Unmelodischen nothwendig sei, wobei er sich auf Hagedorn berief, der in diesen Versen allezeit den Abschnitt beobachtet habe. Uebrigens hatte er nicht allein häufig hinter dem sechsten Fuße keinen Sinnabschnitt, sondern zuweilen auch die Stanze mitten im Satze geschlossen. In derselben Versform, welche Heinse hier angewandt hatte, gab Werthes in Wielands Merkur im Juliheft 1774 den ersten Gesang Ariosts, nur hatte er nicht den Abschnitt nach der vierten Silbe, der sich so häufig ungesucht darbietet, zur Regel gemacht. Fünf Jahre später ließ Werthes seine Uebersetzung der acht ersten Gesänge Ariosts erscheinen. Fr. Schmit hielt in seinen Uebersetzungen des Tassoni (1783) und Fortiguerra (1783) zwar die italienische Reimfolge bei, aber nicht die gleiche Zahl der Füße. Goethe war es vorbehalten, unserer Sprache die Stanzenform durch glückliche Behandlung einzubürgern und ihr die höchste Vollendung zu geben. Darin, daß die sechs ersten Verse abwechselnd weiblich und männlich auslauten, folgt er Heinse, nur in zwei der 14 Stanzen der Zueignung (8 und 9) findet sich die umgekehrte Folge, und unter den 44 der Geheimnisse sind 5 (2. 10. 11. 14. 17), in welchen sämmtliche Reime, wie bei den italienischen Dichtern, weiblich sind. Der Jambus ist ganz rein gehalten. Ueberall schließt der Gedanke mit der Strophe. Meist ist hinter dem sechsten Verse ein Sinnabschnitt, was der Reimform entspricht, in welcher die beiden letzten Verse eben einen Abschluß bilden. Von den 58 Strophen der Zueignung und der Geheimnisse beobachten nur 8 diesen Abschnitt nicht (Zu

eignung 12. 13, Geheimnisse 3. 15. 22. 23. 29. 41), und auch in diesen Fällen treten die beiden Verse als Abschluß der vorhergehenden drei Reimpaare ein. Meist schließen sich die beiden letzten Verse unmittelbar an einander, nur ausnahmsweise findet sich vor dem letzten ein starker Sinnabschnitt, indem der zweite Vers entweder dem ersten parallel steht oder eine Folge desselben bezeichnet; bloß einmal (Geheimnisse 41) schließt sich der siebente Vers unmittelbar an den sechsten an, indem die beiden ersten, der dritte bis fünfte und der sechste und siebente enge zusammengehören und sämmtlich im achten Verse ihren Schlußpunkt finden. Freilich hat fast die Hälfte aller Stanzen einen starken Sinnabschnitt gerade in der Mitte, aber häufig zerfallen dann die sechs ersten Verse in drei ganz gleiche Abschnitte, oder es findet wenigstens auch nach Vers 6 ein Abschnitt statt, oder V. 5 und 6 treten als vorbereitende Einleitung des Schlusses der Stanze auf. Eine durchaus gleiche Gliederung der Stanze in zwei Sinnabschnitte von 6 und 2 Versen würde eine unerträgliche Eintönigkeit in einem längern Gedichte hervorbringen, wogegen es nothwendig im Wesen der Stanze liegt, daß die Schlußverse einen Abschluß des Gedankens bringen. Was den Abschnitt nach dem zweiten Jambus betrifft, so findet ein solcher sich bei Goethe freilich sehr häufig, aber nicht selten tritt auch der oft sehr bezeichnend verwandte Abschnitt nach der fünften Silbe ein (wie Str. 1, 6. 2, 4. 6. 3, 3 f. 7, 3—6. 12, 3—6. 8. 13, 1 f.). Auch nach der zweiten und dritten Silbe zeigen sich schöne Abschnitte, wie Str. 2, 3. 3, 5 f. 5, 4. 10, 2. Häufig ist der nach dem zweiten Fuße nur scheinbar, wie Str. 3, 1 f. 5 f. 5, 2. 4 6, 7. 8, 1. 4—6. 10, 6. Die Reime sind meist recht bezeichnend gewählt und größtentheils rein; nur viermal reimen **i** und **ü**,

je einmal **e** und **ö**, **e** und **ä**; anstößiger sind die Reime von umher und hehr, Wiesen und fließen.

Wir hörten Goethe, als er den Eingang seines großen Gedichtes entworfen hatte, sich dahin äußern, dieser solle statt der Anrufung und dessen, was dazu gehöre, dienen. Wieland hatte zu seinem Oberon sich einer besondern Einkleidung dieser Art bedient, indem er die Musen aufforderte, ihm den aus Ariost bekannten Hippogryphen zu einem Flug in das romantische Land zu satteln, wo ihn dann bald eine ihn mächtig fortreißende Vision umspielt. Goethe läßt aus dem Nebel die Göttin der Wahrheit erscheinen, welche ihm den Schleier der Dichtung übergibt, wie am Anfange von Hesiods Theogonie die Musen zu dem die Lämmer am Helikon weidenden Hesiod treten, dem sie, nachdem sie ihrer Gabe, der Wahrheit gleiche Lüge und auch die Wahrheit zu verkünden, sich gerühmt, einen Lorbeerzweig abbrechen und ihm göttliche Stimme einhauchen, um Zukunft und Vergangenheit zu singen, der Götter Geschlecht am Anfange und am Ende zu feiern. Der alexandrinische Dichter Kallimachus, wie nach ihm der Römer Ennius, begann damit, daß Homer ihm, als er auf dem Parnaß geschlafen, erschienen sei, und derselbe Ennius fing ein anderes Gedicht mit dem Traume an, daß er gestorben und beim Eingange in die Unterwelt ihm der Schatten Homers erschienen sei, der ihn die Natur der Dinge gelehrt habe. Daß die dem Dichter erscheinende Göttin, deren Namen er nicht nennt, die Wahrheit, nicht die Dichtung sei, kann schon hiernach keinem Zweifel unterliegen, noch deutlicher tritt es hervor, wenn man den Gegensatz der künftigen Dichtung gegen seine frühere, wo er geirrt habe (Str. 6 f.), vergleicht. Die Behauptung, die Göttin sei die Dichtung in dem Sinne, wie Schiller am Ende der Künstler sie als Personifizirung der Schönheit und Wahrheit zugleich dar-

Stelle, beruht auf irriger Auffassung der schillerschen Dichtung; denn dort ist die Schönheit die Schwester der Wahrheit, beider Mutter die Freiheit, und als höchster Zweck der Dichtung gilt die Verkündigung der Wahrheit. Vgl. unsere Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten I, 554 ff. Goethe wollte gleichsam als Muse des folgenden „wunderbaren Liedes" die Wahrheit bezeichnen, im Gegensatz zu der verworrenen Dichtung der Leidenschaft, der „Weltverwirrung, Herzensirrung", wobei er freilich das Ringen nach Wahrheit als den ewigen Drang seiner Natur bezeichnet. Die höchste Stufe der Dichtung hat er jetzt erreicht, wo ihm die Wahrheit den von ihr geweihten, ihm längst bestimmten Schleier der Dichtung verleiht. Der ganze Eingang sollte demnach seine Geheimnisse als höhere Dichtung von tiefem Gehalte bezeichnen. Aber mit Str. 11 ist die eigentliche Beziehung auf den Gedanken zu Ende, daß die Dichtung ihm selbst und seinen Freunden selige Beruhigung bringe, und der Aufruf an die Freunde, sich seiner Dichtungen, die auch ihren Bund verewigen, die ihn selbst der Unsterblichkeit weihen werden, zu erfreuen, fällt ganz außerhalb des Rahmens des Gedichtes und ist (wenigstens von der letzten Strophe und von der Erwähnung der Freunde am Anfange der vorletzten möchten wir dies als unzweifelhaft behaupten) ein erst in Italien, wo er das Gedicht zur Widmung seiner Werke nicht an das Publikum, sondern an seine Freunde bestimmt hatte, gemachter Zusatz. In den Briefen aus Italien gedenkt Goethe oft mit gerührtester Seele seiner in der Heimat zurückgelassenen Freunde, deren Beifall seine stete Hoffnung bei der neuen Bearbeitung seiner Dichtungen sei. „Ich fasse von allen Seiten zusammen", äußert er einmal, „und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden". Nach der Rückkehr schreibt er an Jacobi, er habe nun die beste Unter-

haltung mit seinen entfernten Freunden, indem er seine Schriften ausarbeite. Aus seiner tiefsten Seele spricht sein Tasso:

> Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
> Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Je lebhafter sich dieses Gefühl seiner Seele aufdrängen mußte, als er die Dichtung zur Weihe seiner Werke bestimmt hatte, um so ferner lag sie dem Eingange zu seinem großen Gedichte von dem Christenthum als Religion der Liebe. Bei der damaligen letzten Bearbeitung mögen noch einzelne Stanzen weggefallen, andere mehr oder weniger geändert worden sein. Wenn Goethe in der zweiten Ausgabe seiner Werke die Zueignung von der Stelle, die er ihr früher gegeben hatte, wegnahm und sie wieder mit den Geheimnissen verband, so war dies ein entschiedener Irrthum, den er später selbst erkannte, da die dritte Ausgabe sie wieder am Anfange des ersten Bandes brachte; mit dem jetzigen Schlusse gehört sie nicht mehr vor die Geheimnisse.

Die eben so lichte als malerisch anschauliche, so sanft und zart hinfließende als fein bezeichnende seelenhafte Sprache, welche uns die äußere Erscheinung, besonders den duftigen Sommermorgen und die Bildung und das Verschwinden des Nebels, so sinnlich schildert und das Gefühl in lieblichstem Farbenglanze wiederspiegelt, verleiht dem gedanken- und empfindungsvollen Gedichte einen wunderbaren Reiz.

Stanze 1—4. Erscheinung der Göttin in dem um den Dichter sich bildenden, dann allmählich sich auflösenden Nebel. Die Persönlichkeit des Dichters tritt ganz zurück. Wir sehen ihn am frühesten Morgen in seiner stillen Hütte, die wir uns am Fuße des Berges denken müssen, erwachen und, vom Schlafe frisch gestärkt, den Berg hinansteigen, um die Schönheit des Sommermorgens, den die überall von ihm begrüßten

neu entfalteten, vom Thau erquickten Blumen bezeichnen, recht zu genießen.*) Die ganze Darstellung ist so einfach schön gegliedert als reich belebt. Reizend wird der Morgen selbst bezeichnet, dessen Tritte den nur noch leise den Dichter umfangenden Morgenschlaf verscheuchen. Statt ohne weiteres aus dem Nebel sich die Erscheinung entwickeln zu lassen, sehen wir diesen erst selbst sich allmählich bilden, wobei der Dichter eine so oft bemerkte, aber immer uns wunderbar neu ergreifende Erscheinung benutzt, daß beim Besteigen eines Berges der im Thale sich bildende Nebel in die Höhe steigt und allmählich den Berg selbst umzieht, bis er endlich uns den eben noch so reizenden Blick in das Thal raubt. Goethe hatte, wie Knebel wußte, oft die Bildung des Nebels im Wiesenthale der Ilm vor seinem Gartenhause beobachtet; vor kurzem aber hatte das Fallen des Nebels in Jena ihn so eigen berührt, daß er den Entschluß faßte, seine Göttin in einem Nebel erscheinen zu lassen. Beim Höhersteigen bemerkt er den unten auf dem die Wiesen durchziehenden Flusse sich bildenden Nebel, der erst überall in Streifen erscheint, dann aber vom Flusse sich erhebt (wich), eine andere Gestalt annimmt (wechselnd), sich zu Wolken ballt und, als würde er von Flügeln hinaufgetragen, zu ihm sich emporschwingt und sein Haupt umgibt, so daß er von dem schönen Thale nichts mehr schaut, rings von Wolken wie in Dunkel gehüllt, außer sich und der Nebelwolke nichts mehr erblickt (mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen)**). Endlich bemerkt er im Nebel einen klaren Glanz, als bräche die Sonne

---

*) V. 8 ist ward ein seit der dritten Ausgabe der Werke fortgepflanzter Druckfehler statt war.

**) Vgl. hierzu Gott und Welt Ged. 13 ff., den Anfang des vierten Akts des zweiten Theils des Faust und daselbst im ersten in der Szene im Rittersaal die Worte des Astrologen: „Er schleicht sich ein u. s. w.“

durch; der Nebel beginnt sich zu theilen, sinkt hier in die Tiefe hinab, erhebt sich dort zu den waldigen Berghöhen; schon glaubt er bald die aufgehende Sonne in ihrem vollen Glanze zu begrüßen, aber noch ehe dieselbe durchdringen und den Nebel ganz verscheuchen kann (der luftge Kampf war lange nicht vollendet), kommt ein wunderbarer Glanz auf ihn zu, der ihn blendet, daß er die Augen niederschlagen muß*). Aber sein Herz ermuthigt ihn, eine mahnende Stimme sagt ihm, daß er sich nicht zu scheuen braucht. Der innere Trieb bezeichnet den ahnungsvoll aus der Tiefe fließenden Drang. Aber nur schnelle, rasch wieder niedergeschlagene Blicke darf er wagen, da die gewaltige Glut, die er vor sich sieht, die Kraft seiner Augen immer wieder lähmt. Doch bei einem neuen Aufblicke sieht er eine göttlich schöne Frauengestalt von den Wolken auf ihn zugetragen, die ihren Blick auf ihn richtet und vor ihm schweben bleibt. Man vergleiche zu dieser Erscheinung die ähnliche in Goethes Euphrosyne (Elegien II. 3) 1—14). Nichts kann verkehrter sein als in den vier ersten Stanzen von der Erwähnung des Morgens an bis zum Erscheinen der Göttin in der aus dem Nebel hervorbrechenden Feuerglut eine allegorische Bedeutung zu suchen. Das Ganze ist eben nur eine schöne dichterische Einkleidung des Erscheinens der Göttin. Selbst die Feuerglut, aus der sie hervorschwebt, ist nicht von sinnbildlicher Bedeutung, da diese ja nicht von ihr selbst ausgeht, sondern die Flammen strahlen, um die Ankunft der Göttin zu verkünden.

St. 5—7. Der Blick und die Rede der Göttin läßt

---

*) Die lose Aneinanderreihung der Sätze gibt der Sprache einen besonders leichten Fluß. Am Ende der dritten Stanze verlangte der logische Zusammenhang die Verbindung „als mich ein Glanz umgab".

ihn diese erkennen, aber in dem Bewußtsein, wie hoch er jetzt in der Erkenntniß gekommen, im Gegensatz zu seiner frühern Beschränktheit, überhebt er sich.

St. 5. In der mit innigster Liebe gesprochenen Rede gibt die Göttin sich dadurch zu erkennen, daß sie ihn mahnt, wie sie so oft seine Herzenswunden geheilt, wie er sich immer fester an sie geschlossen*), schon als Knabe sich nach ihr schmerzlich gesehnt habe.**) Die an die allgemeine Frage „Kennst du mich nicht?" sich anschließenden Verse 3—8 erinnern ihn nur in verschiedenen Wendungen an seine Beziehung zu ihr, an die Wohlthaten, die sie ihm erzeigt und an den Drang seines Herzens zu ihr. Man verkennt das Wesen ihrer Rede, wenn man meint, die erste Frage werde durch sein Befremden und Erstaunen, die zweite durch das „beginnende Erkennen" veranlaßt, das im wechselnden Ausdruck seiner Züge sich verrathe, und als endlich in seinem freudigen Antlitz das vollendete Erkennen sich äußere, fahre sie fort: „Du kennst mich wohl." Irrig ist auch hier die Annahme, es sei die Dichtkunst verstanden, deren Heilkraft Goethe so oft an sich erfahren habe. Die Dichtung seiner Jugendzeit, in der er leidenschaftlich irrte, wie er selbst Stanze 7 bekennt, kann doch unmöglich der Wahrheit zugeschrieben werden. Und der Drang nach Wahrheit, wie der Dichter im Vorspiel auf dem Theater zum Faust sagt, lag von frühester Jugend an in der

---

*) Fest und fester, eine Goethe sehr geläufige Redeweise für „immer fester und fester", wie Stanze 14 schwer und schwerer, Lied 33 Str. 3, 5 hell und heller, in der Iphigenie bang und bänger, im Tasso fern und ferner, werth und werther, lieb und lieber, schlimm und schlimmer.

**) Statt Knabe V. 8. sollte es grammatisch strenge Knaben heißen. Der Dichter faßte wohl als Knabe für sich, wie einen selbstständigen Satz.

Seele des Dichters; das Streben, zu immer reinerer Erkenntniß der Dinge zu gelangen, hob ihn über schwere Bedrängnisse hinweg. Hören wir ja, wie er selbst in dem Schmerze über Gretchens Verlust Trost im Studium der Philosophie fand, und wir wissen, wie er den Geheimnissen über Gott und Welt in der Zeit der Krankheit nachhing, an der er nach der Rückkehr von Leipzig litt.

St. 6. Wie könnte der Dichter noch zweifeln, wer diese Göttin sei? Beseligt von ihrer ungehofften Erscheinung fällt er verehrungsvoll vor ihr nieder, bekennt, wie er durch sie in Stunden leidenschaftlicher Aufregung beruhigt worden, sie ihm das schönste Glück des Lebens geschenkt, und er nur von ihrer Hand Glück erwarte. Unter der Erde besten Gaben darf man nicht äußere Vortheile verstehn, welche die Dichtkunst ihm verliehen; so gottverlassen konnte der Dichter unmöglich sein daß er die äußere Stellung für der Erde beste Gaben erklär und derselben hier gedacht hätte. Ebenso unmöglich ist in de Aeußerung, er wolle jedes Glück nur durch sie haben, der Entschlu angedeutet, sich ausschließlicher als bisher mit der Dichtkunst beschäftigen, und durch sie, nicht, wie bisher, „auf der staat männischen Bahn" das wünschenswerthe äußere Glück zu erstrebe Freilich dürfte bei dem Ausdrucke innigster Liebe in Stanze mehr Frau von Stein als die Wahrheit vorschweben.

St. 7. Er verehrt die Göttin so in tiefstem Herzen, d er ihren Namen zu nennen sich scheut, während so viele and in verblendetem Wahne sich ihres Besitzes offen rühmen, a fast alle ihren wirklichen Anblick nicht zu ertragen vermög So hat er denn auch in der Zeit des Irrthums viele Genos gehabt, während er jetzt, wo er die Wahrheit erkannt hat, allein steht und sich hüten muß, seine Erkenntniß der Welt

verrathen*). Dies kann doch unmöglich auf die Dichtung bezogen werden; überhaupt ist ja nur von der Erkenntniß, nicht von schöpferischer Thätigkeit die Rede. Freilich wenn man sich nicht scheut, die Aeußerung, da er sie kenne, sei er fast allein, darauf zu beziehen, daß er die Freunde der kunstgenialischen Zeit einen nach den andern aufgegeben, und darunter, daß fast jedem Auge ihr Strahl zur Pein werde, zu denken, daß die Dichtung denen, die ihr Wesen in leidenschaftliche Aufregung setzten, ein peinliches, kraftverzehrendes Feuer geworden, so hört jede verständige Deutung auf.

St. 8—10. Die Göttin weist ernst seine Ueberhebung zurück und mahnt ihn, sich der Aufklärung seiner Mitmenschen zu weihen. Ihr nachsichtig liebevoller Blick, als er um ihre Verzeihung gefleht und ihren Willen zu erfüllen sich begeistert bereit erklärt hat, beseligt und ermuthigt ihn, ihr zu nahen.

Das Lächeln geht der Rede voraus, in welcher die Göttin ihn erinnert, wie wenig er noch wisse und doch schon dadurch so aufgebläht werde, daß er die schönste Pflicht des Menschen versäume, für die Aufklärung anderer zu wirken, und ihn dann ernst ermahnt, sich nicht von der Welt mißmuthig zurückzuziehen, sondern zu erkennen, wie wenig er sich noch aller Einsicht rühmen könne**). Der Dichter bittet um Verzeihung seines Irrthums,

---

*) In schärfster Weise spricht dies sein Faust Wagner gegenüber aus.

**) Daß er kaum „Herr vom ersten Kinderwillen" sei, geht auf den ersten Beginn männlicher Selbstbestimmung, die Bezeichnung „Uebermensch" auf das Gefühl der Erhabenheit über die andern Menschen. Im Faust spricht der Erdgeist: „Welch erbärmlich Grauen faßt Uebermenschen dich?" Auch Herder braucht den Ausdruck in derselben Weise. Sonderbar, wie man hier die Pflicht hat darauf beziehen wollte, daß der Mann die dem Knaben und Jüng=

da ihm kein böser Wille zu Grunde liege; was er erkannt, will er, da er dessen Werth tief empfunden, gern der Welt mittheilen; für ihn allein hat die Göttin ihm ja ihre Gabe nicht gewährt; er fühlt, daß er sie auch für andere nutzbar machen, andern den Weg, den er mit solcher Sehnsucht gesucht, jetzt, wo er ihn gefunden, zeigen muß. Die herzliche Gutmüthigkeit, die aus diesem Bekenntniß spricht, die aber der Göttin schon längst bekannt war, gewinnt ihm ihre volle Nachsicht, die aus ihrem Auge spricht *), in welchem er sein Vergehen (die augenblickliche Selbstüberhebung) und seinen edlen Entschluß, d. h. die Wirkung, welche beide auf sie geübt, zu lesen glaubt. Als sich darauf ihr mitleidiger Blick in ein wohlwollendes Lächeln verwandelt, fühlt er sich ganz von allem Schmerz befreit und mit einem Wonnegefühl erfüllt; sein vollstes Vertrauen ist erwacht, das ihn ermuthigt ihr zu nahen und sie anzuschauen.

St. 11—13. Die Göttin würdigt ihn jetzt ihrer vollen Gnade; sie gibt dem zu besonnener Klarheit gereiften Manne den Schleier der Dichtung, den er nur in die Luft zu werfen braucht, um sich über alle Bedrängniß des Lebens erhoben zu fühlen.

Sie verscheucht mit ihrer Hand den Nebel, gibt ihm den freisten Blick in das Thal und zum ganz entwölkten Himmel wieder, wobei der Dichter des Sonnenscheins nicht ausdrücklich gedenkt. Aehnlich verscheucht Athene Odyssee XIII, 352 den auf Ithaka ruhenden Nebel und läßt den Odysseus seine Heimat

---

ling erwiesenen Woltthaten der Welt ersetzen müsse, und erklären konnte: „Du bist noch nicht Uebermensch genug, um des Rathes, der Warnung, Hülfe und Liebe anderer entbehren zu können."

*) Ihr Mitleiden geht aus der Erkenntniß hervor, daß er beim besten Willen irre gegangen.

erkennen. Sie greift in den Nebel, und während sie einen Streifen anfaßt und an sich zieht, verschwindet die ganze Nebelmasse, der angefaßte Streifen aber wird zu einem großen, faltenreichen Schleier, den sie hoch über sich hält, wobei wohl die Darstellung von Tänzerinnen vorschwebt, welche Gewande in den Händen und über sich halten. Hier ist der Schleier eine Art Talisman, wie jener, welchen Leukothea in der Odyssee (V, 316 f.) dem Odysseus gibt. Auch in deutschen Sagen kommt der Zauberschleier, aber in anderer Weise, besonders bei den Wasserfrauen, vor*). Wenn der Schleier hier wie aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewebt ist, so entspricht dies der Tageszeit, da noch der Duft des Morgens herrscht, aber schon die Sonne hell strahlt; es deutet aber auch sinnbildlich auf das Wesen der Dichtung hin, in welcher ahnungsvolles Gefühl, das wie ein lieblicher Duft das Gemüth umweht, mit klarer Anschaulichkeit und Durchsichtigkeit sich verbinden muß. Was früher nur der Göttin Blick verkündet hat (Str. 7, 4), spricht sie hier aus, daß sie neben seiner Schwäche, sich leicht hinreißen zu lassen, sein Gutes, sein edles Herz, kenne, und sie redet zu ihm mit einem Tone, den er nie vergessen wird („ich hör' sie ewig sprechen"). Ihr liebevoller Antheil hat die Gabe ihm längst bestimmt, die sie ihm jetzt übergibt, indem sie bemerkt, wie er sich dieser bedienen soll und welche Beruhigung sie in den Bedrängnissen des Lebens über ihn bringen werde. Die Wunderkraft der aus vollendeter Klarheit und tiefem Gefühle entspringenden Dichtung, nicht allein für den Dichter, sondern auch für seine Freunde, deuten die sechs letzten Verse von Stanze 13 in verschiedenen Bildern an. Zunächst wird im Gegensatz der

*) Im zweiten Theil des **Faust** läßt Helena, das Ideal der Schönheit, als sie zur Unterwelt zurück muß, in den Armen des Faust Schleier und Kleid zurück, welche sich in Wolken verwandeln und ihn forttragen.

V. 1 genannten Schwüle liebliche Kühle des Sommmerabends bezeichnet *), an die sich der Wohlgeruch würziger Blumen schließt (V. 3 f.), dann weiter das Vergessen jeder Angst, die Befreiung von jeder Dumpfheit, die Beschwichtigung jeder Unruhe, das Aufhellen jeder Trübe. Im letzten Gliede tritt der Satz „der Tag wird lieblich" gleichsam nur als paralleler Gegensatz vor „die Nacht wird helle", worauf der Nachdruck ruht. **) Daß die Erwähnung der Freunde, die etwas fremdartig hereinkommt, wohl erst später hinzugefügt wurde, ward bereits oben vermuthet.

St. 14. Der Dichter schließt mit der Einladung an die Freunde, nicht allein in der Bedrängniß des Lebens, sondern auch, wenn das Glück ihnen heiter scheine***), sich der Früchte der von der Göttin ihm verliehenen gereiften Dichtungsgabe zu erfreuen, durch welche er auch ihre Liebe verewigen werde. Das erste so V. 1 bezieht sich auf die letzte Rede der Göttin zurück, das zweite V. 6 auf das im Anfange der Stanze bezeichnete frohe Zusammenleben, das sie hoffnungsvoll in die Zukunft schauen läßt. An dieses durch die Dichtung beglückte Zusammenleben schließt er die Verkündigung an, daß ihre Liebe im Liede ewig dauern werde Dem Dichter schwebte hier wohl Klopstock vor, der in der Ode Petrarcha und Laura

---

*) Statt Abendwindes Kühle las man seit 1815 irrig Abendwindeskühle.

**) Unter dem Tage muß hier ein düsterer, unerfreulicher Tag gemeint sein. Man hat darin gar seltsam „die Begütigung und Verklärung des irdischen Lebens, die zum Genuß des Lebens durchaus nöthige Heiterkeit", wie in der Erhellung der Nacht theils eine elegische Beziehung des Lebens, theils die Ahnung eines glücklichern jenseitigen Daseins finden wollen.

***) Bei dem „frischerneuten Segen" schwebt der Vergleich mit dem stets wiederkehrenden, neue Blumen und Früchte bringenden Jahre vor.

32 ff. der Unsterblichkeit seines Namens und dessen der Geliebten bei Enkel und Enkelin gedenkt. Derselbe freut sich in der Ode der Zürchersee (Str. 18 ff.) „durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin Sohn und Tochter noch zu sein", und in der an seine Fanny gerichteten der Abschied (Str. 17 f.) denkt er sich ein edles Mädchen, das in Zukunft seine Lieder lese, werde wehmüthig den Wunsch äußern, daß er noch leben möchte. Goethe läßt bloß die Enkel sich noch ihrer im Liede verherrlichten Liebe freuen, wobei er nur nebensächlich der Trauer derselben um sie gedenkt, ohne anzudeuten, daß diese Trauer aus der Bewunderung ihrer edlen Freundschaft hervorgeht. Den einfachen Gedanken: „Und auch die Nachkommen sollen unserer durch das Lied verewigten Freundschaft sich erfreuen", hat Goethe sehr glücklich gehoben; selbst die Trennung des Satzes „wenn Enkel um uns trauern" von dann auch durch das zwischentretende soll gibt der Rede besondere Kraft. Nichts liegt dem Dichter ferner als ein elegischer Schluß und gar, wie man wunderlich hineinerklärt hat, sein eigenes Bedauern der trauernden Enkel, auf das kaum Klopstock verfallen sein würde. Wenn dieser seine einzelnen Freunde in manchen Gedichten feiert und ihrer Freundschaft dauernde Andenken gründet, so lag ein solcher Preis unserm Dichter in Wirklichkeit sehr fern; selbst das herrliche Gedicht Ilmenau, in welchem er den ihm innig befreundeten Herzog so herzlich feiert, ist anderer Art, und manche an einzelne Freunde gerichtete Gedichte haben bei der Veröffentlichung die persönliche Beziehung verloren*). Nur im allgemeinen, wie hier, hat er seiner Freunde,

*) Zu den vielen Wunderlichkeiten, mit denen man unser Gedicht heimgesucht hat, gehört es auch, wenn man unsre Liebe geradezu „meine Gedichte" erklärt und darin angedeutet gesehen hat, daß die Freunde „durch ihren Umgang und

der hingegangenen und der ihm gebliebenen, in der Zueignung zum Faust gedacht. Erst sehr spät, zum Theil nach dem Tode Goethes, sind einige namentliche Erwähnungen seiner Freunde bekannt geworden, unter denen die überspannten und unklaren Oden an Zachariä und Behrisch.

Einfluß, durch Rath und Aufmunterung Veranlasser, Förderer und Pfleger seiner Muse geworden".

Lieder.

Unser Vorspruch, der, wie sämmtliche den einzelnen Abtheilung
der Gedichte vorgesetzten kleinen Reimpaare, dem Jahre 181
angehört, deutet darauf, daß alle diese, so verschiedenen Leben
altern angehörenden Lieder, die von dem Jahre 1768 bis 181
reichen (in den nach dem Tode des Dichters erschienenen Ausgabe
sind auch spätere aufgenommen), aus Stimmungen seines Leben
hervorgegangen, die in ihnen ausgeklungen seien, die, wie er s
später auszudrücken pflegte, Gelegenheitsgedichte seien. In d
Quartausgabe haben die Herausgeber die Lieder mit den Verse
„Töne, Lied aus weiter Ferne“ (vgl. B. I, 369. 402) begonnen.

1. Vorklage.

Gedichtet im Jahre 1814 als Vorwort der Lieder, obgleich diese ein solches schon in dem folgenden Gedichte besaßen. Vgl. B. I, 330. Das Gedicht spricht eigentlich die Stimmung aus, welche ihn beim Durchlesen dieser bunten Lieder ergriff, wobei er sich mit dichterischer Freiheit in den Augenblick versetzt, in welchem er dieselben zum Drucke sammelte. Wir wissen, daß er zuerst vor der italienischen Reise, dann 1799 und 1803 seine Lieder gesammelt, 1806 diese drei Sammlungen mit Ausscheidung einer größern Anzahl für andere Abtheilungen verbunden, einzelne eingefügt hat. Bei der neuen Ausgabe traten nur wenige Lieder hinzu, einige wurden anders vertheilt. Es kommt ihm sonderbar vor, daß er diese Lieder, welche nur der Ausdruck seiner leidenschaftlichen Stimmungen in den verschiedensten Lebenszeiten gewesen, sammeln und als ein Ganzes der Lesewelt übergeben soll (Str. 1 f.). Doch er setzt sich darüber hinweg in dem Gedanken, daß er sich seiner leidenschaftlichen Stimmungen (sein leidenschaftliches Irren bezeichnet er hier als Gebrechen) nicht zu schämen und die Widersprüche zwischen den einzelnen Gedichten nicht zu scheuen habe, da die ganze Welt ja von Widersprüchen voll sei. Die Fassung ist humoristisch, was sich auch in einzelnen scherzhaften Ausdrücken verräth, wie in dem Sammeln der Blätter von Haus zu Haus (als ob er sie mühsam aus verschiedenen Häusern zusammenbetteln müsse, da er sie selbst nicht besitze, was freilich bei vielen wirklich der Fall war, die er von Freunden

zurückerhielt) und in dem guten Leser, der kalt und theilnahmlos diese aus seinem Herzen geflossenen Lieder zur Hand nehmen werde. Sollte der Dichter absichtlich in der Reimstellung der dritten Strophe von der der beiden ersten abgewichen sein?

2. An die Günstigen.

1799 bei der Sammlung der neuen Gedichte als Einleitung der Lieder geschrieben. Vgl. B. I, 261. 264. 270. Das Lied ist ein humoristisches Geständniß, daß es die Dichter wunderlich treibe, ihre Geheimnisse in der leichten Liederform der Welt zu verkünden, und er so die mannigfaltigsten Stimmungen und Erlebnisse in Liedern ausgesprochen habe, die hier, wie zu einem Strauße verbunden, sich gar nicht übel ausnähmen. Im Grunde hat nichts weniger als das Verlangen, sich vor der Menge zu zeigen, den Dichter zu diesen Liedern getrieben, vielmehr waren sie aus voller Seele oder aus künstlerischem Triebe geflossen, und der Spott trifft eigentlich nur das Verlangen, mit diesen Blüten seines Herzens oder seiner Kunst vor der Welt aufzutreten. Das Ganze ist eben humoristisch gehalten.

Str. 1, 3. Eigenthümlicher Ausdruck des Gedankens, „sie legen ihre dichterischen Lebensblüten dem Urtheil der Welt vor." — 4—6. In Prosa dasselbe zu gestehn würden wir uns scheuen. — Sub rosa, unter der Rose, wie ein in demselben Jahre gedrucktes Gedicht Herders in Schillers Musenalmanach überschrieben ist. Zum Zeichen der Verschwiegenheit pflegte man eine Rose oberhalb der Tafel aufzuhängen; daher unter den Rosen, später unter der Rose, im Sinne von vertraulich. Das deutsche Sprichwort sagt: „Was wir kosen, bleib' unter Rosen." Als Ort eines solchen vertraulichen Zusammenseins wird hier der „Musen stiller (einsamer) Hain" bezeichnet mit Benutzung

der bekannten Dichtung eines Musenhaines. Schon Plato bemerkt (Ion. 5), die Dichter sagten, ihre Lieder holten sie aus gewissen Gärten und Waldthälern. Horaz glaubt carm. III, 4, 5--8, er sei in den heiligen Musenhain versetzt. Die neuere Dichtung hat sich des Musenhaines vielfach bedient. Klopstock braucht den Hain zur Bezeichnung des Bardengesanges, wonach sich der göttinger Dichterbund den Namen Hain gab. — Str. 2, 1 f. gehören irrte und strebte, litt und lebte zusammen. — Strauß, der sie zu einem Ganzen verbindet. Vgl. B. I, 116. 409. f.

3. Der neue Amadis.

Am 1. Dezember 1774 wurde das Gedicht an J. G. Jacobi geschickt, in dessen Iris es im folgenden Januarhefte erschien. Vgl. B. I, 109 f. Ganz willkürlich hat man es in die straßburger Zeit verlegt. Vgl. B. I, 57. Es dürfte in das Frühjahr 1774 fallen. Vgl. B. I, 100, wo auch der besondern Reimform gedacht ist, welche Sanders zu der von Biedermann gebilligten Vermuthung brachte, das Gedicht sei in zehnversigen Strophen geschrieben, wogegen der scharfe Sinnabschnitt zwischen Str. 5 und 6, sowie die in diesem Falle zu bedeutende Scheidung der Str. 5 von der vorhergehenden sprechen dürfte. Die erste, 1788 geordnete Sammlung von Goethes lyrischen Gedichten ward vom neuen Amadis eröffnet.

Das Gedicht spricht voll wehmüthiger Rührung den Verlust der träumerischen Kinderzeit mit ihrem zauberischen Glücke der Phantasie aus. Wie er auch in jener Zeit auf sich allein angewiesen und von der Welt getrennt war gleich dem ausgebildeten Embryo im Mutterleib*), so ließ die Phantasie ihn doch die kühnsten und schönsten

*) Saß über mir allein, in mich versunken, wie man wohl „über

Abenteuer, wie sie die Märchen von jungen Prinzen erzählen, mannhaft bestehn. Prinz Pipi ist vielleicht aus den Märchenerzählungen von Goethes Mutter genommen. In Lilis Park (verm. Ged. 23) V. 30 ruft Lili dem Geflügel Pipi! Pipi! zu und V. 66. steht „so ein Pipi!" im Sinne „so ein Küchlein". Goethes Mutter mag das Kosewort (denn zu einem solchen ward es wohl, wie Küchlein, Hühnchen, Täubchen) zur Bezeichnung des kleinen Prinzen verwendet haben, der auf Abenteuer ausgeht. Als solche erscheinen hier nun nach Weise der Märchen die Zerstörung krystallener Schlösser*), die Tödtung eines Drachen**), die Befreiung einer in einen Fisch verwandelten Prinzessin, in die er sich sterblich verliebt.***) Seine Mannhaftigkeit, sein galantes Wesen und seine Verliebtheit werden bezeichnend hervorgehoben und humoristisch damit geschlossen, daß die Geliebte ihm wie ganz von Sonnenschein umflossen erschienen sei. Der Gebrauch der französischen Wörter obligeant, galant, emaillirt, entspricht ganz dem launigen Ton. Im Gegensatz zu Str. 2—5 hebt die sechste hervor, daß er jetzt, wo er in die Welt getreten, vergebens nach dem Flug der Phantasie seiner Jugendzeit sich zurücksehnt.†) Die nicht ganz bezeichnende Ueberschrift der neue

---

dem Homer sitzen" von dem sagt, der fleißig den Homer studirt. Im (statt in) Mutterleib steht in der Iris und in der ersten Ausgabe der Gedichte.

*) „Verstört" statt „zerstört" war Druckfehler von 1815.

**) In der Iris steht in den Bauch. Im Liede Liebetrauts im ersten Entwurf des Götz heißt es: „Ein Ritter auf seiner Prinzessin Geheiß Beut Drachen und Teufeln den Krieg."

***) Statt Götterbrod schrieb Goethe Himmelsbrod, wie in der Iris steht; jenes scheint nur aus dem Nachdrucke der Iris hereingekommen zu sein, dessen Goethe bei der Sammlung sich bedient haben wird, ist also Goethe, der nur das Versehen nicht bemerkte, ganz fremd.

†) Erst in der Ausgabe von 1806 erhielt Str. 6, 3 den fehlenden Fuß

Amadis deutet auf den Amadis von Gallien, diesen „Stammvater so vieler irrender Ritter“, wie Wieland 1771 in der Vorrede zu seinem launigen Gedichte der neue Amadis sagt. Den Namen des Amadis, äußert Wieland, habe er deshalb gewählt, weil er bekannter sei als so manche andere irrende Ritter, und er wisse nicht, was für einen romantischen Klang habe, der ihn vorzüglich geschickt mache, einen Abenteurer von so sonderbarem Schlage zu bezeichnen. Launig nahm unser Dichter dieselbe Freiheit für sich in Anspruch, wenn nicht etwa die Ueberschrift nicht von ihm, sondern von J. G. Jacobi herrührt. Daß er als Knabe so ganz eingesperrt gelebt, entspricht übrigens keineswegs der Wahrheit.

4. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Das Lied entstand wohl gleichfalls im Frühjahr 1774. Vgl. B. I, 101 f. Seine Verlegung in die straßburger Zeit ist ganz haltlos. Vgl. B. I, 57. Goethe nahm es schon 1788 in seine Sammlung an vierter Stelle auf. Das zu Grunde liegende Spiel beschreibt er selbst auf Zelters Anfrage also: „Man nimmt einen dünnen Span oder auch Wachsstock, zündet ihn an und läßt ihn eine Zeit lang brennen; dann bläst man die Flamme weg, daß die Kohle bleibt, und sagt so eilig als möglich das Sprüchlein:

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg;
Lebt er lang, so wird er alt.
Lebt er, so lebt er;
Stirbt er, so stirbt er;
Man begräbt ihn nicht mit der Haut;
Das gereicht ihm zur Ehre.*)

---

rsprünglich lautete der Vers „Ihr verräthrisch Fliehn“, 1788 „Ihr zu schnelles liehn“, wo das Aufgeben des leidenschaftlichen verräthrisch auffällt.

*) Etwas anders lautet der Spruch in Simrocks deutschem Kinder-ch Nr. 872.

Nun gibt man die glimmende Kerze geschwind dem Nachbar in die Hand, der dasselbige Gesetzchen wiederholen muß, und das geht so lange fort, bis die Kohle bei einem auslöscht, der dann ein Pfand geben muß." Ein zufälliges Ereigniß bei diesem Spiele wird hier mit dem Entbrennen unauslöschlicher Liebesglut in Verbindung gesetzt, und in der übertriebenen Schilderung desselben der die Seele ergreifende Liebesbrand mit lebhafter Empfindung beschrieben. Der Wechsel zwischen Imperfekt und Präsens Str. 3 bis 6 ist glücklich verwandt, da letzteres die Hauptpunkte bezeichnet, nur könnte man meinen, Str. 5, 3 wäre das Präsens schlägt angemessener. Treffend wird hier Amor beim Spiele eingeführt, wie es in dem alten von Herder unter die Volkslieder aufgenommenen Liede von Heinrich Albert Amor im Tanz der Fall ist, dessen Anfang: „Junges Volk, man rufet euch zu dem Tanz hervor" hier Goethe vorgeschwebt haben wird. Schon in der Brautnacht (Lieder 34) hat der junge Dichter Amor ähnlich verwandt. Ein hübscher Zug ist es, daß am Anfange Amors Einwirkung ausdrücklich erwähnt, beim hellen Aufflammen seiner dabei bewiesenen Schalkhaftigkeit nicht gedacht wird. Dorilis heißt die Geliebte ohne besondere persönliche Beziehung.*) Frische

---

*) Der gangbaren aus dem Griechischen genommenen Bezeichnungen der Geliebten hat sich Goethe meist enthalten und dafür deutsche Mädchennamen gewählt. Weder Chloe, noch Chloris, noch Phyllis, die Horaz neben Lydia, Glycera u. a. braucht, hat er; auch Daphne erscheint bei ihm nicht. Den Namen Doris, unter welchem Haller seine Gattin feierte (vgl. zu Klopstocks Ode der Zürchersee), dessen sich auch andere Liebesdichter, wie Gleim, Rost, häufig bedienen, hat er Lied 42. Neben Doris stehen der hier gebrauchte Dorilis, Dorine, Dorinde. Später hat Goethe zur Bezeichnung seiner weimarer Lotte (Frau von Stein) Lida und in Distichen Lydia. Ueber seine Urania und Lila zu den vermischten Ged. 7. 8. Ueber den bei englischen Dichtern vorkommenden Namen Belinde vgl. B. I, 113. Ulrike

Leichtigkeit und heitere Lebendigkeit geben dem Liedchen eigenthümlichen Reiz. Auch die asyndetische Verbindung, an deren Stelle nur zweimal bei Hauptpunkten die Anschließung durch **und** tritt (Str. 3 und 4), wirkt belebend.

5. Heidenröslein.

Im Juli 1771 schrieb Herder zu Bückeburg den **Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker**, den er als einen Beitrag zu Gerstenbergs **Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur** dem Buchhändler Bode in Hamburg sandte, wofür dieser am 11. September dankte. Da sich aber das Erscheinen von Gerstenbergs **Briefen** verzog, so ließ Bode im Jahre 1772 den Aufsatz für sich drucken. Herder gab ihm dazu den im vorigen Jahre begonnenen, jetzt neubearbeiteten Aufsatz **Shakespeare**. Schon am 5. Dezember dankt Goethe für beide. In Herders **Auszug** heißt es: „In unsern Zeiten wird so viel von Liedern für Kinder gesprochen; wollen Sie ein älteres deutsches hören? Es enthält zwar keine transzendente Weisheit und Moral, mit der die Kinder zeitig genug überhäuft werden — es ist nichts als ein kindisches

Fabelliedchen*).

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Ein Röslein auf der Heiden.
Er sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und **stand in süßen Freuden**.

---

von Lewezow nannte er **Stella**, brauchte den Namen aber nicht im Liede. Vgl. zu Lied 28.

*) Von Biedermann behauptet demnach irrig, es sei Herder bei Besprechung des Liedes hauptsächlich um dessen Kehrreim zu thun.

Ich supplire diese Reihe nur aus dem Gedächtniß.*)
Und nun folgt das kindische Ritornell bei jeder Strophe:

Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Der Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Das Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ichs nicht will leiden!"
Röslein u. s. w.

Jedoch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Heiden.
Das Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden!
Röslein u. s. w.

„Ist das nicht Kinderton?" Dabei bemerkt er, daß in deutschen Volksliedern statt des männlichen und weiblichen Artikels bloß ein de, statt des sächlichen 's, statt des unbestimmten ein ein dunkles a gehört werde, wodurch das Hauptwort weit mehr poetische Substantialität und Persönlichkeit mit mehr Accent erhalte; er wolle sich zur Bezeichnung dieses elidirten Artikels des Zeichens der Elision bedienen. Hiernach dürfte es unzweifelhaft sein, daß Herder das Lied aus mündlicher Ueberlieferung kannte; denn nur so erklärt es sich, daß er über den Wortlaut in V. 5 in Zweifel stand. Damit fällt die Aufstellung von Biedermanns, das Lied gehöre Goethe an, der sich nur einen Scherz gemacht, indem er dasselbe von Herder unter einer Bezeichnung (in den

*) Auch hier irrt von Biedermann, wenn er sagt, Herder supplire „den Anfang des Liedes" aus dem Gedächtnisse.

Volksliedern) habe einführen lassen, die den Glauben erweckt, es liege ein wirkliches Volkslied vor. Wäre an eine solche Täuschung zu denken, so müßte Goethe sich derselben schon in Straßburg gegen Herder erlaubt haben; denn nach Herders Entfernung von Straßburg erhielt dieser von Goethe nur zwölf elsässische Volkslieder, unter denen sich das Heidenröslein eben nicht findet. Ist es nun an sich völlig unwahrscheinlich, daß Goethe schon zu Straßburg Herder zu mystifiziren gewagt und daß ihm in den vier ersten Monaten des Jahres 1771 ein so herrliches Lied gelungen sei, das er Herder als Volkslied vorgetragen, so deutet die Bemerkung über den fünften Vers entschieden darauf hin, daß Herder das Lied aus der Ueberlieferung im Gedächtniß bewahrte. Und die sonstigen Gründe Biedermanns beweisen nichts. Freilich ist Herders Anführung die einzige Spur dieses Volksliedes, da uns sonst nur der Refrain von V. 7 aus einem in achtversigen Strophen gedichteten Liede aus der 1502 erschienenen Sammlung des Paul von der Aelst (Uhlands Volkslieder I, 56) bekannt ist; aber es stände schlimm, müßten wir alle Volkslieder verdächtigen, die wir nur aus einer Ueberlieferung, und gar einer so guten, wie die Herders ist, kennen. Und warum sollte Herder das Lied nicht aus dem Volksmunde sich eingeprägt haben? Noch viel weniger gilt der Grund Biedermanns, der Gedankengang des Liedes sei ein so geschlossener, wie er einem umlaufenden Volksliede schwerlich gemäß wäre. Von einem Gedankengang kann bei einem bloß erzählenden Liede gar keine Rede sein, und die Erzählung ist im echtesten Volkston gehalten. Simrock erklärt das Lied für wahrscheinlich echt, findet also im Tone desselben nicht den geringsten Verdachtsgrund. 1779 gab Herder im zweiten Theile seiner Volkslieder nach zwei aus Opitz und einer Sammlung deutscher Lieder genommenen Stücken Röslein auf der Heide, mit der An-

gabe „aus der mündlichen Sage“*); als letztes der deutschen Lieder in demselben Buche steht der einzige Liebreiz. Den Zusatz „aus der mündlichen Sage“ hat Herder auch im ersten Theile zu dem ihm aus dem Elsaß mitgetheilten Liede vom Herrn von Falkenstein gemacht, ohne anzugeben, woher es stamme, wie er es beim Liede vom jungen Grafen und ein paar Stücken aus Thüringen gethan hat. Nach allem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Goethe das Lied aus Herders Auszug kannte und es auf seine Weise reinigte und hob. Dies geschah wohl erst im Jahre 1773, kurz vorher ehe er danach das Veilchen für Erwin und Elmire dichtete. Vgl. B. I, 96. Durch die Veränderung des Schlusses erhielt das Lied eine durchaus andere Wendung. Denn während das Volkslied damit endet, daß der Knabe den Schmerz verwindet und sich des Genusses der schönen Rose freut**), schließt Goethe damit, daß das Röslein der wilden Gier des grausamen Knaben zum Opfer fällt***), wodurch die regelmäßig wiederholte Anrede des Rösleins am Schlusse der Strophe zur Klage über sein Unglück wird, dessen Ahnung schon am Ende der ersten hervortritt.†) Und hierin liegt die ganze

*) Dort fehlt gegen die früher gegebene Fassung Str. 1, 2 ein, 3 er, Str. 2, 3 und Str. 3, 2 das; Str. 3. beginnt doch.

**) Fast unbegreiflich ist es, wie man hat behaupten wollen, der Ausdruck Genuß decke die sonst so zart verhüllte Bedeutung des Bildes zu sehr auf. Als ob der Genuß hier auf Liebesgenuß deute, nicht auf den wirklichen Genuß des Duftes und der Schönheit der Blume, ähnlich wie in Str. 1 die süßen Freuden.

***) In der ersten Ausgabe stand mußte es, wofür schon die zweite mußt' es hat.

†) Erst die Ausgabe letzter Hand liest Str. 3, 4 ihm statt ihn. Man hat gemeint, durch ihr werde der Sinn der Allegorie fast zu deutlich. Aber Goethe konnte nicht ahnen, daß man hier eine Allegorie wittern werde. Ihr

Bedeutung des Gedichts, nicht etwa in einer sinnbildlichen Hindeutung auf gewissenlose Verführung, wie in Herders nach Richardsons Clarissa frei gedichtetem Rosenknöspchen. Eine weitere glückliche Aenderung begegnet uns in Str. 1, 3, wo am Anfange er sah, es ausgelassen und frisch und schön zu jung und morgenschön gehoben ist, das die aufblühende Schönheit so anmuthig bezeichnet. Zweifeln könnte man, ob die V. 3. f. eingetretene Veränderung eine Verbesserung sei, wenn auch die Fassung des Volksliedes: „Und blieb stehn, es anzusehn, und stand in süßen Freuden", sehr hart ist. Jetzt sieht der Knabe das Röslein erst von fern, wo seine Schönheit ihm so auffällt, daß er zu ihm eilt, es nahe zu sehn. In lief er schnell würde man lieber durch und er lief oder etwa lief da schnell die harte Nachstellung des er entfernt sehn, dagegen dürfte sahs statt stand eine entschiedene Verbesserung sein. Und eine solche wird auch niemand in Str. 2, 5 verkennen, und in der durchgehenden Herstellung des trochäischen Maßes, die Herder in den Volksliedern nur Str. 1, 2 f. 2, 3. 3, 1 eingeführt, dagegen in andern Versen versäumt hat, obgleich er im Auszug auch Str. 2, 1 das durch das Zeichen der Elision andeutet und Str. 3, 2 das eben so gestrichen werden mußte, wie Str. 1, 2. 2, 3. Als Goethe 1788 unser Lied unter seine lyrischen Gedichte, und zwar gerade an zweiter Stelle, aufnahm, erinnerte er sich wohl kaum, daß er darin nur eine Verbesserung des bereits von Herder mitgetheilten Volksliedes gebe.

---

deutet darauf, daß die Rose im Deutschen weiblich ist, und das weibliche sie kann ebensowohl auf Heidenröslein bezogen werden, wie wir es so häufig bei Fräulein thun. Wahrscheinlich ist ihm absichtliche Aenderung der Ausgabe letzter Hand.

6. Blinde Kuh.

Von der Entstehungszeit des Gedichtes gilt dasselbe wie von Lied 4. In der ersten Ausgabe steht es an dritter Stelle, unmittelbar hinter ihm Stirbt der Fuchs (4). Der Liebhaber spricht hier auf gefühlvolle Weise die unglückliche Enttäuschung seiner Liebe beim Blindekuhspiel aus. Die mit verbundenen Augen suchende Therese hat ihn gefaßt, aber kaum erkennt sie ihren Fang, so sieht sie recht böse drein, da sie gern einen andern gefaßt hätte. Wie Str. 1 von dem bösen Blicke Theresens ausgeht*), so beginnt Str. 2 mit seiner Freude, da er glauben durfte, sie wolle gerade ihn haben. Aber sie zeigte sich kalt gegen ihn, und als er nun selbst mit verbundenen Augen herumging, hütete sie sich wohl, sich von ihm ertappen zu lassen, so daß er voll Kummer über seine Enttäuschung lange sich abmühen mußte, ehe er einen fing. Mit Absicht ist der auf V. 3 reimende V. 6 um einen Fuß länger, da in ihm die Strophe einen längern Schluß erhalten und zugleich die nähere Verknüpfung mit der folgenden angedeutet werden sollte. Auch dürfte dies dem Ausdruck hoffnungsloser Sehnsucht des in sich versinkenden Herzens entsprechen. Sehr glücklich wird am Schlusse von Str. 2 angedeutet, daß sie ihm nun die Augen verband. Die am Anfange der dritten Strophe eintretende dritte Person soll wohl die Entfremdung andeuten. Leidenschaftlich aber springt der Dichter im vierten Verse wieder in die erste Person zurück, um mit Anspielung auf das so unglücklich geendete Spiel sein tiefes Herzeleid auszusprechen, wenn sie ihn nicht

---

*) Bloß zur Vermeidung der Zweideutigkeit änderte Goethe in der zweiten Ausgabe die ursprüngliche Fassung von V. 2 f.: „Warum seh' ich so böse Mit offnen Augen dich?“ Das Präsens wandelt steht sehr bezeichnend von der in ihren Folgen fortdauernden Handlung. Statt gleich V. 6 setzte schon die zweite Ausgabe schnell.

lieben werde. Das ohne jede persönliche Beziehung gedichtete Lied bildet ein artiges Gegenstück zu Lied 4. Der Name Therese ist willkürlich des Reimes wegen gewählt. Den verzweifelten Ausruf am Ende haben wir uns gleich nach dem Spiele zu denken; es ist nicht etwa ein Selbstgespräch, sondern eine wirkliche Erklärung an die grausame Geliebte.

7. Christel.

Erschien zuerst ohne Ueberschrift im Aprilheft 1776 von Wielands Merkur. Wir wissen erst seit kurzem, daß Boie das Gedicht schon im Spätherbst 1774 von Goethe erhielt. Vgl. B. I, 138. 468. Die glühe Sinnlichkeit, welche das von Liebesqual durchzuckte Gedicht offenbart, veranlaßte Herders Gattin, den Dichter zu bitten, es in der 1788 veranstalteten Sammlung seiner Gedichte zu streichen. Vgl. B. I, 206 f. Bei der zweiten Ausgabe seiner Werke scheint Goethe es übersehen zu haben, und so erschien es erst in der dritten, 1814 durchgesehenen mit einzelnen Aenderungen.*) Der Dichter versetzt sich hier in die Stimmung eines Bauerburschen von melancholischem Temperamente, den die Liebe in arger Gier verzehrt. Ein ganz verschiedenes Bild eines von zartester Liebe durchglühten, endlich durch die schrecklichste Eifersucht zum Morde getriebenen Bauerburschen gab er 1786 in der neuen Bearbeitung seines Werther Buch II im Briefe vom 4. September.

Str. 1 schildert im allgemeinen das Glück in der Nähe der Geliebten, und wie diese ihm immer im Sinne liegt, er von ihr wunderbar angezogen wird. V. 4. Lebhafter Ausdruck, wie sie ihm überall vorschwebt. Aehnlich klagt Werther (im Briefe vom

---

*) Str. 1, 1 stand ursprünglich ein'n, Str. 3, 1 dann, 2 lüftgen, 5 tümmlig, Str. 5, 4 nit (statt nicht).

6. Dezember): „Wie mich die Gestalt verfolgt! Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele. Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirn, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehen ihre schwarzen Augen u. s. w." Der Schluß der Strophe ist, wie es scheint, absichtlich verworren. Man würde es verstehn, wenn einfach stände: „Ich weiß nicht auf der Welt (gar nicht), warum sie mir gefällt?", so daß er damit die unbegreifliche Anziehungskraft der Geliebten ausspräche. Nun aber tritt dazwischen der ungefüg sich einschiebende Vers „Und wie und wo und wann sie mir." Wie, wo und wann als irgendwie u. s. w zu fassen verbietet das sich anschließende sie mir. Muß man demnach annehmen, daß der Dichter hier den Bauerburschen absichtlich fast irre reden lasse, so würde doch die Kraft des Ausdrucks bedeutend gehoben, wenn wir läsen nicht wie, und man dürfte fast vermuthen, und wie beruhe auf einem Schreib- oder Druckfehler, veranlaßt durch den vorigen Vers.

Str. 2 schildert den Eindruck ihrer körperlichen Reize voll leidenschaftlicher Glut*), Str. 3 die Erregung seiner ganzen Natur, wenn er mit ihr walzt**), Str. 4 ihr Liebeskosen, das ihn mit unendlicher Liebeslust und Liebesqual durchströmt.***) Die gierige Glut aber erhält ihren stärksten Ausdruck in der letzten Strophe, worin er so immer bei ihr zuweilen und endlich seine volle Lust

---

*) Dadrein, volksthümlich für darin, in ihrem Gesichte, aber fast hinweisend, wie gleich drauf, darüber.

**) Man vergleiche hierzu Werthers Schilderung seines Walzens mit Lotten und die darangeknüpfte Bemerkung im Briefe vom 19. Juni, auch das Lied im Faust in der Szene „Bauern unter der Linde".

***) V. 3 f. ist wird sie zu ergänzen, wenn nicht gedrückt und geküßt imperativisch als eine leidenschaftliche Aufforderung an sich selbst gefaßt sein sollten.

ihren Armen zu befriedigen wünscht, wodurch er von seiner
schrecklich umtreibenden, ihn jedes ruhigen Genusses beraubenden
Liebesqual geheilt zu werden hofft; sonst will er an ihrer
ist sterben, da er ein solches Leben nicht mehr zu ertragen vermag.
Bei aller wilden Leidenschaft zeigt sich doch im Ausdrucke
chweg eine zarte Scheu. Dabei ist der volksthümliche Aus-
ck mit einer solchen Meisterschaft benutzt, wie es kaum dem
hter anderwärts gelungen ist. Früher durfte man glauben,
Lied sei veranlaßt durch den Kampf mit der sinnlich aufge-
ten Leidenschaft zu Frau von Stein. Am 24. Februar schrieb
an diese: „Du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht abge-
nen; die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grab
en". Aber jetzt müssen wir glauben, daß es eine freie Dich-
g sei, etwa gleichzeitig mit dem Anfang des Faust. Die
e Bedeutung des in seiner Art ganz einzigen Liedes muß
völlig verkennen, wenn man darüber nichts weiter zu sagen
ß, als daß dieses Lied eines Bauerburschen mit seinem stellen-
s verschrobenen sprachlichen Ausdruck sich zwischen den an-
thigen benachbarten Liedern nicht eben gut ausnehme.

8. 9. Die Spröde. Die Bekehrte.

Beide Lieder soll Goethe in die zum erstenmal am 24. Ok-
er 1791 unter dem Titel die theatralischen Abenteuer
geführte Oper Cimarosas L'impressario in angustie eingelegt
en, was aber wahrscheinlich erst bei der spätern Bearbeitung
ch Vulpius geschah. Gedruckt erschienen sie erst im Jahre 1797,
zwar als eine Arie. Vgl. B. I, 221 f. In der erhaltenen
rbeitung der theatralischen Abenteuer von Vulpius (ge-
ckt im Goethe-Schiller-Museum von Diezmann, 1858),
en Zeit sich nicht näher bestimmen läßt, singt die Schauspielerin

Rosalba beide Lieder, von denen das zweite als Fortsetzung bezeichnet wird. 1799 nahm Goethe die Arie als zwei Lieder mit verschiedenen Ueberschriften in seine neuen Gedichte auf, wobei er mehrere Aenderungen vornahm.*) Die beiden Lieder sind im entschiedensten Gegensatze zu einander ausgeführt, der sich im gleichen Versmaße ausprägt, was der Dichter übersah, als er in den ersten Strophenversen des zweiten einen Daktylus einführte, wodurch er wohl dem Anfange der Strophe eine größere Lebhaftigkeit geben wollte. Die Schäferin wandelt im ersten am heitern Morgen, im andern bei der die Sehnsucht weckenden Abendröthe geht sie in jenem sorglos singend durch die Felder**) und misch[t] sich unter die Hirten, mit denen sie ihren Scherz treibt***), [...]

---

*) Ursprünglich stand V. 1 dem schönsten, V. 4 drang mit Punk[t] [...], V. 5. 10, 15 So: lara lara :c., V. 7 Da zwei Schäfchen, V. [...] 8 Sie besann sich nun ein Weilchen, im zweiten V. 1 Glan[z] [...], V. 2 dem Wald, V. 4 Daß mirs in die Seele drang, V. 6 mi[...] [...]ch zu sich, V. 7 so hold und süß, V. 11 Ruh, V. 12 Meine Freude [...]n sind entflohn, V. 13 Und es schwebt, V. 14 Der alte, V. [...]. 10. 15, wie im ersten Liede. Offenbar hat Goethe mit Absicht im ersten Ve[rse] [...]se der Strophen des zweiten Liedes statt des zweiten Trochäus einen Daktyl[us] [...]s eingeführt, dagegen war höre Str. 3, 3 bloßer Druckfehler statt hör', [d]er erst nach Goethes Tode berichtigt wurde, nur hätte man nicht auch den Daktyl[us] [...]s der ersten Verse beseitigen sollen. Im zweiten Liede lautet der Refrain seit 1799 in den beiden ersten Strophen So la la!, in der letzten So la la, [...]e ralla u. s. w., wogegen man nach dem Tode des Dichters statt „u. s. w." ein :c. schrieb und am Ende der beiden ersten Strophen „So lala :c". Daß der Refrain in dem zweiten sich gleich und derselbe sein müsse, wie im ersten, le[i]det keinen Zweifel.

**) Die Worte „jung und schön und ohne Sorgen" sollten eigentlich nach Schäferin stehen; jetzt schieben sie sich etwas hart zwischen sang und den davon abhängigen Satz fast parenthetisch hin.

***) „Doch sie sang." Doch bildet den Gegensatz zur Erwartung, daß sie dem Schäfer willfahren werde. Sang und lachte, wofür man sang

wandelt sie in diesem still durch den Wald und horcht auf die Flöte eines Hirten, von dem sie sich zu ihm herabziehen und sich von ihm küssen läßt; wie sie im ersten heiter singend davon geht, so ist im zweiten ihre Ruhe dahin und in ihrem Ohre hört sie nur den Ton der Flöte. Das erste erzählt von der Schäferin mit offenbarem Mißfallen über ihre Sprödigkeit, im zweiten beklagt sie selbst den Verlust ihrer Ruhe und Freude, das Aufgehen ihres ganzen Gefühls in dem Gedanken an den „lieben Jungen". Die Liebe zu Damon war mittlerweile in ihrer Brust erwacht. Im ersten Liede wird nur des Hirten Thyrsis namentlich gedacht. Beides sind beliebte Hirtennamen. Im J. 1745 hatten Pyra und Lange ihre Gedichte unter dem Namen Thyrsis' und Damons freundschaftliche Lieder herausgegeben. Und auch sonst waren beide Namen den Liebesdichtern geläufig. Die klangvollen bedeutsamen Reime*), der leichte Fluß und schmeichelnde Wohllaut geben beiden Liedern eigenthümlichen Reiz.

10. Rettung.

Wohl im Frühjahr 1774 gedichtet. Vgl. B. I, 102. Man hat den Namen Käthchen benutzt, um das Gedicht auf eine bestimmte Freundin des Dichters, auf Katharina Gerock, zu beziehen, aber in mehrern Gedichten scheinen die Namen der Mädchen willkürlich nach dem Bedürfnisse des Reimes gewählt, und in unserm Gedichte ist Käthchen ja ein dem Dichter bis dahin ganz unbekanntes Mädchen. Das Lied erschien

---

lachend erwartete. Sang fort, nachdem sie einen Augenblick ihren Gesang unterbrochen hatte.

*) Nur Str. 3, 4 ist der Reim Bändern auf Bänder anstößig. Goethe dachte sich wohl V. 4 Bänder, wie das Volkslied solche Freiheiten sich gestattet.

zuerst im Maiheft 1775 der Iris. Auch dieses Lied strich Goethe 1788 aus der Sammlung auf Bitten von Herders Gattin. Erst 1814 nahm er es, wie Christel (6), mit ein paar Veränderungen auf.**) Im Gegensatz zu Christel herrscht hier ein auch in der ungemein gewandten, fast flüchtig spielenden Darstellung sich ausprägender leichtlebiger Sinn, der es thöricht findet, sich einer Ungetreuen wegen das Leben zu nehmen, da ja andere Mädchen die Verlorene leicht zu ersetzen vermögen. Vgl. Lied 49. Das unerwartete Finden einer neuen Liebe, die ihm in der schrecklichsten Verzweiflung beim ersten Laut und Blick aufgeht, läßt ihn den leichten Ersatz um so glücklicher empfinden. Nur sehr entfernt ähnlich ist die Zurückhaltung des bankerotten Damasippus durch den Stoiker Stertinius bei Horaz (sat. II, 3).

11. Musensohn.

Zuerst in der 1799 gemachten Sammlung der Lieder und höchst wahrscheinlich auch gerade zu dieser gedichtet, weil diese Abtheilung sehr mager ausfiel. Vgl. B. I, 270. Eine frühere Entstehungszeit kann am wenigsten dadurch bewiesen werden, daß der Dichter, als er in seinen letzten Lebensjahren das sechzehnte Buch von Wahrheit und Dichtung schrieb, bei Erwähnung seiner Dichtergabe, die am freudigsten und reichlichsten unwillkürlich, ja wider Willen hervorgetreten sei, sich der Verse bedient:

> Durch Feld und Wald zu schweifen,
> Mein Liedchen wegzupfeifen,
> So gings den ganzen Tag.

Ist es doch sogar sehr die Frage, ob der Dichter, dem die Verse

---

**) Ursprünglich hieß es V. 5 stund, V. 14 ein süßes, V. 18 auf ewig, V. 24 vom Tod. Man kann fast zweifeln, ob auf immer eine absichtliche Veränderung sei oder auf einem Versehen des Setzers beruhe.

so unbestimmt vorschwebten, daß er den dritten ungenau anführt, sich bestimmt bewußt war, daß sie aus einem seiner eigenen Gedichte seien, gar nicht davon zu reden, daß dieses nicht gerade in jener Zeit seines Lebens gedichtet sein muß. Höchst unglücklich hat man das Lied aus Goethes eigenem Leben erklärt. Daß er wegen seines Umherschweifens in der Gegend den Namen des Wanderers und wegen seines aufrichtigen Antheils an andern, deren Verlegenheiten er zu entwirren suchte, den des Vertrauten erhalten, gehört nicht hierher. Hier tritt ein von froher Sangeslust umhergetriebener Jüngling auf, der, wie er selbst von freudigem Gefühl erregt wird, auch andere zur Freude ermuntert. Unser Musensohn ist eine eigene Art Sänger, dessen Sang im ganzen Jahre nicht verstummt, gleichsam der Pulsschlag seines Lebens ist.

Str. 1 spricht die ganz unwiderstehliche Lust aus, immerfort umherzuschweifen, wobei er lustig sein Lied pfeift, und sein ganzes Wesen nach dem Takt und Rhythmus des Liedes sich fortbewegt.*) Die drei folgenden Strophen führen aus, wie er das ganze Jahr hindurch sein lustiges Lied singt, die erste Blume und die erste Blüte preist, auch noch im Winter jenen schönen Traum des Blüte und Frucht bringenden Jahres im Liede feiert, selbst auf der weiten Fläche der Eisbahn, wo der Winter seine Blüte entfaltet**), wie er dann im Frühlinge, wo wieder neues Leben

---

*) V. 3 erwartet man eigentlich einen Gedanken wie „ist mein Leben, meine Lust"; aber der muntere Musensohn überhüpft diesen Gedanken und fährt fort, als hätte er begonnen: „Durch Feld und Wald schweife ich und pfeife mein Liedchen weg" (aus froher Brust).

**) Daß er auch die Winterlust besinge, wird nicht gesagt; denn unter jenem Traum, auf den ihn deutet, kann doch nur die rasch hinschwindende Zeit des Frühlings, Sommers und Herbstes, wo das Jahr so reiche Blumen, Blüten und Früchte spendet, gemeint sein, nicht die Winterblüte der Eislust

auf den ländlichen Höhen sich entfaltet, durch den Ton seiner Melodie (wobei man doch nothwendig an ein Instrument denken muß, so daß hier nach dem Pfeifen und Singen das Spielen, wohl Blasen gemeint ist)*), das junge Volk unter der Linde zum Tanze aufregt.**) Die letzte Strophe spricht dann die Sehnsucht aus, doch nach so langem fröhlichen Wandern am Busen der Geliebten wieder auszuruhen. Die Anrede an die Musen, von denen die Ueberschrift des Gedichtes hergenommen ist, kommt etwas spät. Eine bestimmte Geliebte ist am Schlusse gar nicht gemeint, sondern es spricht sich hier nur die Sehnsucht aus, endlich in der Heimat ein liebes Herz zu finden, bei dem er Ruhe genieße. Der frisch sprudelnde Ton des mit lieblichen Klängen uns umspielenden Liedes gibt ihm etwas Marschartiges, aber es ist der Gang der leichten, fast hüpfenden Bewegung, wogegen bei eigentlichen Marschliedern Goethe das fest auftretende trochäische Maß wählte (vgl. verm. Ged. 62). Im Epimenides hat er zum Marschliede Verse aus zwei Jamben gewählt. Unser Lied ist ganz leicht hingesungen, man könnte fast sagen hingehaucht, so daß von einer kunstvollen Komposition und einer Erschöpfung

---

(V. 3). Die Weite V. 1 soll wohl die freie Natur bezeichnen, im Gegensatze zu Zimmer und Ofen, wobei dem Dichter etwa Klopstocks Ode der Kamin vorschwebte.

*) In mehrern Sprichwörtern wird beim Tanze des Pfeifens, des Pfeifers gedacht, wobei der Dudelsack und die Querpfeife vorschweben. Daneben erscheint auch der Fiedler, der Geiger.

) Vgl. das oben S. 36 angeführte Lied aus dem Faust. Des Tanzes der Jüngern unter der Dorflinde gedenkt Goethe auch sonst mehrfach. Sie wird hier an einem höher gelegenen Punkte gedacht; denn die bebauten Höhn leiten sie ein. Auch in Klopstocks Ode der Kamin ersteigt der Jüngling im Frühlinge „den erhöhtern Hügel“. Die Macht der Melodie wird treffend ausgeführt durch die Wirkung auch auf kühlere Naturen. Daß der stumpfe Bursche sich bläht, geht auf die in ihm erwachte selbstbewußte Freude.

des reichen Gegenstandes keine Rede sein kann. Der pfeifende, singende und spielende Musensohn ist ein lustiger Vagabund im besten Sinne des Wortes. Derber hat Goethe das Vagabundenleben in Claudine von Villabella ausgeprägt.

12. Gefunden.

Nach dem Berichte Riemers (I, 357) ist das Lied im Jahre 1813 gedichtet als sinnbildliche Darstellung des ganzen Verhältnisses zu seiner spätern Gattin Christiane Vulpius, dessen Entstehung, Begründung und Folge es bezeichne. Es fällt wohl in in den März oder April. Vgl. B. I, 314. In einer merkwürdigen Beziehung steht unser Gedicht zu Im Vorübergehn (verm. Ged. 54), das Riemer seltsamer Weise als dem Inhalte nach mit unserm ganz gleich betrachtet, da doch vielmehr der Ausgang ein ganz entgegengesetzter ist, wie sich dies auch in dem Gegensatze der Ueberschriften Gefunden und Im Vorübergehn ausspricht. Letzteres erschien erst in der Ausgabe letzter Hand, wogegen unser Lied 1814 in die Gedichte aufgenommen ward. Die erste Strophe beider Gedichte ist ganz gleich, nur steht dort Felde statt Walde. Die zweite Strophe schildert in beiden das Finden und Wohlgefallen am Blümchen, aber der Wechsel des Lokals hat hier eine völlige Veränderung veranlaßt; denn während auf dem Feld das Blümchen offen am Wege steht, sieht der Dichter es im Walde ganz im Schatten, und sein bescheidenes Zurücktreten gibt ihm eben einen ganz eigenen Reiz. Die beiden ersten Verse der dritten Strophe sind sich gleich, nur das Reimwort weicht ab, nicht allein in Folge der Durchführung desselben Versmaßes in unserm Gedichte, während in dem andern die geraden Verse von Str. 3—5 von den frühern abweichen, sondern auch des Sinnes wegen. Die Antwort des Blümchens ist durch-

aus verschieden; in unserm Gedichte beschränkt sie sich auf die bloße Frage, ob es denn gebrochen werden solle, damit es verwelke, wogegen es im andern sich in drittehalb Strophen ergeht, und indem es darauf hindeutet, daß es nur deshalb so schön blühe, weil es tief im Boden gewurzelt sei, ihm den Wunsch ausspricht, er möge es verpflanzen, wenn er sein begehre.*) In Str. 5 tritt etwas auffallend vor die Bitte, sie nicht zu brechen, sondern zu verpflanzen, die Bemerkung, sie könne nicht liebeln, nicht schranzen (wofür Goethe im Faust courtoisiren braucht), wodurch auf den Sinn der Allegorie hingedeutet wird. Der Dichter läßt das Blümchen ruhig stehn und wendet sich, wie die letzte Strophe andeutet, vom Felde in den Wald; an das Blümchen denkt er nicht weiter, das zu verpflanzen er sich nicht entschließen kann; ganz heiter wandelt er weiter und immer weiter, da er sich nur vergnügen will. So bildet das Gedicht Im Vorübergehn ein in sich geschlossenes Ganzes. Man hat vermuthet, daß Goethe mit Str. 5, vielleicht aus Unzufriedenheit darüber, daß er in Str. 3—5 das Versmaß verändert, in Str. 3 einen falschen Reim gebraucht, das Gedicht abgebrochen und in einem Anhängsel einen neuen Gestaltungsversuch begonnen, denselben aber nicht über die erste Strophe hinausgeführt, das übrige habe Riemer mit Goethes Billigung später hinzugesetzt. Schon in der ersten Auflage habe ich das Gedicht Im Vorübergehn als das jüngere bezeichnet, worauf auch die mit Str. 3 eintretende Verschiedenheit der strophischen Form deuten könnte; es sollte ein Gegenstück zu unserm Gefunden sein, das dem Dichter ans Herz gewachsen war, da es sinnbildlich so schön bezeichnet, wie die rührende

*) Daß die Wurzeln gar heimlich (falscher Reim auf schleunig) seien, soll auf die behagliche Ruhe hindeuten, welche der feste Stand auf eigener Wurzel dem Blümchen gibt.

Sprache der Güte und Unschuld sein ganzes Herz gewann und ihn bewog, das einfache Mädchen sich herzlich anzueignen, mit ihm eine Gewissensehe einzugehn, welcher er sich erfreute, wie dies durch das sorgfältige Ausgraben mit allen Wurzeln, das Verpflanzen in seinen Hausgarten und das ungestörte Fortzweigen und Blühen anmuthig bezeichnet wird. Christiane Vulpius soll unserm Dichter auf einem Spaziergange im Park eine Bittschrift für ihren Bruder überreicht haben; dieser bestellte sie in seinen Garten, wo er sie mit seiner Ansicht von der Bildung der Blumen unterhielt (sie selbst machte künstliche Blumen für Bertuchs Fabrik) und von ihrer frischen Natur und anmuthigen Freundlichkeit so angezogen wurde, daß er von Liebe zu ihr ergriffen ward, und da sie ihn bat, sie nicht unglücklich zu machen, ihr die Ehe ohne kirchliche Einsegnung versprach.

13. Gleich und gleich.

Goethe legte diese vor kurzem gedichtete niedliche Parabel einem Briefe an Zelter vom 22. April 1814 bei.*) Vgl. B. I, 321. Das Gedicht spricht anmuthig den innern Trieb zu dem der Natur Gemäßen aus. Die an die Sprichwörter „Gleiches mit Gleichem", „Gleich und gleich gesellt sich gern", „Gleich sucht sich, gleich findet sich" (vgl. Balladen 17, 29) anknüpfende Ueberschrift ist kaum entsprechend.

14. Wechsellied zum Tanze.

Unser Gedicht ist wohl die „Posse", mit welcher sich Goethe am 5. Juni 1780 auf dem Wege nach Erfurt unterhielt; Schöll

*) Dort steht V. 6 naschte hinein. Das jetzige naschte sein dürfte kaum eine Verbesserung sein. Das Eintreten des Anapästs statt des Jambus mehrfach im zweiten, zuletzt im ersten Fuße ist glücklich verwandt. Gesprosset V. 3, eine auch bei Herder vorkommende seltene Form, von sprossen, statt des gewöhnlichen gesprossen, von sprießen.

denkt dabei an Lied 17. Vgl. B. I, 162. In der ersten Ausgabe der Gedichte erschien es unmittelbar nach Stirbt der Fuchs. Der Kern des Gedichtes liegt nicht im Gegensatz der Gleichgültigen, die nur tanzen, weil ihnen der Tanz mit der Schönen an sich behaglich ist, und der Zärtlichen, die der Tanz nur erfreut, weil sie sich gegenseitig lieben, die deshalb auch bald des Tanzes müde werden und eine gemüthlichere Unterhaltung suchen, sondern darin, daß die bis jetzt vom Pfeile Amors nicht Getroffenen nicht lange mehr seiner Macht widerstehn, vielmehr dessen Rache über ihren Spott empfinden werden. Daß hierzu der Tanz beitragen werde, ist wenigstens nicht angedeutet. Die vier Strophen schließen sich unmittelbar aneinander, so daß jede folgende auf die frühere Bezug nimmt. Der schwebende daktylische Rhythmus mit Wiederholung der beiden ersten Verse am Schlusse ist ebenso glücklich gewählt als durchgeführt. Der Dichter hat sich des Reimes nicht bedient, aber das Vorherrschen des **a** in den Schlußworten der Verse (Str. 1, 1 f. 2, 2 f. 3, 1 f. 4. 4, 1 f. 3) ist nicht ohne Wirkung; neben **a** erscheint ein paarmal das nahe verwandte **o** (in doch und spotten), auch **e** (in werden, Feste, Fest), nur einmal ei (in Reihen). Die Sprache ergießt sich im leichtesten Flusse mit malerischer Bezeichnung.*)

15. Selbstbetrug.

Zuerst in den der Geselligkeit gewidmeten Liedern, deren Handschrift Goethe am 15. Juni 1803 zur Durchsicht an Schiller sandte, und wohl kurz vorher in Jena, zwischen dem 14. und 28. Mai, gedichtet. Vgl. B. I, 286. Das gleich darauf

*) Seit der zweiten Ausgabe liest man Str. 4, 3 der (statt er) höret, wie es scheint, zur Vermeidung des Hiatus, der aber bei der zwischentretenden Pause weniger störend sein dürfte als die Wiederholung des der, auf dem an zweiter Stelle trotz der Kürze der Ton ruhen muß.

erschienene Gedicht stellt ganz hübsch dar, wie der Liebhaber sich gern einbildet, die beleidigte Geliebte wünsche gar zu sehr seine Gunst zurück, aber sich bald überzeugen muß, daß er sich getäuscht hat. Schwierigkeit macht in dem leichtfließenden, nett abgerundeten Gedichte nur Str. 2, 8. Bei der überlieferten Lesart „im tiefen Herzen regt" muß man annehmen, es werde damit die Fortdauer seines Grolles, gewiß höchst ungeschickt, bezeichnet (ein noch wäre dann wohl unentbehrlich), und er betheure sich selbst, daß dieser nicht schwinden soll. Aber die schöne Nachbarin, die ihm gegenüber wohnt, will eben nicht sehn, ob er ihr noch grolle, in welchem Falle er sich gar nicht zeigen wird, sondern ob er zum Zeichen, daß er ihr noch wohl will, zu ihr herüber schaue, und zu am Tage hege bildet im tiefen Herzen sich regen nicht den geforderten Gegensatz. Viehoff hat die durchaus entsprechende Vermuthung legt geäußert. Daß Goethe den Druckfehler übersah und auch später von niemand auf diesen hingewiesen wurde, ist nicht gerade unglaublich. Nehmen wir diese Vermuthung an, so gewinnt das kleine Gedicht eine viel hübschere Einheit. Der Liebhaber ist schon von seinem Grolle zurückgekommen, und so bildet er sich gern ein, das Schweben des Vorhanges des gegenüberliegenden Fensters komme von der Geliebten her, die nach ihm herüberschauen wolle, und er nimmt sich in der Reue seines Herzens ernstlich vor, sich niemals mehr von Eifersucht hinreißen zu lassen.**)

16. Kriegserklärung.

Von der Entstehungszeit des Liedes gilt dasselbe wie vom vorigen.*) Nach Erk beginnt, wie Viehoff bemerkt, ein Volkslied

*) Auf seine zu den Briefen an Frau von Stein I, 97 geäußerte Vermuthung über die Entstehungszeit des Gedichtes legt Schöll selbst wohl kein Gewicht.

**) Bei der Aufnahme in die Gedichte schrieb Goethe Str. 5, 3 und (statt ich).

ganz gleich der ersten Strophe des goetheschen Liedes, worauf zwei Strophen folgen, in denen das Stadtmädchen in derselben Weise wünscht, so hold wie das Veilchen, so fromm wie das Marienkalb (der Sonnenkäfer) am Blatt zu sein. Ein solches Anknüpfen an den Anfang eines vorhandenen Liedes steht bei Goethe nicht eben einzig dar. Vgl. B. I, 453. Der Dichter hat dem Volkslied eine ganz andere Wendung gegeben, dessen metrische Form auch nur in den zwei ersten Strophen beibehalten; denn während in diesen die ungeraden Verse um eine Silbe länger sind als die der geraden, hat in den übrigen nur der dritte eine Silbe mehr. Die Verse bestehen aus zwei Jamben, die aber häufig anapästische Form annehmen.*) Den Anfang des Kinderliedchens braucht unsere Schöne ironisch. An den kindischen Mädchenwunsch, welchem die schöne Tracht der Landmädchen so sehr gefällt, schließt sie den Gegensatz, sie dürfe doch wohl glauben, daß sie schön sei, in allgemeiner Fassung an, um gleich zu dem Junker überzugehn, der ihr im Winter den Hof gemacht, und uns den Grund zu verrathen, der ihr diesen eifersüchtigen Wunsch eingegeben. Jener hat sich im schönen Frühjahr aufs Land begeben und jagt dort, wie sie vernommen hat, ländlichen Dirnen nach. Da treibt es sie denn auch sogleich aufs Land, wo sie, indem sie unter die ländlichen Dirnen, denen ihre Eifersucht grollt, sich mischen will, zu triumphiren und den Ungetreuen zu beschämen gewiß ist. Die Schlußstrophe spricht den entschiedensten Gegensatz zu dem aus dem Volksliede entnommenen Anfang aus, die frohe Ueberzeugung, daß ihr persönlicher Reiz mit der Anziehung der kleidsamen länd-

---

*) Sr. 1, 2 sollte, wie im Volkslied, auf'm stehn. Glauben daß Str. 2, 1 ist anapästisch zu lesen, wie trage gelb (lichen) Str. 5, 1, spürt er un (ter) Str. 6, 1. Str. 2, 2 ist dächt' ich jambisch gemessen.

lichen Tracht den Sieg davon tragen werde. Der Gedanke, daß der Junker zu ihr so wenig als zu den ländlichen Schönheiten wahre Liebe fühle, kommt ihrer lebhaft erregten Eifersucht gar nicht ein. Das kleine Gedicht ist mit glühender Lebhaftigkeit vortrefflich ausgeführt; besonders gelungen ist die Darstellung des Gegensatzes der ländlichen Tracht*), bei welcher sie sich eine bezeichnende Abweichung vom Volksliede erlaubt, zur städtischen, und der Art, wie sie den Junker, der sie nicht kennt, anführt, wobei die Erkennung nur kurz in er sieht mein Gesicht angedeutet ist und ihr Triumph über ihn bloß in der Drohung an die Landdirnen, welche den lüsternen Junker reizen, sich ausspricht. Daß sie unter allen Landdirnen ihn anziehen muß, ist ihrer Eitelkeit unzweifelhaft.

17. Liebhaber in allen Gestalten.

Erschien zuerst in der 1814 veranstalteten Sammlung. Das Lied wird seit der Anordnung der zweiten Ausgabe (1805) entstanden sein, wie Wirkung in die Ferne (Balladen 22) und der Goldschmiedgesell (Lieder 18) 1808 fallen, Rechenschaft und Ergo bibamus (gesellige Lieder 16. 17), das Tagebuch (vgl. B. I, 307), der gleichfalls an ein Volkslied anklingende Scherz Schneidercourage, genialisch Treiben und Fliegentod (Epigrammatisch 9. 28. Parabolisch 18) nebst anderen 1810, das Mailied (Lieder 66) 1812, außer den drei neuen Balladen eine eingelegte Arie (B. I, 313), gewohnt gethan, offene Tafel, die Lustigen von Weimar (gesellige Lieder 8. 15. 20), gefunden,

*) Der Schlepp, ältere volksthümliche Form für die Schleppe, auch in Hans Sachsens poetischer Sendung (vermischte Ged. 64) V. 92 „Ihres Kleids und Schlepps", wie bei A. W. Schlegel und Platen.

Gegenwart (Lieder 12. 44) u. a. 1813, Kriegsglück (gesellige Lieder 14) u. a. (vgl. B. I, 319 f.) 1814. Ueber Schölls Vermuthung zu Lied 14. Andere wollen hier den Ton der in die Fischerin eingelegten Lieder (vgl. B. I, 180) finden. Auch hier liegt wohl ein Volkslied zu Grunde, wie bei Lied 16 (verm. Ged. 57), und dem 1810 hervortretenden Schweizerlied (ges. Lieder 22). Man könnte vermuthen, unser Lied gehöre mit zu den „Liedern und Späßen", deren Goethe im Briefe an Zelter vom 18. November 1810 gedenkt. Diese Vermuthung wird mir eben durch die freundliche Mittheilung von Loepers bestätigt, daß Zelter das Gedicht schon am 12. Oktober 1810 komponirte.

Schon in der ersten Auflage wies ich auf ein von Uhland aus einer westfälischen Handschrift mitgetheiltes Wunschlied (I, 21) hin, wo die zweite bis fünfte Strophe beginnen: „Wolt got, daß ich wär' ein perdlin (hundlin, ketzlin, vöglin) klein!" Jetzt findet sich in Uhlands Abhandlung über alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder (Schriften III, 285 f.) und in den Anmerkungen zu den Volksliedern (Schriften IV, 16 ff.) anderes dieser Art zusammengestellt. In einem Volksliede, das zum neuen Jahre alle Narren herbeiruft, um in ihrem Geleite närrische Wünsche zu thun, beginnen die Strophen: „Wollt' Gott, ich wär' ein kleines Vögelein (Hechtelein, Kätzelein, Pferdelein, Hundelein)", worauf der zweite Vers „ein kleines Vögelein" u. s. w., zuweilen mit einer kleinen Veränderung, wiederholt, der dritte beginnt: „Gar lieblich wollt' ich". Das Volkslied gab Nicolai in einfacherer Gestalt 1777 in seinem Feynen kleynen Almanach. Im Wunderhorn wurde dieses willkürlich mit anderen zu einem Gesellschaftslied verbunden, das Goethe 1806 in der Beurtheilung desselben „in Tillen Art capital" fand. Ein Lied bei Schmelzel (1544) beginnt:

Wer' ich ein Falk, so wollt' ich mich hoch schwingen,

und dasselbe findet sich verändert noch im sechzehnten Jahrhundert. Der Dichter eines Meistergesangs etwa vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts wünscht sich, er wäre ein Spiegelglas, ein goldenes Ringelein und ein braunes Eichhörnlein. Jenes obenerwähnte westfälische Lied hatte schon 1780 im Septemberheft des deutschen Museums gestanden, dann brachte es Büsching 1807 in seinen mit von der Hagen herausgegebenen Volksliedern. Dieses Volkslied scheint Goethe vorgeschwebt zu haben, er hat es aber in eigenthümlicher Weise gestaltet, indem der von seinem eifersüchtigen Mädchen zurückgesetzte Liebhaber in neckischem Tone diesem seine zu weit gehenden Ansprüche und beständigen Ausstellungen verweist.

Str. 1—3. Freilich möchte er anders sein, um der Geliebten in jeder Weise zu gefallen, wobei er schalkhaft solche Verwandlungen nennt, in welchen er dieser ganz erwünscht wäre.*) Str. 2 erscheint, während sonst in der Strophe nur eine Verwandlung genannt und in V. 3 f. weiter ausgeführt wird, neben dem Pferde noch der Wagen. Erst in Str. 4 kommt er auf das, was das Mädchen ihm eigentlich vorwirft. Daß er treu wäre, und die Geliebte ihn so anzöge, daß sie ihm immer neu schiene, wünschte er gar sehr, und er würde sich dann nie von ihr entfernen.**) Aber hierbei kann er doch seine Klage nicht zurückhalten, daß sie gegen ihn, den jungen, schmucken, warmen Burschen, zu spröde sei, was er (Str. 5) in den Wunsch kleidet, er möchte alt und häßlich sein, daß ihn die Zurückweisung seiner Liebkosungen nicht plagte. Doch diesen Gedanken kann er nicht ertragen, und so springt er zu dem Wunsche über, er möchte ihr doch gefallen. So wünscht er denn

*) Str. 1, 4 mangeln, im Sinne von ermangeln, wobei gedacht wird, „mich einzufinden, um mich fangen zu lassen".

**) Sich verheißen, eigenthümlich im Sinne sich ganz ihr angeloben, ihr Treue versprechen.

zunächst (Str. 6) ein Affe zu sein, daß er, wenn er ihr Verdruß gemacht, sogleich durch seine Possen sie zu lachen machte.*) Daran knüpft er in Str. 7 den neckischen Wunsch von vier andern Thierverwandlungen, in denen er ihr zu gefallen hofft.**) Ja in jeder Gestalt, fügt er Str. 8 hinzu, möchte er alle gute Eigenschaften, die er besäße, ihr widmen, selbst wenn er ein Fürst wäre, wollte er ihr zu Dienst sein. Aber da er nun einmal nicht anders ist, schließt er (Str. 9), so muß sie mit ihm vorlieb nehmen; will sie einen bessern Liebhaber, der ihr ganz genehm ist, so muß sie sich einen solchen schnitzen lassen. Gewöhnlich sagt man, laß dir es oder etwas malen! Doch schwebt die Redensart vor aus anderm oder besserm Holze geschnitzt sein, wie z. B. Wieland im dritten Gesange von Clelia und Sinibald sagt. Bei der kunstvollen Verschränkung zeigt das Gedicht die glücklichste schäkernde Leichtigkeit und ganz den leichtfertigen Volkston.

18. Der Goldschmiedsgesell.

Ueber die Entstehung des Liedes am 12. September 1808 zu Hof und dessen eigenthümliche Reimform vgl. B. I, 303. Die ganze in unserm Liede geschilderte Lage ist so dichterisch schön, daß sie von selbst, wohl gar rein zufällig, durch irgend eine Beobachtung auf der Rückreise von Karlsbad, vielleicht in Hof selbst, sich Goethe darbot und ihn zur Ausführung drängte. Die Annahme eines zu Grunde liegenden Volksliedes schwebt in der Luft. Die herzinnigste, unendlich zarte und keusche, auf den glücklichen Tag der einstigen Verbindung sehnsüchtig hingewandte Liebe des

---

*) „Wär' ich Affe sogleich." Sogleich, sobald ich es nur wünschte.

**) Das durch den Reim veranlaßte brav kann nur auf den tapfern Edelmuth des Löwen gehn.

ungen Gesellen, der überall und immerdar nur einzig an sein
Mädchen denkt, spricht sich hier einschmeichelnd aus, wobei die
Gestalt des lieben, nicht weniger sehnsüchtigen Mädchens*) uns
durch wenige glücklich gewählte Züge so natürlich als reizend
vor die Seele tritt. Schon gleich am Anfange des Gedichtes er-
scheint uns das anmuthige Bild des Goldschmiedsgesellen, der in
seiner Werkstatt am frühesten Morgen nach dem ihm gegenüber
in einem Laden beschäftigten Mädchen immerfort späht. Der Schluß
ist im reizendsten Volkston gehalten.

19. Lust und Qual.

Unter den dichterischen Spenden, welche der Dezember 1815
Goethe brachte, war auch unser am 24. gedichtetes Lied, das, wie
das folgende, 1820 in *Kunst und Alterthum* (II, 3) erschien.
Vgl. B. I, 346. Es ist der glühendste Ausdruck leidenschaftlicher
Eifersucht, der in der knappen, stahlblanken und stahlscharfen
Darstellung seine entsprechende Form gefunden hat, wenn man
auch statt der zweitheiligen Strophe lieber die kunstvollere wünschen
möchte, in welcher die beiden letzten Verse aufeinander und die
übrigen wechselweise reimen. Die Ueberschrift geht besonders auf
das Gefühl, in welches das Lied ausklingt. In den beiden ersten
Strophen wird die Leidenschaft für die ihm nachstellende Hirtin
als Strafe für seine eigene Verlockung der Fische gedacht, und
deshalb sind die beiden sich entsprechenden Strophen ganz gleich-
artig ausgeführt, ja der achte Vers mit dem Reimworte des
siebenten sind ganz gleich, so daß nur für das *Fischlein das*

---

*) Sie spinnt in Aussicht auf den Tag der Hochzeit mit dem Gesellen, von
dem sie ein von ihm geschenktes Strumpfband trägt. Was sie spinnen will, wagt
sie nicht auszusprechen. Vgl. Balladen 15.

Büblein in scharfer Ironie eintritt. Daß die Hirtin es ihm angethan hatte, wird nicht ausgesprochen, nur die Folge davon Str. 2, 1—3 angedeutet, darauf seinem schüchternen Liebesstocken die glühende Liebeslust der Hirtin entgegengesetzt, die durch ihre wilde Umarmung sein Herz gleichsam an sich gebannt habe. Das gewaltsame Fassen der Haare wird durch das drastische Bild des schnappenden Taschenmessers, daß sie damit auch sein Herz gefangen, in bitterm Anklang an Str. 1 bezeichnet. Bei der Schilderung des Fischens könnte Odyssee XII, 251 ff. vorschweben. Etwas auffallend steht am Anfange Knabe, das durch Fischerknabe näher bestimmt wird. Ganz anders ist die Auslassung des Artikels in Lied 5; denn hier kann Knabe doch nur als Apposition zu dem nachfolgenden ich genommen werden. Vgl. vermischte Ged. 41, 1 f. Str. 3 führt die glühende Eifersucht, die Lust und Qual, aus, die er jetzt empfindet, wo er, von ihr entfernt, fürchten muß, daß sie mit derselben Glut, wie ihn, auch sich jedem Hirten ihres Thales hingeben werde. Das bewegte Meer, in welches er nun gehn muß, um Fische zu fangen, da er am Ufer sich vergebens bemühen würde, bildet den Gegensatz zu seiner eigenen Glut. Ganz vortrefflich verschlingt sich im Schlusse Bild und Gegenbild; denn daß er selbst seiner Qual wegen bejammernswerth sei, spricht sich bloß in seinem Erbarmen mit den gleich ihm verlockten Fischen im Netze aus, wogegen er seine Liebessehnsucht unvermittelt bejammert. Die Wiederholung des noch drückt bezeichnend die leidenschaftliche Erregung aus; hätte sonst leicht doch statt des ersten noch stehn können. Uebrigens dürfte die Eifersucht hier, wie in Alexis und Dora (Elegien II, 1), nur eine Einbildung wilder Leidenschaft sein, wenn diese auch freilich in der glühenden Gier, mit welcher die Hirtin ihn an sich gezogen, äußerlich begründeter scheint.

20. März.

Gedichtet am 5. März 1817. Vgl. B. I, 354. Auch hier beginnt Goethe mit dem Anfange eines Volksliedes; denn das Lied verschneiter Weg beginnt:

Es ist ein Schnee gefallen,
Und ist es noch nicht Zeit.

Auch die Wiederholung von V. 3 ist volksthümlich. Das Gefühl, daß nur die Liebe wahre Lust verleiht, tritt hier in eigenthümlicher Färbung hervor, veranlaßt durch den nach schönen Märztagen wieder einfallenden Schnee. Daß es wieder geschneit, ist der Jahreszeit gemäß, wie unangenehm es auch überraschen mag; denn noch ist es zu früh für den überall Blumen hervorrufenden Frühling. Dem warmen Sonnenschein*) ist eben so wenig zu trauen als der einen Schwalbe, die nach dem Sprichwort keinen Sommer macht**), was ganz eigenthümlich begründet wird. Wie kann es Frühling sein, wenn sie allein kommt? Allein genießt man ja keine Lust; selbst wenn der Frühling wirklich da wäre, könnte er sich jetzt, wo er sich allein findet, nicht freuen, erst am Arme der Geliebten ist es für ihn nicht Frühling, sondern Sommer. Ueber den bildlichen Gebrauch der Jahreszeit zu Lied 28 Str. 3. An eine persönliche Beziehung ist nicht zu denken.

21. Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel.

Diese fünf Strophen gehörten dem fünften Akte des 1789 ziemlich weit geführten Singspiels die ungleichen Hausgenossen an. Unter der jetzigen Ueberschrift gab Goethe sie wohl während

*) Das französische Sprichwort nennt den Frühling. Une hirondelle ne fait pas le printemps.

**) Wie mild er auch ist, doch ist er falsch, da er zu versprechen scheint, was er nicht halten kann.

seines Aufenthaltes zu Jena vom 29. Juni bis zum 2. Juli 1795 in Schillers Musenalmanach, wo nur sowohl im Texte wie im Verzeichnisse der Gedichte Antwort steht. Vgl. B. I, 232. Unter die Gedichte nahm Goethe dieses und das folgende Stück 1799 auf. Die vierte Strophe:

Amor stach sich mit dem Pfeile
Und war voll Verdruß und Harm,
Rief zur Freundschaft: „Heile! heile!"
Faßte schluchzend ihren Arm;
Doch nach einer kleinen Weile
Lief er, ohne Dank und Wort,
Mit dem Leichtsinn wieder fort,

ließ Goethe weg, weil sie keine deutliche Antwort auf eine bestimmte Frage enthält, obgleich auch in ihr doch V. 5 einen Gegensatz einleitet. Man könnte sie etwa als Antwort auf die Frage fassen, wer der untreueste Freund sei. Die Strophe enthält eine hübsche Paramythie (Sagendichtung) von Amor, der Freundschaft und dem Leichtsinn, die eine etwas weitere Ausführung verdiente. In demselben Akte des Singspiels sollte die Gräfin fragen:

Was ist sachter als Mondeswandeln?
Was ist leiser als Katzentritte?
Was ist heimlicher als . . . ?

und sie selbst die Auflösung beginnen:

Leise ist des Mondes Wandeln,
Doch des klugen Weibes Handeln
Und ihr Witz und ihre Lust . . .

Von den hier gegebenen Antworten beziehen sich die drei ersten auf Liebesfragen, wie bei einem Liebeshofe (cour d'amour, corte d'amore). 1) Was erfreut ein weibliches Herz?*) 2) Wer

*) „Der klein- und großen Welt", wie in Lied 82 „froh- und trüber Zeit", in Sonett 17 „in alt- und jungen Tagen", in Epigrammatisch 65 „der recht- und linken Seite", ja sogar „inn- und äußern Feind" gesellige Lieder 7 Str. 4, 4, auch in der natürlichen Tochter „um Klein- und Großes".

ist bei Frauen in der größten Verlegenheit gewesen? 3) Wer macht das meiste Glück bei den Damen? Die Antworten sind jetzt ganz entsprechend an eine Dame, einen jungen Herrn und einen erfahrenen Liebeshelden gerichtet*). Die Dame erklärt, noch mehr als das Neue erfreue die Treue, die auch die Zeit der körperlichen Blüte überdaure, ein weibliches Herz. Man vgl. die Klage der Prinzessin im Tasso II, 1 und das Lied in der ersten Szene der Claudine: „Liebe schwärmt auf allen Wegen." Der junge Herr erinnert sich des Paris, der, in Folge eines schrecklichen Traumes seiner Mutter ausgesetzt und unter Hirten erzogen, wohl mit Waldnymphen sich zu benehmen wußte, aber am wenigsten geschickt war, über die Schönheit der drei Göttinnen zu entscheiden, worüber schon Lucian in seinen Göttergesprächen (20) ergetzlich spottet und nach ihm Wieland in seinen komischen Erzählungen. Der Erfahrene unterscheidet den Erfolg zarter, verwegener und gleichgültiger Liebhaber; die letztern hält er für die gefährlichsten, da die in ihrer Eitelkeit verletzte Frau in dem ehrsüchtigen Streben, die Gleichgültigkeit zu überwinden, am leichtesten ihm zur Beute wird. Die zwei letzten Fragen beziehen sich auf die größte Lust und den größten Verdruß im Leben. Die vierte Strophe geht von den mancherlei Bestrebungen der Menschen aus, die viel Unlust und viel Lust bereiten, um zuletzt dem leichten Lebenssinn den höchsten Vorzug einzuräumen. Goethe selbst kannte so viele sonst in jeder Art ausgezeichnete Frauen, die sich das Leben schwer machten, wie Frau von Stein und die Herzogin. Wie diese Frage mit Recht vom Zufriedenen beantwortet wird, so die nach der

*) In dem Singspiel sollten wohl die Baronesse, Flavio, der Baron, Ro-
te, Pumper und der Poet die verschiedenen Strophen singen, die Gräfin die
[Fr]agen stellen.

größten Last von dem lustigen Rath, dem Hofnarren, der statt die Thorheiten der Menschen zu schelten und sich darüber das Leben zu verbittern, sie als Thorheiten verlacht. V. 3 deutet darauf, daß er selbst bei denen, die er schilt, für einen Narren gehalten wird, wie es die meisten Menschen wirklich sind. In V. 7 erwartet man statt *und* eher *denn*. Die nach dieser Strophe am Ende des Bruchstückes des Singspiels noch stehenden Verse sind offenbar frühere Versuche, Str. 5 zu schließen. Die fünf Strophen bilden freilich kein einheitliches Ganzes. Die Reimstellung ist ganz eigen, indem in die sechsversige Strophe sich noch ein auf V. 1 und 3 reimender Vers, der gleichsam den Schluß der Strophe an den Anfang anknüpft, an fünfter Stelle einschiebt.

22. Verschiedene Empfindungen an einem Platze.

Aus dem ersten Akte desselben Singspiels, wie 21, und gleichfalls in dem genannten Musenalmanach, aber auf einem frühern Bogen. Bei der Aufnahme in den Musenalmanach hat der Dichter nur zwei Veränderungen gemacht.*) In dem Singspiel heißt die Geliebte Rosette, der Liebhaber Flavio; der Schmachtende erscheint dort als empfindsamer *Poet*, der ein Freund der Baronesse; der Jäger ist der derbe und plumpe Pumper, ein leidenschaftlicher Jäger, der gleich mit Hasen und Feldhühnern von der Jagd zurückkehrt. Ein einheitliches Ganzes bilden die Strophen keineswegs, von denen die zwei ersten äußerlich sich genauer entsprechen, indem nicht allein, wie auch in den beiden andern Strophen, V. 6 und 10 *zurück* und *Glück*, V. 3 in beiden *Blick*, wie in Str. 3. 4. *Geschick* die Reimworte bilden, sondern auch V. 8 in

*) Str. 3, 5 *Wie zieh' ich* statt *Ich ziehe*, Str. 4, 6 *Beladen* statt *Zur Küche*. Erst in der zweiten Ausgabe der Gedichte steht Str. 4, 1 *mich* statt *mir*.

beiden ihr Felsen, ihr Bäume lautet, worauf V. 7 träume, Träume reimt und V. 9 und 10 das wiederholte entdeckt dem entgegengesetzten verbergt, verberget entspricht. Der Gegensatz zwischen dem Mädchen und dem Jüngling liegt nach einer ganz andern Richtung hin als der zwischen dem völlig in sich versunkenen, schmachtend die Seele der Natur empfindenden Dichter und dem im rohen Waidwerk seine ganze Seligkeit empfindenden Jäger; liegt er bei letztern in der Richtung ihrer Neigung, so wird er in jenen durch die verschiedene Lage veranlaßt, wenn auch freilich die Verlegenheit dem liebenden Mädchen eben so natürlich ist wie das drängende Verlangen nach der Gewißheit ihrer Liebe dem feurigen Jüngling. Ja beide beziehen sich auf ihr unmittelbar vorhergegangenes Begegnen; das Mädchen ist schamroth geflohen, und wird von dem Jünglinge verfolgt, der seines Glückes gewiß werden möchte.*) Dagegen stehen der Schmachtende und der Jäger in gar keiner Beziehung zu einander; sie bilden höchstens einen Gegensatz, indem der eine, eine empfindsame Natur, klagt, daß er sich allein fühlt, während der andere sich einer doppelten Beute erfreut und seinen Stand und sein Glück preist. Freilich spricht auch der Schmachtende von seinem Glücke, das er verhehlen will, aber sein Glück bilden gerade die „ewigen Leiden", das Schmachten seiner Seele, welches er der Welt verbergen und daher in die Einsamkeit flüchten muß. Wenn der Schmachtende sich durch den Ort selbst, welcher ihm die ersehnte Einsamkeit verschafft, an dem thauenden Morgen (nur hier erhalten wir eine Anzeige der Tageszeit) beruhigt fühlt, so er-

*) Str. 1, 4 f. beziehen sich auf die eben vergangene Zeit, V. 7 „ich irre, ich schwanke" auf den jetzigen Mangel an Fassung, daß sie nicht zu sich kommen kann, ihr alles wie ein Traum ist. Genau entspricht in der Rede des Jünglings „Ists Hoffnung? sinds Träume?" d. h. darf ich hoffen oder ist der Glaube an ihre Liebe nur ein Wahn?

freut den Jäger nur seine selbstgewonnene Beute nebst der zufällig gewonnenen; die eigentliche Jagdlust, die doch des Jägers eigentliche Wonne ist, tritt zurück, und sein Glück besteht vielmehr darin, daß er seinem Herrn so viel Wild in die Küche bringen kann, er ist ein redlicher Diener. Da könnte man nun den eigentlichen Gegensatz darin finden wollen, daß der Schmachtende nur seiner empfindsamen Schwäche nachhängt, während der Jäger ein nützlicher Diener ist. In dem Singspiel charakterisirten sich der Poet und der Jäger mehr als ganz entgegengesetzte Naturen, als es durch die beiden Lieder geschehn kann. Selbst der Ort, an welchem alle nach einander auftreten und so verschiedene Empfindungen aussprechen, ist durch „ihr Felsen, ihr Bäume" nicht so bestimmt bezeichnet, als es nöthig ist, wenn die Gesänge selbständig für sich ein kleines, niedliches Waldstückchen darstellen sollen. Die Reimform ist ganz eigenthümlich, da an eine zweitheilige sechsversige Strophe sich zunächst ein Reimpaar und dann zwei unter sich nicht reimende Verse anschließen, von denen der letzte auf V. 3 und 6 reimt, wo der letzte Reim eben so entschieden abschließt als der vermißte Reim auf V. 9 die Erregung des Gefühls bezeichnet. Bloß V. 3, 6 und 10 enden männlich (es sind Verse aus Jambus und Anapäst), die übrigen, da sie eine Silbe länger sind, weiblich. Sowohl Vers- als Reimform sind bezeichnend für die lebendige Bewegung und Unruhe, der nur von einem Gefühle durchdrungenen Seele. Für den schmachtenden Dichter und den seines Fanges sich behaglich freuenden herrschaftlichen Jäger dürften sie weniger passen.

23. Wer kauft Liebesgötter?

In dem 1794 oder am Anfange des folgenden Jahres begonnenen zweiten Theil der Zauberflöte (vgl. B. I, 229) sollte

der als Vogelfänger aus dem ersten Theile bekannte Papageno mit seiner Papagena, welche goldene Käfige mit geflügelten Kindern tragen, das Lied singen, Str. 1 und 5 beide zusammen, Str. 2 und 3 Papageno, die zweite „einen herauslassend“, die dritte „den andern vorweisend“, Str. 4 Papagena, „das dritte zeigend“, wobei bemerkt wurde, der Komponist könne die letzten Zeilen jeder Strophe theils durch die Kinder, theils durch die Alten und zuletzt vielleicht durch alle auf der Bühne anwesende Personen wiederholen lassen. Unter den „Kleinigkeiten“, die Goethe am 1. Juli 1795 an Voß als Beitrag zu dessen Musenalmanach sandte, befand sich auch unser Lied. Vgl. B. I, 233. Dort erschien es unter der Aufschrift: Die Liebesgötter auf dem Markte. Goethes neue Gedichte brachten es 1800 unverändert, nur mit der jetzigen Ueberschrift.

Schon in der ersten Auflage habe ich auf das im königlichen Museum zu Portici befindliche, wohl von Goethe selbst im März 1787 gesehene pompejanische Gemälde aufmerksam gemacht, welches Fr. L. Stolberg in seiner 1794 erschienenen Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien also beschreibt: „Eine Frau verkauft kleine Amors an ein junges Weib, hinter welchem eine Alte steht, die ihr Rath zu geben scheint. Die Verkäuferin hält einen zappelnden Amor bei den Flügeln, die andere ist in einen Dreifuß eingekerkert.“ Ein französischer Künstler, fügt er hinzu, habe ohne Zweifel daher die bekannte Idee seiner Amorettenverkäuferin genommen. Vgl. O. Jahn „archäologische Beiträge“ S. 211. Helbig „die Wandgemälde Campaniens“ S. 164 f. Man dürfte vermuthen, Goethe sei eben durch Stolbergs Beschreibung wieder lebhaft an das pompejanische Bild erinnert worden; doch könnte ihm auch das neuere Bild vorgeschwebt haben, das in seiner Zauberflöte gleichsam dramatisch ins

Leben zu setzen die beiden „befiederten" Gestalten ihn reizten. Der Kern des lustigen Liedes liegt in der Flatterhaftigkeit der Liebesneigung, die auch zu dem in der Fortsetzung der Zauberflöte darzustellenden Hofleben gehört. Der Verkäufer (denn jetzt ist nur an einen solchen zu denken) zeigt hier drei Liebesgötter vor, zuerst einen großen lustigen, dann einen kleinen bedächtig scheinenden, zuletzt ein zartes zierliches Weibchen, aber er verschweigt auch nicht ihre Schwächen, daß die beiden ersten lose Vögel sind*), das Weibchen die Liebe, die man ihm erzeigt, zum Putzen benutzt, und wenn er am Anfange die schönen, fremden Vögel, die er zum Verkaufe bietet, herausgestrichen hat, so muß er doch zum Schlusse gestehn, daß sie alle das Neue lieben und er ihre Treue nicht verbürgen dürfe, da sie ja Flügel hätten, doch schließt er mit der Artigkeit der Vögel und dem Reize, so schöne Vögel sich anzueignen, da es ihm um den Verkauf zu thun ist. Die mittlern Strophen schließen sämmtlich mit dem Verse: „Er steht hier zum Verkauf", und auch der Schluß der beiden andern Strophen deutet auf Verkauf und Kauf hin. Daß es sich hier um Liebesgötter handelt, kann man nur aus der Ueberschrift sehn, wenn auch freilich aus der Art, wie von den Vögeln gesprochen wird, eine sinnbildliche Bedeutung sich errathen läßt. Das dürfte denn doch ein Mangel der Dichtung sein, insofern sie von der theatralischen Darstellung gelöst ist; in dem Singspiel war alles durch die dramatische Darstellung verständlich.

---

*) Daß er „meist im Stillen den allerbesten Willen zeige", deutet darauf, daß er gewöhnlich sich ganz ruhig zeigt, bis es plötzlich seine lose Natur verräth. Statt der Punkte nach Str. 2, 5. 3, 4. 4, 4. sind wohl, wie im Musenalmanach, Semikola zu setzen. Schon die Quartausgabe hat an der letzten Stell[illegible] Semikolon.

24. Der Misanthrop.

Im Frühjahr 1768 gedichtet und 1769 ins leipziger Liederbuch, in die Gedichte erst nach Goethes Tod aufgenommen. Vgl. B. I. 37. 39. Ein Grund, es für eines der am späteſten, erst 1769 zu Frankfurt gedichteten Lieder zu halten, liegt nicht vor. Die Stimmung ist die launige Trübseligkeit, durch welche Goethe sein geliebtes Käthchen oder Aennchen (Anna Katharine Schönkopf) oft quälte und sie zuletzt von sich abwendig machte. Wie der Reim Eule auf Eile, so macht auch die Wiederkehr des ersten Reimwortes Weile in Langeweile einen von dem sich selbst verspottenden jungen Dichter beabsichtigten komischen Eindruck. Misanthrop hier nach dem Vorgange des Französischen in der Bedeutung grämlich. Vgl. Lied 25 Str. 2, 2.

25. Liebe wider Willen.

Gleichzeitig mit 24 und, wie dieses, erst nach Goethes Tod in die Gedichte aufgenommen. Vgl. B. I, 36. 39 f. Eine eifersüchtige tief schmerzliche Klage über den Wankelmuth der Mädchen, die bald von einem zum andern sich wenden; aber ihm sitzt die Liebe zu tief im Herzen, als daß er trotz dieser Eifersucht sie je aufgeben könnte. Obgleich er ganz allgemein spricht, hat er doch zunächst nur sein Mädchen im Sinne, das jetzt gegen einen andern schön thut. Vielleicht nennt er auch ebendeshalb von den vier alle übrigen Karten stechenden Königen (die zur Zeit David, Alexander, Cäsar und Karl hießen), nur zwei, den biblischen König und den macedonischen Eroberer, wobei wohl keine nähere Beziehung zu Grunde liegt. Str. 2, 1. Wie zuvor, ehe er noch zu dieser seinen Spott hervorrufenden Einsicht gekommen. Der Ausdruck bezeichnet treffend die eifersüchtige Qual. Auch der erst am Schlusse eintretende Reim auf V. 2 entspricht dem Charakter

leidenschaftlicher Spannung; denn diese dürfte doch eher als grämliche Betrachtung im Schlusse liegen.

26. Wahrer Genuß.

Wie 24 und 25, aus dem Frühjahr 1768. Vgl. B. I, 37. 39. Im leipziger Liederbuche, wo das Gedicht der wahre Genuß heißt, stehen nach Str. 1 noch die beiden folgenden:

Was ist die Lust, die in den Armen
Der Buhlerin die Wollust schafft?
Du wärst ein Vorwurf*) zum Erbarmen,
Ein Thor, wärst du nicht lasterhaft.
Sie küsset dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher! du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust**) fühlst du nicht.

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Thiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.

---

*) Wie Uz sagt „du Vorwurf meiner Liebe", und ebenso bei Brockes, Haller, Heinse u. a. Vorwurf im Sinne von Objekt, Ding steht. Noch 1774 schrieb Goethe (hinter der Uebersetzung von Mercier): „Wie behandelt Rembrandt diesen Vorwurf?" Später bedient er sich dafür des von Mendelssohn, Lessing, Wieland, Ramler u. a. gebrauchten Wortes Gegenstand. Adelung war auch mit dem von „einigen Neuern" für Objekt gesetzten Worte Gegenstand nicht ganz zufrieden, gab ihm aber vor dem von andern gebrauchten Vorwurf oder gar Gegenwurf den Vorzug.

**) Das Wort steht hier in gutem Sinne für Genuß, Freude, Wonne nach dem ältern Sprachgebrauche, besonders auch Luthers, den wir noch bei Uz, Wieland, der sogar Wollüste braucht, u. a. finden. Auch im schlimmen Sinne steht es zuweilen schon bei Luther, und so braucht Goethe Str. 4, 3 wollüstig im Gegensatz zu sittsam. Später hat Goethe Wollust im guten Sinne gemieden.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

aus dem leipziger Liederbuche in die erste Ausgabe seiner Gedichte aufnehmen und mit demselben die erste der beiden Sammlungen schließen wollte, so sollte dasselbe wohl einen Gegensatz zu dem gleichfalls für diese Sammlung ursprünglich bestimmten, etwas leichtfertigen Gedichte der Besuch bilden, wozu es durch die auf wahre Liebe deutenden, ihm wohl als Ausdruck seiner reinen jugendlichen Empfindung besonders gefallenden Strophen sehr geeignet scheinen mochte.

27. Der Schäfer.

Aus dem auf der Rückreise aus der Schweiz Ende 1779 gedichteten Singspiel Jery und Bätely (B. I, 160 f.), in welchem der leichtfertige Thomas das Lied singt, nachdem er seinem Spott über die armen verliebten Tröpfe Lauf gelassen, die, wenn sie die Liebe zum erstenmal anwandle, gleich meinten, Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn. Das Lied wurde erst in die nachgelassenen Werke, und zwar unter die Abtheilung Lieder für Liebende, in vier Strophen getheilt, aufgenommen, während es im Singspiele ohne Absatz gedruckt ist. Das humoristische Lied soll bloß aussprechen, die Liebe mache zwar die Leute recht mürrisch, doch sei es nicht so schlimm damit, da die Sache gar bald sich wieder gebe. Zunächst*) wird die Wirkung der Liebe auf einen Schäfer dargestellt, der nicht allein faul war, wie man allen Schäfern nachsagt, sondern ein Muster von Faulheit, ein durchaus verschlafener Mensch, und der sich dazu um nichts kümmerte, was ihn anging (es machte ihm keinen Kummer, wie es mit seinen Schafen ging); die Gewalt

*) „Es war ein" ist beliebter Anfang von Volksliedern, dessen Goethe sich auch sonst bedient. Vgl. Balladen 5. 9. 23 und die beiden Lieder im Faust — Auerbachs Keller.

der Liebe raubte diesem so gleich[illegible]
alle Ruhe, die Lust an allem [illegible]
die Unruhe trieb ihn von dannen [illegible]
immerfort nach den Sternen [illegible]
des ewigen Schauens zum Himmel, [illegible]
und verzehrte sich, wobei [illegible]
ist. Statt aber die weitere [illegible]
wird bloß die durch das Erinner[illegible]
erfolgte Herstellung der frühern [illegible]
Gedicht kann nur gewinnen, wenn [illegible]
als zwei Strophen faßt, [illegible]
V. 12, wo das an die Stelle [illegible]
komische Wirkung macht, [illegible]
dagegen meint, durch diese [illegible]
von V. 4—9 gestört, so [illegible]
10—12 zu 7—9 einen scharfen [illegible]
ganz neue Lage des vor[illegible]
am Schlusse eine so vollständ[illegible]
in V. 4—6 bezeichnete gegen [illegible]
Haltung des Ganzen läßt natür[illegible]
Vorstellung, wie die Sache [illegible]
kommen.

28. [illegible]

Das Lied fällt wohl in [illegible] [illegible]en
Die Verlegung desselben [illegible]
Vgl. B. I, 57. Goethe [illegible] [illegible] 2, 3 f.

---

*) Ein Mädchen, [illegible] [illegible] eintretende
ein, wie auch durch kann[illegible]
hingedeutet wird. Fassen, [illegible]

schon 1788 in seine Sammlung als erstes der eigentlichen Liebeslieder auf. Der bittere Schmerz hoffnungsloser Trennung von der Geliebten spricht aus den tief empfundenen, rein und klar aus der Seele fließenden Versen, in welchen auch die Bezeichnung der Jahreszeit der Trennung so glücklich eingeführt und benutzt ist. Unklar bleibt nur der Grund der hoffnungslosen Trennung; denn eine solche ist es, kein Abschied mit der Hoffnung auf Wiedersehen und fortgesetzte Verbindung auch in der Ferne. In dem Liede weht die Erinnerung an den unendlichen Schmerz, den ihm der Abschied von Friederiken bereitet und dem er in einem straßburger Gedichte (vgl. B. I, 62 f.) einen andern so rührenden Ausdruck gegeben hatte, aber die Lage ist hier allgemeiner, ja fast zu allgemein gehalten und an keine bestimmte Person zu denken; denn Fränzchen ist ein willkürlich dem Reime auf Kränzchen zu Liebe gebrauchter Name, wie Lied 6 Therese auf böse, Lied 10 Käthchen auf Mädchen, Lied 60 Lisette auf Kette reimt, wogegen Lied 4 Dorilis nicht durch den Reim, sondern durch den Vers bestimmt wurde, da der Dichter sonst wohl eher einen gangbareren Namen gewählt haben würde. Unser Dichter hat mit wenigen ganz eigenthümlichen Ausnahmen (vgl. Lied 8. 9) sich der aus der griechischen Idyllendichtung stammenden Namen enthalten. Vgl. S. 28*.

Nur sein trübes, thränenfeuchtes Auge kann der Geliebten seinen tiefen Schmerz sagen, sein Mund vermag ihn nicht auszusprechen; denn er bewältigt ihn, wie männlich gefaßt er auch sonst ist (Str. 1). Selbst alle Zeichen ihrer Liebe, die ihm so wonnevoll waren, haben jetzt die alte Kraft verloren, ihr Kuß und der Druck ihrer Hand beim Abschiede (Str. 2). Mit rührender Erinnerung gedenkt er der unendlichen Freude, die ihm früher ein ihr geraubter Kuß gemacht. Der Vergleich mit dem früh-

zeitigen Veilchen, das so ahnungsvoll lieblich zur Seele spricht (Str. 3), erinnert ihn an die Lust, die er empfunden, wenn er für sie ein Kränzchen pflücken, eine Rose brechen konnte, um ihn so schmerzlicher daran zu mahnen, daß die selige Zeit ihrer Liebe vorüber, der Frühling seines Lebens mit ihrem Verluste ihm geraubt, für ihn die blüthen- und blumenlose Zeit des Herbstes gekommen, den er eben nur von seiner trostlosen, düstern Seite als Zeit des Niederganges faßt, in dem Sinne, wie man bildlich vom Herbste des Lebens spricht. Vgl. den ähnlichen bildlichen Gebrauch Lied 20. Alles fließt hier so natürlich auseinander und verschlingt sich so lebendig zum seelenhaften Ausdruck des einen zerrüttenden Seelenschmerzes, daß das Lied bei aller Einfachheit der Form*) sich mit ergreifender Gewalt in die Seele prägt, und es gar nicht auffällt, daß der Liebhaber trotz seiner Behauptung, sein Mund könne nicht Abschied von ihr nehmen, wirklich einen so tief seinen ganzen Schmerz enthüllenden sich ergießen läßt.

29. Die schöne Nacht.

Das Gedicht befand sich schon in der handschriftlichen Liedersammlung, die der Dichter im Frühling 1768 Friederike Oeser gab (vgl. B. I, 26 ff.), mit der Ueberschrift die Nacht, unter welcher es denn auch im leipziger Liederbuch erschien. Vgl. B. I, 36. 39. Ueber dessen Aufnahme vgl. daselbst 41. Als Goethe es 1788 mit der jetzigen Ueberschrift unter seine Gedichte, unmittelbar nach Lied 28 und 41, aufnahm, änderte er den Anfang der zweiten Strophe völlig, der ursprünglich lautete:

---

*) Mächtig wirken Str. 1, 3. 3, 2 das Einfallen des Ausrufs, Str 2, 3 f. das genaue Entsprechen beider Verse, Str. 4, 1 der überraschend eintretende Gegensatz mit doch.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Flüstert durchs Gebüsch im Kühlen*):
Welche schöne, süße Nacht!
Freude, Wollust kaum zu fassen.

In der ersten Strophe hatte das Liederbuch V. 1 gern statt nun, V. 3 Tritte, V. 4 den ausgestorbnen Wald, V. 5 bricht die Nacht der Eichen, V. 6 Zephirs melden.**)

In der ersten Fassung wird angenommen, der Geliebte sei von seiner Geliebten abgewiesen worden, und er möchte seinen Aerger darüber sich selbst ausreden. So spricht er denn seine Freude darüber aus, daß er jetzt aus der engen Hütte in die weite Natur hinausgetreten, wobei V. 2 die Bezeichnung der Hütte als seines liebsten Aufenthaltes nicht sowohl aus seiner Stimmung hervorgeht, als zur Verdeutlichung für den Leser hinzugefügt wird, und dasselbe gilt von V. 3 f., wo der ausgestorbene Wald auf die Ruhe des Waldes deutet, wie der verhüllte Tritt auf dessen gleich darauf als Nacht bezeichnetes Dunkel.***) Sehr schön wird die Mondnacht als ein Fest der Mondgöttin dargestellt, wobei der linde Zephyr gleichsam als der ihr voraneilende, sie verkündende Bote, die Bäume als ihre Verehrer erscheinen. Aber

*) In dem Hefte von Fr. Oeser steht V. 3 „Wandelt im Gebüsch im Kühlen", darauf V. 7 deiner Nächte.

**) Das genannte Heft zeigt folgende Abweichungen davon: V. 2 Schönen statt Liebsten, 3 f. Und durchstreich' mit leisem Tritte Diesen. Der Abdruck in der Muse stimmt damit überein, liest nur V. 2 meines Mädchens. Im Almanach der deutschen Musen auf 1773 heißt es V. 3 vergnügtem Schritte, 7 f. die sich neigen, Senden ihr den Duft hinauf.

***) In der spätern Fassung tritt die Dunkelheit in V. 4 hervor, während die Nacht der Eichen in durch Busch und Eichen verändert wird. Brechen für durchbrechen schien dem Dichter später wohl gewagt. Auch in einem Feenchor seiner Lila hieß es früher: „Der Mond bricht (statt „erhellt") die Fichten".

bei aller Schönheit dieser Nacht sucht er doch vergebens das Wogen seines Herzens zurückzudämmen, und so bricht denn am Ende (V. 5 bildet den Uebergang) unwillkürlich das Gefühl hervor, wie leid es ihm thue, daß die Geliebte ihn abgewiesen, bei welcher eine Nacht ihm über tausend solcher einsamen schönen Nächte geht, die er gern dafür dem Himmel schenken möchte. So war ohne Zweifel das Gedicht gemeint, das der Beurtheiler in Wielands Merkur nicht verstand, wenn er fragt: „Was hat der Liebhaber in der Hütte gemacht. War sein Mädchen da oder nicht?“ Mag nun der Sinn, in welchem er das Lied gedichtet hatte, Goethe später nicht deutlich gewesen sein oder diese Wendung ihm nicht mehr gefallen haben, er änderte es dahin um, daß jede Beziehung, wie es ihm in der Hütte ergangen, verwischt ist. Daß ihm der Liebesgenuß nicht zu Theil geworden, ist nach dem Schlusse unverkennbar, aber auch an eine Abweisung von der Geliebten ist nicht zu denken, da er sonst nicht so ruhig anheben könnte, er verlasse nun die Hütte, ohne irgend eine Andeutung dessen, was ihm dort begegnet ist. Wollten wir nun annehmen, er habe am Abend das stille Hüttchen, als den gewöhnlichen Ruheplatz der Geliebten, aufgesucht und bis zur Nacht dort vergebens auf sie gewartet, jedenfalls müßte, mag er sie nun dorthin bestellt haben oder nicht, zunächst das Gefühl seiner getäuschten Hoffnung ausbrechen, das er nicht in der Hütte gelassen haben kann, um mit einer nüchternen Erzählung, woher er eben komme, zu beginnen. Dazu kommt, daß die Bezeichnung „meiner Liebsten Aufenthalt“ darauf deutet, daß diese dort wohnt. So dürfte das Gedicht durch die spätere Aenderung wohl im einzelnen Ausdrucke gewonnen, aber im ganzen an einheitlichem Leben verloren haben. Die jetzige Ueberschrift bezieht sich auf die schöne Sommernacht, welche das sehnsüchtige Verlangen nach einer mit der Ge-

liebten zu genießenden Nacht hervorruft, während die frühere, die Nacht, auf das vergebliche nächtliche Abenteuer deutete. Der Anfang hätte ganz umgestaltet werden müssen, sollte das Gedicht eine lebendige Einheit gewinnen. Der Beurtheiler in Wielands Merkur könnte gerade jetzt mit noch mehr Recht sagen, die beiden ersten Verse seien müßig oder sie gäben eine Erwartung, die nicht erfüllt werde.

30. Glück und Traum.

Auch dieses Lied befand sich schon in dem Liederhefte von Fr. Oeser, wo es, wie im Almanach der deutschen Musen auf 1776, Das Glück. An Annetten überschrieben ist. Im leipziger Liederbuch steht an mein Mädchen statt an Annetten. Vgl. B. I, 35. 39. Erst 1814 nahm Goethe es mit den sieben folgenden unter seine Gedichte unverändert, nur mit der jetzigen Ueberschrift, auf. Ursprünglich lautete die zweite Strophe viel ungeschickter:

> Sie sind, die süß verträumten Stunden,
> Die durchgeküßten sind verschwunden,
> Wir wünschen traurig sie zurück.
> O wünsche dir kein größres Glücke!
> Es flieht der Erde größtes Glücke,
> Wie des geringsten Traumes Glück.

Hier wurde die Geliebte gemahnt, daß sie kein größeres Glück sich wünschen möge, weil jedes Glück wie ein Traum fliehe. Das Gedicht ist zu einer Zeit geschrieben, in welcher das Verhältniß zu Annetten sich gelöst hatte. Er erinnert diese an ihr träumend und wachend zusammen genossenes Glück*), wobei er die Andeutung nicht unterlassen kann, daß auch sie diese glücklichen Zeiten

---

*) V. 3 deutet auf ihr im Traum erschautes eheliches Leben. V. 5 bildet unbewacht einen etwas spielenden Gegensatz zu wachend.

sich zurückwünsche; dann aber mahnt er sie, auch das Glück an der Seite eines andern Geliebten werde, wie das mit ihm genossene, schwinden. In der spätern Fassung hält er sich selbst vor, daß alles Glück der Liebe, wie das an Aennchens Seite, vorübergehe. Die letzten drei Verse sind als allgemeiner Satz zu fassen, wogegen *wir* V. 1 auf ihn und die Geliebte geht. Die neue Ueberschrift deutet auf den Gegensatz der beiden Strophen hin.

31. Lebendiges Andenken.

Im leipziger Liederbuche, wo es *Reliquie* überschrieben ist. Vgl. B. I, 36. 39. Bei der Aufnahme in die *Gedichte* im Jahre 1814 erlitt das Lied bedeutende Veränderungen. Str. 1 begann ursprünglich:

> Ich kenn', o Jüngling, deine Freude,
> Erwischest Du einmal zur Beute
> Ein Band, ein Stückchen von dem Kleide,
> Das dein geliebtes Mädchen trug.
> Mein zweites Glücke nach dem Leben*),
> Mein Mädchen hat mir was gegeben;
> Setzt eure Schätze mir daneben,
> Und ihre Herrlichkeit wird nichts.

Str. 2, 7 hieß es ursprünglich *schönsten*, Str. 3, 3 *Zu sehn*, 4 *der schönste Theil* (statt *Reliquie*). Das Gedicht schloß:

> Und gleiteten oft mit Verlangen
> Von da herab zur rundern Brust.
> O Nebenbuhler, frei vom Neide,
> Reliquie, du süße Lust,
> Erinnre mich der alten Lust.**)

---

*) Das ich nach meinem Leben für das höchste Glück halte.

**) In der Handschrift von Fr. Oeser und im *Almanach der deutschen Musen* steht Str. 1, 4 *Ein Strumpfband, einen Ring — ein Nichts*, und die folgenden sieben Verse fehlen. In der Ausgabe von 1815 war Str. 3, 3 *tadeln* Druckfehler statt *tändeln*, den die Ausgabe letzter Hand wegschaffte.

Der Geliebte äußert im Gegensatze zu denen, die sich eines der Geliebten geraubten Andenkens freuen, sein wonniges Gefühl, daß sein Mädchen etwas ihm geschenkt, und zwar einen lebendigen Theil ihres Leibes, schöne Haare von sich.*) Darauf spricht er das Glück aus, welches dieses Geschenk ihrer Gunst ihm noch immer gewähre. Jetzt, wo er sie selbst verloren hat, kann er das süße mit ihr genossene Glück im Besitze ihrer Haare auf seine Weise erneuern, er kann diesen lebendigen Theil ihres Wesens immer schauen, mit ihm tändeln, ihn küssen, wie früher die Geliebte selbst. Dabei fällt es ihm auf, daß ihn mit dieser Reliquie das gleiche Loos getroffen; wie er, so haben die Haare einst das Glück genossen, ihr zu dienen, sie wurden aber, wie er, von ihr getrennt: ihr gleiches Loos führt er dann weiter in der letzten Strophe in der süßen Erinnerung an die Vertraulichkeiten der Liebe aus, die sie gegen die Geliebte sich erlauben durften, und so schließt er mit heiterer Laune, indem er hervorhebt, daß dieser Nebenbuhler seiner Liebe, der auch nie eifersüchtig gewesen, jetzt sein Glück mache, da er ihn so lebhaft an das Liebesglück (Glück und Lust) erinnere, das sie mit einander getheilt.**) Jeder Klageton bleibt dieser Erinnerung an sein einstiges seliges Glück fern, und so kann er denn auch des Grundes, der ihn von der Geliebten getrennt hat, gar nicht gedenken. Das Gedicht ist für Goethe sehr bezeichnend, der während der Zeit seiner Liebe zu Frau von Stein immer etwas, das sie getragen, als Talisman zu besitzen wünschte, aber hocherfreut war, als sie ihm Haare

*) Einen Selbstbetrug nennt er die Freude der andern, weil sie die geraubten Kleinigkeiten für das Zeichen der höchsten Gunst der Geliebten halten und sich dadurch hochbeseligt glauben. Treffend wird jetzt das Angesicht als das Schönste, den Haaren gegenüber, hervorgehoben.

**) Str. 3, 2 sollte eigentlich bist statt wirst stehn.

von sich gab, wie er auch selbst, wenn er ihr gerade nichts anders zu geben vermochte, sich Haare für sie abschneiden wollte. Ganz irrig hat man es auf die Zeit der Trennung von Aennchen, auf die frankfurter Zeit, beziehen wollen. Es hat eben mit der leipziger Geliebten gar nichts zu thun, wenn es auch während der Liebe zu dieser gedichtet ist. Aehnlich verhält es sich mit einigen sesenheimer Liedern.

32. Glück der Entfernung.

Ganz unverändert wurde das Lied 1814 aus dem leipziger Liederbuche in die Gedichte aufgenommen, nur lautete die Ueberschrift früher Das Glück der Liebe. Vgl. B. I, 35 f. 39. Auch hier ist jede persönliche Beziehung auszuschließen. Es ist eine Trennung von der Geliebten eingetreten, aber der Geliebte bildet sich sonderbar ein, eben in der Entfernung von ihr empfinde er erst die reine, nicht von sinnlicher Lust getrübte Liebe. Das Gedicht beginnt damit, daß, wie groß auch das Glück sei, immer, am Tage wie am Abende, sich der Gegenwart der Geliebten zu freuen, doch das eigenste Glück der Liebe nur in der Entfernung genossen werde.*) Die weitere Ausführung dieses Satzes geben Str. 2—4 in seinem eigenen Beispiele. Str. 2. Die Entfernung durch Zeit und Ort scheint ihm, wie die Wirkung der Sterne, eine der ewigen in der Natur waltenden Kräfte; sein Blut wird dadurch beruhigt, sein Herz immer weicher, von jeder leidenschaftlichen Spannung immer freier, und so nimmt sein Glück immer zu. Str. 3. Freilich lebt er immer in der Erinnerung an die Geliebte, aber er fühlt keine Sehnsucht nach ihr, die ihm Appetit,

*) Daß Abends ihr Bild ihn eingaukle, kann doch wohl nur auf das träumerische Glück in der Nähe der Geliebten, nicht auf das Einschlummern im Gedanken an sie bezogen werden.

aus dem leipziger Liederbuche in die erste Ausgabe seiner Gedichte aufnehmen und mit demselben die erste der beiden Sammlungen schließen wollte, so sollte dasselbe wohl einen Gegensatz zu dem gleichfalls für diese Sammlung ursprünglich bestimmten, etwas leichtfertigen Gedichte der Besuch bilden, wozu es durch die auf wahre Liebe deutenden, ihm wohl als Ausdruck seiner reinen jugendlichen Empfindung besonders gefallenden Strophen sehr geeignet scheinen mochte.

27. Der Schäfer.

Aus dem auf der Rückreise aus der Schweiz Ende 1779 gedichteten Singspiel Jery und Bätely (B. I, 160 f.), in welchem der leichtfertige Thomas das Lied singt, nachdem er seinem Spott über die armen verliebten Tröpfe Lauf gelassen, die, wenn sie die Liebe zum erstenmal anwandle, gleich meinten, Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn. Das Lied wurde erst in die nachgelassenen Werke, und zwar unter die Abtheilung Lieder für Liebende, in vier Strophen getheilt, aufgenommen, während es im Singspiele ohne Absatz gedruckt ist. Das humoristische Lied soll bloß aussprechen, die Liebe mache zwar die Leute recht mürrisch, doch sei es nicht so schlimm damit, da die Sache gar bald sich wieder gebe. Zunächst*) wird die Wirkung der Liebe auf einen Schäfer dargestellt, der nicht allein faul war, wie man allen Schäfern nachsagt, sondern ein Muster von Faulheit, ein durchaus verschlafener Mensch, und der sich dazu um nichts kümmerte, was ihn anging (es machte ihm keinen Kummer, wie es mit seinen Schafen ging); die Gewalt

*) „Es war ein" ist beliebter Anfang von Volksliedern, dessen Goethe sich auch sonst bedient. Vgl. Balladen 5. 9. 23 und die beiden Lieder im Faust in Auerbachs Keller.

der Liebe raubte diesem so gleichgültigen, behaglich faulen Tropfe alle Ruhe, die Lust an allen gewohnten Lebensgenüssen.*) Ja die Unruhe trieb ihn von dannen, statt zu schlafen, schaute er immerfort nach den Sternen (zählte ist eine komische Darstellung des ewigen Schauens zum Himmel), jammerte über sein Unglück und verzehrte sich, wobei brav wieder ein komischer Ausdruck ist. Statt aber die weitere Entwicklung der Sache zu verfolgen, wird bloß die durch das Erlangen der Neigung des Mädchens erfolgte Herstellung der frühern Gleichgültigkeit bezeichnet. Das Gedicht kann nur gewinnen, wenn man es, wie oben Lied 11, als zwei Strophen faßt, wodurch der Gegensatz von V. 6 zu V. 12, wo das an die Stelle von fort tretende Durst eine komische Wirkung macht, bezeichnender hervortritt. Wenn man dagegen meint, durch diese Eintheilung würde der Zusammenhang von V. 4—9 gestört, so bilden, wie V. 4—6 zu V. 1—3, 10—12 zu 7—9 einen scharfen Gegensatz. Mit V. 7 beginnt eine ganz neue Lage des von Haus getriebenen Schäfers, die am Schlusse eine so vollständige Veränderung erleidet, wie die in V. 4—6 bezeichnete gegen V. 1—3. Die durchaus humoristische Haltung des Ganzen läßt natürlich die Forderung einer genauern Vorstellung, wie die Sache sich denn gestaltet habe, nicht aufkommen.

28. Der Abschied.

Das Lied fällt wohl in den Frühling 1774. Vgl. B. I, 102. Die Verlegung desselben in die straßburger Zeit ist ganz haltlos. Vgl. B. I, 57. Goethe nahm das bis dahin ungedruckte Gedicht

---

*) Ein Mädchen, hier von einem bestimmten Mädchen, wobei aber durch ein, wie auch durch konnte (vermochte es), auf das Unerwartete der Sache hingedeutet wird. Fassen, ergreifen, sich ganz seiner bemächtigen.

und schärft dadurch seinen Blick, so daß es immer heller um die Geliebte wird*) und er nun ihre unverhüllten Glieder schaut, was ihn mit solcher Sehnsucht erfüllt, daß er sich aus seiner Himmelshöhe auf sie niederläßt, wobei er sich launig der Sage erinnert, wie Luna (und deshalb änderte wohl der Dichter die Ueberschrift) sich einst jede Nacht auf den nach dem Berge Latmus entführten schönen Endymion niederließ. Mit dieser scherzhaften Umkehrung der Endymionssage gewinnt das schwärmerische Sehnen des Geliebten einen heitern Abschluß, wogegen das Gedicht ursprünglich mit der derbern Pointe schloß, er würde in seiner unbequemen Lage sich blind schielen, ohne etwas zu sehn.

34. Brautnacht.

In dem Besitze von Fr. Oeser befand sich eine Abschrift unseres Gedichts, nicht von Goethes Hand, überschrieben Hochzeitslied. An meinen Freund. Hier lautet es also:

Im Schlafgemach, fern von dem Feste,
Sitzt Amor dir getreu und wacht,
Daß nicht die List muthwilliger Gäste
Das Brautbett dir unsicher macht.
Er harrt auf dich. Der Fackel Schimmer
Umglänzt ihn, und ihr flammend Gold
Treibt Weihrauchdampf, der durch das Zimmer
In wollustvollen Wirbeln rollt.

Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Freunde Lärm verjagt!
Wie blickst du nach dem schönen Munde,
Der dir nun bald nichts mehr versagt!
Du eilst, dein Glücke zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum herein;
Die Fackel in des Amors Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

) Hell und heller. Vgl. oben S. 13.

Wie glüht vor deiner Küsse Menge
Der Schönen reizendes Gesicht!
Zum stillen Scherz wird ihre Strenge;
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft ihr Amor sich entkleiden,
Und ist doch nicht so schnell als du;
Dann hält der kleine Schalk bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Vor der Aufnahme in das Liederbuch verbesserte der junge Dichter das Lied so glücklich, daß es 1814 fast ohne alle Veränderung *) unter die Gedichte aufgenommen werden konnte, doch ward die Ueberschrift verändert. Vgl. B. I, 37. 39. Man hat vermuthet, das Lied sei erst in Frankfurt und zwar auf die Hochzeit seiner leipziger Geliebten gemacht. Vgl. dagegen I, 464. Der in der Ueberschrift genannte Freund könnte ein sehr entfernter Freund des jungen Dichters gewesen sein, da dieser gern die Gelegenheit ergriff, sich dichterisch zu versuchen. Vgl. B. I, 23. Hält man unser Gedicht, eines der vollendetsten des leipziger Liederbuchs, gegen Rosts berüchtigte gereimte Erzählung die schöne Nacht (1754), die wider des Dichters Willen 1763 gedruckt, später vom Herausgeber seiner Schriften unter dem Titel die Brautnacht mit einigen Veränderungen aufgenommen ward, so erkennt man recht den Vorzug einer wahrhaft dichterischen Behandlung gegenüber dem Gefallen an leichtfertiger Lüsternheit. Ein sehr glücklicher Gedanke war es, den Amor als Diener der Brautnacht einzuführen, mit dem das Gedicht beginnt und schließt. Vgl. zu Lied 4. Er wacht am Abend im Brautgemach, damit nicht Freunde mit dem Bette sich unartige Scherze erlauben, durch welche sie die Brautnacht stören.**) Die Fackel fehlt nicht in

*) Str. 1, 7 stand Weihrauchwirbel, Str. 3, 1 von deiner.

**) Hier fällt das durch die Veränderung von V. 4 hereingebrachte bebt auf. Die frühere Fassung verdient wohl den Vorzug.

seiner Hand, die nicht allein einen „mystisch heiligen Schimmer", entsprechend der bevorstehenden Handlung, verbreitet, sondern auch mit einem Weihrauchduft zur Lust des Brautpaares das Gemach erfüllt*). Das drängende Verlangen des Bräutigams, der erst, nachdem die Gäste sich wegbegeben haben, mit der Braut sich entfernen und das Schlafgemach betreten darf, schildert vortrefflich Str. 3, die damit schließt, daß die Fackel, die in der neuen Bearbeitung auch diesmal nicht ausdrücklich bezeichnet wird, fast ausgebrannt ist, sie still (Gegensatz zum frühern Geräusche des vollen Brandes) und klein ist. Jede Erwähnung einer lärmenden und scherzenden Begleitung, selbst die der Mutter der Braut, ist ausgeschlossen, der Eintritt ins Brautgemach nur angedeutet. Str. 3. Die stille Scheu der liebenden Braut gegenüber dem stürmischen Andrängen des Bräutigams ist glücklich geschildert; nur V. 4 sollte wohl etwas anders gefaßt sein, da er nach V. 3 zu eintönig ist. Amor selbst hilft der Braut sich entkleiden, der Bräutigam aber entkleidet sich noch viel rascher, als Amor diese. Dir V. 5, das an die Stelle des frühern ihr trat, soll bezeichnen, daß Amor zu Gunsten des drängenden Bräutigams handelt, nicht etwa daß er mit dem Bräutigam die Braut entkleidet. Die Aenderung soll die Braut nur züchtiger darstellen, daß Amor sie entkleiden muß, ein Geschäft, das er auch in der alten Kunst verrichtet. Hübsch läßt der Dichter am Schlusse den Vorhang fallen, indem Amor selbst sich die Augen verschließt.

---

*) Hier sähe man doch lieber statt des unbestimmten die Flammen geradezu, wie es ursprünglich der Fall, die Fackel genannt. Auch das Fremdwort mystisch wünschte man gemieden. Daß der Weihrauchdampf von der Flamme der Fackel kommt, ist früher ausdrücklich gesagt.

35. Schadenfreude.

Das erst 1814 aufgenommene Gedicht findet sich schon in der Sammlung von Fr. Oeser, wo es aber beginnt: „Und in Papillons"*), und im leipziger Liederbuch mit der Ueberschrift: der Schmetterling. Vgl. B. I, 36. 40. Der eben gestorbene Dichter kann nicht unterlassen, in Gestalt eines Schmetterlings**), in welcher schon bei dem Alten die Seele ausfährt, an die Stelle seiner einst genossenen Liebeslust zu fliegen, wo er zufällig ein liebendes Paar antrifft. Die alte Liebeslust ergreift ihn von neuem, als er das schöne, glühende Mädchen sieht, in dessen Blumenkranz er fliegt. Der Liebhaber überläßt sich seiner Liebeslust, seine Küsse fliegen vom Busen zu dem Munde und zu den Händen des Mädchens, der Schmetterling aber folgt überall dessen glühendem Munde. Da die Schöne nun den Schmetterling auf ihrer Hand sieht, kommt sie zu sich, und sie ergreift die Gelegenheit, sich den immer glühendern Liebkosungen, die sie beängstigen, zu entziehen, indem sie aufspringt, worauf der Schmetterling fortfliegt, den sie dann, um ihn einzufangen, verfolgt. Die jetzige Ueberschrift bringt etwas Fremdartiges hinein; denn daß der gestorbene Dichter den Liebhaber um die Freude bringen wolle,

*) Wir haben hier den ersten Fall des Goethe am Anfange von Gedichten beliebten und, über welches Lehmann in dem Buche „Goethes Sprache und Geist" gehandelt hat. Bei Goethe beginnen damit noch 21 Gedichte, dazu 9 mit und wenn, 8 mit und so. Hier hat Goethe das und vor der Herausgabe im Liederbuche weggeschafft. In dem in der Muse veranstalteten Drucke schrieb der Herausgeber „So in Papillons".

**) Papillon, wie in einem gleichzeitigen Gedicht (Parabolisch 13) Wasserpapillon. Das französische Wort hatte sich damals eingebürgert. Luther hat die lateinische Form Papilion. Auch Adelung schreibt Papilion, bemerkt aber, das Wort werde Papiliong gesprochen. Er verwirft es als unnöthiges Fremdwort.

die ihm selbst versagt ist, oder sich freue, daß er ihn gestört, findet sich nirgends angedeutet, vielmehr genießt er ja selbst noch als Schmetterling, ja er ist „so glücklich, wie er war", ja daß das Aufspringen des Mädchens ihm selbst unangenehm ist. Auch daß er verdammt sei, seiner Flatterhaftigkeit wegen als Schmetterling herumzufliegen, liegt dem hübschen launigen Gedichte ganz fern, das nur die unwiderstehliche Neigung des Dichters bezeichnen soll, die ihn auch nach seinem Tode treiben wird, die alte Liebe durch Erinnerung wieder aufzufrischen. Absichtlich läßt das Gedicht den Schmetterling nicht die frühere Geliebte selbst finden, wodurch seine Eifersucht entflammt werden müßte, die hier fern gehalten werden sollte. In welchem Verhältnisse er zuletzt zu seiner Geliebten gestanden, bleibt ganz unerwähnt.

36. Unschuld.

Das Lied ward unverändert 1814 aus dem leipziger Liederbuche aufgenommen, wo es die Ueberschrift an die Unschuld hat, welche ohne Zweifel vorzuziehen, da es an die freilich nicht ausdrücklich genannte Unschuld gerichtet ist. Vgl. B. I, 36 f. 40. Bei der Klage, daß Unschuld mit Liebe nicht zu vereinigen, daß diese mit dem Paradiese von der Erde verschwunden sei, geht er von seiner eigenen Erfahrung aus, daß die Liebe ein ungeduldiges, Genuß forderndes Verlangen in ihm erregt. Die Unschuld, die man als schönste Tugend, als reinsten Quell der Zärtlichkeit feiert, ist eben so wenig auf der Welt zu finden als die Tugendheldinnen der richardsonschen Romane, Pamela in der gleichnamigen Dichtung, die den Nebentitel, „oder die belohnte Tugend" führt, und Henriette Byron in dessen Grandison; die genannten tugendhaften Schönen sprechen selbst ihre ideale Sittlichkeit in langen Briefen aus. Die Unschuld ist ein so zartes Wesen, daß es vor jedem andern Trieb

: schon vor dem Bewußtsein derselben schwindet. Die zweite
strophe führt aus, daß die Unschuld mit dem Paradiese aus der
Welt geschwunden sei, sie in der Tageswelt nicht mehr leben könne,
ur im Dufte des Morgens wohl noch von dem mit feinerm
Sinne begabten Dichter geschaut werde. Die christliche Vorstellung
on dem Stande der Unschuld vor dem Sündenfalle wird hier
lücklich verwandt. Freilich könnte man wünschen, es wäre auch
ngedeutet, daß die Unschuld aus Liebe zu den Menschen noch
nmer im Morgenduft erscheine.

37. Scheintod.

Schon in der Sammlung von Fr. Oeser*) und im Lieder-
uche mit der Aufschrift Amors Grab. Nach dem Fran-
zösischen. Vgl. B. I, 35. Der leichte Scherz deutet auf die
aunenhaftigkeit des schalkhaften Liebesgottes, die der Dichter
lbst erfahren hat. Daß das Gedicht nach dem Französischen
ei, scheint ebensowenig eine bloße Vorgabe, wie die Nachahmung
nes italienischen bei Epigrammatisch 21.

38. Nähe.

Schon in der 1788 veranstalteten Sammlung der Gedichte,
nd wahrscheinlich für diese geschrieben. Vgl. B. I, 209 f. Das
es Dichters damaliger Stimmung ganz entsprechende Lied ist
n launiger Ausdruck, daß das geliebte Mädchen ihm nur dann
echt nah und eigen ist, wenn sie sich allein finden und sich im
Dunkeln ungescheut herzen dürfen. V. 1 f. werden näher in den
eiden folgenden ausgeführt, worauf V. 5 f., im Gegensatz zum
länzenden Gesellschaftssaale, das Glück des zärtlichen Stelldicheins

*) Hier, auch im Abdrucke in der Muse, lautet der letzte Vers:
„Von nichts, von ohngefähr erwacht er öfters wieder.“

aussprechen. Dem leichten Umgangstone entspricht das ungebundene Versmaß und die freiere Reimstellung; denn nur die beiden ersten Verse haben gleiche Länge, V. 3 ist um einen, 4 um einen halben, 5 um zwei, 6 um anderthalb Fuß länger und der nach V. 3 erwartete Reim tritt erst zwischen dem folgenden Reimpaare ein.

39. Novemberlied.

Schon in der ersten Auflage (I, 319) habe ich die frühe Abfassung des Gedichtes aus einem Briefe Voigts nachgewiesen, der im Jahre 1786 auf unser Lied hindeutet, wonach sich als höchst wahrscheinlich ergab, daß es 1783 gedichtet sei, da Goethe am 14. November dieses Jahres an Knebel schreibt, bei der bevorstehenden Feier der Novembergeburtstage solle auch seiner in Ehren gedacht werden. Mittlerweile haben wir aus Knebels Tagebuch erfahren, daß dieser schon am 3. Dezember 1783 dieses Geburtstagsgedicht erhielt. Vgl. B. I, 189. Unter die Gedichte ward es erst 1814 aufgenommen. Schalkhaft stellt der Dichter dem Beherrscher des Novembers, der ihnen so treffliche Männer und Frauen gebracht, den wohlzielenden Liebesgott entgegen, den er an den Himmel versetzt, wo sein Auf- und Untergang ihnen immer segensvoll sein soll.*) Hierbei schwebt vor, daß der Auf- und Niedergang anderer Gestirne für verderblich galt. In einem

---

*) Das Eintreten der Sonne in das Zeichen des Schützen wird als ein Fliehen derselben zu ihm wegen der wilden Jahreszeit, ihr Umwölktsein als eine Folge der durch ihn herbeigeführten bösen Zeit dargestellt. Den Gegensatz zu ihm bildet der unter Rosen spielende, nur nach schönen Herzen zielende Amor. Das Spielen unter Rosen deutet auf einen Rosengarten. Im Hohenlied steht ähnlich „unter Rosen weiden“ oder „sich weiden“ (2, 16. 4, 5. 6, 2).

pätern Gedicht an Knebel wird gleichfalls des Schützen gedacht. 3gl. B. I, 395.

40. An die Erwählte.

Das Lied erschien zuerst in der 1799 veranstalteten Samm=
ung der Gedichte, und ist kein Grund vorhanden, die Ent=
tehung desselben früher zu setzen. Vgl. B. I, 270. Für die straß=
urger Zeit spricht eben nichts. Vgl. B. I, 57. Auch hier, wie
n Lied 28, nimmt der Dichter von der Geliebten Abschied, aber
n der zuversichtlichen Aussicht einstiger Verbindung fürs Leben.
Die Ueberschrift ist nicht glücklich. Mit Hand, Kuß und Wort,
as hier nicht, wie dort, verstummt, verabschiedet er sich von
em erwählten Mädchen, dessen Treue er als süßes Pfand mit
uf den Weg nimmt, wie sich dies in der einfachen Mahnung:
„Bleibe treu!“ ausspricht. Freilich muß er jetzt in die Weite
iehn, wo er manche Mühseligkeiten zu überstehn haben wird,
ber er verläßt sie ja, um, wenn er alle Gefährlichkeiten über=
tanden, zu ihr zurückzukehren und der Liebe Glück mit ihr zu ge=
ießen.*) Str. 2. Bei allen Gefährlichkeiten, denen er entgegen
eht, begeistert ihn die Liebe für seinen Herzensschatz, und so
ennt er keine Furcht, der nur der Feige verfällt.**) Der Kummer,
er ihn bisher gedrückt, ist jetzt verschwunden; nur dann würde

---

*) Statt nach „Lebewohl!“ fortzufahren „und glaube an meine Treue!“ immt er nach dem anknüpfenden und eine andere Wendung. Eigentlich schwebt ie Verbindung vor „und obgleich ich manche Gefahren zu bestehen habe, werde h dir treu zurückkehren“.

**) Sehr schön wird das Sprichwort: „Frisch gewagt ist halb gewonnen“ leichsam durch die Zerlegung in zwei Theile gehoben, indem dem allgemeinen Satze die Beziehung auf seinen eigenen Fall folgt, und dann sein froher Glaube uf die Zukunft als ein Erschauen von erhellenden Sternen bezeichnet, die ihm onnenhaft erglänzen.

dieser ihn quälen, wenn er hier müßig zurückbliebe, ohne sein Glück beherzt zu versuchen, doch jetzt ist er heiter, da er den Entschluß gefaßt, in der weiten Welt, in die er sich stürzt, entschieden thatkräftig grade für ihre Vereinigung zu wirken. Str. 3. Schon in diesem Augenblicke der Trennung glaubt er den lieben Ort vor sich zu schaun, wo die Liebe sie auf immer vereinigen wird, was mit lebendigster Vergegenwärtigung des Thales, des dieses belebenden Stromes, der nahen Wiesen mit ihren Pappeln und des schattigen Buchenhaines in schöner, keuscher Zurückhaltung geschildert wird. Warme, reine Empfindung durchdringt das in süßem Wohlklang leicht und zart hinfließende, aber zugleich edle männliche Fassung zeigende Lied, dem nichts ferner liegen kann, als das Verhältniß zu Friederiken, das den jugendlichen Dichter nur beseligte, um ihn später zu beunruhigen, ohne daß er den besonnenen Entschluß fassen konnte, seine Verbindung mit dieser allen Hindernissen zum Trotz durchzuführen. Damals konnte unmöglich ein solches Gedicht aus Goethes Herzen fließen, und ebenso bestimmt spricht die Tiefe und Kunstvollendung des eigenartigen Liedes gegen eine so frühe Zeit.

41. Erster Verlust.

Aus den ungleichen Hausgenossen (vgl. zu Lied 21) schon 1788 unmittelbar nach Lied 28 aufgenommen. Im Singspiel bestand das Lied aus drei gleichartigen, aufeinander reimenden Strophen; denn dort singt die Baronesse unmittelbar nach Str. 1:

Leise tönet meine Klage,
Ich verberge Wunsch und Triebe,
Einsam nähr' ich meine Wunde,
Traure mein verlornes Glück.
Wer vernimmt nun meine Klage?
Wer belohnt die treuen Triebe?

Heimlich nähr' ich meine Wunde,
Traure das verlorne Glück.

Dort ist nicht von einem treulosen Liebhaber, sondern von der steigenden Kälte des Gemahls die Rede. Mit den einfachsten Mitteln hat der Dichter jenes etwas breitgehaltene Lied zu ergreifendem Ausdruck und hoher Vollendung umgestaltet. Auf sinnige Weise läßt er in jeder folgenden Strophe einen der vier Verse fallen, wodurch in der zweiten Strophe nur drei, in der dritten nur zwei der ersten ihren Reim erhalten, und vielleicht ist es nicht zufällig, daß gerade der auf Liebe auslautende Vers reimlos bleibt. Die dritte Strophe bringt nur den ersten und letzten Vers der ersten Strophe mit einer kleinen, zur Verbindung nothwendigen Aenderung. Sehnsüchtige Wehmuth durchzieht hier jedes Wort; das Ganze klingt wie ein Schmerzenslaut. Den Ausdruck der Einsamkeit und des immerfort beklagten Unglücks bringt nur die Mittelstrophe, während die letzte ein zusammengezogener Refrain ist.*)

42. Nachgefühl.

Gedichtet im Mai 1797 und im nächsten Musenalmanach unter der Ueberschrift Erinnerung erschienen. Vgl. B. I, 243 f. wo auch der Reimform gedacht ist, in welcher sich das leise sehnsüchtige Anklingen an die schöne Vergangenheit malt. Bei der Aufnahme in die neuen Gedichte (1799) ward die Ueberschrift geändert.

Die Rosenzeit erweckt in der Brust des Dichters jedesmal ein ihn zu Thränen rührendes, sehnsüchtiges Gefühl, und wenn er sich darüber klar werden will, fällt ihm ein, daß er eben einst

*) Der erste Druck hat Str. 1, 3 Eine; in den folgenden Ausgaben ist das Wort, wohl durch Versehen, nicht als Zahlwort ausgezeichnet.

in der Rosenzeit Doris geliebt habe. Alles ist hier ungemein zart gehalten, nicht einmal bestimmt ausgesprochen, daß diese Rührung ein Nachgefühl sei. Der tiefe Schmerz um die Treulosigkeit der Geliebten hat längst ausgetobt, nur die Erinnerung an das einstige Liebesglück klingt unwillkürlich wie mit Naturnothwendigkeit wieder, wie der Wein zur Zeit der Rebenblüthe aufgährt. Seiner eigenen Liebe gedenkt der Dichter nicht, nur daß Doris für ihn geglüht. Daß das Sehnen nach einer herzlichen Liebe in der schönen Sommerzeit seinem empfindsamen Herzen die Thränen auspreßt, gesteht er sich nicht. Ueber den ohne persönliche Beziehung gewählten Namen Doris zu Lied 4.

43. Nähe des Geliebten.

Unser Gedicht stand auf dem Blättchen für den Musenalmanach, das Goethe am 27. Juni 1795 an Schiller sandte; er hatte es kurz vorher in Weimar, wenn nicht etwa schon auf der Rückreise von Jena am 4., gedichtet. Vgl. B. I, 232. Die Veranlassung dazu gab folgendes Lied von Friederike Brun, dessen Komposition Zelters, welche er in einer Gesellschaft (etwa bei Hufeland in Jena?) hörte, einen „unglaublichen Reiz“ für ihn gehabt hatte, wie er im folgenden Jahre an die Gattin des Buchhändlers Unger schrieb, die ihm Zelters erstes Heft Lieder und Balladen, in welches das Lied aufgenommen war, übersandt hatte.*)

---

*) Das Gedicht erschien auch im Musenalmanach von Voß und im leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer auf das Jahr 1796 (mit einer andern Komposition). In Schillers Horen (1796 Heft 11) gab Fr. Brun selbst eine etwas wunderliche, ganz auf die alten Denkmäler Roms bezügliche Nachbildung ihres Liedes unter derselben Aufschrift.

Ich denke dein.

Ich denke dein, wenn sich im Blüthenregen
Der Frühling malt,
Und wenn des Sommers mildgereifter Segen
In Aehren strahlt.

Ich denke dein, wenn sich das Weltmeer tönend
Gen Himmel hebt,
Und vor der Wogen Wuth das Ufer stöhnend
Zurückebebt.

Ich denke dein, wenn sich der Abend röthend
Im Hain verliert,
Und Philomelens Klage leise flötend
Die Seele rührt.

Beim trüben Lampenschein, im bittern Leiden
Gedacht' ich dein;
Die bange Seele flehte noch im Scheiden:
„Gedenke mein!“

Ich denke dein, bis wehende Cypressen
Mein Grab umziehn,
Und selbst in Tempes Hain soll unvergessen
Dein Name blühn.

Schillers Musenalmanach brachte Goethes Lied mit einer Komposition von Reichardt.

In dem Liede der vielgereisten mit ihrem Vater, dem berühmten Kanzelredner und geistlichen Liederdichter Balthasar Münter im zweiten Monate ihres Lebens aus Deutschland nach Kopenhagen gekommenen Dichterin spricht sich das unauslöschliche Andenken an eine nicht näher bezeichnete Person aus, in jeder Jahreszeit, am Meere wie im Hain zur Abendzeit; auch in ihrer Krankheit hat sie des oder der Geliebten gedacht, und bis zum Grabe wird sie seiner oder ihrer gedenken, ja noch im Jenseits; denn ich weiß mir den Schluß nicht anders zu deuten, als daß

die Dichterin Tempe nach dem Elysium verlegt hat. In diesem nichts weniger als glücklich gedachten Liede verschwimmt alles in unklaren Bildern; weder lebendige Anschauung noch reines Gefühl dringt irgendwo durch. Goethe hat aus dem Liede gleichsam nur den ersten Akkord genommen, wie er es auch bei Volksliedern that, und sich durch Zelters Melodie begeistern lassen. Bloß das ich denke dein, wenn, das in allen Strophen (nur in der vierten als Gedacht' ich) erscheint, und die Reimworte der geraden Verse der beiden ersten Strophen (in der ersten in umgekehrter Folge) verdankt er dem Vorbilde, vielleicht auch die Einführung des Meeres. Zunächst galt es eine bestimmte Situation des Singenden festzuhalten. Goethe benutzte die glückliche Versform, um das sehnsüchtige Verlangen eines Mädchens nach dem in der Ferne weilenden Geliebten darzustellen.*) Immer denkt sie an den Geliebten, immer sieht, immer hört sie ihn; immer ist sie, wie fern sie sich auch sein mögen, an seiner Seite, er ihr nah. Und doch kann sie am Abend, wo die Sonne sinkt und die Sterne bald ahnungsvoll vom Himmel herableuchten werden, den Wunsch nicht unterdrücken, er möge nicht in Gedanken, sondern wirklich bei ihr weilen. Die Gegensätze sind in den drei ersten Strophen glücklich ausgewählt, und in kurzem, treffendem Ausdrucke bezeichnet; zugleich aber erkennen wir in ihnen die Umgebung des im innigsten Verkehr mit der Natur stehenden Mädchens. Das Andenken an den Geliebten wird durch den Aufgang der Sonne über dem Meere und den in die Quelle fallenden Mondschein hervorgerufen, die beide die Seele so wunderbar rühren. Sieht sie am Tage auf der fernen Landstraße den Staub von rollenden Wagen, sieht sie in der Nacht

*) Freilich ist nicht ausdrücklich gesagt, daß ein liebendes Mädchen hier spricht, aber, abgesehen von der Ueberschrift, deutet die ganze Fassung des Gedichtes darauf.

auf einem schmalen, über eine Höhe führenden Stege einen Wanderer kommen, so denkt sie an des Geliebten Rückkehr. Hört sie das dumpfe Rauschen des Meeres, das so mächtig ihre Seele aufregt, so erinnert sie sich des Tones seiner zum Herzen dringenden Stimme; am Abend geht sie in den Hain, um auf das Säuseln der Blätter zu lauschen, in welchem ihr sein zartes Liebesflüstern tönt. Der Wechsel der langen und kurzen Verse entspricht ganz dem gehobenen, aber doch unbefriedigten Gefühle, das durch die vollklingenden malerischen Reime getragen wird.

44. Gegenwart.

Schon in der ersten Auflage (I, 81 f. II, 341) ist bemerkt, daß dieses Gedicht im Jahre 1813 bei einer Familientafel von Goethe entworfen wurde, bei welcher die mit einer hübschen Stimme begabte Schauspielerin Ernestine Engels, spätere Frau Durand, das Lied „Namen nennen dich nicht" zur Guitarre sang; der Text des Liedes mißfiel dem Dichter so sehr, daß er aus dem Stegreif einen andern entwarf und auf die Rückseite eines Briefcouverts schrieb, das er der in seinem Hause als Gesellschafterin seiner Frau lebenden Fräulein Ulrich, spätern Gattin Riemers, schenkte. Vgl. B. I, 314. Unverändert nahm er es 1814 in die G e d i c h t e auf. Es ist eine begeisterte Feier des geliebten Mädchens, das ihm überall erscheint, ihm alles überstrahlt und sein Leben beglückt. Es beginnt damit, daß alles Höchste ihm der Geliebten Erscheinen verkündige, auf sie hindeute, was von der Sonne ausgeführt wird (Str. 1). Erscheint sie aber wirklich, so muß alles hinter ihr zurücktreten: im Garten überstrahlt sie alle Blumen*);

*) „Rose der Rosen, Lilie der Lilien", ganz eigenthümlich im Sinne: „Du bist, was die Rose, die Lilie unter den Blumen ist". Im Hohenliede heißt es 2, 1 f.: „Ich bin eine Blume zu Saron, und eine Rose im Thal. Wie eine

tanzt sie, so scheinen sich alle Gestirne um sie zu bewegen; in der Nacht schwindet vor ihr des Mondes Glanz (Str. 2—4).*) So müssen denn Blumen, Gestirne und Mond ihr weichen, die wie die königliche Sonne vor allen strahlt (Str. 5).**) So redet er sie denn zuletzt als Sonne an, die seine Tage erhellen möge; dies sei für ihn nicht allein Glück, sondern ewiges, unvergängliches Leben. Bei aller Gewandtheit und Leichtigkeit ist doch der Charakter des Stegreifartigen nicht zu verkennen; es fehlt die innere Komposition, welche das Ganze zu einer lebendigen Einheit zusammenschlösse, und reines, sich natürlich wie eine volle Knospe entfaltendes Gefühl; eines veranlaßt das andere, ohne aus dem lebendigen Gefühle hervorzuwachsen. Mag Goethe auch bei dem Gedicht, das in Gegenwart seiner Frau gedichtet ward, Fräulein Ulrich im Sinne gehabt haben, eine wirkliche Leidenschaft für diese lag fern. Nach Riemer (I, 37) diktirte er dieser später auch die Verse, welche im Epimenides der Dämon der Unterdrückung singt, während er liebkosend der Liebe die Armbänder anlegt: „Hände meiner Augen Weide“, und Hatems Lied im Divan „Locken, haltet mich gefangen“, das er in Heidelberg gedichtet hatte, wobei er ihre Hände wirklich gedrückt und geküßt und ihre Locken so angeredet haben soll.

Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern. Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Söhnen.“ Vgl. ähnliches Sirach 50, 8.

*) Eigenthümlich ist die Verbindung „lieblichen, ladenden Glanz“, die unmittelbar darauf mit „ladend und lieblich bist Du“ in umgekehrter Folge aufgenommen wird, da ladend bist Du weniger leicht fließen würde. Das an lieblich alliterirende Partizip ladend für einladend findet sich sonst nicht; man verbindet wohl schön (oder süß) und lieblich.

**) Vgl. im Hohenliede 5, 9: „Wer ist, der hervorbricht, wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne?“

45. An die Entfernte.

Zuerst in der 1788 veranstalteten Sammlung, zu welcher es wohl erst gedichtet ward. Vgl. zu Lied 28. Der Geliebte kann sich in die Trennung von dem Mädchen seines Herzens, das den Ort verlassen hat, gar nicht finden; es scheint ihm unmöglich, daß sie von ihm geschieden ist, was er zuerst als Verlust, dann als Flucht bezeichnet; hat sie ja noch ganz vor kurzem so liebevoll zu ihm gesprochen, daß ihre Aeußerung, ihre Stimme noch in seinem an diese so lang gewöhnten Ohre klingt. Str. 2 f. Statt nun auf gleiche Weise zu beklagen, daß er sie nicht mehr schaut, schildert der Dichter, wie er sie vergebens überall sucht, wobei er sich des Gleichnisses von der hoch in der Luft schwebenden Lerche bedient, deren Sang man hört, ohne sie selbst zu schauen. Der Vergleichungspunkt liegt in der Vergeblichkeit, welche im Bilde ausdrücklich bezeichnet wird, wogegen in dem Satze selbst nicht die Vergeblichkeit, sondern das ängstliche Suchen überall, wohin er unruhig eilt, hervortritt. Ganz ähnlich heißt es im Faust, in der Szene des Spaziergangs:

Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,

welche Verse ein Jahr später als unser Gedicht fallen dürften. Endlich gedenkt der Dichter seines tiefbewegten Gemüthes, das nicht, wie früher, im Liede sich ergehen kann; seine ganze Liederkunst ergießt sich in dem sehnsüchtigen Wunsche, daß die Geliebte zurückkehren möge. So wenig er wirklich noch ihre Stimme hört und sie noch irgendwo zu sehn hofft, so wenig läßt er wirklich Lieder erschallen, durch die er sie zurückruft, er bildet sich dies alles nur ein, weil ihre Stimme, ihr Blick, ihre Anwesenheit seiner Seele unentbehrlich geworden. Das zwischen die erste und letzte Strophe tretende Gleichniß bildet einen trefflichen Uebergang von

dem zerreißenden Schmerze zum Ausdrucke innigster Sehnsucht, wie denn hier auch die Reime von dem klagenden **o** zu dem leichtern **i** übergehen. Alle drei Strophen beginnen mit so, von denen das erste uns mitten in den Seelenzustand hineinversetzt, während die beiden andern der Vergleichung dienen. Eine Eintönigkeit dürfte darin kaum zu finden sein. Auch würde man mit Unrecht, das die Mitte des kleinen Gedichtes einnehmende Gleichniß unverhältnißmäßig lang finden; gerade in ihm lindert sich der ungemessene Schmerz und die Klage faßt sich dann zuletzt in den beiden Schlußversen viel kürzer als am Anfange, sie ist gleichsam erschöpft.*) Durch Innigkeit des Gefühls, Anmuth der Darstellung und Wohlklang nimmt das Gedicht eine der ersten Stellen unter den goetheschen Liedern ein, wenn auch andere durch lebendigen Fortschritt der Gedanken und reichere Entwicklung des Gefühls bevorzugt sind. Man vergleiche zu unserm Liede das aus Saarbrücken (B. I, 59) und das nach Friederikens Scheiden aus Straßburg (daselbst 60 f.).

46. Am Flusse.

Goethe gab Schiller dies früher *an meine Lieder* überschriebene Gedicht, wie es scheint, erst nach dem 10. September 1798 zur Aufnahme in den nächsten Musenalmanach, auf dessen zehntem, erst am 30. in die Presse gehendem Bogen es erschien, wie zwei andere, mit der Unterschrift *Justus Amman*. Vgl. B. I, 256 f. Schiller hatte ihm am 5. *des Mädchens Klage* geschickt; dessen *Jüngling am Bache* ist mehrere Jahre später. Die Vermuthung einer frühern Entstehungszeit ist völlig haltlos.

*) Nach V. 10 ist Punkt zu setzen; denn mit V. 11 beginnt etwas ganz Neues, da der Dichter nicht etwa sagen will, während sein Blick sie suche, rufe er sie durch seine Lieder.

Aus Versehen nahm es Goethe 1799 in seine neuen Gedichte nicht auf; erst 1806 reihte er es den Liedern mit der jetzigen Ueberschrift und ein paar Veränderungen ein.*) Der treulos verlassene, verzweifelnde Liebhaber wirft seine Liebeslieder in den vorübergehenden Fluß, damit dieser sie ins Meer trage und sie so ewiger Vergessenheit überliefere. Sehr schön verschlingen sich am Anfange der bildliche und eigentliche Ausdruck; V. 3 f. führen die Vergessenheit weiter aus, wobei die Lieblichkeit der Lieder hervorgehoben wird. Weshalb er die Lieder vernichten will, spricht die zweite Strophe gefühlvoll aus.**) Daß der Knabe am Flusse sitze oder stehe, sollte man nicht allein aus der Ueberschrift entnehmen.

47. Wehmuth.

Aus dem im Winter 1773 auf 1774 gedichteten, im Januar 1775 neu durchgesehenen, im Februar zum Märzheft der Iris abgesandten Singspiel Erwin und Elmire (vgl. B. I, 95 f. 116), in welchem Erwin, als er während des Arbeitens im Garten vor einem Rosenstocke stehn bleibt, dessen Blumen bereits abfallen, das sehnsuchtsvoll schwermüthige Lied singt.

---

*) V. 3 f. stand früher: „Kein Mädchen sing' euch lieblich wieder, Kein Jüngling", V. 5 zu immer. Beide Aenderungen sind wohlerwogen und wahre Verbesserungen.

**) Etwas ins Wasser schreiben (ἐν ὕδατι, εἰς ὕδωρ, καθ' ὕδατος γράφειν) ist eine den Griechen im Sinne sich vergeblich bemühn geläufige Redensart. Goethe kannte sie wohl aus Platos Phädrus, den er am Anfange des Jahres 1793 las. Aehnlich stehen εἰς ὕδωρ σπείρειν, πόντον σπείρειν. Von der Vernichtung eines Wortes oder einer Rede braucht man der Wind möge es ins Meer tragen (Theokrit XXII, 167 f.). Vgl. Homers Odyssee VIII, 409 f. Horaz carm I, 26, 1—3. Anderer Art sind Verwünschungsformeln, wie κατὰ κυμάτων ἔρροι, βάλλ' εἰς ὕδωρ. Vgl. Ilias VI, 345 ff. Herder braucht das Bild vom Schreiben ins Wasser in seinen frühesten Schulreden.

Erst 1833 ward es unter die Lieder für Liebende*), daraus 1840 in die vierzigbändige Ausgabe mit der jetzigen Aufschrift unter die Lieder aufgenommen. Schon in der Bearbeitung des Singspiels, die der Dichter 1787 in Rom unternahm, änderte er V. 12, der früher lautete: „Hoffnungsvoll die Seele schlug", wo hoffnungsvoll den Gegensatz zu dem Hoffnungslosen (V. 3. 15) bildete. Das Gedicht ist ganz aus der Lage seines Erwin geflossen, der vor der Härte seiner Geliebten geflohen ist und sich in einer Einsiedelei niedergelassen hat. Die Rosen seines Gärtchens sind am Abfallen, was ihn schmerzlich daran erinnert, daß sie vergebens geblüht, da sein liebes Mädchen sie nicht getragen, sie nur ihm geblüht, dessen Herz von der Qual hoffnungsloser Liebe zerrissen sei.**) Dabei muß er jener schönen Zeit gedenken, wo er von ihrem Anblicke beseligt war, wo er am frühesten Morgen in seinen Garten ging, um die erste Knospe zu erspähen, wo alle Blüthen und Früchte seines Gartens ihr bestimmt waren und ihr Antlitz ihm die süße Hoffnung auf ihre Liebe gab. Aber dieser wonnigen Erinnerung entreißt ihn das Gefühl der hoffnungslosen Gegenwart um so schmerzlicher. Sehr schön ist der Uebergang von meine Liebe (wie Liebe oft von

---

*) Mit dem Druckfehler blühet V. 3 und 15.

**) Engel ist aus der gangbaren Sprache genommen, wie schon in Lessings Emilia der Maler fragt (I, 4): „Sie kennen diesen Engel?" Goethe braucht diesen Ausdruck schon in Sesenheim (B. I, 53). Lotten nennt er in den Briefen an Kestner Engel und sein Werther schreibt am 16. Juni: „Einen Engel! — Pfui! das sagt jeder von der Seinigen, nicht wahr"? So redet auch Faust Gretchen „kleiner Engel" an. Vgl. auch Ged. 57 Str 5, 3. Vielleicht stammt dieser Gebrauch aus dem Französischen, wo die Anreden mon ange, mon cher ange, mon petit ange sich finden, und man belle, jolie comme un ange sagt. Schon Boileau braucht von Mädchen anges gracieuses. Vgl. Erich Schmidt, „Richardson, Rousseau und Goethe" S. 172. Hier tritt die Anrede Engel voran, obgleich das nicht damit verbundene ich unmittelbar vorhergeht.

dem geliebten Gegenstande, hier freilich etwas zweideutig, steht) zu der lebhaften Anrede. Die Komposition des Ganzen ist ebenso gelungen, wie der Ausdruck bezeichnend und innig.

48. Abschied.

Gleichzeitig mit Lied 42 und unmittelbar nach diesem schon 1799 unter die neuen Gedichte aufgenommen. Vgl. B. I, 243 f. Mit schmerzlich bewegtem Herzen entsagt der Liebende dem Mädchen, as ihn einst so wunderbar gefesselt, aber treulos verlassen hat, hn jetzt wieder umstricken möchte. Er weiß, daß es für dieses in zu angenehmes Gefühl ist, sich der gelobten Treue zu entiehen, daß Wort zu halten ihr eine zu drückende Last, ja die Treue ihrer nach Wechsel verlangenden Seele unmöglich ist, so aß sie diese gar nicht versprechen sollte. Bitter spricht der Dichter ies als allgemeinen Satz aus, um daran die Bemerkung zu knüpfen, aß sie ihn, der schon einmal ihren Verlockungen verfallen gewesen nd kaum aus dem Schiffbruche sich gerettet habe, aufs neue verühren wolle.*) So bittet er sie denn, sich nur nicht zu verstellen, m nicht Treue zu geloben, der sie nicht fähig sei, was er einmal seiner bittern Qual habe erfahren müssen, und er gibt ihr das rsprechen der Treue zurück.**) Zuletzt scheidet er mit der Bitte, seine offene Erklärung zu verzeihen, da er seine Ruhe nicht der aufs Spiel setzen wolle. Etwas sonderbar sind die Worte: s ich gesollt, hab' ich vollendet", welche nur heißen können, abe nicht ohne Kampf es über sich gebracht, durch seine Er-

Das „Verdoppeln der Gefahr" scheint nur auf die Wiederholung, nicht e Verstärkung zu gehn.

Und knüpft in raschem Uebergange den im vorigen begründeten Ent-. Hier spricht er mit einer Handbewegung, mit welcher er das ihm and gegebene Versprechen zurückgibt.

klärung seine Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen, worauf er dann hervorhebt, daß sie jetzt ihre volle Freiheit wieder habe, und mit der Bitte schließt, ihm seiner Offenheit wegen nicht zu zürnen, was als Gegensatz durch allein sich anknüpft. Daß er ihr nicht grolle, deutet seine Bezeichnung als Freund an. Der eigentliche Inhalt des tief empfundenen, aber nicht zu durchsichtiger Klarheit gediehenen Gedichtes wird durch die Ueberschrift sehr unzureichend bezeichnet.

49. Wechsel.

Im Frühjahr 1768 gedichtet und schon in der Sammlung von Fr. Oeser, wo es, wie im Liederbuche, die Ueberschrift Unbeständigkeit trägt. Mit manchen glücklichen Veränderungen nahm Goethe es 1788 in die Gedichte auf.*) Vgl. B. I, 35. 39. Völlig unberechtigt ist die Behauptung von K. J. Schröer, Goethe sei zu unserm Gedichte durch ein Lied des 1723 verstorbenen Joh. Christian Günther angeregt worden, von dessen Gedichten noch 1764 eine neue Auflage erschien. Wir geben den Anfang jenes Gedichtes, das überschrieben ist:

---

*) Im Liederbuche begann das Gedicht im spielenden Bache; die spätere Verbesserung auf Kieseln im Bache stellte zufällig (?) die ursprüngliche Fassung her, wie wir aus der Sammlung von Fr. Oeser ersehen. V. 4 stand tragt sie ihr und darnieder, V. 5 Es naht sich die zweite und streichelt, V. 6 Da fühl'. Stärker verändert wurde der Anfang der zweiten Strophe, der ursprünglich lautete:

O Jüngling, sei weise, verwein' nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens,
Wenn flatterhaft je dich ein Mädchen vergißt!

In der Sammlung von Fr. Oeser stand V. 3 dich ja statt je dich, V. 4 begann Geh, ruf', V. 5 f. fand sich der Busen statt die Lippe. Das Küssen des Busens findet sich auch Ged. 35 Str. 3, 4.

Auf die ihm so beliebte Abwechslung im Lieben.

Verflucht nicht, ihr Mädchen, mein flüchtiges Lieben.
Die Jugend, ihr wißts wohl, hat Feuer und Muth;
Es kauft ja ein jeder am liebsten frisch Gut.
Drum lass' ich mich niemals den Vorwurf betrüben:
Ich wäre von Flandern und striche herum;
Das thu ich und denke: Wer schiert sich was drum?

Eine irgend auffallende Aehnlichkeit ist gar nicht vorhanden, Wendung und Stimmung völlig verschieden. Freilich haben wir hier dieselbe Versform und auch zweitheilige sechsversige Strophen, aber die Reimform ist gerade die umgekehrte, bei Goethe eine schön abschließende, bei Günther eine sehr unkünstlerische. Ueberhaupt ist der behauptete Einfluß Günthers auf Goethe eine Täuschung.

Die erste Strophe ist nicht etwa bloß bildlicher Ausdruck, sondern der Dichter badet im Bache und empfindet, was er hier ausspricht; dies gerade führt ihn zur Betrachtung, daß der Wechsel Freude bringe, worauf er am Anfange der zweiten Strophe den Gegensatz hervorhebt, wie er in der Liebe auf diesen Wechsel wunderlich genug Verzicht thue, er, weil ihn sein Mädchen verlassen, den Freuden der Liebe sich entziehen wolle, da doch jede neue Liebe ebenso erfreue, wie die frühere. Dazwischen drängt sich der lebhafte Ausruf seiner Lust, wieder eines glücklichen Liebesbundes mit einer andern Geliebten zu genießen. Das leicht und melodisch fließende Gedicht drückt den freudigen Liebestrieb recht anmuthig aus. Auch die jetzige Ueberschrift ist nicht ganz entsprechend, da der Dichter von der wirklich im Bade gefühlten Empfindung ausgeht, wenn er auch mit der Aufforderung schließt, sich wieder einer andern Liebe zuzuwenden; selbst das letztere wird durch das aus Str 1, 6. genommene Wechsel nicht bezeichnet.

50. Beherzigung.

Zuerst in der Sammlung von 1788, und wohl für diese gedichtet. Vgl. B. I, 210. Die Frage, ob es für den Menschen eine bestimmte Lebensregel gebe, verneint der Dichter, überzeugt, daß ein jeder nach seinem eigenen Triebe sich seine Lebensweise und seinen Wohnort wählen und vor allem darauf sehn müsse, daß er fest auf sich stehe.*) In den beiden ängstlichen Fragen bezieht sich die erste auf ein ruhiges, zurückgezogenes oder ein bewegtes, nach außen wirkendes Leben, die zweite auf den Wohnort, ein stilles Häuschen, ein bewegliches Zelt oder eine auf hohem Felsen den Stürmen trotzende Burg, wo dann bei letzterm die Furcht des Fragenden sich äußert, wie beim Anfange in Ach! die bange Sorge über die Unsicherheit des menschlichen Glückes. Die Antwort gibt er sich selbst. Nichts kann irriger sein als in diesem Liede eine Abwehr wohlmeinender Rathgeber zu sehn, welche dem Dichter eine festere Lebensbahn einzuschlagen gerathen. Wenn man nun gar meint, das Gedicht um das Jahr 1777 verlegen zu können, so zeigt man damit eben nur die vollkommenste Verkennung der damaligen Lage des Dichters, der sich längst entschlossen hatte, sich dem kleinen Staate zu widmen, dessen Fürst sein Herzensfreund war, neben dem Frau von Stein es war, die ihm seinen festen Halt in Weimar gab. Das Gedicht ist ein allgemein gehaltener, nicht auf sein eigenes Leben gerichteter Spruch, wie unten 85. 86.

---

*) Hierbei schwebt das Wort des Apostels vor (an die Korinther I, 10. 12): „Darum, wer sich lässet dünken, er stehe, mag wohl zusehn, daß er nicht falle.“ Auch der in demselben Briefe mehrfach vorkommende Gedanke, daß „ein jeglicher seine eigene Gabe hat von Gott“ (7, 7. 12, 5 ff.), klingt an.

51. Ein Gleiches.

Am Anfange des dritten Aufzuges des Singspiels Lila, dessen erster bereits am 3. Dezember 1776, das Ganze einen Monat später vollendet war, sang Fee Sonna dieses Lied, um Lilas gemüthskranken Gemahl zu ermuthigen.*) Die Gesänge zu Lila waren am 22. Januar 1777 gedruckt.**) Mit seiner Aufnahme unter die lyrischen Gedichte verhält es sich, wie mit oben 47. Das Lied ist ganz aus der Lage des Stückes zu erklären. Der Gemahl Lilas wähnt sich feindseligen Mächten verfallen, der Magus aber führt ihm zu Gemüthe, daß er aus seiner Noth, die er absichtlich zugesteht, nicht herauskomme, wenn er keinen muthigen Entschluß fasse, bange schwanke, unmännlich zage und ängstlich klage; nur der feste Wille, allen feindseligen Gewalten gegenüber auf sich zu vertrauen, ungebeugter Muth und thätige Kraft könnten die Hülfe der ihm günstigen Götter herbeiziehen.***) In demselben Aufzuge singt der Chor:

Nichts müss' dich schrecken,
Alles erwecken
Zu mächtigen Thaten
Den sinkenden Muth.

---

*) Später wurde das Stück ganz umgedichtet und das Lied dem Arzt Verazio als Magus zugetheilt.

**) Hier steht V. 1 feige Gedanken, V. 8 Trutz (ohne zum). Die erstere Aenderung dürfte kaum eine Verbesserung sein; freilich entsprechen sich so die beiden ersten Verse der Strophe besser, aber auch die beiden letzten sind nicht gleichgebaut. Die zweite Aenderung bringt hier einen Vorschlag, den wir uns im Schlußverse eher gefallen lassen, wo Goethe leicht der Götter Arme schreiben konnte. V. 6 steht im Abdruck in der Olla Potrida 1778 II, 205 ff. Macht nicht frei; ob im ursprünglichen Drucke, weiß ich nicht.

***) „Die Arme der Götter", wohl nach der Arm Gottes gebildet. Ueber die Mehrzahl die Götter zu Ged. 56 Str. 4, 8.

Dir wird's gerathen,
Sieg wirst du prangen,
Glücklich erlangen
Dir die Geliebte,
Das herrliche Gut.

Die Feen, die ihre Hilfe versprechen, singen, sie seien nimmer ferne, immer nahe. Fee Sonna äußert, sie hörten das Schicksal; er solle nur nicht bange, nicht trübe sein. Der Chor bezeichnet, als der Gatte Lila wiedergewonnen, dies als Gabe der guten Geister. So erhalten die Arme der Götter im Gegensatz zu allen Gewalten ihre Erklärung. Das französische Aide toi-même et Dieu (vielmehr le ciel ohne et) t'aidera, das Viehoff vergleicht, unser „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott" spricht die eigentliche Wendung des Liedes nicht aus, das selbständig für sich nicht genau gefaßt werden kann.

52. Meeresstille und glückliche Fahrt.

Daß Goethe beide Gedichte am 27. Juni 1795 an Schiller sandte und sie kurz vorher gedichtet sein müssen, ist B. I, 232 erwiesen. Viehoffs willkürliche Versetzung in das Jahr 1777 kann dadurch nicht gestützt werden, daß das vorige Gedicht, das ja erst nach Goethes Tod an diese Stelle kam, 1776 fällt und das seit der zweiten Ausgabe ihm vorangehende (50) irrig dem Jahre 1777 zugewiesen wird. Ueber die Versform vgl. I, 233. Die beiden eng zusammengehörenden Lieder*) sind zwei kunstvoll im

*) Erst in der nach Goethes Tod erschienenen Quartausgabe, die sie seltsam unter der Abtheilung Epigrammatisch bringt, sind sie durch einen Strich voneinander geschieden. Im Inhaltsverzeichnisse der zweiten Ausgabe war ihre Zusammengehörigkeit noch besonders bezeichnet. Als Goethe am 4. November 1799 die Handschrift zu den neuen Gedichten dem Verleger Unger schickt bemerkt er ausdrücklich, daß die Gedichte zusammengehören, das zweite nicht auf einer neuen Seite beginnen dürfe.

Gegensatze zu einander ausgeführte Bildchen. Im erstern wird ...er Eindruck der Windstille, welche für den die Abfahrt Erwarten- ...en fürchterlich ist, durch V. 7 hervorgehoben*), im zweiten ist ...ie Wirkung des endlich eintretenden Windes**) zunächst dadurch ...ezeichnet, daß der so lange ruhende Schiffer sich regt, dann ...ber in der Freude des die Abfahrt Ersehnenden, der unwillkürlich ...ur Eile aufruft, schon das Schiff abfahren, rasch hinsegeln und ...as ersehnte Ziel bereits erscheinen sieht. Durch die Annahme ...iner sinnbildlichen Bedeutung, die durch nichts angedeutet ist, ...erzerrt man die so ungemein glückliche Darstellung der Wind- ...tille und des sich erhebenden günstigen Windes mit dem Eindruck ...uf den der Abfahrt Harrenden. Vgl. das viel frühere Gedicht ...eefahrt (vermischte Ged. 15). Wenn man meint, bloße dich- ...erische Naturbilder ohne einen tiefern sittlichen Gehalt seien ...oethe fremd, den die Natur nach seiner eigenen Erklärung nicht ...um beschreibenden Dichter gebildet habe, so kann man dagegen ...uf manche Epigramme, wie Feldlager und Sakontala (an- ...ker Form sich nähernd 21. 23), auf Gedichte, wie Fliegen- ...d, Fuchs und Kranich, die Frösche (Parabolisch 18. ... 23) u. a., verweisen. Auch haben wir hier ja keine bloße

*) Die aus der Umgangssprache genommene, aber auch von Dichtern, selbst ...pstock, nicht gemiedene Verdoppelung der Verneinung ist besonders glücklich ...V. 5 verwandt. Auch in Prosa sagt Goethe (in Hackerts Leben): „Es ... kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue.“ Schiller in den Räu- ...n: „Es ist kein Haar an keinem von euch.“ Ganz gebräuchlich ist nicht ...einer, niemand, nichts. Gretchen sagt im Faust: „Daß er an nichts ... Antheil nimmt.“

**) Bei Aeolus schwebt hier der aus Homers Odyssee (X, 19 ff.) bekannte ...chlauch vor. Virgil (Aen. I, 81. 82) läßt den Aeolus die Höhle öffnen, ...he er die Winde eingesperrt hält. Aengstlich deutet auf den Grund, ... er die Winde im Schlauche verschließt; er fürchtet ihre Wuth, die sich ...wieder in einem Sturme gezeigt, nach welchem er sie im Schlauche ver- ... hat.

Naturbeschreibung, sondern zugleich die Wirkung derselben auf den Beobachter. Dazu kommt, daß es sehr natürlich war, wenn Goethe, als er zum erstenmal nach längerer Zeit zur eigentlich lyrischen Dichtung zurückkehrte, zunächst einen Uebergang durch das mehr beschreibende Gedicht machte. Ganz ähnlich finden wir es gerade zu derselben Zeit bei Schiller, der gleichfalls sich nach mehrjähriger Pause wieder der lyrischen Dichtung zuwandte; seiner Natur gemäß hielt dieser sich zunächst an Spruchgedichte und benutzte sogar zu seinen beiden ersten Gedichten zurückgelegte Stücke seiner Künstler. Wenn man gar in der Stellung der beiden Gedichte in der Sammlung einen Nebenbeweis für den allegorischen Sinn hat finden wollen, so standen sie in der ersten Sammlung zwischen Abschied (Ged. 48) und den kophtischen Liedern (gesellige Lieder 10. 11), und bei der spätern Anordnung galt es, die Liebeslieder durch einige andern Inhalts zu unterbrechen.

53. Muth.

Die Verse erschienen zuerst 1776 im Februarheft des Merkur unter der Ueberschrift Eis-Lebenslied, und wurden vielleicht erst in diesem Winter, wo er viel auf dem Eise war, gedichtet. Vgl. B. I, 135 f., wo auch die Versform besprochen ist. 1788 nahm der Dichter sie unter der jetzigen Ueberschrift unmittelbar nach dem Gedicht Sorge (Lieder 85) auf, während 1806 eine lange Reihe von Liedern zwischen beide trat. Die Körper und Seele frisch anwehende Eisbahn ermuthigt den Dichter, kühn bis zu den äußersten Enden vorzudringen, wohin noch kein Fuß eines Schlittschuhfahrers gedrungen, und als es unter ihm kracht, beruhigt er sein Herz, das er in vertraulichem Tone sein Liebchen nennt, krache das Eis auch, so breche es doch nicht gleich,

breche es auch, doch nicht gerade unter ihm.*) Die sinn-
che Beziehung auf das Leben, in das man sich mit frohem
e wagen müsse (vgl. Ged. 40 Str. 2), war nur durch die
schrift angedeutet, und den unwillkürlich auf dem Eise vor
hingesprochenen Versen ursprünglich wohl fremd. Als Sinn-
des Lebens hat der Dichter die Eisbahn später in den vier
rszeiten 92 ff. geschickt benutzt.

54. Erinnerung.

Zuerst 1788 aufgenommen, unmittelbar nach Lied 50, und
t wahrscheinlich für diese Sammlung gedichtet, aber gewiß
„gewissermaßen als eine der möglichen Antworten der in
ı Liede aufgeworfenen Fragen", die ja dort selbst ihre be-
ende Lösung gefunden haben. Vgl. B. I, 210. Die Verse
en mit frischer Entschiedenheit die Mahnung an sich aus,
Gute nicht in der Weite zu suchen;*) es gelte nur rüstig
reifen; dann werde man das Glück schon fassen, das eben
ll nah sei. Aehnlich sagt der Greif in der klassischen
purgisnacht: „Dem Greifenden ist meist Fortuna hold."
deutsche Sprichwort lautet: „Das Glück hilft dem Kühnen
"

55. Willkommen und Abschied.

Zuerst 1775 im Märzheft der Iris ohne Ueberschrift, un-
lbar nach dem folgenden Gedicht gedruckt, so daß die Seite
oben mit einem Querstrich beginnt. Mit der Ueberschrift

) Statt des auf das angeredete Herz etwas auffallend sich beziehenden
ge mir näher.

) Statt eines „schweife nicht immer weiter" setzt der Dichter energisch
Willst du ist lebhafter als ein „Warum willst du" sein würde.

Willkomm'*) und Abschied und vielfachen Aenderungen nahm der Dichter es 1788 nach Lied 29 auf. Der Anfang der vierten Strophe lautete früher:

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick.

Nach der jetzigen Aenderung erfolgt der Abschied schon am andern Morgen, was durch nichts begründet ist, aber den Gegensatz um so schärfer hervortreten läßt. Str. 2 schloß:

Doch tausendfacher war mein Muth,
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.**)

Das Lied dürfte in die sesenheimer Zeit fallen, aber ohne persönliche Beziehung auf Friederike für deren Liederbuch gedichtet sein. Vgl. B. I, 57. Die Lage des Liebhabers ist so deutlich veranschaulicht, daß darüber kein Zweifel obwalten kann. Am Abend fühlt er sich gedrungen, zu der Geliebten zu reiten, trotz der düstern Nebelnacht, durch die er muß; herzlich wird er von der Geliebten empfangen; beim Abschied schaut er der Scheidenden, die ihn begleitet hat, mit Thränen nach. Von einem solchen in der Nacht gemachten Ritte, der doch Goethe unvergeßlich geblieben sein müßte, wissen wir nichts. Bei seinem letzten Besuch Sesen-

*) Seit der zweiten Ausgabe der Werke steht Willkommen.

**) Die andern Veränderungen sind weniger bedeutend. Str. 1 begann Mir schlug das Herz. 2 lautete: „Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!" mit eigenthümlicher Verwendung des zur Schlacht eilenden Helden. Wild, vom wilden Ungestüm. Weiter hieß es V. 5. stund, Str. 2, 1 seinem, 2 Schien, Str. 3, 1 Ich sah dich, 2 aus dem, 5 rosenfarbes Frühlings-Wetter, 6 Lag auf dem lieblichen, 7 für mich, ihr Götter!

heims ritt er nicht am Abend, sondern am Morgen, wie sein darauf bezüglicher Brief an Salzmann beweist. Friederike gab ihm, als er zu Pferde saß, die Hand zum Abschied. Gegen die Annahme, das Gedicht beziehe sich auf seinen Besuch in den Weihnachtsferien, spricht geradezu alles; denn vom Winter zeigt sich keine Spur und von einem so traurigen Abschied konnte damals kaum die Rede sein, da das Verhältniß noch nicht so weit gediehen war. Freilich Goethe selbst scheint später das Gedicht, dessen Entstehung zu Sesenheim ihm in Erinnerung war, auf einen Besuch Friederikens bezogen zu haben; denn unzweifelhaft hat er unser Gedicht im Auge, wenn er bei Beschreibung seines Rittes nach Sesenheim zur Zeit der Osterferien sagt: „Leider verzogen sich die Anstalten (zur Abreise) und ich kam nicht so frühe weg, als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich; ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen. Es war schon spät, als ich mein Pferd in Sesenheim (im Wirthshause) einstellte." Wie offenbar hier auch einzelne Züge des Gedichtes von Goethe benutzt sind, anderes stimmt nicht zu diesem Besuche, vor allem, daß Friederike ihn diesmal froh entließ. Im Gedicht überfällt nicht die Nacht den Reitenden, sondern er reitet erst am Abend weg. Die Nacht ist nicht eigentlich windig, da die Winde nur „leise Flügel" schwangen, was Goethe übersah. Auch paßt der Weg nicht, der hier so dargestellt wird, als ob er gleich durch einen langen Wald gegangen sei und die Berge nahe gewesen. Goethe schrieb das Gedicht wohl während des mehr als vierwöchentlichen Aufenthaltes zu Sesenheim, wohin er sich in den Osterferien begeben hatte; obgleich es sich nicht auf sein Verhältniß zu Friederike bezog, scheint doch unwill-

türlich seine Liebe und sein Schmerz, die Geliebte verlassen zu müssen*), daran mitgedichtet hatten.

Wie in den drei ersten Strophen sich die wunderbare Gewalt der Liebe in dem sehnsuchtsvollen Hindrängen zur Geliebten, zu welcher er sich noch am späten schaurigen Abend unwiderstehlich hingetrieben fühlt, und in der unendlichen Wonne ihrer Gegenwart ausspricht, so in der letzten der bittere Schmerz des Abschiedes. Alle weitere äußere Umstände sind völlig übergangen. Einen großen Theil des Gedichtes nimmt die Beschreibung der schauerlichen Nebelnacht ein, die aber sein glühendes, ihn wie einen Helden zur Schlacht treibendes Herz nicht einschüchtern konnte.**) Die innige Herzensfreude und das Glück, welches er in ihrer Gegenwart empfand, wobei ihr süßer Blick, ihr heiteres liebliches Gesicht und ihre Zärtlichkeit für ihn hervorgehoben werden, treten in der dritten Strophe als herrlicher Gegensatz zu dem grausen Nachtritte hervor***), während die vierte die trübe Bedrängniß de[illegible]

---

*) Man vergleiche die beiden ersten Briefe an Salzmann.

**) Eigenthümlich ist das Bild von dem die Erde wiegenden, zur Ruh[illegible] bringenden Abend. Die Eiche und das Gesträuche deuten auf den Wald, dur[illegible] welchen der Weg führt. Oben schaut der umwölkte Mond gespenstisch herein. [illegible] scheint ihm auf einem Hügel von Wolken zu ruhen, wobei Ossian vorschwe[illegible] mochte, bei dem die Geister der Gestorbenen von Hügeln herabkommen und [illegible] Helden meist auf Hügeln ruhen. Sonst spricht Ossian von der Mondpfort[illegible]. Sanders erklärt „hochaufgethürmte Wolkenmasse". Daß die Winde „lei[illegible] Flügel" schwingen, deutet nur auf das nächtliche Rauschen der Bäume auch [illegible] sehr mäßig gehendem Winde.

***) In dem rosenfarbnen Frühlingswetter sind beide Aus[illegible]drücke bildlich zu fassen; man hat nicht etwa an die Rosenwangen zu denk[illegible]; auch rosenfarben deutet auf den heitern Glanz, wie wir von rose[illegible]farbigem Lichte, rosenfarbiger Laune sprechen. — Ihr Götter, ein Ausdruck jubelnder Freude, den Goethe nicht bloß in seinen Singspielen, sondern auch im Tasso hat. Derselbe hatte sich wahrscheinlich aus dem fran[illegible]zösischen dieux, grands dieux eingebürgert. Goethe braucht Götter sehr

Abschiedes schildert, um mit dem tiefempfundenen Ausdrucke des Glückes der Liebe zu schließen. In der frühern Fassung war des herzlichen Blickes, der liebevollen Küsse der Geliebten gedacht, die ihm so viele Wonne, aber auch so tiefen Schmerz bereiten, da sie ihn erinnern, wie bald er von ihr scheiden soll. Man vergleiche dazu Ged. 28 Str. 2. Jetzt wird der Wonne ihrer Küsse der aus ihren Augen sprechende Schmerz entgegengestellt. Früher geht die Geliebte, die ihn begleitet hat, der er mit Thränen nachblickt, jetzt geht er selbst, während sie stehn bleibt und ihm thränenvoll nachblickt, was er nur sehn kann, während er sich umdreht; in beiden Fassungen scheiden die Geliebten stumm. Die spätere Fassung ist an sich glücklicher, doch schlossen sich früher die beiden letzten Verse leichter an. Bei allem Weh des Abschieds, dessen er sich erinnert, schlägt doch das Gefühl der Wonne geliebt zu werden durch, und das noch lebhafter betonte des Glückes, welches dem Liebenden seine eigene Liebe eines solchen Herzens gewährt. Reines, kräftiges Gefühl durchweht das ganze lebhaft bewegte Lied, das freilich sehr einfach komponirt ist, indem nur die Wonne des Wiedersehens und der Schmerz des Abschiedes sich gegenübergestellt und bei ersterm die ungestüme Unruhe geschildert wird, welche den Geliebten in dunkler Nacht durch den schaurigen Wald zu ihr hintreibt.

56. Neue Liebe neues Leben.

In demselben Hefte der Iris, wie das vorige Lied, unmittelbar vor demselben. Wahrscheinlich am Anfange oder in

---

häufig. So schreibt er einmal an Kestner: „Gott verzeihs den Göttern, die so mit uns spielen!" und er redet von den „Göttern", den „heiligen Göttern". — Bei e s V. 8 schwebt vor, daß „Zärtlichkeit für mich auf dem Gesichte lag". — Nach der jetzigen Fassung ist die Rede bei für mich abgebrochen, während früher lag hinzugedacht ward.

der Mitte des Februars 1775 gedichtet. Vgl. B. I, 113. 116 f. Das Verhältniß zu der im siebzehnten Jahre stehenden Anna Elisabeth Schönemann, seiner Lili, hatte sich schon gegen Ende des vorigen Jahres gebildet. Goethe nahm das Lied 1788 unmittelbar nach Ged. 54 mit einigen kleinen Veränderungen auf.*) Daß dieses und das folgende Lied sich auf Lili beziehen, sagt Goethe selbst im siebzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung. Wir haben hier den leidenschaftlichen Ausdruck der unwiderstehlichen Gewalt der Liebe, die den Dichter sich selbst so ganz raubt, daß er von diesen Banden sich befreien möchte. Das Lied beginnt mit einer dem Volkston abgelauschten Anrede an sein eigenes Herz (vgl. Lied 53, 5), dessen plötzliche Veränderung ihm so wunderbar vorkommt. An die Frage, wie es mit ihm werden solle, schließt sich in einer zweiten deren Begründung, wie er sich so bedrängt fühlt, die dann in der dritten näher bezeichnet wird, in dem fremden, neuen Leben, durch das er sich ganz verändert fühlt. Die Ausführung von letzterm geben V. 5—7, daß er an nichts mehr wahren Antheil nehme (nichts ihn anziehe**), nichts betrübe), er nichts mehr treibe, woran er früher sich erfreut, er keine Ruhe mehr an etwas habe. Die erste Strophe schließt mit der Frage, wie er nur dazu gekommen. Str. 2. Daß die Geliebte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt feßle, spricht er in lebhafter Frage aus, wobei er, statt einfach die Geliebte zu nennen, sich deren Vorzüge, ihre Jugendfrische, die Anmuth ihrer Gestalt,

---

*) Früher stand Str. 1 3 worum, 7 Semikolon statt Gedankenstrich, 8 mir (statt nur), Str. 3, 7 Verwandlung. Das jetzige Verändrung scheint aus einem Druckfehler des Nachdrucks der Iris, den Goethe benutzte, sich eingeschlichen zu haben. Vgl. zu Lied 3.

**) An seine frühern Geliebten darf man hier ja nicht denken; sein Herz war in der letzten Zeit ganz von Liebe frei gewesen.

r Treue und Güte blickendes Auge sich vorhält.*) Vergebens
ucht er von ihr loszukommen, immer zieht es ihn zu ihr zurück.
tr. 3. Und so hält sie ihn wie eine Zauberin unauflöslich an
ch fest, so daß er in ihrem Kreise und nach deren Willen leben
uß. Um sein gedemüthigtes Selbstgefühl zu rächen, stellt er
: als eine Zauberin in einer geläufigen Vorstellungsweise dar,
ie in anderer Weise in Lilis Park (vermischte Ged. 23). Dieses
auberfädchen ist die in der vorigen Strophe geschilderte un-
iderstehliche Anziehungskraft. Daß er auf ihre Weise leben
uß, erpreßt ihm das Gefühl der völligen Verwandlung seines
eigen Zustandes, da er sich noch vor kurzem ganz frei gefühlt,
ch den in einem Anrufe an die Göttin der Liebe ausbrechenden
unsch, doch von der ihn bewältigenden, ihn sich selbst ent-
ißenden Liebe wieder befreit zu werden. Zu unserm Liebe ver-
eiche man das 1788 in Rom gedichtete an Kupido (B. I, 203 f.).
ie wahrscheinlich einer sprichwörtlichen Redensart entnommene
eberschrift, die wohl nur zufällig dem Versmaße des Liedes ent-
richt, dürfte nicht ganz treffend sein.

57. An Belinden.

Zu derselben Zeit entstanden und gedruckt, wie das vorige
Lied, und unmittelbar nach diesem mit einer einzigen Veränderung**)

*) Irrig ist die Deutung, er frage sich, worin, in welchem dieser Vorzüge
ie Gewalt der Geliebten über sein Herz liege.

**) Str. 2, 3 begann früher Ahndungsvoll hatt' ich dein Bild.
1788 schrieb Goethe Hatte schon dein liebes Bild. Wenn die Aus-
gabe von 1815 statt dein liebes Bild liest das liebe Kind, so ist
dies nur ein in der Ausgabe letzter Hand nicht verbesserter Druckfehler. Später
muß Goethe, auf den Druckfehler aufmerksam gemacht, sich für die Lesart
Hatte ganz dein liebes Bild entschieden haben, die seit der Quart-
ausgabe in den Drucken steht. Irrig ist die Angabe in Mercks Briefen I,
[illegible]. In Ph. Kaysers Komposition des Liedes (1777) ist ein Vers verändert.

1788 aufgenommen. Vgl. B. I, 113. 116 f., wo auch über den Namen Belinde. Der Wechsel zwischen fünffüßigen und halb so langen trochäischen Versen ist höchst passend zur Bezeichnung der gewaltigen Erregung. Da Lilis Familie in glänzenden äußern Verhältnissen lebte, so sah der junge Dichter sich durch sie bald in vornehme Gesellschaft gezogen, die seiner nach reiner Natur und inniger Gemüthlichkeit verlangenden Seele peinlich waren. Diesen Gegensatz sprechen die drei ersten Strophen aus, in welchen sich an die schmerzliche Frage, warum sie ihn in jene Pracht ziehe (vgl. dazu das Gedicht „Gehab' dich wohl" B. I, 135), die Schilderung seines in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Lili genossenen Glückes schließt, wo er in seinem bloß vom Dämmerschein des Mondes erleuchteten Schlafzimmer gelegen, ganz versunken in das Vorgefühl reinster, durch keine Berührung mit der vornehmen Welt getrübter Liebesstunden. Daran schließt sich Str. 4 der Ausdruck seiner Verwunderung, wie es möglich sei, daß er es vor dem glänzend erleuchteten Spieltische und so vielen unerträglichen Gesichtern der vornehmen Gesellschaft aushalte; dies ist ihm so auffallend, daß er sich fragt, ob er es noch selbst sei. Diese Strophe bildet einen scharfen Gegensatz zu den beiden vorigen. Dagegen stellt die letzte die unwiderstehliche Anziehung Lilis dar, die Liebe, Güte und Natur überallhin, und so auch in den ihm widerwärtigen Gesellschaftssaal, mit sich bringe. V. 1 f. bilden den Gegensatz zu V. 3 f., V. 3 f. zu V. 1 f. der vorigen Strophe. Ueber Engel vgl. S. 96**.

58. Mailied.

Unter der Aufschrift Maifest, P. unterzeichnet, im Januarhefte 1775 der Iris, für die Goethe es schon am 1. Dezember 1774 an G. J. Jacobi sandte. Vgl. B. I, 109 f. Es gehört

wohl in die heitere Frühlingszeit des Jahres 1774. Vgl. B. I, 102. In der 1788 geordneten Sammlung erscheint es unmittelbar nach dem vorigen Liede mit der jetzigen Aufschrift.*) Das natur- und liebeselige Herz schwingt sich hier der Lerche gleich jubelvoll zum Himmel. Die drei ersten Strophen feiern die Herrlichkeit des jungen, überall Leben und Wonne schaffenden Frühlings**), wobei Str. 3, 3 f. gleichsam durch wiederholten Anruf (vgl. Str. 1, 3 f.) abschließen. Str. 4 f. enthalten den Preis der in der Schöpfung waltenden Liebe. Vgl. Lieder 67, 11 f. 68, 15. vermischte Ged. 12, 62 ff.***) Zuletzt aber wendet er sich an das geliebte Mädchen, dem er mit frischer Innigkeit die volle Liebe seiner von ihr unwiderstehlich angezogenen Seele ausspricht, das ihm Jugendfrische und Freude gibt und ihn zu Liedern und zum frohen Tanze ermuthigt, wofür er ihr mit warmem Dank für ihre Liebe ewiges Glück wünscht. Der Schluß deutet entschieden darauf, daß der Frühling den Dichter neu belebt hat, wie denn gerade im Frühlinge 1774 diesen jugendliche Freude von neuem voll ergriff. Das Lied bricht etwas nüchtern ab

59. Mit einem gemalten Band.

Zuerst in der Iris, unmittelbar vor 58, Lied, das ein selbstgemaltes Band begleitete, überschrieben und D. Z.

---

*) Hier war Str. 6, 3 blinkt in blickt geändert. Erst in der zweiten Ausgabe ward Str. 8, 2 warmem statt warmen geschrieben. Die dritte Ausgabe hat irrig Punkt nach Str. 7.

**) Zu den Stimmen vgl. die „Luftgesänge am grünen Ort" am Anfange der ersten Walpurgisnacht.

***) Jene Höhen sind die des Taunus. Blütendampf soll bezeichnender als Blütenduft die von Duft geschwängerte Luft bezeichnen. Jean Paul braucht so Blütenathem. Vgl. Voß Luise I, 145 „wie der Rocken mit grünlichem Dampfe daherwogt." Vom Dunste steht es Lied 61, 3.

unterzeichnet. In die Sammlung von 1788 nahm es Goethe unter der jetzigen Ueberschrift, nach 58, mit wenigen Veränderungen auf.*) Er selbst erzählt im elften Buch von Wahrheit und Dichtung, als er von dem längern Aufenthalt in Sesenheim nach Straßburg zurückgekehrt sei, habe er darauf gesonnen, Friederiken durch eine neue Gabe neu zu werden, und so habe er, da gemalte Bänder damals erst Mode geworden, ihr gleich ein paar Stücke gemalt und sie, da er längere Zeit über nicht habe kommen können, mit einem kleinen Gedichte gesandt. Zur Verwerfung dieser so bestimmten Angabe liegt kein Grund vor. Gödekes Verlegung des Gedichtes in das Jahr 1772 ist ganz haltlos. Schon hatte sich seine Trennung von Friederiken entschieden, al er der Geliebten zu ihrem Troste die gemalten Rosenbänder m dem innigen Wunsche sandte, daß sie dieses anspruchslose Schmuckes sich in aller ihrer Munterkeit und Jugendlichk freuen möge. Für sich selbst bittet er sich einen freundscha lichen Kuß, woran sich der Wunsch unauflöslicher freundschaftlic Verbindung schließt, der eben durch den Gegensatz dieser so vergänglichen Bänder hervorgerufen wird. Frei soll sie ihm ihre Hand bieten, ihn als ihren Freund anerkennen; wenn auch kein heilig Band sie umgebe (Lied 26 Str. 2, 1), so soll doch das ihrer Freundschaft dauernd, nicht so schwach, wie diese Bänder sein. Str. 3, 3 geht das Lied in die lebhafte Anrede über, wobei das einfache geliebtes Leben innigste Liebe ausspricht. Schon die Alten brauchten so ζωή, vita als Anrede. Bei Gellert steht: „Ich hieß ihn mein Montan! er mich mein Herz, mein Leben!“ Lessing tadelte, daß Schönaich in einem Drama

*) Str. 1, 4 stand lüftig, Str. 2, 2 meiner Liebe, 3 Und sie eilet, nach 4 Punkt, Str. 3, 2 Sie, wie, 3 Einen Kuß! Nach Str. 5, 3 stand Punkt.

die Königin den König mein Leben anreden ließ. Bei Wieland findet sich die Anrede an die Schöne mein angenehmstes Leben (Iris IV, 47). Von eigenthümlicher Kraft ist Goethes alliterirendes geliebtes Leben. In den Worten „Fühle, was dies Herz empfindet" drückt sich der Schmerz aus, bei aller seiner Liebe ihr entsagen zu müssen, was freilich Friederike besser verstand, als ein in die Verhältnisse nicht eingeweihter Leser, der leicht, wie es die sonst feinfühlende Rahel that, den Schluß als Ausdruck unverbrüchlicher Liebestreue fassen kann, welcher Goethe gewiß glühendern Ausdruck geliehen haben würde. Frischer Wohllaut, inniges Gefühl und schöner dichterischer Schwung (besonders Str. 1, 2 f. 2, 1 f.)*) zeichnen das anspruchslose Lied aus.**)

60. Mit einem goldnen Halskettchen.

Unser Lied erschien zuerst 1775 im Augusthefte der Iris hinter den vier von Lenz an Goethe gerichteten, L. an G. unterschriebenen Versen Denkmal der Freundschaft; es trug die Ueberschrift Mit einem goldnen Halskettchen überschickt und war P. unterzeichnet. Es scheint, wie 58, dem heitern Frühling 1774 anzugehören. Vgl. B. I, 102. Mit der jetzigen Ueberschrift nahm es Goethe 1788 unmittelbar nach dem vorigen Liede auf; die letzte Strophe war hier ganz verändert.***) Früher lautete diese:

*) Er läßt junge Frühlingsgötter selbst die Rosen auf das Band streuen; der leichte Zephyr soll dieses zu ihr hintragen und es um ihr Kleid schlingen, da er im lieblichen Frühling ihr die Blätter gemalt hat und sendet. Das lebhaftere streuen statt streuten.

**) Jung soll gleichsam den lieblichen Jugendduft der Geliebten bezeichnen. — Genung, eine besonders von Klopstock durchweg gebrauchte Form.

**) Daß in der Iris das Lied beginne Laß dir dies, hat man irrig behauptet.

Denn wär' es eine andre Kette,
Die fester hält und schwerer drückt,
Da winkt' ich dir wohl selbst, Lisette:
Ganz recht mein Kind! nicht gleich genickt!

Gödeke hat die willkürliche Behauptung aufgestellt, das Lied sei an Lisette Runckel, eine Freundin von Goethes Schwester, die Schwester des frankfurter Stallmeisters, gerichtet, zu deren Einsegnung ihr Oheim, Dr. Kölbele, 1764 ein Erbauungsbuch geschrieben hatte. Diese gehörte damals schon zu den älteren Mädchen. Der Name Lisette ist blos des Reims wegen gewählt (vgl. zu Lied 6), hat keine persönliche Beziehung; das Ganze beruht auf freier Dichtung. Die Erlaubniß nimmt er sich mit dem statt einer Frage einfach versichernden Dir darf. Sehr hübsch ist die Bitte gewendet, die Freundin möge das Kettchen tragen, das er nicht einmal ausdrücklich als seine Gabe nennt, und dabei angedeutet, daß er sie nicht etwa durch das kleine Geschenk an sich fesseln wolle, wo sie freilich bedenklicher sein dürfte.

61. An Lottchen.

Erschien 1776 im Januarhefte des Merkur als Brief an Lottchen mit Goethes Namen. Wahrscheinlich ist es im Mai 1775 zu Straßburg geschrieben. Vgl. B. I, 124. Gegen die Beziehung auf die wetzlarer Lotte sprechen, abgesehen davon, daß es auf diese gar nicht paßt, die rein äußern Gründe, daß Goethe diese nie Lottchen nannte, daß er es vermieden haben würde, öffentlich auf diese hinzuweisen, da man wußte, daß Frau Kestner darunter zu verstehn sei, welche ihm die Darstellung ihres Verhältnisses im Werther so sehr verübelt hatte, endlich daß die Verse nicht, wie andere, die er ihr gesandt, und seine

Briefe in ihrem Nachlaß gefunden wurden. Andere dachten an Jacobis Halbschwester (vgl. B. I, 95), aber auch diese nennt Goethe nur Lotte, und wir gewinnen dadurch so wenig einen festen Haltpunkt für die Erläuterung des Gedichts, daß der Ton des Ganzen dem Verhältnisse zu dieser, so weit wir es kennen, widerspricht und einzelnes schwer zu deuten ist, wie z. B. die Beziehung der Beiden V. 3 auf Goethe und dessen schon zwei Jahre von Frankfurt geschiedene Schwester höchst sonderbar wäre. 1788 nahm Goethe das Gedicht mit der jetzigen Ueberschrift unmittelbar nach dem vorigen mit einigen Veränderungen auf.*)

Der Dichter wünscht dem guten, sich einsam und gedrückt fühlenden Mädchen herzlich Glück, daß es, wie es selbst ihm geschrieben, eine wahre Herzensfreundin gefunden. Lottchens freundliches Andenken erwidert er mit der Versicherung, daß er mit seinen beiden Freunden, den Grafen Stolberg, auch in der drängenden Unruhe**), worin sie sich befinden, gern jenes Abends gedenkt, wo sie ihre Bekanntschaft gemacht und wo er gleich die herzliche Güte ihres Herzens erkannt, die sich in ihrem

*) Ursprünglich stand V. 4 f. „Denken an das Abendbrod, Das du ihnen freundlich reichtest“, V. 6 du mir, V. 12 den vollen, V. 13 ein gutes, gutes, V. 19 leicht', unruhige, V. 36 Vertrauen (statt nur Neigung), V. 38 Weh und Glücke, V. 41 Herze schließt. Erst die dritte Ausgabe hat V. 30 so oft wohl durch einen bloßen, in der Ausgabe letzter Hand nicht verbesserten Druckfehler statt oft so. Reichardt gab 1804 im zweiten Theil seiner Lieder der Liebe und der Einsamkeit, zur Harfe und zum Klavier zu singen die Strophe „Wohl ich weiß es“ (V. 22—29) als ein besonderes Lied mit der Ueberschrift An Maja.

**) Sie fanden sich auf der Reise in mannigfachster Gesellschaft, waren in Karlsruhe auch bei Hofe gewesen. Gerade in Straßburg erhielt Fr. L. von Stolberg die Nachricht, daß sein Verhältniß zu der geliebten Engländerin gelöst sei. Goethe schreibt nach der Rückkehr an dessen Schwester, oft habe er in dessen Unglück das seine beweint.

Briefe so schön ausspreche (V. 1—13). Nach unserer Beziehung würde bei der „reichbebauten Flur in dem Schooße herrlicher Natur" Offenbach vorschweben, das schon damals in manchen schönen und ausgedehnten Gebäuden bedeutende Anfänge einer Stadt zeigte. In dem 1774 gesungenen Bundesliede (gesellige Lieder 5), das in Offenbach gedichtet ist, heißt es nach der ursprünglichen Fassung: „Und wie umher die Gegend, so frisch sei unser Glück." Im sechzehnten Buch von Wahrheit und Dichtung ist von der holden Umgegend die Rede, in welche man von den bis an den Main reichenden Terrassen von Lilis Oheim Bernhard überall freien Ausgang gehabt, so daß ein Liebender für seine Gefühle keinen erwünschtern Raum hätte finden können. Den Ort selbst beschreibt er als sehr anmuthig; sogar das einsame Vorüberwogen und das Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes sei höchst erquicklich gewesen und habe einen entschieden beruhigenden Zauber verbreitet. Auch in den Briefen an Auguste Stolberg aus dem August 1775 wird die Aussicht als angenehm geschildert und dabei der „artigen Dörfchen" links gedacht. Die freie Umgegend bot zu den schönsten Spaziergängen reiche Gelegenheit. Auf dem nahen Mühlberge befanden sich Weingärten. Und in welchem Lichte mußte Offenbach dem Dichter erscheinen, der hier die schönsten Stunden der Liebe genossen hatte, so daß auch ein übertriebenes Lob der Schönheit der Gegend um so weniger auffällt, als dieses dem noch dort wohnenden Lottchen wohl thun mußte.

Im Folgenden geht er auf die empfindsamen Klagen Lottchens zustimmend ein, besonders auf das von ihr geäußerte Sehnen nach einer gleichstimmigen Seele, der man sich ganz erschließen könne (V. 14—28). Das Leben, in welches wir hereingerufen werden, bringt uns so manches, was uns reizt oder verdrießt,

aber alles schwindet, ohne uns irgend zu befriedigen. Wir fühlen die Beziehung dieser Schilderung (V. 14—21) erst recht, wenn wir uns Lottchen, das Goethe einmal ein „seltsames Geschöpf" nennt, als eine Waise denken, die bei Verwandten Aufnahme gefunden. In diesem wogenden Welttreiben erwacht die Sehnsucht, ganz von einem andern Herzen gekannt und gefühlt zu werden und in innigem Mitklingen einer verwandten Seele alles neu und doppelt zu genießen. Wenn der Dichter von „allem Leid und Freude der Natur" spricht, so dürfte er hier auf die trübe Stimmung Lottchens eingehn. Unter Natur versteht er aber hier die ganze uns umgebende Welt. Hieran schließt sich V. 29—40 in leichtem Uebergange die Schilderung der Stimmung, in welcher er die vergebens nach einem anklingenden Herzen sich sehnende Freundin getroffen.*) Und so schließt er (V. 41—44) mit der Freude, daß er ihr damals in ihrem sehnsüchtig gepreßten Zustande mit freiem Antheile entgegengetreten und gefühlt habe, sie sei wahrer Liebe werth, und daß, was er damals gewünscht, der Himmel möge sie segnen, so schön in Erfüllung gegangen sei.

62. Auf dem See.

Gedruckt zuerst 1788 nach Lilis Park (vermischte Gedichte 23). Diese wundervollen Verse, welche so innig den frischen, freudigen Muth schildern, der sich im Genusse der herrlichen Natur durch

*) Das Unglück eines ganz gewöhnlichen Daseins sprechen sehr schön V. 31 f. aus. — V. 33 f. schildern den Schmerz, kein Herz zu finden, dem man sich dauernd hingeben könne. Stoßen und ziehen stehen hier sehr kühn für zurückstoßen und anziehen. — Der Gedanke „So schwindet allmählich alles freudig sich hingebende Vertrauen" tritt in belebter Frage hervor (V. 35—38), wobei noch einmal die Kälte der theilnahmlosen Welt hervorgehoben wird. V. 39 f. fügen die Folge hinzu, daß der Geist alle Spannkraft und das Herz jede Lust sich hinzugeben verliert.

nichts, auch nicht durch die Erinnerung an die ferne Geliebte, stören lassen will, wurden am 15. Juni 1775 bei der Fahrt auf dem züricher See von Zürich bis Richtersweil gedichtet, die Goethe an einem „glänzenden" Morgen mit seinem jungen Freunde Passavant unternahm, wie er selbst im achtzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung ausführlich berichtet. Das Gedicht selbst nahm er wohl, wie Gedicht 63 und 84, aus einem Gedenkheft seiner Schweizerreise, in welche er die drei Strophen in Zwischenräumen eintrug. Die erste schrieb er am frühesten, recht frischen Sommermorgen. Der ganz abgebrochen beginnende*) Wonneruf des sich in der Morgenfrische neugeboren fühlenden Dichters ergießt sich in einer lebhaften jambischen Strophe. So heimlich fühlt er sich am Busen der Natur; der auf den Fluten sich im Takte wiegende Kahn und die in der Ferne sich erhebenden Berge erregen seine Seele ganz eigen.**) Bei den Bergen schweben hier die den Hintergrund bildenden schneebedeckten Alpen vor, wie in Klopstocks Zürchersee Str. 5. In der prosaischen Schilderung seiner Fahrt auf dem Zürchersee sagt Klopstock: „Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingrenzen." Bei dieser Wendung des Sees schrieb Goethe wohl die erste Strophe. Aber nach einiger Zeit erwacht in seiner Seele die lebhafte Erinnerung an die verlassene Geliebte, die ihm jeden Naturgenuß doppelt

---

*) Ueber das Beginnende und zu Ged. 35, 1.

**) Sehr bezeichnend sind das kurze hinaufwiegen für wiegend hinauffahren, ähnlich wie davonheulen (gesellige Lieder 25 Str. 4, 4), sich emportheilen (Balladen 8 Str. 1, 6), und wolkig himmelan, von den Bergen, die himmelhoch in die Wolken reichen, wie schon Homer von dem Felsen der Skylla sagt (Odyssee XII, 73 f.). Irrig ist das nach Goethes Tod schon in der Quartausgabe hinter wolkig gesetzte Komma. Goethe hatte ursprünglich geschrieben wolkenangethan.

schön gemacht hat; doch mit Gewalt entreißt er sich dem holden Traum seiner Liebe, um sich ganz der auch hier sich so herrlich offenbarenden, Leben schaffenden Liebe hinzugeben.*) Vortrefflich tritt die Anrede an sein niedergeschlagenes Auge ein. Aug', mein Aug', wie Lied 56 Herz, mein Herz. Der Dichter bedient sich hier treffend zweier vierfüßiger trochäischer Reimpaare, deren zweites um einen Fuß kürzer ist. Die dritte Strophe dichtete er, als die Strahlen der Sonne in den See fielen. Tausend Sterne glitzern im See (Klopstock bezeichnet den See als schimmernd), während an den Bergriesen noch der weiche, düstere Nebel hängt, der aus ihnen Nahrung zu saugen scheint. Ein leichter Morgenwind erhebt sich in der noch schattigen Bucht, an der sie vorüberfahren, und reizend malt sich im See die reifende Frucht der bis an denselben reichenden Kornfelder. Frucht, wie auch Früchte, vom noch stehenden Getreide. An die Weinberge, Klopstocks Traubengestad, kann nicht gedacht werden, da die Reben um diese Zeit erst in der Blüte stehen. So schließt der Dichter mit einem Blick in den See. Die Tages- und Jahreszeit treten hier am Schlusse deutlich hervor in der Beziehung des Morgenwindes und der reifenden Frucht. Die Schilderung ist von frischer Wahrheit, woran die treffend gewählten Zeit- und Beiwörter**) den wesentlichsten Antheil

*) Liebe hier, wie Ged. 58. Vgl. oben S. 113. Erst in der dritten Ausgabe findet sich richtig gold statt Gold. Gold steht auch sonst zur Bezeichnung der Farbe, statt golden. Vgl. zu Lied 66, 8. — So hier im Sinne von so sehr, wobei man nicht an obgleich denken, noch viel weniger einen Zweifel darin finden darf.

**) Thürmend, hoch sich erhebend, nach klopstockschem, auch von dem jungen Schiller nachgebildetem Gebrauch. So bei Klopstock die thürmende Woge, die thürmende Stadt. Noch 1795 brauchte Schiller in seiner Elegie thürmende Masten. Wieland sagt so die

haben. Auch die hier eintretenden kürzern ganz gleichen Verse (zwei Trochäen mit einem Daktylus in der Mitte), die abwechselnd reimen, sind glücklich gewählt.

63. Vom Berge.

Zuerst in der Sammlung von 1788, unmittelbar nach 62, und auf derselben Seite, auf welcher dieses schließt. Der Dichter schrieb die Verse in sein Gedenkheftchen, als sie an diesem Tage, in Richtersweil auf das beste bewirthet, die dahinter liegenden Berge erstiegen hatten und, auf der Höhe sich umkehrend, die entzückende Aussicht über den See genossen.*) Die Erinnerung an Lili, der er entsagen soll, trübt ihm den Genuß dieser herrlichen Natur, und doch ist diese Erinnerung auch sein höchstes, ganz einziges Glück. In dem jetzigen Schlußverse spricht sich entschieden aus, daß er nicht von der Geliebten lassen könne. In Wahrheit und Dichtung findet Goethe mit Recht „diese kleine Interjektion" mit dem frühern (kürzern) Schlusse ausdrucksvoller. Auch in diesen wenigen Versen herrscht bezeichnender Wohllaut; die Wiederholung wirkt recht anmuthig, wenn auch das zweitemal das alliterirende liebe vor Lili wegfallen muß.

64. Blumengruß.

Diese lieblich duftenden Verse, mit denen der Innigliebende

---

thürmenden Alleen, Voß thürmender Schnee, thürmende Troja. Schwebte dabei etwa das englische tower vor? Auch das abstrakte Ferne ist recht bezeichnend. Aehnlich steht Breite Balladen 7, 17. Vgl. unten S. 127 *** Ganz neu und malerisch schön braucht Goethe umflügeln, wie später umfittigen (Lieder 73 Str. 2, 6).

*) Der letzte Vers lautete ursprünglich: „Wär', was wär' mein Glück?" d. h. „mein ganzes Glück wäre nichts." Die jetzige Fassung erscheint schon in der Sammlung von 1788.

den selbstgepflückten und in Erinnerung an die Theure glühend ans Herz gedrückten Blumenstrauß übersendet, fügte der Dichter 1814 seinen Gedichten ein, und sie könnten in diesem oder dem vorigen Jahre gedichtet sein. Vgl. B. I, 330. Sie sollten nicht auf derselben Seite mit Lied 63 beginnen, aber in der dritten Ausgabe und auch in der Ausgabe letzter Hand hat man sich zur Ersparung des Raumes hier und sonst zu ungehöriger Verbindung verleiten lassen. Der Ton ist recht volksthümlich. Die zweite Strophe des Volksliedes Liebeswünsche, das Goethe im Faust in Auerbachs Keller benutzt, beginnt:

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Grüß' meinen Schatz viel tausendmal!

Die Mühe, die ihm das Pflücken gemacht, und die warme Liebe, mit welcher er den Strauß geweiht hat, müssen diesem besondere Gunst gewinnen. Das Spiel mit dem tausendmal und die offenbare Uebertreibung sind recht bezeichnend für die aufgeregte Stimmung des Liebhabers, der sich kaum von dem für die Geliebte bestimmten Strauße trennen kann. Auch die spielende Reimform ist ganz entsprechend. Wie hunderttausendmal ist kühn, aber bezeichnend nach wie vielmal gebildet. Man vergleiche auch die Verse an Lili B. I, 116.

65. Im Sommer.

Daß dieses Lied Goethe nicht angehöre, habe ich zuerst im Jahre 1847 in Herrigs und Viehoffs Archiv II, 409 f. erwiesen. Der Nach- oder vielmehr Vordrucker von Goethes Werken, Himburg, nahm das Gedicht 1779 unbedenklich aus der Iris in den vierten Band auf. Aber erst im Jahre 1814 fügte Goethe es nach Lied 64 seinen Gedichten ein, und er wollte es auch, als er später darauf hingewiesen wurde, das Gedicht sei von Jacobi,

nicht fahren lassen, wie Prof. Nicolovius mir berichtet. Es steht im siebenten Bande der Iris, der, wie auch der fünfte und sechste, nichts von Goethe enthält, am Ende des ersten Stückes, und zwar, wie die meisten Gedichte Jacobis, ohne Unterschrift. Das Inhaltsverzeichniß nennt es einfach „ein kleines Gedicht". Nicht allein nahm es J. G. Jacobi selbst später in seine Gedichte auf, sondern es findet sich schon als Glied eines Liederkranzes in der kleinen, von J. G. Schlosser 1784 herausgegebenen Sammlung: Auserlesene Lieder von J. G. Jacobi, welche der Herausgeber in der Zuschrift an Pfeffel mit den Worten einleitet: „Ich schenke Dir, mein alter, würdiger Freund, hier eine Sammlung einiger theils zerstreuter, theils gar nicht gedruckter Lieder, die ich von dem Verfasser zu dem Zwecke mir ausgebeten habe." Wenn Goethe demnach ganz unzweifelhaft ein in der Iris gefundenes Gedicht Jacobis hier irrig für sich in Anspruch nahm, so hatte ein paar Jahrzehnte früher (1777) ein Nachdrucker in seinem aus den vier ersten Bänden der Iris zusammengestoppelten Bändchen Des Herrn Jacobi Allerlei acht Lieder Goethes Jacobi zugeschrieben. Goethe wäre wohl nie dazu gekommen, im Genusse der Herrlichkeit des Sommers sich an die süßen im Winter mit dem Liebchen heimlich zugebrachten Liebesstunden zu erinnern. Dagegen war es sehr natürlich, daß dieser selbst es nicht so genau nahm, als ein Freund, wohl Riemer, der für die neue Ausgabe die Iris durchgegangen hatte, das Lied als ihm wohl angehörend bezeichnete.

66. Mailied.

Im Vertrauen auf Riemers bestimmte Angabe des Jahres 1812 habe ich das Lied B. I, 312 in die am 1. Mai dieses Jahres angetretene Reise nach Karlsbad versetzt. Von Loeper aber mach

mir die Mittheilung, daß Zelter es bereits am 12. Oktober 1810 in Musik gesetzt hat, wonach dieser es in diesem Sommer zu Teplitz (B. I, 308) von ihm erhalten haben und es wohl der diesmaligen, am 16. Mai angetretenen Badereise angehören wird. Das Fahren im Wagen stimmte Goethe häufig dichterisch. Möglich bleibt es freilich, daß das Gedicht in Karlsbad entstanden wäre, wo die heitere Silvie von Ziegesar sich damals befand, auf die es aber natürlich nicht eigentlich bezogen werden darf. Die dritte Ausgabe brachte unser Mailied nach dem vorigen.

Sehr hübsch ist das Zusammentreffen der Liebenden geschildert. Der Liebende geht dem nicht zu Hause gefundenen Liebchen auf den bekannten Pfaden nach, und zu seiner höchsten Freude sieht er sie an demselben Orte, wo sie ihm den ersten Kuß gegeben, da sie dorthin in dem herrlichen, die Herzen öffnenden Maimonat die sehnsüchtige Erwartung getrieben hatte. In der ersten anapästisch beginnenden, trochäisch schließenden abnehmenden Strophe fragt er in volksthümlicher Weise sich selbst, wo wohl sein Liebchen sein möge.*) Jetzt erst sagt er sich ruhig in denselben trochäischen Versen, mit denen die erste Strophe endete, daß sie, da er sie nicht zu Hause getroffen, wohl draußen sein müsse; der schöne Maitag habe sie herausgetrieben.**) Bei der überraschenden Freude,

---

*) Korn hier, wie am Rhein und Main, für Roggen. — Hecken und Dorn darf man nicht für Dornhecken nehmen, wie der Dichter sonst häufig sich der sogenannten Hendiadys (ἓν διὰ δυοῖν) nach der Weise der alten Dichter bedient, z. B. dieser Brust und Enge, an Thron und Stufen sagt, sondern in der Nähe der Hecken wachsen Dornsträuche. — In zwischen Bäumen und Gras geht das erstere auf Baumpflanzungen am Wege, das andere auf Wiesen. So werden hier sehr glücklich drei Stellen bezeichnet, in denen Liebchen wandeln mag.

**) Von dem Liebkosungsworte Gold bildet der Dichter frei Goldchen, dem ein nach Liebchen gemachtes Holdchen entspricht. — Vor grünt ist es

Denn wär' es eine andre Kette,
Die fester hält und schwerer drückt,
Da winkt' ich dir wohl selbst, Lisette:
Ganz recht mein Kind! nicht gleich genickt!

Gödeke hat die willkürliche Behauptung aufgestellt, das Lied sei an Lisette Runckel, eine Freundin von Goethes Schwester, die Schwester des frankfurter Stallmeisters, gerichtet, zu deren Einsegnung ihr Oheim, Dr. Kölbele, 1764 ein Erbauungsbuch geschrieben hatte. Diese gehörte damals schon zu den älteren Mädchen. Der Name Lisette ist blos des Reims wegen gewählt (vgl. zu Lied 6), hat keine persönliche Beziehung; das Ganze beruht auf freier Dichtung. Die Erlaubniß nimmt er sich mit dem statt einer Frage einfach versichernden Dir darf. Sehr hübsch ist die Bitte gewendet, die Freundin möge das Kettchen tragen, das er nicht einmal ausdrücklich als seine Gabe nennt, und dabei angedeutet, daß er sie nicht etwa durch das kleine Geschenk an sich fesseln wolle, wo sie freilich bedenklicher sein dürfte.

61. An Lottchen.

Erschien 1776 im Januarhefte des Merkur als Brief an Lottchen mit Goethes Namen. Wahrscheinlich ist es im Mai 1775 zu Straßburg geschrieben. Vgl. B. I, 124. Gegen die Beziehung auf die wetzlarer Lotte sprechen, abgesehen davon, daß es auf diese gar nicht paßt, die rein äußern Gründe, daß Goethe diese nie Lottchen nannte, daß er es vermieden haben würde, öffentlich auf diese hinzuweisen, da man wußte, daß Frau Kestner darunter zu verstehn sei, welche ihm die Darstellung ihres Verhältnisses im Werther so sehr verübelt hatte, endlich daß die Verse nicht, wie andere, die er ihr gesandt, und seine

Briefe in ihrem Nachlaß gefunden wurden. Andere dachten an Jacobis Halbschwester (vgl. B. I, 95), aber auch diese nennt Goethe nur Lotte, und wir gewinnen dadurch so wenig einen festen Haltpunkt für die Erläuterung des Gedichts, daß der Ton des Ganzen dem Verhältnisse zu dieser, so weit wir es kennen, widerspricht und einzelnes schwer zu deuten ist, wie z. B. die Beziehung der Beiden V. 3 auf Goethe und dessen schon zwei Jahre von Frankfurt geschiedene Schwester höchst sonderbar wäre. 1788 nahm Goethe das Gedicht mit der jetzigen Ueberschrift unmittelbar nach dem vorigen mit einigen Veränderungen auf.*)

Der Dichter wünscht dem guten, sich einsam und gedrückt fühlenden Mädchen herzlich Glück, daß es, wie es selbst ihm geschrieben, eine wahre Herzensfreundin gefunden. Lottchens freundliches Andenken erwidert er mit der Versicherung, daß er mit seinen beiden Freunden, den Grafen Stolberg, auch in der drängenden Unruhe**), worin sie sich befinden, gern jenes Abends gedenkt, wo sie ihre Bekanntschaft gemacht und wo er gleich die herzliche Güte ihres Herzens erkannt, die sich in ihrem

---

*) Ursprünglich stand V. 4 f. „Denken an das Abendbrod, Das du ihnen freundlich reichtest", V. 6 du mir, V. 12 den vollen, V. 13 ein gutes, gutes, V. 19 leicht', unruhige, V. 36 Vertrauen (statt nur Neigung), V. 38 Weh und Glücke, V. 41 Herze schließt. Erst die dritte Ausgabe hat V. 30 so oft wohl durch einen bloßen, in der Ausgabe letzter Hand nicht verbesserten Druckfehler statt oft so. Reichardt gab 1804 im zweiten Theil seiner Lieder der Liebe und der Einsamkeit, zur Harfe und zum Klavier zu singen die Strophe „Wohl ich weiß es" (V. 22—29) als ein besonderes Lied mit der Ueberschrift An Maja.

**) Sie fanden sich auf der Reise in mannigfachster Gesellschaft, waren in Karlsruhe auch bei Hofe gewesen. Gerade in Straßburg erhielt Fr. L. von Stolberg die Nachricht, daß sein Verhältniß zu der geliebten Engländerin gelöst sei. Goethe schreibt nach der Rückkehr an dessen Schwester, oft habe er in dessen Unglück das seine beweint.

wimmle von Goldfischen, Pfauen rauschten im Hain und Nachtigallen schlügen. Bienen summten schon und die Luft sei von gewürzigen Winden erfüllt. Das ganze Gedicht solle nur schildern, daß er die Welt durch das Augenglas der Liebe schaue. Aber wir möchten glauben, eine solche zauberische Umgestaltung der Natur würde der Dichter auch in lebendigern Farben geschildert haben, so daß wir die Pfaue und Nachtigallen und noch anderes Wunderbare bestimmt genannt fänden. Freilich ist die Schilderung des plötzlich eingetretenen Frühlings etwas übertrieben, dies kommt aber auf Rechnung der Liebe, welche alles im reichsten Glanze zeigt, aber daß wirklich der Frühling rasch hervorgetreten, scheint uns nicht als bloße Phantasie betrachtet werden zu dürfen; die Liebe hat ihn nur den Frühling mit begeisterter Lebhaftigkeit empfinden lassen. Frisches, heiteres Leben durchdringt die sanft hingleitenden Strophen, wie im Faust den ähnlichen Geisterchor vor der Vertragsszene.

68. Herbstgefühl.

Erschien zuerst gegen Ende des Septemberheftes 1775 der Iris unter der Ueberschrift Im Herbst 1775, unterzeichnet P. Das Lied war im Anfange dieses oder am Ende des vorigen Monats gedichtet. Vgl. B. I, 129 f. In der Sammlung von 1788 nahm Goethe die Verse nach Lied 63 mit einigen, größtentheils nur falsche Formen wegschaffenden Aenderungen auf.*) Daß das gefühlvolle Lied nicht in Frankfurt in Goethes Giebelzimmer gedichtet

*) Ursprünglich stand V. 1 richtig Laub statt des nur durch einen leider fortgepflanzten Druckfehler hereingekommenen Laub', V. 2 Das Rebengeländer, V. 4 quillet, V. 5 Zwillingsbeere (falsche mundartliche Form), V. 6 glänzet, V. 10 Früchtende, V. 11 Monds. In Goethes Handschrift (Briefe an Johanna Fahlmer S. 98) steht V. 5 Zwillingsbeeren, V. 6 „Schneller und glänzend“.

sein könne, ergibt sich aus der Erwähnung der Abendsonne (V. 7.f), da dieses nach der Morgensonne lag*); ohne Zweifel wurde es in Offenbach gedichtet, wohl im Hause von André, bei welchem Goethe wohnte. Wahrscheinlich schrieb er es in einer Nacht, wo er im Fenster seines Schlafzimmers lag. Je mehr sein Herz von der Liebe zu Lili gequält ward, die ihn so glücklich und so unglücklich machte, um so inniger wünscht er den beiden am Hause heraufgezogenen, sich verschlingenden Weinstöcken (wohl einem rothen und einem weißen) ein fröhlicheres Gedeihen, aber dabei kann er sich der Thränen nicht enthalten, und als diese auf die Weinstöcke herabfließen, denkt er sich, daß auch diese Kinder der in der Natur Leben schaffenden Liebe (vgl. Lied 58 Str. 4 f.) sie befruchten werden. Zunächst redet er die zu seinem Fenster heraufreichenden Blätter an. Welches Laub gemeint sei, ergibt die Bezeichnung des Rebengeländers, an dem sie sich emporranken. Wie das Laub noch fetter, saftiger grünen soll, so wünscht er den Trauben, daß sie noch dichter aneinander hervorquellen (die Körner dicker werden), schneller reifen und vollern Glanz erhalten möchten, Wünsche, die freilich nur zum Theil in Erfüllung gehn können. Er gedenkt darauf der ihr Gedeihen fördernden Umstände, der Sonne, die freilich nur am Abend auf sie fällt, der milden befruchtenden **) Luft, des Mondenscheins, dessen zaubervolle Kraft in der Sage lebt, hier aber wird an die Kühle der Nacht gedacht, welche die Hülsen der Trauben erweicht und dadurch die Reife sehr fördert. Und auch dem Thau seiner Augen schreibt er fördernde Kraft zu. Das freie reimlose Versmaß ist treffend zur

---

*) Vgl. Volger Goethes Vaterhaus S. 127 ff.

**) Früchten war eine falsche Form, wobei vielleicht Früchte bringen vorschwebte. In dem Hochzeitsliede von 1774 (B. I, 105 f.) brauchte Goethe ähnlich dies früchtevolle Land.

Bezeichnung verwandt. Mit trochäisch-daktylischen oder choriambischen Versen wechseln jambisch-anapästische oder jambische (V. 2. 4. 9. 11), mit denen das Lied (V. 13—17) schließt, wobei die Länge des vorletzten Verses glücklich verwandt ist. Daktylisch scheinen V. 6. 10 und 12 zu beginnen, doch könnte man, bei der großen rhythmischen Freiheit Goethes, auch diese jambisch messen.

69. Rastlose Liebe.

Zuerst in der Sammlung von 1788, unmittelbar hinter dem vorigen Liede, und vielleicht gerade für dieses gedichtet. Vgl. B. I, 210. Sonst könnte man an die erste weimarer Zeit denken, welcher Stimmung und Ausdruck entsprechen würden, aber auch später konnte der Dichter sich sehr wohl in die Stimmung der damaligen Zeit und eines im Schneegestöber durch Klüfte Wandelnden versetzen; denn unzweifelhaft scheint es, daß wir in der ersten Strophe die äußere Lage haben, aus welcher das Lied sich entwickelt, wie ähnlich die *Harzreise*, früher *An Schwager Kronos*, *Wanderers Sturmlied* (vermischte Ged. 12—14), die aber, was wohl zu beachten, ganz reimlos sind. Ja man könnte denken, das Lied sei in gewisser Weise Nachahmung von Lied 62, da es, wie dieses, aus drei, verschiedene Stimmungen darstellenden Strophen besteht. Andere haben es für möglich gehalten, das Gedicht sei nach der Trennung von Friederiken oder von Lotten geschrieben. Die Vermuthung von Biedermanns, es habe dabei das englische Volkslied vorgeschwebt, aus welchem Herder in seinem *Weg der Liebe* die besten Strophen gegeben hat, scheint mir nicht glücklich.

Der Wanderer, dem Schneegestöber (Schnee, Regen und Wind) ins Gesicht schlägt, während er durch neblige Schluchten geht, ermuntert sich, nur immerfort zu gehn, ohne sich irgend aufhalten

zu lassen.*) Was ihn eigentlich treibt, deutet der Schluß der Strophe unbestimmt an, die nur seine innere Unruhe zu erkennen gibt. Diese erste Strophe beginnt mit kurzen gereimten jambischen Versen, läuft aber in zwei gleich kleine anapästische aus. In der zweiten Strophe von acht abwechselnd reimenden, aus Anapäst und Trochäus bestehenden Versen spricht der beruhigtere Wanderer das Gefühl aus, daß die Leiden der Liebe doch der Seele wohlthuender seien als ewiger Freudengenuß. Zunächst gedenkt er nur der Leiden im Gegensatz zu den Freuden, kommt aber dann auf die Qualen der Liebe, welche er durch „alle das (dieses ganze) Neigen von Herzen zu Herzen**)" bezeichnet. Aber nun ergreift ihn wieder die quälende Unruhe, die ihn forttreibt. Wie soll er nun vor der ihn quälenden Liebe fliehen? Soll er etwa in Wäldern sich vergraben, wie jener Unglückliche in der Harzreise (vermischte Ged. 12), dessen Pfad sich ins Gebüsch verliert?***) Nein, er fühlt, daß er vergebens der Liebe sich zu entziehen suche. In der Liebe erkennt er die höchste Wonne des Lebens†), wenn sie auch ein „Glück ohne Ruh" ist, sich Leid und Lust in ihr wunderbar verschlingen. Die kürzere letzte Strophe beginnt mit derselben Versart, wie die zweite, nur reimen die Verse paarweis, wie in der ersten, und sind nicht allein, wie in

*) Dampf hier von den aus der Erde aufsteigenden Nebeln, wie Lied 58, 19 die würzige Luft als Blütendampf bezeichnet wird. „Wenn das Thal um mich dampft", schreibt Werther am 10. Mai.

**) Herzen ist hier beidemal Dativ der Einheit, wie in Faust's Wort: „Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht." Vgl. unten S. 141.

***) Wälderwärts, nach Wäldern hin, eine etwas auffallende Bildung statt waldwärts.

†) In dem Goethe zugeschriebenen, jedenfalls in seinem Sinne gedachten Aufsatz die Natur (1782) heißt es: „Ihre (der Natur) Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe!"

dieser, um eine Silbe kürzer, sondern haben dieselben Reimworte, nur in umgekehrter Folge. So bildet auch äußerlich die dritte Strophe einen Abschluß des in der ersten ausbrechenden Gefühls. Die Unruhe der Liebe treibt den Wanderer ungestüm durch das Schneegestöber fort, zuletzt aber erkennt er, daß er der Liebe nicht entfliehen könne, die eben ein „Glück ohne Ruh" sei, worauf denn auch die Ueberschrift hinweist.

70. Schäfers Klagelied.

Das Lied wurde wahrscheinlich im April 1801 zu Oberrosla gedichtet. Vgl. B. I, 276. Im folgenden März erhielt Zelter es durch Frau Hufeland in Jena. Es erschien 1803 in der zu Lied 67 genannten Sammlung, fand sich aber schon in den kurz vorher gedruckten Gesängen von W. Ehlers (B. I, 286). Der Ton ist sehr glücklich dem Volksliede abgelauscht, ja das Versmaß und der erste Vers einem solchen entnommen, das ihm bald darauf auch den Anlaß zu einem andern Liede (75) gab, in welchem er dessen erster Strophe noch genauer gefolgt ist. Der Dichter klagt innigst um die Geliebte, deren Flucht ihm alles verleidet. Sehr hübsch wechseln die landschaftlichen Bilder, während der Schäfer, der nur an seine Liebe denkt, mit der Herde vom Berg herabsteigt.

Beim Anblick des Berges fällt ihm ein, wie er so oft oben, auf seinen Stab gestützt, gedankenvoll ins Thal schaut, ein schon den Alten beliebtes Bild*), woran sich dann die Erinnerung anschließt, wie er von dort herabkommt. Von hier treibt es ihn mit der vom Hündchen bewahrten Herde den Berg hinab, wobei er so in Gedanken versunken ist, daß er, wenn er unten auf der

*) Vgl. Ovid. ex Ponto I, 8, 52. Metam. VIII, 218. Auf Gemmen findet sich so der Hirt dargestellt mit dem zu seinen Füßen ruhenden Hunde.

blumigen Wiese steht, selbst nicht weiß, wie er dorthin gekommen. Hier bricht er, ohne zu wissen, für wen, die schönsten Blumen, wie er sonst immer that, wo er sie der Geliebten gab. Beim weitern Herabsteigen macht er unter einem Baume Halt, ohne um das drohende Gewitter sich zu kümmern, das endlich ausbricht, während sein Blick noch auf der Thüre der Hütte der Geliebten haftet, als ob diese dort heraustreten könnte, was ein süßer Wahn seiner Sehnsucht ist. Der über der Hütte stehende Regenbogen*) ist für ihn kein Friedensbote, wie nach der Sündflut, er erinnert ihn bitter daran, daß die Geliebte dort nicht mehr weilt, sondern weit in das Land gezogen ist, ja sein verzweifelnder Schmerz hält ihm vor, sie sei vielleicht gar über die See. Das Gedicht schließt mit dem tiefen Bewußtsein seines Wehes, das ihn nicht länger hier verweilen läßt, sondern mit seinen Schafen weiter herabziehen läßt. Das einfach gefühlvolle Lied ist durch Ausdruck, Darstellung und glücklich bezeichnenden Fortschritt der Handlung ausgezeichnet und in sich vollendet.

71. Trost in Thränen.

Stand schon, wie das vorige Lied, in den G e s ä n g e n von Ehlers und dürfte dem Frühjahr dieses Jahres angehören, in welchem Goethe an die Herausgabe seiner der G e s e l l i g k e i t g e w i d m e t e n L i e d e r dachte. Goethe hat folgenden Anfang eines Volksliedes benutzt:

W i e k o m m t ' s, d a ß d u s o t r a u r i g b i s t
Und gar nicht einmal lachst?
Ich seh' dirs a n d e n A u g e n a n,
Daß du geweinet hast.

*) Der Gebrauch des w o h l ist dem Volksliede entnommen.

Und wenn ich auch geweinet hab',
Was geht's einen andern an?
Ich hab' geweint um meinen Schatz,
Den ich verloren han.*)

Er nahm daraus außer der Gesprächsform und dem Versmaß den einfach natürlichen Ausdruck der Lust am Liebesschmerz, den er aber glücklich veredelte; alles übrige war ihm unbrauchbar, da er gerade den Trost schildern wollte, welchen der eine hoffnungslose Liebe im Herzen tragende, jedem andern Trost unzugängliche Jüngling, den er an die Stelle des Mädchens des Volksliedes setzt, in sehnsüchtigen Thränen findet.**) Nachdem der Liebende die einfache antheilvolle Frage, warum er geweint, mit der Bemerkung abgelehnt hat, daß die Thränen ihm das Herz erleichtern, ladet der Freund ihn ein, ihm und den andern Freunden, die sich des Lebens freuen, seinen Verlust zu vertrauen; er aber erwidert, diese könnten ihn nicht verstehn, und verloren habe er nichts, wenn ihm auch etwas fehle. Als jener sodann seinen Muth beleben will, daß er das ersehnte Glück noch erlangen könne, meint er, es sei für ihn unerreichbar, stehe zu hoch über ihm. Den von ihm angewandten Vergleich mit einem Stern benutzt der andere zur Aufforderung, doch jener nutzlosen

*) Vgl. Simrock Nr. 206. Andere Fassungen weichen mehr oder weniger ab, am meisten V. 7 f., der anderwärts heißt: „Hat mir mein Schatz was Leids gethan, Wenn ichs nur tragen kann" oder „Ich wein', daß du es weißt, um Freud', die mir nicht werden kann." Im Wunderhorn ist es ein Gespräch zwischen der Schäferin und einem Jäger, der sich zuletzt als ihr in die weite Welt gezogener Liebhaber zu erkennen gibt. Goethe sagte 1806 in seiner Anzeige des Wunderhorns von diesem Liede, es streife ins Quodlibet und sei wahrscheinlich trümmerhaft.

**) Bei Klopstock spielen die Thränen eine große Rolle, auch im Werther, dem Gott noch vor seinem Ende „das letzte Labsal der bittersten Thränen" gewährt. Rousseaus Heloise hat mit ihrem Liebhaber larmes enivrantes genossen.

Sehnsucht sich zu entschlagen.*) Aber dieser mag von nichts wissen, nur nach der Geliebten will er am Tage immer aufschauen, ob er sie auf ihrem Schlosse erblicke, und im Dunkel der Nacht um sie weinen. Fragen kann man, ob dies mit dem Anfang stimme, da dort der Liebende auch traurig ist und eben geweint hat, obgleich es dort wohl nicht Nacht ist. Ueberhaupt scheint die Verbindung des Motivs, daß der Liebende sehnsüchtig an der Geliebten hängt, die über seinen Stand hinaus ist, die zu erlangen er nie hoffen darf, mit dem Troste eines sehnsüchtigen Herzens wohl nicht zum Vortheil der künstlerischen Einheit verbunden. Bemerkenswerth ist, daß in den Anfang desselben Jahres Schillers Gedicht der Jüngling am Bache fällt, in welchem dem Jüngling das Leben freudelos verrinnt, weil er auf die Liebe des vornehmen Schloßfräuleins verzichten muß. Die Ueberschrift ist nicht recht bezeichnend, würde besser auf Lied 78 passen.

72. Nachtgesang.

Das Lied stand schon in den Gesängen von Ehlers (zu Ged. 70) unter der Ueberschrift Notturno, wurde dann in die der Geselligkeit gewidmeten Lieder nach dem folgenden Liede (Sehnsucht) aufgenommen. Dazu angeregt fand sich Goethe durch die Melodie Reichardts zu dem italienischen Volksliede:

> Tu sei quel dolce fuoco,
> L'anima mia sei tu!
> E degli affetti miei —
> Dormi, che vuoi di più?

---

*) „Die Sterne, die begehrt man nicht." Goethe schreibt im April 1776 an Frau von Stein: „Ich sehe dich eben künftig, wie man Sterne sieht." Weiter ausgeführt hatte der Dichter diesen Gedanken schon sieben Jahre vorher in der Elegie Alexis und Dora (Elegie II, 1) 46 ff.

E degli affetti miei
Tien le chiave tu!
E di sto cuore hai —
Dormi, che vuoi di più?

E di sto cuore hai
Tutte le parti tu!
E mi vedrai morire —
Dormi, che vuoi di più?

E mi vedrai morire,
Si lo commandi tu!
Dormi, bel idol mio —
Dormi, che vuoi di più?

Die äußere Form des Liedes hat Goethe frei nachgebildet. Auch bei ihm kehrt dieselbe Frage im vierten Verse immer wieder, dagegen hat er das Gesetz, daß diese Frage den Zusammenhang unterbricht, in der ersten und der letzten Strophe nicht befolgt, wo der dritte und vierte Vers in ununterbrochener Verbindung stehen. Wie im Volksliede, wiederholt der erste Vers den dritten der vorigen Strophe, aber bei der vierten Strophe findet sich vom statt aus. Im Italienischen stehen in den geraden Versen immer dieselben Reimworte (tu und più), die ungeraden sind reimlos. Goethe hat dasselbe Wort (mehr) bloß am Ende der wiederkehrenden Frage, wogegen er darauf verschiedene Wörter reimt, nur in der letzten kommt dasselbe Reimwort wieder. Aber auch die ungeraden Verse reimt er, und da der dritte Vers immer der erste der folgenden Strophe wird, haben alle denselben Reim; zuletzt kehrt das Reimwort der ersten Strophe wieder, ja die ganze zweite Hälfte des Verses, wodurch das Lied auch äußerlich einen hübschen Abschluß gewinnt. Das italienische Volkslied spricht nur die feurige Liebe und die unauflösliche Treue aus, die selbst den Tod für die

Geliebte erleiden will. Des Schlafes derselben wird nur in der wiederkehrenden Frage*) und in dem vorletzten Verse („Schlafe, mein schöner Abgott") gedacht. Goethe deutet den Schlaf der Geliebten anfangs an, und gibt dem Ganzen eine hübsche humoristische Wendung. Er bittet zunächst die so wenig wie im Italienischen näher bezeichnete Geliebte (selbst du kommt außer dem vierten Verse nur Str. 4, 2 vor) auf ihrem weichen Bette wenigstens im Traume ihn halb zu hören, wobei er sein Saitenspiel erwähnt. Dann gedenkt er des Sternenhimmels, der bei seinem Saitenspiel die ewigen**), den Menschen von Ewigkeit eingepflanzten, von seiner Natur unzertrennlichen Gefühle der Liebe segne, sie als würdig anerkenne, ja er fühlt sich dadurch aus dem irdischen Gewühle erhoben.***) Aber gar bald fühlt er doch die Unbequemlichkeit seines irdischen Menschen. Launig bemerkt er in der den Uebergang bildenden vierten Strophe, er sei doch etwas zu sehr von dem irdischen Gewühle getrennt und stehe hier in der kühlen Nacht, obgleich sie ihn nicht höre, etwa nur im Traume. Da sehnt er sich denn auch nach dem weichen Pfühle und verläßt die Geliebte mit dem Wunsche, daß sie nur fortschlafen möge, da es ihr im Schlafe so wohl sei. Sein Bedauern, das sich zuerst in nur (Str. 4, 2) geäußert, tritt noch entschiedener in ach! (Str. 5, 3) hervor. Völlig verkennt man die Laune des Dichters, wenn man den beiden Endstrophen einen reichern und bedeutsamern Inhalt wünscht. Den Liebhaber är-

*) Den schlaffen Jambus schlafe sähe man gern vermieden. Vergl. Lied 80, 7.

**) Hoch und hehr heißt nicht „zu hehren Höhen", sondern hehr ist nur eine etwas überspannte Steigerung des hoch, die sich bald genug durch den Umschlag des Gefühls rächt.

***) Wie die Griechen ἀθάνατος brauchen. Vgl. Lied 78, 2. Elegien II, 3, 70.

gert es, daß die Geliebte ihn gar nicht hört, sondern ruhig fortschläft, während er ihr in der kalten Nacht draußen zusingt. Statt der Ueberschrift Nachtgesang wäre wohl Ständchen angemessener, wie Goethe selbst das Lied nennt, als er im August 1804 Zelter für dessen Melodie dankt, die freilich besser dazu passe als sein Lied auf die sehr lobenswürdige Melodie Reichardts zum italienischen.

73. Sehnsucht.

Zuerst in den der Geselligkeit gewidmeten Liedern, unmittelbar nach dem vorigen.*) Das Lied war wohl im vorigen Jahre gedichtet; es befand sich vielleicht unter denen, welche Zelter Ende Februar 1802 von Goethe erhielt. Zelter komponirte es schon am 18. Dezember 1802.**) Es ist eine eigenthümliche Wendung des bekannten, schon im Faust erwähnten, auch von Herder in die Sammlung der Volkslieder aufgenommenen „Wenn ich ein Vöglein wär'“, dessen Melodie und Gesang Herder sehnend und leicht nennt. Man vergleiche dazu Goethes leipziger Lied an Luna (33). Wie dort der trauernde Liebhaber erst am Abend herauszutreten wagt, so treibt ihn hier die sehnende Unruhe am Tage ins Freie, wo denn die Wolken, die sich um den Felsen ziehen und sich an ihnen zertheilen, in ihm den Wunsch erregen, mit ihnen über die Felsen, die ihn von der Geliebten trennen, zu fliegen. Man erinnere sich des Wunsches

---

) Statt finstrer und finstrer hat schon die zweite Ausgabe finster und finstrer. Vgl. oben S. 13. Druckfehler der dritten Ausgabe sind Str. 1, 4 Ans, Str. 5, 1 erschien', von denen der erstere in die Ausgabe letzter Hand übergegangen ist.

**) Diese Mittheilung verdanke ich von Loeper. Darnach erledigt sich die B. I, 285 aufgestellte Vermuthung.

Fausts auf dem Spaziergange und Werthers (am 18. August und am Anfange der Briefe aus der Schweiz). Der Liebende sieht sich schon mit den Raben über einen Berg fliegen, auf dem noch Trümmer stehen.*) Als er die Geliebte unten im Walde wandeln schaut, fliegt er als Vogel auf einen Baum, wo er so schön singt, daß diese sich bis zum Abend gefesselt fühlt und erst nach Sonnenuntergang den Rückweg antritt, wobei es denn, als sie in einem an Bach und Wiesen sich hinwindenden Wege sich befindet, immer dunkler wird.**) Da verwandelt er sich in einen Stern, und als die Geliebte den Stern sieht, der ihr „so nah und fern" glänzt, der ihr so heimlich aus der weiten Ferne gleichsam ins Herz schaut, stürzt er zu ihren Füßen, wo seine Sehnsucht nach ihr sich vollbeglückt findet. Das ganze Lied ist als spielender Scherz, der sich auch im Ausdruck verräth,***) ganz vortrefflich ausgeführt und gehalten; in jeder Strophe tritt ein neues anmuthiges Bild hervor. Die Annahme, der Liebende komme wirklich gar nicht aus dem Zimmer, sondern bilde sich dies Alles in seinem Zimmer ein, dürfte dem Gedichte nicht günstig sein.

74. An Mignon.

Gegen Riemers wohl bloß auf der Zeit der Vollendung von Wilhelm Meisters Lehrjahren beruhende Angabe, unser

---

*) Gemäuer, wie Lied 75 Str. 2, 3. — Umfittigen, wie umflügeln Lied 62, 17.

**) Sie läßt es geschehn, es kümmert sie nicht, sie merkt es nicht. — Umschlingt sich, schlingt sich herum. — Gang, hier vom Wege, auf dem sie wandelt.

***) Dahin gehört auch der Ausdruck „aus Zimmer und Haus winden und schrauben" von dem gewaltsamen Herausziehen.

Gedicht sei 1796 gedichtet, habe ich bereits in der ersten Ausgabe nachgewiesen, daß es dieses Lied war, welches Goethe am 28. Mai 1797 mit der Bemerkung an Schiller sandte, es schließe sich an einen gewissen Kreis an. Vgl. B. I, 242 f., wo auch über die Reimform gehandelt ist.*) Es erschien mit Zelters Komposition auf dem achten Bogen des Musenalmanachs für 1798. Vgl. B. I, 247.

Der Dichter versetzt sich in den Zustand eines Mädchens, das, wie Mignon, einen tiefen Schmerz im Busen nährt, dabei aber nicht, wie diese, ihn vor der Welt kundgibt, auch nicht an einem Herzübel leidet, vielmehr niemand ahnen läßt, daß sie trauert, und sich äußerlich wohl findet. Die Darstellung Mignons hat sie im innersten Herzen ergriffen, und so richtet sie an diese ihren Herzenserguß, welche in ihrem Liede am Ende des fünften Buches klagt, sie möchte so gern ihr Inneres zeigen, aber ein Schwur schließe ihr die Lippen, und sie könne nicht die Brust im Arm des Freundes in Klagen ergießen. Sie beginnt Str. 1 damit, daß der aufgehende Tag, wie Mignons, so auch ihre Schmerzen immer neu aufrege.**)

Der Anfang „über Thal und Fluß getragen" deutet darauf, daß die Klagende an einem Flusse wohnt, an dem sich jenseits ein Thal erstreckt. Str. 2. Aber auch die Nacht bringt ihr keine Ruhe, wie andern Menschen; denn ihre Träume sind immer traurig, da der in ihr wühlende Schmerz ihr ganzes Gefühl trübselig stimmt, ihre „heimlich bildende Gewalt" auch die

---

*) Auch der kurze vorletzte Vers ist bezeichnend, wie unten Lied 79.

**) In ihrem Lauf deutet nur auf den ewigen Lauf der Sonne hin, wobei vielleicht das genannte Lied Mignon's vorschwebt, in welchem diese sagt zur rechten Zeit vertreibe „der Sonne Lauf" die finstere Nacht.

Träume schaffende Einbildungskraft sich zu eigen gemacht hat. Str. 3. Schon Jahre lang dauern diese Schmerzen, ohne je schwinden zu wollen, was sie treffend durch einen Vergleich mit den an ihr vorüberfahrenden Schiffen bezeichnet. Str. 4. Für sie gibt es keinen Festtag, an welchem sie sich freuen könnte, wenn sie auch in Putzkleidern erscheinen muß.*) Str. 5 bildet den schon in der zweiten Hälfte von Str. 4 eingeleiteten Gegensatz, daß sie, wenn sie auch für sich immer weine, doch heiter gegen andere sich zeige, und diese Schmerzen ihr nicht schaden, sie dabei ganz gesund und wohl sich befindet. Wir haben hier eine höchst empfindsame Natur, der nicht ein Herz brechendes persönliches Unglück Schmerzen bereitet, sondern ein tief sehnsüchtiger Drang verleidet ihr das Leben, und deshalb hat sie Mignon gleichsam zu ihrer Heiligen gewählt. Der Gedankengang ist äußerst lichtvoll, das Ganze mit tiefem Gefühl empfunden, aber die äußern Verhältnisse bleiben fast ganz im Dunkel, so daß kein lebendiges Bild der Person und ihrer Verhältnisse uns aufgeht.

75. Bergschloß.

Mit Benutzung des Anfangs desselben Volksliedes, wie Lied 70, wahrscheinlich im Mai 1802 zu Jena gedichtet. Vgl. B. I, 279 f. Die Veranlassung zum Gedichte bot wohl eine fröhliche Gesellschaft auf dem Hausberg bei Jena, wo der sogenannte Fuchsthurm ein Ueberrest des alten Schlosses Kirchberg ist. Vielleicht liegt eine Spur der Veranlassung in dem gleichen Anfange mit Lied 70. Wir haben B. I, 276 berichtet, daß die Mittheilung jenes Gedichtes an zwei Damen zu Mißstimmung Veranlassung gegeben. Nicht unmöglich wäre es, daß Goethe hier auf einen fröhlichen

*) Herz im Herzen eigenthümlich bezeichnend für das innerste Herz.

Nachmittag anspielte, den ihm die sangkundige Frau Hufeland auf dem Hausberge bereitet und den er auf seine Weise in dem mit jenem Liede gleich anlautenden Bergschloß launig dargestellt hätte. In der Ziegesarschen Familie hat sich die Sage erhalten, das Gedicht gehe auf die reizende Silvie von Ziegesar, mit der Goethe damals freundliche Briefe wechselte, und das Schloß sei das Schloß Unterlobdeburg bei Lobeda in der Nähe des Sitzes der Familie Ziegesar zu Drakendorf bei Jena, wo Goethe gern im heitern Kreise der zahlreichen Familie weilte. Aber in den Briefen an Silvien scheint sich weder unser Gedicht noch eine bestimmte Hindeutung darauf gefunden zu haben, da sonst von Biedermann, der jener Sage beistimmt, darauf hingewiesen haben würde. Aber auch selbst dann, wenn Silvie das Gedicht von Goethes Hand besessen hätte, würde daraus noch nicht folgen, daß es wirklich durch sie veranlaßt sei, da, wie wir wissen, Goethe seine neuesten Gedichte gern befreundeten Damen mittheilte. Zum Verständniß des Gedichtes ergäbe sich, auch wenn die Beziehung auf Silvie von Ziegesar richtig wäre, nichts Neues.

Die sechs ersten Strophen schildern den traurigen Verfall des einst so belebten Schlosses, wo wilde Raubritter gehaust,*) aber auch eine freundliche Kellnerin gewaltet habe. Jetzt ist es hier so still, daß man überall in den Trümmern herumklettern kann, ohne von jemand gestört zu werden.**) Hier denkt er sich

---

*) Str. 2, 1 stand ursprünglich, wie drei Verse vorher, Thoren und Thüren; da aber die grammatische Richtigkeit hier Thore verlangt und Goethe den Hiatus Thore und Thüren meiden wollte, so schrieb er in der zweiten Ausgabe Thüren und Thore, wodurch freilich der frühere Gleichklang verloren geht.

**) Gemäuer, wie Lied 73, Str. 2, 5.

nun auch den Keller, der ihn auf die Kellnerin bringt, welche früher den heitern Schloßgästen und dem Geistlichen zur Messe den Wein gespendet, auch wohl den Knappen, die auf den Gängen ihrer Ritter gewartet, einen guten Trunk habe zukommen lassen. Die Willkürlichkeit, daß der Dichter sich hier weinspendende Dienerinnen statt der Schenken denkt, muß man seiner Absicht zu Gute halten. Die beiden ersten Fälle des Dienstes der Kellnerin sind nur kurz aber bezeichnend angedeutet, dagegen wird beim dritten absichtlich länger verweilt, und die Lüsternheit des durch die Schönheit der Kellnerin gereizten Knappen mit launiger Benutzung des Wortes Dank im mittelalterlichen Sinne hervorgehoben.*) Schließlich wird noch einmal die volle Zerstörung der Burg hervorgehoben, wobei der Treppen, auf denen die Kellnerin in den Keller gestiegen, des Ganges, wo sie dem Knappen den Wein gereicht, und der Kapelle gedacht wird, in welcher der Pfaffe das heilige Mahl feierte.**) Der Saal (Str. 4, 1) bleibt hier unerwähnt, tritt aber unten Str. 9, 1 f. wieder hervor.

Der zweite Theil des Gedichtes schildert, wie neulich, als er mit der Geliebten sich an einem schönen Tage oben befand, die ganze Burg mit ihrem mittelalterlichen Leben dem Beglückten neu erstanden sei. Die zu Grunde liegende dort sich heiter vergnügende Gesellschaft muß der Dichter zu seinem Zweck ganz

---

*) Flüchtig ist die Gabe, weil sie rasch im Vorübergehn gereicht wird; der zum Dank gegebene Kuß ist flüchtig, weil er rasch erhascht wird. Die Wiederholung desselben Beiworts wirkt launig. Der Dichter beabsichtigt hier einen entschiedenen Gegensatz zum Schlusse.

**) Verwandte, hier nach älterem Sprachgebrauche, im Sinne verwandelt, wie Rachel sagt in ein Vieh, in Haß verwandt werden, Spee in Wachs verwendt sich alle Beut' (der Bienen). Der eigentliche Ausdruck wäre versunken gewesen.

umgestalten, nur die Geliebte mit ihm darf dort anwesend sein, und seine lebhaft alles frei gestaltende Einbildungskraft wird durch die Unwahrscheinlichkeit nicht gestört, daß die Geliebte mit Zither und Flasche allein den Berg ersteigt; denn mag man unter der Flasche auch eine umgehangene Korbflasche verstehn, daß die Geliebte so allein den felsigen Pfad, nur von Zither und Wein begleitet, ersteigt, bleibt immer auffallend. Launig wird übergangen, daß er der Geliebten nachgeschlichen, und nur die Lust, welche er dort mit ihr genossen, in einem freien Bilde der Einbildungskraft dargestellt. Str. 8. Es schien ihm, als ginge wieder alles wie in vorigen Zeiten zu.*) Wie oben, werden auch hier die vornehmen Gäste, der Pfaffe und der Knappe, in freundlichen Bildern vorgeführt, die ersten nur ganz kurz, die beiden andern in weiter, auf seine eigne Verbindung mit der Geliebten launig deutender Ausführung. Er sieht Braut und Bräutigam aus jener tüchtigen mittelalterlichen Zeit zu dem Pfaffen in die Kapelle treten und die an sie gerichtete Frage mit freudigem Lächeln bejahen. Hier kann der Liebende nicht unterlassen, indem wir sich mit der Geliebten als das glücklichste Paar zu bezeichnen. Auch Gesänge erschallen zur feierlichen Handlung, wie in der gerade um diese Zeit den Dichter beschäftigenden theatralischen Bearbeitung des Götz (IV, 4) Gesang die Trauung begleitet. Aber neckisch läßt er die Zeugen fehlen und deren Stelle das Echo der Gesänge vertreten.**) Das Schlußbild der dem

---

*) Die Burg sah er plötzlich in den alten behaglichen Zustand zurückversetzt. Das frohe Behagen wird hier in die Trümmer begraben und aus ihnen wieder auferstehend gedacht. Feierlich deutet auf die feine höfische Sitte.

**) Jede Beziehung auf Wechselgesänge der Liebenden ist hier von selbst ausgeschlossen. An die Zither der Geliebten ist ebensowenig zu denken als an ihre Flasche.

Knappen den Trank darbietenden Kellnerin stellt der Dichter in die schönste Beleuchtung. Als die Abendsonne die Trümmer des schroffen Felsen vergoldet, ist die ganze vor seinen Blicken belebte Burg wieder verschwunden (alles hat sich im Stillen verloren), nur Knappe und Kellnerin sind noch geblieben, die in ihrem Liebesglücke sich jetzt als weitherrschende Herren, wie der Schloßbesitzer und dessen Gemahlin, fühlen, und so klingt das Ganze neckisch in der Weise des echten Volksliedes mit der Andeutung ihrer unendlichen Liebkosungen aus, im absichtlichen Gegensatze zu Str. 5, 3 f.: dort ist Gabe und Dank nur flüchtig, wogegen hier beide, zum Kredenzen und zum Dank sich Zeit nehmen. So rundet sich das viel mißverstandene Gedicht, das mit solcher künstlerischen Meisterschaft ersonnen und durchgeführt ist, daß es wie hingehaucht scheint, auf das trefflichste ab. In Vers, Sprache und Darstellung herrscht der lieblichste Fluß und die launigste Anmuth, die auch dadurch keine wesentliche Einbuße erleiden, daß in vier Strophen (4. 8. 11. 13) außer den geraden auch die ungeraden Verse reimen, Str. 5—7 sich wenigstens Stimmreime in den ungeraden finden.

76. Geistesgruß.

In Lavaters Tagebuch der von Ems aus mit Goethe, Basedow, dem Zeichner Schmoll u. a. gemachten Lahn- und Rheinreise steht unter dem 18. Juli 1774: „Herrlich altes Schloß Lahneck, herab auf die Lahn blickend. Goethe dictirte“, und es folgt dann unser Lied ganz, wie es 1788 unmittelbar hinter 69 und später unverändert erschien, nur hat Lavater V. 1 Thurne, V. 5 Sehne und V. 6 mild*). Hiernach berichtigt sich die

*) Offenbarer Schreibfehler. Wild steht, wie Lied 55 Str. 1, 2 nach der ersten Fassung.

Darstellung Goethes im vierzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung, wonach er das Lied in das Stammbuch des Zeichners Lips, den er mit Schmoll verwechselt, geschrieben habe. Goethes Trieb, „Vergangenheit und Gegenwart in eins zu empfinden", dessen er daselbst bei Gelegenheit des Besuches von Köln gedenkt, tritt hier gleichsam verkörpert hervor. Die Geschlechter der Vorfahren, die in mächtigen Trümmern zu uns reden*), haben, wie die von frischem Blut belebte Gegenwart, das Leben tüchtig durchgekämpft, aber auch behaglich genossen. Dieses kecke Leben voll Kampf und Genuß spricht der über den Zinnen des noch erhaltenen Burgthurms vom Dichter erschaute Geist des heldenhaften Stammvaters als das ewige Menschenloos aus, und wünscht den auf dem Flusse fahrenden Menschenkindern (im Gegensatz zu ihm als Geist) eine glückliche Fahrt. Wenn die alten Ritter von ihren Burgen herab die Vorbeiziehenden anfielen, sie durch Zölle und sonst belästigten, so gibt unser gleichsam die Wacht über Lahn und Rhein haltender Geist den Schiffen seine Segenswünsche mit, in sehnsüchtiger Erinnerung an das, was er selbst einst im Leben gewirkt und genossen. Beim Schlusse kann man an die Vergleichung des Lebens mit einer Fahrt denken. Das Gedicht ist gleichsam ein Gegenstück zur spätern Loreleisage. Statt Geistesgruß (Geistes-Gruß) läse man lieber Geistes Gruß.

77. An ein goldenes Herz, das er am Halse trug.

Es erschien erst in der Sammlung von 1788, unmittelbar nach dem vorigen Liede. Ueber Goethes Beziehung desselben auf den Morgen des 23. Juni 1775 und das Versmaß vgl. B. I,

*) Auf derselben Fahrt sprach Goethe beim Vorüberfahren an einem zerstörten Schloß über „die Kerls in Schlössern".

125 f. Das Lied deutet eher auf eine Zeit, wo das Verhältniß zu Lili entschieden abgebrochen war, und da könnte man an die Tage denken, die er zu Heidelberg, eben auf der Reise nach Italien begriffen, im Oktober 1775 so wunderbar verbrachte.

Die Veranlassung bot die ihn überraschende Entdeckung, daß er das goldene Herzchen, welches ihm Lili in den schönsten Tagen ihrer Verbindung selbst umgehangen hatte, noch trage, dies also länger als ihr Seelenband dauere, es die Zeit ihrer leider nur kurzen Liebe verlängere. Tritt hier die sehnsüchtige Erinnerung an die so bald verklungene Freude hervor, so in der zweiten, um einen Vers längern jambischen Strophe das Gefühl, daß er vergebens Lili ganz zu vergessen sucht, daß das Band ihn noch immer an sie bindet und auch ihr Herz ihn nicht ganz aufgegeben haben kann. So sieht er in dem Bande mit dem Herzchen eine doppelte sinnbildliche Bedeutung.*) In der letzten, wieder um einen Vers längern jambisch-anapästischen Strophe preßt sich das Gefühl aus, daß er nicht ganz frei sei, wie er gewähnt hatte, sondern noch an Lili hänge, wobei ihm das Band wie eine Fessel erscheint, die er, wie der Vogel, der sich losgerissen, noch zum Theil mitschleppen muß.**) So schließt das Lied mit dem Schmerze, daß er noch immer sein Herz nicht von Lili frei

*) Nach vor *dir* würde man statt des Ausrufungszeichens lieber Komma setzen, so daß der Satz als Vordersatz gälte. Bei den *fremden Landen* schwebt wohl Italien vor, wohin seine Reise gerichtet war. Auch dorthin wird ihn noch das Herz am Bande begleiten.

**) Aehnlich ist das Gleichniß vom Hunde, der sich losgerissen hat, aber auf der Flucht noch einen langen Theil der Kette nach sich schleppt, bei Persius (V, 159, 160). Man vergleiche auch Goethes Gleichniß in einem Briefe an Auguste Stolberg nach seiner Rückkehr von der Schweizerreise, wo er sich wieder von Lili angezogen fühlte, er sitze jetzt in Offenbach so beschränkt, wie ein Papagei auf der Stange.

fühle; was ihm in der zweiten Strophe so anmuthig erschien, daß er von ihr noch immer abhänge, wie ihr Herz noch an ihm, empfindet er hier als eine Schmach, als eine seiner Freiheit unwürdige Fessel. Man vergleiche dazu den Schluß von Lilis Park (vermischte Ged. 23).

78. Wonne der Wehmuth.

Die Verse standen zuerst in der Sammlung von 1788, unmittelbar hinter dem vorigen Liede; gerade zu dieser dürften sie gedichtet sein. Vgl. B. I, 210. Sie sprechen so einfach wie tief empfunden das Gefühl aus, daß unglückliche Liebe nur in Thränen allein einen Trost findet, so daß sie viel besser, als Lied 71, Trost in Thränen überschrieben wären. Die Thränen der Liebe, dieses ewigen Gefühls (vgl. Lied 71, 7), dürfen nicht trocknen, weil sonst der Zustand des Liebenden ganz trostlos ist, dem schon, wenn sie halb trocknen, die Welt öde und todt scheint. Die beiden ersten Verse werden am Schlusse wiederholt, nur ist der ewigen Liebe in unglücklicher Liebe verändert, um näher zu bezeichnen, daß es sich um den Verlust eines innigst geliebten und der Seele zu ihrer Ruhe unentbehrlichen Herzens handelt, was freilich nicht bestimmt im Ausdrucke liegt, aber wir nach dem tiefen, des Dichters ganze Seele ergreifenden Schmerze ahnen.

79. Wanderers Nachtlied.

Gedichtet am Abend des 12. Februar 1776 am Hange des Ettersberges bei Weimar, wo Goethe wohl die Nacht im herzoglichen Schlosse zubrachte, und sogleich Frau von Stein übersandt. Gedruckt wurde es zuerst 1780 unter der Ueberschrift um Friede, mit einer Melodie von Goethes Freund Ph. Chr. Kayser, im

dritten Bande von Pfenningers christlichem Magazin, daraus 1784 im vierten Theil von Füßlis allgemeiner Blumenlese der Deutschen, und in demselben Jahre 1784 erschien es in der ersten Sammlung Oden und Lieder des anhalt-dessauischen Musikdirektors Fr. W. Rust mit mehrfachen Aenderungen. 1788 nahm Goethe es mit zwei Aenderungen in die Sammlung auf.*) Am 11. Februar hatte er die seine damalige schmerzliche Aufregung bezeichnenden Worte: „Könntest du mein Schweigen verstehn! Liebstes Gustchen! — Ich kann nichts sagen!" an Auguste von Stolberg geschrieben. Der dringende Wunsch nach endlicher Beruhigung seiner auf den Wogen der Leidenschaft der Liebe ruhelos umhergetriebenen Seele**) drückt sich auch im Versmaße, in dem vorletzten kürzern Verse (wie Lied 74) und in der ganzen äußern Form bezeichnend aus. Zunächst wird der ersehnte Friede nicht genannt, sondern nur in einem vorausgehenden Relativsatz angedeutet***), worauf der Dichter seine Ermüdung an dem ewigen Treiben der Leidenschaft ausspricht, und daß dieses leidenschaftliche Liebeswogen, dieser Schmerz und diese Lust seine Seele nicht befriedige, endlich den so süßen, innig der Seele behagenden Frieden anruft, in seine Brust einzuziehen. Es schwebt hierbei (vgl. Lied 81 Str. 4, 3) der Friede, den die Welt nicht gibt" (Joh. 14, 27), der „Friede

---

*) V. 2 stand früher alle Freud', V. 6 die Qual (statt der Schmerz).

**) Im vorigen September hatte er gegen Auguste Stolberg den Wunsch ausgesprochen, daß sein Herz nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannter Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werde, sondern einmal in ergreifendem wahren Genusse die den Menschen gegönnte Seligkeit empfinde.

***) Doppelt, von außerordentlichem Grade. Vgl. Elegien I, 14, 6 und die Erläuterungen zur Iphigenie S. 56.

Gottes“ (Phil. 4, 7) vor, dessen Goethe mehr als vierzig Jahre später in der marienbader Elegie (vermischte Ged. 45) Str. 13 gedenkt.*) Die gleichzeitig mit dem Liede entstandene Ueberschrift bezeichnet nur, daß er die Verse Nachts beim Wandern (am Hange des Ellersberges) gedichtet.

80. Ein gleiches.

Diese Verse schrieb Goethe in der Nacht des 2. Septembers 1783, welche er in dem Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn, dem höchsten Punkte des ilmenauer Forstes, zubrachte, mit Bleistift an dessen südliche Wand. Vgl. B. I, 183. Erst 1814 nahm er das Lied an dieser Stelle der Lieder und mit der jetzigen Ueberschrift auf.**) Die ursprüngliche Ueberschrift lautete buchstäblich: „Am 2. Sept. 1783 Nachtlied.“ Als Goethe am 26. August 1831 zu mehrtägigem Besuche nach Ilmenau kam, fuhr er gleich den folgenden Tag, in Begleitung des Berginspektors Mahr zu Kammerberg, auf den Gickelhahn, wo er sogleich nach dem kleinen Waldhaus aus Zimmerholz und Bretterbeschlag ging und rüstig die steile Treppe nach dem obern Stock heraufstieg. Er habe, be-

*) An Lavater schrieb er 1778, der Friede Gottes offenbare sich täglich mehr an ihm.

**) Bloß mit der einzigen Abweichung, daß er Vögelein statt Vögeln schrieb. Alle andern Angaben, daß die ursprüngliche Gestalt von der spätern abgewichen sei, sind durch Falks Bericht (Goethe aus seinem persönlichen Umgang dargestellt S. 143 f.) entstanden, der die Strophe ungenau angibt, größtentheils in der Umgestaltung, welche er derselben in seinem dreistrophigen Abendlied gegeben hatte. Vgl. van der Hagen in der Germania X, 270 ff. Herr Stadtrichter Passarge aus Königsberg hat bei seiner Anwesenheit zu Elgersburg im Sommer 1863 wiederholt die im Jahre 1831 hergestellte Inschrift verglichen. Seinen sehr sorgfältigen Beobachtungen verdanke ich die allergenaueste Kenntniß des Thatbestandes. Die Verse stehen richtig im zweiten Bande von Schäfers Lebensbeschreibung Goethes und auf der in Jena erschienenen Abbildung des „Goethehäuschens auf dem Kickelhahn“.

merkte er, damals einen kleinen Vers angeschrieben, den er nochmals sehn und den Tag desselben sich aufzeichnen möchte, wenn derselbe darunter stehn sollte. Mahr zeigte ihm diesen am südlichen Fenster. Goethe scheint damals, wie man nach Mahr annehmen muß, statt des 2. den 7. gelesen zu haben, obgleich Mahrs Angabe des angeschriebenen Liedes ganz ungenau ist. „Goethe überlas diese wenigen Verse", berichtet Mahr im Jahre 1855, „und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Rock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem wehmüthigen Ton: „Ja warte nur, balde ruhest Du auch!" schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den dunkeln Fichtenwald, und wendete sich dann zu mir mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehn." Auf den Wunsch Goethes überzog der Oberforstmeister von Fritsch die Bleistiftzüge noch einmal und schrieb darunter: „Renov. den 29. Aug. 1831.*)" Ein Vortrag von Dr. Woldemar Masing in Dorpat „Ueber ein Goethe'sches Gedicht" (Leipzig 1872) hat sonderbar unser Gedicht gewählt, „um alle wesentlichen Gesetze des Liederkunstwerks und damit des einfach Schönen überhaupt zur Anschauung zu bringen". Da ihm meine Erläuterungen unbekannt geblieben, hat er in Bezug auf

---

*) Vgl. meine Ausgabe der ältesten Gestalten der Iphigenie S. 143. Es war also kein Berliner, der dies that, wie es in der Vossischen Zeitung 1853 Nr. 194 hieß, wohl aber mag es ein Berliner sein, der durch einen Messerstich das 9 im Datum 29 unlesbar gemacht hat. In der ersten Auflage hatte ich dem gangbaren Berichte, em Datum der Erneuerung stehe 1813, Glauben geschenkt. Viehoff hat mir auch hier getreu nachgeschrieben. Schon van der Hagen äußerte frageweise die Vermuthung, es sei 1831 zu lesen. Und diese Zahl steht ganz deutlich da, so daß 1813 ein leider zu erfolgreicher Schreibfehler des ersten Berichterstatters oder nur Druckfehler war. Goethe kam 1813 gar nicht nach Ilmenau.

Nachmittag anspielte, den ihm die sangkundige Frau Hufeland auf dem Hausberge bereitet und den er auf seine Weise in dem mit jenem Liede gleich anlautenden Bergschloß launig dargestellt hätte. In der Ziegesarschen Familie hat sich die Sage erhalten, das Gedicht gehe auf die reizende Silvie von Ziegesar, mit der Goethe damals freundliche Briefe wechselte, und das Schloß sei das Schloß Unterlobdeburg bei Lobeda in der Nähe des Sitzes der Familie Ziegesar zu Drakendorf bei Jena, wo Goethe gern im heitern Kreise der zahlreichen Familie weilte. Aber in den Briefen an Silvien scheint sich weder unser Gedicht noch eine bestimmte Hindeutung darauf gefunden zu haben, da sonst von Biedermann, der jener Sage beistimmt, darauf hingewiesen haben würde. Aber auch selbst dann, wenn Silvie das Gedicht von Goethes Hand besessen hätte, würde daraus noch nicht folgen, daß es wirklich durch sie veranlaßt sei, da, wie wir wissen, Goethe seine neuesten Gedichte gern befreundeten Damen mittheilte. Zum Verständniß des Gedichtes ergäbe sich, auch wenn die Beziehung auf Silvie von Ziegesar richtig wäre, nichts Neues.

Die sechs ersten Strophen schildern den traurigen Verfall des einst so belebten Schlosses, wo wilde Raubritter gehaust,*) aber auch eine freundliche Kellnerin gewaltet habe. Jetzt ist es hier so still, daß man überall in den Trümmern herumklettern kann, ohne von jemand gestört zu werden.**) Hier denkt er sich

---

*) Str. 2, 1 stand ursprünglich, wie drei Verse vorher, Thoren und Thüren; da aber die grammatische Richtigkeit hier Thore verlangt und Goethe den Hiatus Thore und Thüren meiden wollte, so schrieb er in der zweiten Ausgabe Thüren und Thore, wodurch freilich der frühere Gleichklang verloren geht.

**) Gemäuer, wie Lied 73, Str. 2, 5.

nun auch den Keller, der ihn auf die Kellnerin bringt, welche früher den heitern Schloßgästen und dem Geistlichen zur Messe den Wein gespendet, auch wohl den Knappen, die auf den Gängen ihrer Ritter gewartet, einen guten Trunk habe zukommen lassen. Die Willkürlichkeit, daß der Dichter sich hier weinspendende Dienerinnen statt der Schenken denkt, muß man seiner Absicht zu Gute halten. Die beiden ersten Fälle des Dienstes der Kellnerin sind nur kurz aber bezeichnend angedeutet, dagegen wird beim dritten absichtlich länger verweilt, und die Lüsternheit des durch die Schönheit der Kellnerin gereizten Knappen mit launiger Benutzung des Wortes Dank im mittelalterlichen Sinne hervorgehoben.*) Schließlich wird noch einmal die volle Zerstörung der Burg hervorgehoben, wobei der Treppen, auf denen die Kellnerin in den Keller gestiegen, des Ganges, wo sie dem Knappen den Wein gereicht, und der Kapelle gedacht wird, in welcher der Pfaffe das heilige Mahl feierte.**) Der Saal (Str. 4, 1) bleibt hier unerwähnt, tritt aber unten Str. 9, 1 f. wieder hervor.

Der zweite Theil des Gedichtes schildert, wie neulich, als er mit der Geliebten sich an einem schönen Tage oben befand, die ganze Burg mit ihrem mittelalterlichen Leben dem Beglückten neu erstanden sei. Die zu Grunde liegende dort sich heiter vergnügende Gesellschaft muß der Dichter zu seinem Zweck ganz

---

*) Flüchtig ist die Gabe, weil sie rasch im Vorübergehn gereicht wird; der zum Dank gegebene Kuß ist flüchtig, weil er rasch erhascht wird. Die Wiederholung desselben Beiworts wirkt launig. Der Dichter beabsichtigt hier einen entschiedenen Gegensatz zum Schlusse.

**) Verwandte, hier nach älterem Sprachgebrauche, im Sinne verwandelt, wie Rachel sagt in ein Vieh, in Haß verwandt werden, Spee in Wachs verwendt sich alle Beut' (der Bienen). Der eigentliche Ausdruck wäre versunken gewesen.

wohl mit Erinnerung an Wanderers Nachtlied von 1776 beigefügt. Zelter nannte es Ruhelied.

81. Jägers Abendlied.

Erschien bereits auf dem ersten Bogen des Januarheftes 1776 des Merkur unter der Ueberschrift Jägers Nachtlied und wurde im folgenden Jahre von Kayser komponirt.*) Mit manchen Veränderungen nahm es der Dichter 1788 in seine Sammlung nach Lied 79 auf. Die dritte Strophe lautete ursprünglich:

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Rast,
Dem, wie zu Hause, so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last.**)

Hier war von einem Menschen die Rede, den seine innere Unruhe überall verfolgt, den sein Herz zu Hause wie draußen beunruhigt, während nach der neuen Fassung der Verlust der Geliebten ihn fortgetrieben hat. Das Gedicht muß Goethe schon Ende Dezember 1775 an Wieland gegeben haben. Aus Str. 2 geht deutlich hervor, daß es nicht in einer November- oder Dezembernacht gedichtet sein kann; denn wie sollte der Dichter irgend sich vorstellen können, daß in einer solchen die Geliebte „durch Feld und liebes Thal wandle"? Und wenn er das Lied im November oder Dezember 1775 gedichtet hätte, so konnte er bei der Geliebten nur Lili im Sinne haben, die er sich aber in der Winternacht

---

*) Goethes Briefe an Frau von Stein I, 124.

**) Außerdem stand ursprünglich V. 1 Im Wald, V. 2 Lausch' mit dem Feuerrohr, V. 5 itzt, V. 14 Als säh' den Mond ich an, V. 15. Ein süßer, V. 16 wie mir gethan. Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Goethe V. 6 statt Durchs Feld und liebe Thal das jetzige Durch Feld und liebes Thal.

unmöglich in Feld und Thal, vielmehr in glänzender Gesellschaft denken mußte. Vgl. Lied 57, B. I, 135. Da wir jetzt wissen, daß Boie das Gedicht Christel (Lied 7) schon Ende 1774 besaß, so dürften wir in dieselbe Zeit auch unser Gedicht setzen; ja, vielleicht erhielt Boie auch unser Gedicht mit jenem zugleich, wogegen wenigstens der Umstand nicht spricht, daß dasselbe nicht im göttinger Musenalmanach steht, da ja auch Christel selbst dort nicht gedruckt wurde, aber freilich lagen die Gedichte unter Goethes Papieren, wie wir wissen, sehr zerstreut, so daß er sie nicht gleich zusammenfand, und so könnte er leicht, auch wenn er beide vor Boies Besuch schon gedichtet hatte, nur eines diesem gegeben haben. Wie er sich in Christel ganz in den Zustand eines von glühendster Liebe erschütterten schwermüthigen Bauerburschen versetzt, so konnte der Dichter, der schon 1774 die Hauptszenen des Faust geschrieben hatte, sich auch leicht als Jäger denken, dem in der Einsamkeit des Waldes das Bild der Geliebten aufgeht. Der Jäger ist allein, nicht etwa Theilnehmer an einer fürstlichen Jagd, auf welcher auch auf dem Anstand keiner ganz allein steht; daß die Jagd sein Gewerbe sei, deutet nicht allein die Ueberschrift an, sondern auch die Worte, mit denen das Lied anhebt, die das „Wilde" seines Handwerks hervorheben. Freilich daß er in der Nacht umherschleicht, ist nur in der Ueberschrift angedeutet, da weder still (Str. 1, 1) noch der Vergleich mit dem Monde Str. 4, der gar nicht beweist, daß er jetzt gerade den Mond sieht, darauf hinweist. Wenn die Jägerlieder lustiger, ja oft lüsterner Art sind, besonders gern mit Verfolgung von Mädchen sich beschäftigen, so zog es den Dichter an, einen Jäger in zart empfindsamer Weise seines ihm im Herzen liegenden Mädchens gedenken zu lassen, dessen engelreines Bild ihm hier in der Einsamkeit des Waldes, wo er seinem mörderischen Gewerbe nachgeht,

so ergreifend aufgeht. Ich wüßte nicht, wen wir uns hier anders als einen Jägerburschen, der anderwärts Dienst genommen, und nun an seiner neuen Stelle so plötzlich von der Liebe erfaßt wird, denken sollten. So ist auch der Jäger in Lied 22 in herrschaftlichen Diensten.

Betrachten wir nun schließlich das Gedicht in der jetzigen Fassung. Der von der Geliebten zurückgewiesene Jägerbursche ist verzweifelnd davongezogen und durchstreift die weite Welt, ohne irgend Ruhe zu finden. Aber wie rauh auch sein Handwerk ist*), gerade in diesem Augenblick, wo er dem Wilde nachstellt**), geht ihm das Bild der fernen Geliebten auf, die jetzt wohl in ihrer heitern Ruhe an den gewohnten Orten spazieren geht, und wie gern wünschte er, daß sie seiner, wenn auch nur vorübergehend, gedächte, wie wenig er es auch hoffen darf. Hierbei kann er nicht umhin, als ob er dadurch ihr Mitleid erwecken könnte, sein schweres Unglück anzudeuten, daß er voll Unmuth nach allen Seiten umherschweift, weil sie ihn abgewiesen, was er mit größter Zartheit bezeichnet („weil er dich lassen muß“). Aber die Erinnerung an sie erfüllt ihn mit unsäglicher Beruhigung. Zum Bilde vom Schauen des Mondes vergleiche man, was Goethe einmal bei Gelegenheit der Volks- und Nationalpoesie sagt: „Wir sehen die Regionen vor uns aufgeklärt in ihren lichten und beschatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe, wie wir in klarer

---

*) Darauf bezieht sich wild V. 1, wie still auf die Ruhe von wilder Leidenschaft geht, die er augenblicklich in sich fühlt. Im Gegensatz der Geliebten still und mild (Str. 2, 1) bezeichnet still ihre ruhige, selbstzufriedene Natur.

**) Wenn der Dichter später im Felde statt im Walde schrieb, so veranlaßte ihn dazu wohl der Umstand, daß das früher in Str. 3 stehende Feld (als Reim auf Welt) bei der Umänderung derselben wegfiel. Doch möchte im Walde um so mehr den Vorzug verdienen, als Str. 2, 2 des Feldes gedacht wird, in welchem wohl die Geliebte wandle.

Nacht den Mond zu betrachten gewohnt sind.“ Zum stillen Frieden vgl. zu Lied 79, 7. Str. 4 bildet den Gegensatz zu Str. 3 wie Str. 2 zu Str. 1. So schließt das Ganze mit der Schilderung der schon Str. 1, 3 f. angedeuteten Wirkung ihres Bildes auf seine beunruhigte Seele. Die beseligende Ruhe, welche die Erinnerung an die unendliche Liebenswürdigkeit der für ihn verlorenen Geliebten auf den rauhen Jägerburschen übt, spricht sich in reiner Innigkeit aus. Vgl. Lied 71. 78.

82. An den Mond.

Schon Friedrich von Stein hat die ursprüngliche Fassung des Gedichtes, in welcher es seine Mutter mit einer Komposition Seckendorfs besaß, mit Christiane von Laßberg in Verbindung gebracht, die aus Liebesverzweiflung am 16. Januar 1778 in der Ilm ihrem Leben ein Ende machte. Darauf bezog er nämlich das Schwellen des Flusses vom Tode in öder Winternacht in der frühern Fassung von Str. 7, das nur den wildbrausenden, Ueberschwemmung und Verderben drohenden winterlichen Strom dem ruhig fließenden, überall Leben spendenden entgegensetzen soll. Daß das Gedicht eher in den Januar 1779 gehört, ist B. I, 155 ausgeführt. Auffallen könnte freilich, daß des Frierens gar nicht gedacht wird, aber dies lag hier gleichsam außerhalb des Gesichtskreises des Dichters, und ebensowenig wird der Wärme der Sommernacht gedacht. Einer herrlichen Mondnacht, in welcher er über die Wiese nach seinem Garten gegangen und sich im Nachtdämmer gelegt, gedenkt er im Briefe an Lavater vom 25. August 1776. Wäre aber damals das Gedicht entstanden, so würde Goethe dieses, nicht das Lied dem Schicksal (83) dem Freunde mitgeschickt haben. Schon vor der Reise nach Italien hatte er dem Gedichte die jetzige Gestalt gegeben, in welcher er es 1788 unmittelbar

nach dem vorigen Liede aufnahm; denn bei der Nachahmung der Frau von Stein im Spätherbst 1786*) liegt diese schon zu Grunde. Hier wurden besonders die ursprüngliche dritte und vierte Strophe ganz anders ausgeführt; denn an der Stelle der Strophen 3—7 hieß es früher:

Das du so beweglich kennst,
Dieses Herz im Brand,**)
Haltet ihr***) wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Und bei Frühlings-Lebenspracht
An den Knospen quillst.†)

Wenn in der frühern Fassung der leidenschaftlichen, kaum beruhigten Liebe zu Frau von Stein gedacht wurde, so hat der Dichter hier alle persönliche Beziehung, auch die auf seinen Garten verwischt, er gedenkt der treulosen Geliebten und bittet den zweimal angeredeten Fluß, seinen Klaggesang mit seinen Melodien zu begleiten, endlich ersehnt er sich nicht erst einen Freund, sondern

---

*) Vgl. Düntzer Charlotte von Stein I, 268.

**) Soll wohl nichts anders heißen als „dieses brennende, flammende Herz".

***) Ihr kann doch außer dem angeredeten Mond nur auf die Liebste (Str. 2, 3) gehn. Daß der Mond ihn zu jeder Jahreszeit an den Fluß, die Ilm, banne, wie ein Gespenst, von dem man den Blick nicht wenden kann, ist doch etwas wunderlich. Eher paßt es auf die Geliebte, die ihn in Weimar fest hielt. Sollte nicht etwa auch bei du in raschem Sprunge zur Anrede die Liebste angeredet und dieser nebensächlich in ihr der Mond beigesellt werden?

†) Sonst schrieb der Dichter V. 1. Busch und Thal statt 's liebe Thal, V. 7 des Freundes statt der Liebsten, im dritten Verse der vorletzten Strophe Freund statt Mann. In der letzten Strophe stand ursprünglich V. 1. Dem Menschen unbewußt, V. 2 wohl veracht.

gedenkt des Glückes, daß dieser ihm treu geblieben, mit herzlichem Gefühle.

In den drei ersten Strophen spricht der am Ufer des Flusses wandelnde Dichter die Wirkung des Busch und Thal in der Ferne und die ganze nähere Umgebung wieder mit seinem Glanze erfüllenden Mondes auf seine Seele aus*), die aus ihrer Starrheit gelöst und mit der Erinnerung an die hier genossene Vergangenheit erfüllt wird.**) Hier in der völligen Einsamkeit klingt in seiner durch den Mondschein aufgeschlossenen Seele seine ganze Vergangenheit nach, und so fühlt er sich bald heiter, bald traurig gestimmt.***)

Str. 4—7. Der vorüberrauschende Fluß erinnert ihn an seine treulose Geliebte, aber wie bitter ihn auch diese Erinnerung quält, der Fluß bleibt ihm ein lieber Genosse, der ihn immerfort neue Melodien lehren möge. Treffend ist der Vergleich der gleich dem Flusse vorüberrauschenden Liebe angedeutet. Vgl. Lied 46

---

*) Zu Nebelglanz vgl. Lied 33 Str. 1, 3 f.: „Nebel schwimmt mit Silberschauer Um dein reizendes Gesicht.“ — Gefilde. An Frau von Stein schreibt er am 2. Januar 1779: „Mit dem aufgehenden Mond hab' ich mein ganz Revier umgangen. Es friert stark. Einige Anblicke waren unendlich schön.“ Daß der Mond im Gedichte selbst nicht namentlich angeredet wird, dürfte nicht ganz zu billigen sein; nur die Ueberschrift nennt ihn. Freilich kann man nur an den Mond denken, aber die Anrede würde den Ton herzlicher stimmen.

**) Mild, wie ein Freund, breitet der Mond sein Auge lindernd über sein Geschick. Der Mond scheint antheilvoll auf ihn und seinen Zustand hinzuschauen, wodurch seine Seele gelindert, wie es in anderer Beziehung eben hieß, gelöst wird. Das Komma nach Auge hat erst die Ausgabe letzter Hand irrig wegfallen lassen.

***) Froh- und trüber. Vgl. S. 56*. Das Wandeln ist bildlich, aber das Bild wird in einer unserm Dichter auch in gewöhnlicher Rede eigenen Weise durch die Wirklichkeit, sein wirkliches Wandeln, veranlaßt.

Str. 2, 3 f. Aehnlich Lied 49. Das einst so süße Glück bereitet ihm jetzt bitterste Qual.*) Aus der Aufforderung, daß er nur seiner Natur nach rastlos fortrausche, entwickelt sich der Wunsch, daß er zu jeder Zeit, möge er nun im Winter gewaltig überschwellen oder im Frühling lieblich einherfließen,**) seine Sänge melodisch begleite.***) Im Epilog zum Maskenzug von 1818 sagt die Ilm, die darüber scherzt, daß sie eigentlich nur ein Bach sei, sie höre oft die Flöte ihrer Dichter beim Morgenroth, wenn sie, von Zweigen und Weiden überdeckt, sich weiter gieße. Vgl. auch Schillers Epigramme die Flüsse, wo es von der Ilm heißt, die leisere Welle höre, wenn der Strom sie vorüberführe, manches unsterbliche Lied.

Str. 8 f. Aber hat ihn auch die treulose Geliebte verlassen, ein Freund ist ihm geblieben, dem sich seine ganze Seele öffnet und mit ihm die tiefsten Gefühle des Herzens, welche die ahnungsvolle Nacht aufregt, durchempfinden kann. Die Welt (die meisten Menschen) kennt diese Gefühle nicht, oder sie weist sie als fremd von sich ab.†)

---

*) Dante sagt (Hölle V, 121 ff.), niemand empfinde größeres Leiden als der, welchem das Bild schöner Zeiten im Unglück erscheine, mit Beziehung auf die Stelle des Boethius de consolatione: In omni adversitate fortunae infelicissimum genus infortunii fuisse felicem.

**) Quillt vom Flusse, der so ruhig fließt, als quelle er eben aus der Erde hervor. Er umspült dann gleichsam die Blumen an seinem Rande.

***) Kaum dürfte hierbei die berühmte Stelle des Virgil Buc. VI, 82—84 vorschweben, die Klopstock in der Ode Aganippe und Phiala Str. 4 benutzte, wo Apollo den Fluß Eurotas und den Lorbeerhain Gesänge lehrt, welche sie wiederhallen.

†) Das bezeichnet nicht bedacht, das an die Stelle des wegen der Form anstößigen gar veracht (veracht't) getreten ist. Die Brust heißt ein Labyrinth, weil in ihr die mannigfachsten Gedanken chaotisch durchein-

Die Sprache fließt in den wohlklingendsten, zartesten Weisen und gibt dem Liede bei aller schlichten Einfalt den reinsten Herzenston. Da der Mond nur in den beiden ersten Strophen angeredet wird, Str. 4—7 an den Fluß gerichtet sind, scheint die früher angemessenere Ueberschrift wenig passend. Beim Mondschein oder Mondnacht wäre wohl bezeichnender.

83. Einschränkung.

Ursprünglich hatte unser Gedicht, das am 3. August 1776 zu Ilmenau, wo Goethe sich mit dem ihm eng verbundenen jungen Herzog Karl August befand, Morgens beim Zeichnen entstand (er selbst nennt es in seinem Tagebuch „Gesang des dumpfen Lebens“), folgende Fassung:*)

Dem Schicksal.

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
Und, ach ich fühls, im Stillen werden wir
Zu neuen Szenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl;
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit**) uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

---

ander gehen. Erst nach dem Tode des Dichters hat man nach Str. 8 irrig Ausrufungszeichen gesetzt.

*) Erhalten ist es in Goethes Brief an Lavater vom 30. August 1776.

**) Im tiefurter Journal heißt es 1782 (Riemer schreibt den Aufsatz Goethe zu): „Dumpfheit haben bloß gescheidte Menschen, sonst ist's Dummheit. Es

In der Sammlung von 1788 war es vom vorigen Liede durch die Balladen der Fischer und Erlkönig getrennt.

Wenn in der frühern Fassung der Dichter sein und des von ihm unzertrennlichen Herzogs Glück dem liebevoll für sie sorgenden, in verborgener Tiefe wirkenden Schicksal überläßt, so hat er später jede Beziehung auf den Herzog, in der Mitte die ganze Ausführung (V. 8—11) über die liebevolle Vorsorge des Schicksals, dem wir folgen müssen, gestrichen. Der kleine einsame Bergort zieht ihn so wunderbar an, weil er hier sich selbst leben und das verworrene und verwirrende Treiben der großen Welt vergessen kann*), was freilich etwas sonderbar durch das größtentheils aus der frühern Fassung beibehaltene „wie seltsam mich das Schicksal leitet" bezeichnet wird. Aber es erhebt sich in seiner frei sich selbst überlassenen Seele auch die Ahnung, daß das Schicksal ihm noch mancherlei bestimmt habe. Wie sehr wünschte er seines Pfades nicht zu verfehlen, sich nicht von unklarer Leidenschaft hinreißen zu lassen. Doch ergibt er sich darein, daß er dies ruhig abwarten, ohne klare Einsicht (eingehüllt, in Dumpfheit, wie die frühere Fassung hinzusetzte), aber in freudigem Vorwärtsstreben (von holder Lebenskraft erfüllt), ohne sich zu ängstigen (in stiller Gegenwart) hoffnungsvoll der Zukunft entgegengehn müsse. Die jetzige Ueberschrift Einschränkung ist nicht bezeichnend; man

---

ist die Qualität aller Künstler und aller Liebenden; es ist der schöne zauberische Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimliches Licht stellt." In dem Goethe zugeschriebenen Aufsatze die Natur, aus demselben Jahre, heißt es von dieser: „Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte." An Merck schrieb er, manches mache er in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste sei.

*) Noch im Februar 1784 schreibt Goethe von Ilmenau aus an Frau von Stein: „Die Einsamkeit dieses Ortes ist für mich sehr anzüglich."

erwartete eher die auf die Zurückziehung deutende Einsamkeit oder eine ähnliche. Auch Beschränkung wäre besser. Die Versform der ersten Fassung ist beibehalten, nur eine der beiden nach den drei Reimversen folgenden vierversigen abwechselnd reimenden Strophen ausgefallen.

84. Hoffnung.

Gedichtet auf der Schweizerreise im Juni 1775. Vgl. B. I, 126. Durch die Stelle des Briefes an Frau von Stein vom 7. November 1777: „Hernach fand ich, daß das Schicksal, da es mich hierher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie mans den Linden thut; man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen Aeste, daß sie neuen Trieb kriegen, sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da", wurde schon Schöll veranlaßt, an der Richtigkeit der Angabe des Jahres 1775 zu zweifeln. Aber das Gleichniß konnte Goethe sehr wohl schon einmal auf der Schweizerreise eingefallen sein. Unter dem „Tagwerk seiner Hände" versteht der Dichter die ihm bestimmte Lebensaufgabe, die er im Geiste vor sich schaut, wobei an die Bestimmung zu denken ist, als Deutschlands Dichter die höchste Stufe der Vollendung zu erreichen. Dazu ruft er die Gunst des Schicksals an, das seine Kraft nicht ermatten lassen möge*); denn er fühlt sich dazu berufen; seine Ahnung ist kein leerer Traum, und hat er auch noch wenig erreicht, einst wird ihm das Höchste gelingen. Gerade der Anblick

*) Die tiefe Bewegung des Dichters spricht sich auch in der Satzbildung aus. Eigentlich sollte es heißen: „Schaffe, hohes Glück (Schicksal), daß ich das Tagewerk meiner Hände vollende"; statt dessen geht das Tagewerk voran und wird von dem dieses ausführenden Satze „daß ichs vollende", durch die zwischentretende Anrede getrennt.

der jetzt abgekappten Linden war es, der ihn zu dem Gedanken veranlaßte. V. 5 f. sind eben sinnbildlich zu fassen. Freilich sollte bei den Linden eher von einer Blüthe als von einer Frucht die Rede sein. Wenn er später von seiner staatsmännischen Wirksamkeit als von seinem Tagewerk spricht, so hindert dies nicht, daß ihm während der Aufregung, in welche ihn die Trennung von Lili versetzt hatte, die Hebung der deutschen Dichtung als die Sendung seiner „Schöpfungskraft" erschien. Man vergleiche nur die im nächsten Monat geschriebene dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe.

85. Sorge.

Die Verse erschienen zuerst unmittelbar hinter Lied 84 in der Sammlung von 1788, zu welcher sie gedichtet sein möchten. Vgl. B. I, 210. Jeder Anhaltspunkt zu einer andern Zeitbestimmung fehlt. Es ist ein gepreßter Herzenswunsch, von der ihn quälenden Sorge befreit zu werden. Sie soll in diesem Kreise, in welchem sie sich bewegt, nicht immer in anderer Gestalt zurückkehren, ihm sein Glück lassen, es nicht durch ewiges Bedenken ihm rauben. Der schwankende Zustand hat lange genug gewährt; es ist Zeit, daß er sich entscheide. Wenn die Sorge ihm sein Glück nicht gönnen will, soll sie ihn wenigstens so klug machen, daß er die Einsicht gewinne, er müsse diesem Glück entsagen. So sehnt der Dichter sich aus dem ungewissen Zustande heraus; entweder will er das Glück ergreifen, zu dem er sich hingezogen fühlt, oder wenigstens die klare Einsicht gewinnen, daß es für ihn nicht förderlich sei, um dann vollständig zu entsagen. Die Verse sollten als zwei Strophen gedruckt sein. Aehnlicher Art ist Lied 54.

86. Eigenthum.

Schon in der ersten Auflage (II, 341) habe ich als Quelle dieses Spruches die Worte von Beaumarchais in seinem dritten Mémoire (Addition au Supplément du Mémoire à consulter, servant de réponse à Madame Goezmann) angeführt: Assuré que rien ne m'appartient veritablement au monde que la pensée que je forme, et le moment où j'en jouis. Die ganze ergreifende Schilderung Beaumarchais', welcher diese Worte angehören, hob J. G. Jacobi im Augustheft 1774 des Merkur aus; sie lauten bei ihm: „Denn weiß ich nicht, daß nichts mir wirklich auf der Welt gehört als der Gedanke, den meine Seele hervorbringt, und der Augenblick, dessen ich genieße?" Da die Memoiren von Beaumarchais im Jahre 1774 das höchste Aufsehen erregten, Goethe selbst im Mai aus dem vierten seinen Clavigo schöpfte, so werden auch diese, zuerst 1814 aufgenommenen Verse in jenem Jahre entstanden sein, wenn auch freilich die Möglichkeit bleibt, daß der Dichter erst viel später dem lang im Gedächtniß bewahrten Spruche diese Form gab. Die Angabe der Quartausgabe, welche diese von ihr unter Epigrammatisch gestellten Verse dem Jahre 1814 zuschreibt, dürfte nicht als zuverlässig gelten sollen. Riemer fand die Verse damals wohl in Goethes Papieren auf; daß sie nicht später als 1813 gedichtet sind, hat Biedermann erwiesen. Goethe hat den fremden Gedanken sich geschickt angeeignet und durch lebendige Bezeichnung gehoben. Die sechsversige zweitheilige jambische Strophe, der er sich bedient, hatte der Dichter schon in der Zueignung des leipziger Liederbuchs (B. I, 31 f.) gebraucht, nur ohne Beimischung von Anapästen (hier V. 2—4). Gewöhnlich lauten umgekehrt in der zweitheiligen sechsversigen Strophe der dritte und vierte Vers männlich, die übrigen weiblich aus.

87. An Lina.

Das Gedicht trat 1799 an das Ende der Abtheilung Lieder und scheint gerade zu diesem Zwecke gedichtet, da diese Abtheilung etwas mager ausfiel. Vgl. B. I, 264. Goethe wählte zur Ueberschrift einen beliebten Frauennamen, der aber im Liede selbst nicht erscheint, das mit der Anrede Liebchen beginnt. An eine persönliche Beziehung dürfte am wenigsten zu denken sein. Er wollte hier den Wunsch aussprechen, daß seine Lieder gesungen würden, da sie dann erst ihre volle Wirkung zu üben vermöchten. Aber auch hier erfand er eine besondere Situation. Er denkt sich als Liebhaber, welcher der in gefühlvollem Gesange zum Klavier ausgezeichneten Geliebten häufig diese Lieder vorgelesen, doch mag er sie, da ihr Verhältniß gebrochen ist, ihr in der gedruckten Ausgabe nicht zusenden. Sollten diese Lieder ihr jemals wieder in die Hände kommen, wie sie ihr einst durch ihn selbst bekannt geworden, so soll sie dieselben zum Klavier singen; so werden sie erst ihr Eigenthum, wie nur ihr gefühlvoller Vortrag ihnen zum wahren Leben verhelfen kann. Wie leicht hingehaucht das kleine Lied auch fließt, die zu Grunde liegende Vorstellung ist doch etwas gezwungen und nur mit Mühe herauszufinden. Im offenbaren Widerspruche mit dem, was deutlich ausgesprochen ist, steht die Auffassung, der Dichter bitte die Geliebte, den theilweise schon von ihr gesungenen Liedern, wenn sie ihr je wieder zur Hand kommen sollten, nochmals durch ihren Gesang das rechte Leben einzuflößen. Daß sie diese Lieder schon gesungen, wird nicht im geringsten angedeutet, und nicht von einem Theile derselben ist die Rede. Vielmehr wünscht er, daß sie die Lieder, die er ihr früher vorgelesen, durch den Gesang sich annehmlich machen möge, da ihr gefühlvoller Vortrag ihnen

erst das wahre Leben gebe. Von wirklich in Musik gesetzten Liedern ist nicht die Rede (von einem Notenhefte versteht es sich ja von selbst, daß es nicht bloß gelesen werden soll), sondern die Geliebte solle sie selbst durch Sang und Spiel beleben. Ein so ganz individuell gedachtes Lied dürfte zum Abschluß einer Gedichtsammlung nicht besonders passend scheinen, wenn auch eine andere Ausführung des Gedankens, daß Lieder gesungen werden müssen, hier an der Stelle wäre. Schiller schloß in seiner in demselben Jahre erschienenen Gedichtsammlung diese mit Stanzen, die er zum Schlusse des ersten Musenalmanachs gedichtet hatte und jetzt Abschied vom Leser überschrieb.



1 Goethe. Herman u. Dorothea
2. Wieland. Oberon
3. Goethe. Werther
4 — Wilhelm Meisters Lehrjahre
5. 6. Schiller. Räuber
7. 8 — Fiesko
9. Goethe. Wilhelm Meisters Wanderjahre
10 — Wahlverwandschaften
11 — Goetz von Berlichingen
12 — Egmont
13 — Clavigo und Stella
14 — Iphigenie
15.16 Schiller Kabale und Liebe
17 Goethe Tasso
18 — die natürliche Tochter
19-21 — Faust
22 Herder Cid
23 — Legenden
24-29 Klopstock Oden
30-31 Lessing als Dramatiker
32 — Minna von Barnhelm
33 — Emilia Galotti
34.35 — Nathan
36-37 Schiller als lyr. Dichter
38-45 — Lyrische Gedichte
46-47 — Wallenstein
48-49 — Maria Stuart
50-51 — Jungfrau von Orleans
52 — Braut von Messina
53-54 — Wilhelm Tell
55-56 — Don Karlos
57 — Demetrius
58-59 Goethe. Erzählungen
60 — Prometheus und Pandora
61-63 — als lyrischer Dichter
64-73 — Lyrische Gedichte
74-76 — Westöstlicher Divan
77-78 Uhland Balladen
79-81 Goethe Dichtung u. Wahrheit
82-83 — Maskenzüge.


nford University,
California.



